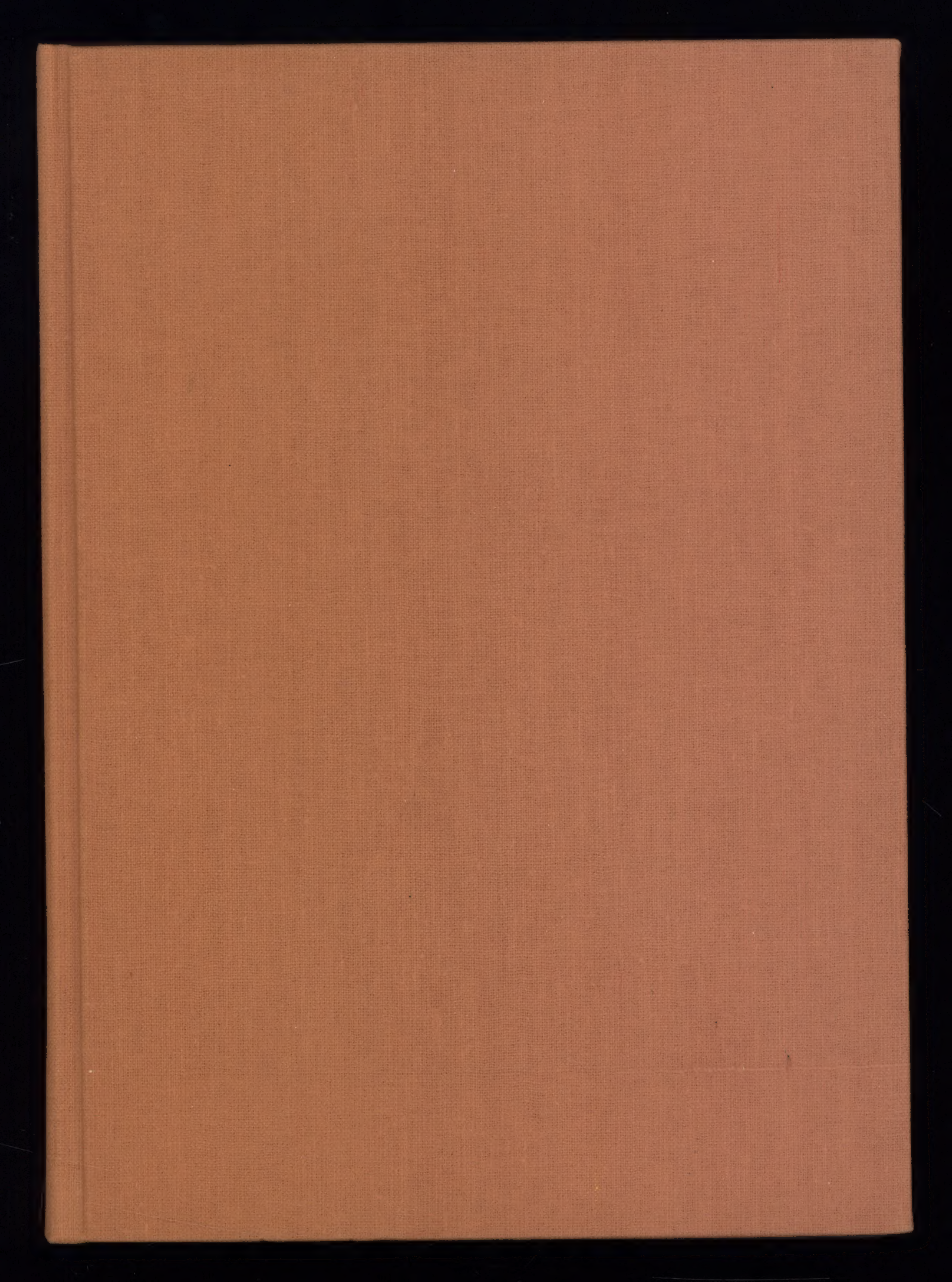
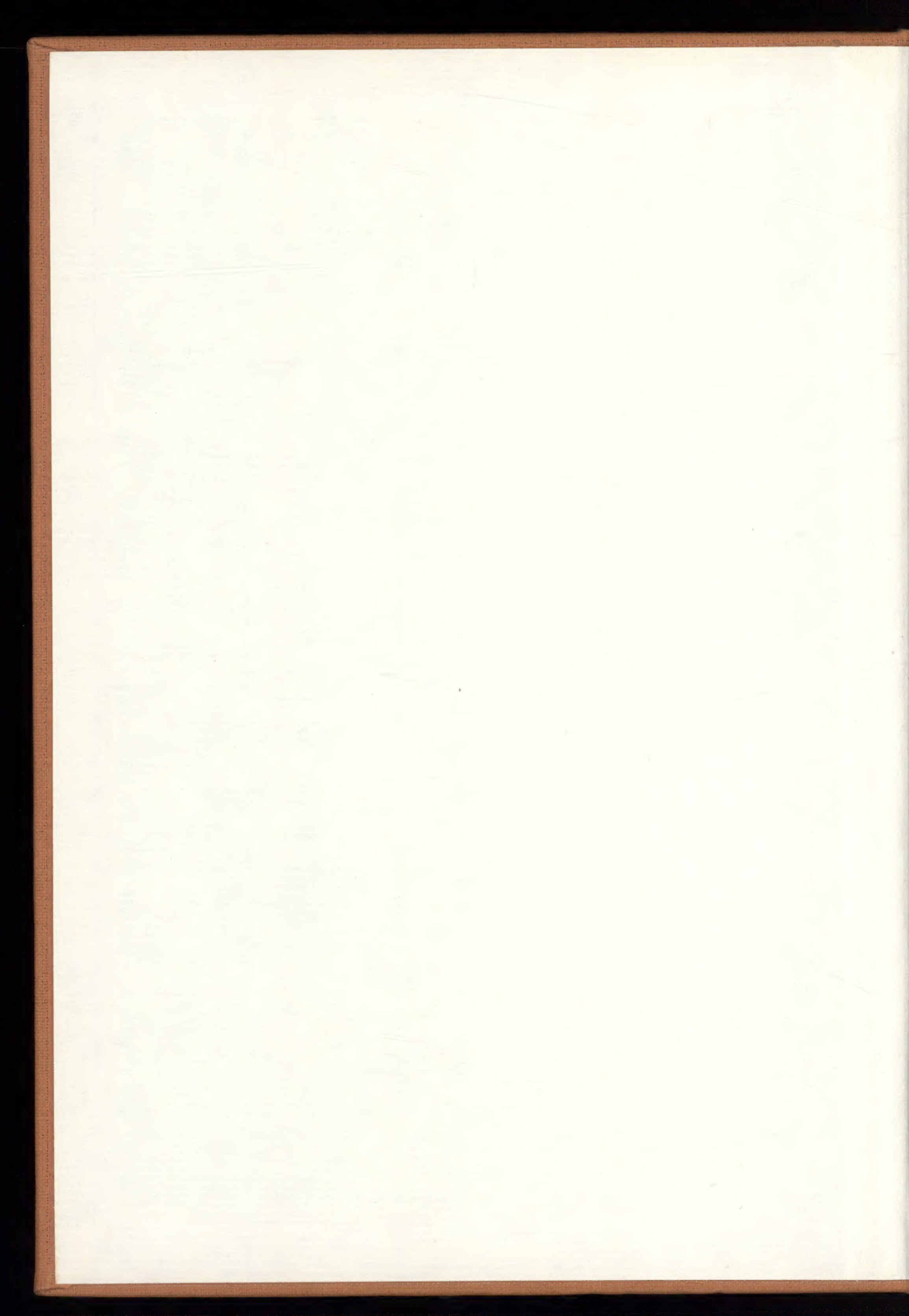




Perrien 297

Nim. p. 339, 365, 475

1673



STREIFZÜGE

IM

KAUKASUS, IN PERSIEN

UND IN DER

ASIATISCHEN TÜRKEI.

VON

FREIHERR MAX VON THIELMANN

DR. JURIS.



LEIPZIG.

VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT.

1875.

Originalausgabe bei Duncker und Humblot, Leipzig 1875

VORWORT.

Ein mehrmonatlicher Aufenthalt in St. Petersburg, während dessen ich Gelegenheit gefunden, das Russische zu erlernen, soweit dies einem Deutschen mit normaler Zunge in so kurzer Zeit möglich ist, hatte in mir den Entschluss reifen lassen, die entlegneren Theile Russlands und namentlich den Kaukasus zu bereisen. Ich verhehlte mir keineswegs, dass einem solchen Ausfluge ein gründlicheres Studium der zu berührenden Strecken vorausgehen müsse, als es für die Alpen und Italien das Durchlesen der bezüglichen Routen im Baedeker ist, und begab ich mich daher auf die Suche nach brauchbarem Material hierzu. Leider sah ich bald, dass ein solches nur in sehr beschränktem Masse vorhanden und dass es namentlich an jedem Werke fehle, welches als Reisehandbuch zu benutzen sei. Dubois de Montpéreux liefert zwar eine recht detaillirte Beschreibung des Landes, ist jedoch weit vor der neuen Aera im Kaukasus, die denselben erst dem Reisenden zugänglich gemacht hat, geschrieben worden und daher veraltet, Haxthausens Transkaukasien ist völlig unbrauchbar und Dumas' Voyage au Caucase ist wohl eine sehr geistreiche und stellenweis frappant richtige Schilderung, aber im Grossen und Ganzen doch eine zu unwahre Darstellung, um als Grundlage zu dienen; ebenso ist Bodenstedts Werk, so anziehend seine Lectüre ist, zu einer Reise

absolut nicht zu verwerthen. Die meisten Stützpunkte fand ich in dem nur als Manuscript gedruckten Tagebuch eines preussischen Offiziers, sowie namentlich in dem Werke des Professor Petzholdt über seine Reise im Kaukasus, ein Buch, dessen Studium allen solchen, die Lust zu einer ähnlichen Tour verspüren, sehr zu empfehlen ist. Nach diesen beiden Werken, sowie nach den Berichten über die Reise des Kaisers von Russland durch das Daghestan im Jahre 1871 baute ich meinen Plan und die Folge zeigte, dass ich nicht Unrecht mit dieser Wahl gehabt habe. Zwei Umstände traten hinzu, welche den ursprünglichen Reiseplan, der nur auf ein Vierteljahr berechnet war, um ein Bedeutendes erweiterten und schliesslich die Dauer der Reise fast verdoppelten; es war dies die Bekanntschaft mit einem langjährigen Kenner und Freunde des Orients, welcher mir dringend rieth den Rückweg mit einer Tour durch Vorderasien zu verbinden und die schliessliche Verabredung mit meinen beiden Reisegefährten, deren Wünsche über den Kaukasus hinaus nach Persien reichten. So trat ich, mit Reiseutensilien so gut versehen als es meine Erfahrung von früheren Touren her gestattete, meinen Weg an und habe ohne Gefahren und mit verhältnissmässig nicht übermässigen Schwierigkeiten eine Reise durch Gegenden gemacht, die noch wenig von Europäern und theilweis kaum je von Touristen besucht worden sind. Sollte die nachfolgende Beschreibung in die Hände eines Reiselustigen fallen und ihn zu einem Ausflug in jene schönen fernen Länder reizen, so wünsche ich ihm Glück dazu und hoffe, dass dies Buch sich ihm als ein brauchbarer Leitfaden erweisen möge.

Freiherr von Thielmann.

INHALT.

Erster Abschnitt.

Zweiter Abschnitt.

Sechster Abschnitt.

Siebenter Abschnitt.

Erster Abschnitt.

Von Odessa bis Poti.

Odessa. — Sebastopol. — Baghtschesarai. — Fahrt nach Jalta. Das Baidarthor. — Jalta. Livadia, Orianda, Alupka. Der Wasserfall. — Kertsch. Die kaukasische Küste. Suchum-Kaleh. Ankunft in Poti. — Die Länder des Kaukasus. Die Hauptkette. Das Daghestan. Der kleine Kaukasus. Die Tiefländer. — Politische Eintheilung des Kaukasus. — Die Strassen im Kaukasus. Schifffahrt. Eisenbahnen. — Die Völker des Kaukasus. Kartalinier, Tataren, Armenier. Die Bergvölker. Die Russen und Fremden. — Schreibweise der vorkommenden Namen.



Am 10. August 1872 traf ich verabredetermassen mit meinen beiden Reisegefährten v. Wurmb und v. Reiswitz in Odessa zusammen. Dieselben hatten den Weg von Berlin dorthin über Pest und Galatz zurücklegen wollen, waren aber nur nach Pest gekommen, um zu erfahren, dass der Cholera wegen die Dampfschifffahrt von Galatz nach Odessa eingestellt sei; sie sahen sich also gezwungen, den bedeutenden Umweg durch Galizien zu machen, und bekamen auf einer Postfahrt von einigen dreissig Meilen durch die Karpathen einen schwachen Vorgeschmack von ähnlichen Freuden, die da kommen sollten. Ich selbst hatte von Petersburg aus den Weg über Moskau gewählt; da die Stadt mir von früheren Besuchen schon bekannt war, beschränkte ich mich dort auf die recht interessante Ausstellung, welche wohl einen stärkeren Fremdenbesuch aus Deutschland verdient hätte; auch Kiew, einer grossartig schön gelegenen Stadt, machte ich einen eintägigen Besuch. Unsere ursprüngliche Absicht war gewesen, in Odessa bis zum Montag, den 12. August, zu bleiben, um alsdann das Dampfschiff nach der Krym zu benutzen, allein ein dicker Nebel machte die Stadt zu einem so traurigen und öden Aufenthalt, dass wir es vorzogen, so schnell als möglich fortzukommen, um das gute Wetter lieber in Sebastopol abzuwarten. Nachmittags um 4 Uhr bestiegen wir die Tawrida, ein Schiff der Russischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft auf dem schwarzen Meere. Die Tawrida war nicht mehr jung, und zählte nicht zu den besten und bequemsten

Schiffen der Linie; doch war sie nicht überfüllt und da die See still war, so konnten wir mit Bestimmtheit auf eine erquickliche Nacht rechnen. Des Abends um halb sechs Uhr verliessen wir nach einem kleinen Conflict mit einem fremden Bugspriet den Hafen; der Nebel hatte zwar nachgelassen, doch war die Luft noch immer schwer und dumpfig, und in den Cabinen unerträglich schwül, wir zogen es desshalb vor, so lange wie irgend möglich auf dem Deck zu bleiben.

Am nächsten Morgen kam gegen 8 Uhr die gelbe Küste der Krym bei herrlichem klaren Wetter in Sicht, voran das Cap Chersonesus mit seinem Leuchtthurm, weiterhin die kahlen steinigen Höhen westlich von Sebastopol, eine Stunde später fuhren wir zwischen zwei drohenden Forts mit etagenförmig übereinander gelegenen Batterien hindurch in die Bucht ein, das Schiff wendete scharf rechts und mit einem Schlage lagen die Riesentrümmer Sebastopols vor unseren Augen. Es giebt wohl keinen Ort auf Erden, der nach fast zwanzigjähriger Frist das Bild der Zerstörung so zur Schau trägt, wie Sebastopol. Während um Strassburg und um Paris kaum noch eine Spur von den Verwüstungen der Belagerung spricht, liegt Sebastopol noch ganz so da, wie am Tage nach dem letzten Sturm; kaum ein Haus in der Stadt ist neu gebaut, jeder Schritt führt über Trümmer, und jenseits des Hafens zeigen die langen Mauern der Kasernen eine unabsehbare Reihe öder Fensterhöhlen. Das wenige Leben, welches übrig geblieben ist, concentrirt sich in den Strassen, welche dem Landungsplatz der Dampfschiffe zunächst liegen; zwei Gasthöfe stehen daselbst den Fremden zu Gebot, wir zogen in den des Herrn Wetzel und fanden dort ein zwar nicht sehr geräumiges, aber immerhin befriedigendes Unterkommen; der Wirth, ein Deutscher, war früher Pächter der Restauration im russischen Offiziersklub gewesen und dachte mit Wehmuth an die goldene Zeit, wo er 260 Offiziere zu seinen täglichen Gästen rechnete; hierfür konnte ihn freilich der jetzt ziemlich rege Fremdenverkehr auch trotz der recht hohen Preise nicht entschädigen. Da das Wetter herrlich war, so säumten wir nicht, Wagen und einen Cicerone für die Tour um die Stadt

zu engagiren; letzterer war ein Jude, der alle Sprachen der Welt missbrauchte, den Tod des General Cathcart beschrieb er wörtlich: „war e grausser Mann, e gesünder; kümmt er gegangen, gefahren szu reiten, wird er geschossen, is er gekümmen szu fallen todt vom Pferde herünter.“ Unser siebenstündiger Weg führte uns hoch über dem Hafen entlang zum grossen Redan, wo die Parallelen und Approchen der Angreifer noch deutlich zu erkennen sind, sodann zum Malakoff, dem ein unbefangener Betrachter kaum seine Wichtigkeit, als Schlüsselpunkt der russischen Vertheidigung anzusehen im Stande ist; ein kleines steinernes Werk und ein unansehnlicher Thurm bezeichnen die historische Stätte. Weiter hinaus führte der Weg auf das Schlachtfeld von Inkerman bis zum Rande des Plateau's vor Sebastopol, von wo ein herrlicher Blick in das Thal der Tschornaja hinunter, und auf die schöngeformten Bergmassen hinter demselben für die Hitze des Tages reichlich entschädigte. Die historische Mühle von jenem Schlachttage steht noch, und neben ihr ein kleiner Brunnen, wo ein verschleiertes Tatarenmädchen Wasser schöpfte, für uns das erste Anzeichen des Orients. Die englischen Gräber, welche wir auf dem Rückweg berührten, sind leider in einem Zustand gänzlicher Verwüstung; die steinernen Einfriedigungen sind zerstört, vielfach die Deck-Platten der Gräber abgewälzt und zerbrochen, die Monumente beschädigt und überall wucherndes Unkraut, ein trauriger Gegensatz zu dem wohlgepflegten russischen Kirchhof auf der Nordseite der Bai. Die weite Ausdehnung der Befestigungen verbot uns, die vollständige Runde derselben auch auf der Seeseite zu machen, und wir begnügten uns mit der am Südende gelegenen Flagstaff- und der Centralbastion. Selbstverständlich ist ein eintägiger Besuch der Befestigungen nur für den Touristen genügend, ein Militair wird mit Interesse mehrere Tage auf eine detaillirte Besichtigung dieser historischen Punkte verwenden können, und wird ihm der gediegene Artikel in Murray's Russia hierzu, sowie überhaupt für eine Tour in der Krym, sehr dienlich sein.

In die Stadt zurückgekehrt, belohnten wir uns für die

Hitze des Tages durch ein herrlich erfrischendes Bad im Hafen, und bestimmten den nächsten Tag zu einem Ausflug nach Baghtschesarai, der Residenz der weiland Chane der Tataren. Wir hatten hiefür die Wahl zwischen zwei Wegen, dem weiteren über Inkerman, und dem näheren über die Nordseite der Stadt Sebastopol; letzterer ist jedoch mit zwei Uebelständen verknüpft: erstens muss man über die Bai zu Boot setzen, und zweitens findet man (was uns in Sebastopol verschwiegen worden war) auf der Nordseite keine vernünftigen Wagen, sondern nur tatarische Kasten ohne Federn von sehr primitivem Bau mit ebenfalls sehr primitiven Kutschern. Einen solchen Marterkasten, der zwar ein schön bunt bemaltes festes Verdeck in der Art einer schlesischen Plaue hatte, dafür aber keine Sitze besass, mussten wir besteigen, und legten in recht mässigem Tempo die $4^1/_2$ Meilen bis Baghtschesarai in ebensoviel Stunden zurück. Der Weg bot wenig Abwechselung; anfangs auf dem Plateau unweit des Meeres sich hinziehend, bog er bald rechts in das ziemlich öde Thal eines mageren Bächleins ein, dem einige Weidenbüsche und hin und wieder ein kleines Dorf mit seinen Gärten und alten Bäumen etwas Belebung verliehen, einen Glanzpunkt der Staffage bildeten dabei grosse Schwärme des schönsten der europäischen Vögel, der Mandelkrähe, welche in der ganzen Krym sehr häufig ist.

Baghtschesarai sieht man erst, wenn man darin ist; es liegt in einem engen Thälchen, welches im rechten Winkel zur Strasse steht, und wird daher bis zum letzten Augenblick durch davorliegende Hügel verdeckt. Die ganze Stadt ziemlich wird von einer langen Strasse gebildet, nahe an deren Ende das Schloss liegt; zu beiden Seiten dieser Strasse kleine einstöckige Häuserchen, nach vorne budenartig offen, in jedem ein Laden oder eine Werkstatt, meist beide verbunden. Die Bevölkerung ist rein tatarisch, und ausser dem russischen Hüter des Schlosses entsinne ich mich nicht, ein europäisches Gesicht gesehen zu haben. Diese gänzliche Abwesenheit des modernen Culturelements giebt der Stadt einen so ausgeprägt orientalischen Character, wie ihn vielleicht wenige Städte in

der Türkei besitzen mögen, und dies umsomehr, als sämmtliche Gebäude die Zeit der letzten Tatarenchane noch erlebt zu haben scheinen, ohne seitdem einer pflegenden Hand anheimgefallen zu sein. Wir hatten unserm Kutscher gesagt, er solle in's Schloss fahren, allein da unsere Kenntniss des Türkischen gering, und die seinige vom Russischen gleich Null war, so war er wohl einigermassen entschuldigt, als er, um seiner gewöhnlichen Ausspannung treu zu bleiben, in eine Seitengasse einbog; leider war jedoch diese Gasse nicht breit



Baghtschesarai.

genug, um uns durchzulassen, und so fuhren wir uns zwischen zwei Häusern buchstäblich fest, so dass es einige Zeit und Mühe kostete uns wieder flott zu machen. Endlich langten wir am Schlosse an, und waren beim ersten Anblick desselben wahrhaft überrascht; das Gebäude, welches weder durch Grösse noch durch irgendwie schöne Architectur sich auszeichnet, macht durch sein buntes fremdartiges Aussehen, seine vielen Erker, Thore und Pavillons, mit seiner Moschee und den Minarets, und mit den schattigen alten Bäumen in seinem Garten einen unvergesslichen Eindruck. Gegenüber

dem lebhaften und heiteren Treiben auf der Strasse tiefe Stille in den schattigen Gängen, gegenüber der schwülen Wärme der Aussenwelt die fast eisige Kühle in der Grabcapelle der Tatarenchane. Das Innere des Schlosses bietet nicht viel interessantes, einige merkwürdige Räume, die als Gerichtszimmer und als Wohnzimmer der Haremsdamen, zu denen einst auch die schöne Gräfin Potocka gehörte, gedient haben. Die anstossende Moschee ist wie alle türkischen Gotteshäuser einfach und nackt, und die Grabmäler der Chane in der angebauten Kapelle sind nur als historische Denkmäler einer auf sehr prosaische Weise depossedirten Regentenfamilie, sonst aber durch nichts bemerkenswerth. Die Besteigung der Minarets ist schwindligen Personen nicht anzurathen, zumal die Aussicht von oben zwar ganz niedlich ist, aber nichts neues bietet. Der Tag wäre unvollständig geblieben, wenn wir nicht noch ein Diner à la tartare eingenommen hätten; leider wurden wir ziemlich enttäuscht: der Hammel war zäh, der Reis saftlos und der Kaffee mässig, dagegen der Preis eines grossen Hotels würdig. Einen Ausflug nach Tschufut-Kaleb, der Stadt der Karaïm-Juden, mussten wir der vorgerückten Tageszeit, sowie des Regens wegen, der sich inzwischen eingestellt hatte, aufgeben; wir entschädigten uns für die Enttäuschung bei den erwarteten Herrlichkeiten der orientalischen Küche durch die schönen Früchte, welche fast in jedem Hause verkauft werden, beluden uns zum Andenken mit einigen von den niedlichen, aber zu irgend einem Zwecke gänzlich unbrauchbaren Ledersachen, welche zu billigem Preise dort fabricirt werden (die Zeit, wo die Klingen von Baghtschesarai mit denen von Chorassân wetteiferten, ist leider vorüber), und bestiegen resignirt unsern Marterkasten. Als wir den Hafen von Sebastopol erreichten, war es bereits Nacht und wir hatten alle Mühe, um ein Boot zur Ueberfahrt zu erlangen. Im Gasthof angelangt, wurde uns die störende Nachricht, dass die Tawrida, statt bis Jalta zu gehen, mit beschädigter Maschine wieder in den Hafen eingelaufen sei, und dass die Passagiere derselben alle disponibeln Reise-

wagen der Stadt zur Landreise dorthin benutzt hätten; wir waren also auf die landesübliche Telega angewiesen.

Was für ein Wesen die Telega ist, und welchen Drangsalen und Gefahren der unglückliche Reisende auf ihr entgegen geht, habe ich im Anhange dieses Buches zu beschreiben versucht; ich muss jedoch schon hier zugeben, dass jede Beschreibung Stückwerk ist, und dass nur der die Telega kennt, der hunderte von Wersten auf ihr über allerlei Wege, schlechte und ganz schlechte, gerasselt ist.

Am nächsten Morgen hielt die um 7 Uhr auf der Post bestellte Telega um 10 Uhr endlich glücklich vor der Thür des Gasthofs; wir klemmten uns hinauf, so gut es der Mangel an Raum erlauben wollte und sagten Sebastopol Lebewohl. Erst einige hundert Schritte waren wir aus dem Thore hinaus auf das Plateau vor Sebastopol gekommen, als ein militairischer Posten uns bedeutete, dass die Strasse Schiessübungen halber gesperrt sei, zugleich gab er dem Postillon den Weg an, auf welchem wir das verbotene Terrain umfahren könnten, wir lenkten also vertrauensselig von der Strasse ab und fuhren über das freie Feld, als wir plötzlich ein aus dem letzten Kriege wohlbekanntes Geräusch hörten, und nach einigen Secunden eine Kugel etwa funfzig Schritt zu unserer Linken einschlug, glücklicherweise ohne zu crepiren. Wir machten dem Jemschtschik (Postillon) auf etwas handgreifliche Weise klar, dass wir bald aus dem Bereiche des Feuers heraus zu kommen wünschten, die Pferde schienen die Aufforderung zu verstehen und wir umfuhren in langem Galopp den Rest des gefährdeten Terrains. Der Abfall des Plateaus von Sebastopol nach der Bai von Balaclava zu, die Sapunberge, war bald erreicht und die historische Bai selbst, tief in den Felsen eingeschnitten, und vor allen Seewinden geschützt, blieb zu unserer Rechten liegen. Jenseits der Thalsenkung erhebt sich das mächtige Gebirge, welches den Südrand der Krym bildet; schön von Formen, zeichnet es sich in seinen Schluchten und Thälern vorzüglich durch einen üppigen Pflanzenwuchs aus, und sticht äusserst wohlthätig gegen die kahle gelbe Steppe und die öden Höhen bei Sebastopol ab. Unser Weg

trat in ein romantisches kleines Thälchen und führte zwischen dicken Büschen, denen unzählige Vögel, namentlich wieder Schwärme der Mandelkrähe, Leben gaben, aufwärts zur ersten Poststation, wo die Pferde gewechselt wurden und weiter in das Thal, oder eher den Kessel von Baidar, ein kleines irdisches Paradies, im üppigsten Grün prangend und gegen jeden rauhen Wind geschützt. Leider entsprechen im Orient die Dörfer, die man in solchen Gegenden findet, nicht immer der Poesie ihrer Lage; so machte auch das Dorf Baidar, zum Theil mit Ansiedlern aus Russland besetzt, einen verhältnissmässig recht nüchternen Eindruck. Die Strasse wand sich weiter in vielfachen Curven die Berge südlich des Thales empor, und erreichte bei der zweiten Station das berühmte Baidarthor. Die Aussicht ist eine der überraschendsten, die Europa kennt; während nach rückwärts das freundliche Thal den Augen entschwindet, erscheint vorn urplötzlich in einer Tiefe von 1500 Fuss das Meer, eingerahmt von wildgrossartigen, fass senkrecht abstürzenden Felsen; der Contrast ist noch effectvoller dadurch gemacht, dass auf der Passhöhe die Strasse durch einen kleinen Tunnel hindurchführt, so dass der Gegensatz ganz unvermittelt eintritt. Leider sollte unsere Freude keine reine sein; denn nachdem wir im schnellsten Tempo die Serpentinen hinuntergesaust waren, stellte sich ein so sündfluthliches Unwetter nebst Sturm ein, dass wir nebst unseren sämmtlichen Sachen gründlich durchnässt wurden, und an der herrlichen Gegend, selbst da, wo die Wolken uns hin und wieder einen Blick gestatteten, wenig Freude hatten. Die Strasse, vom Fürsten Worontzoff angelegt, und ziemlich gut unterhalten (nach dortigen Begriffen) führt fortwährend zwischen dem Meer und den zur linken Hand steil aufstrebenden Bergen durch eine paradiesische Vegetation hindurch, und soll an jeder Ecke, und bei jedem der kleinen Seitenthälchen entzückende Blicke bieten, wir mussten uns jedoch leider mit dieser Versicherung trösten. Dazu kam, dass wir der trügerischen Hoffnung gelebt hatten, auf einer so belebten Strasse würde in den Posthäusern etwas zu essen zu finden sein; wir erhielten jedoch erst in der vor-

letzten Station etwas Thee und Brod. Zum Ueberfluss wurde uns auf der letzten Station noch die jedem russischen Postreisenden sattsam bekannte Lüge vom Pferdemangel vorgehalten, und nur ein sehr entschiedenes Auftreten machte es möglich, dass wir weiter kamen. Als wir Jalta erreichten, war es bereits dunkel geworden, allein die Wolken hatten sich zertheilt, und eine herrliche sternklare Nacht, von den tausendfachen Düften der frisch aufathmenden Vegetation durchzogen, versöhnte uns mit unserem Missgeschick.

Der nächste Morgen fand uns nicht gerade poetisch angeregt; der Himmel hatte sich wieder bezogen, Jalta starrte von einer unergründlichen Schmutzkruste, und das Hôtel de Jalta, das beste des Orts, liess es sich nicht nehmen, auch in dieser Hinsicht das erste zu sein; ich entsinne mich auf der ganzen Reise nur einmal ein ähnlich schmieriges Nachtquartier gehabt zu haben, und das war ein Kuhstall in Kurdistan. Von Ausflügen in die Umgegend konnte keine Rede sein, und wir brachten den Tag damit zu, die Stadt, wenn man den kleinen Ort so nennen will, zu besichtigen und unsere nassen Sachen zu trocknen. Jalta ist ein Ort, der eine Zukunft hat. Ziemlich in der Mitte des landschaftlich schönsten Theiles der Südküste gelegen, und im Besitze einer guten Rhede, die das Anlegen der Schiffe ausser bei ganz heftigem Südostwinde immer gestattet, muss es der Ausgangspunkt aller derer werden, die in diesem herrlichen Landstriche sich zeitweilig niederlassen wollen. So entstanden rings um Jalta, nachdem Fürst Worontzoff den Anstoss gegeben und mit dem guten Beispiel seines prächtigen Landsitzes in Alupka vorangegangen war, eine Menge Villen, der russischen Aristokratie gehörig, und von derselben zur Villeggiatur im Sommer und Herbst, ja bis in den Winter hinein besucht; das Klima, dem der Corniche zwischen Nizza und Genua ähnlich, und für Leidende sehr zuträglich, macht diese Besitzungen doppelt werthvoll. Wer aber, ohne im Besitze einer Villa zu sein, und ohne eine solche mit voller Ausrüstung für einige tausend Rubel für die Saison miethen zu wollen, die Schönheit der Gegend geniessen will, thut wohl, einige Jahre zu warten,

bis die im grossartigsten Stile projectirten Badeetablissements und Hotels in Jalta fertig geworden sind, denn jetzt findet er dort nur Hotels, die abgesehen von ihrem Schmutze, selbst mässigen Ansprüchen kaum genügen. Die Badeeinrichtungen sind ebenfalls äusserst primitiv; gerade da angelegt, wo ein kleiner Bach seine schmutzigen Fluthen mit städtischen Reminiscenzen zusammen in die Bai ergiesst, vermittelt das Etablissement die Trennung der Geschlechter nur durch eine mit Tüchern behangene Leine; zur Zeit meines Besuches hatte ein Sturm jedoch die Tücher weggespült und die Leine war im Bewusstsein ihres sittlichen Berufs allein geblieben. Auch Café's, Restaurants und Leseräume fehlen gänzlich, und für das gleichfalls abwesende Strassenpflaster wird man nur durch die tägliche Nachmittagsmusik am Strande, von der Capelle eines russischen Infanterieregiments ganz gut ausgeführt, entschädigt. Es versteht sich, dass ein Reisender, der nicht die Absicht hat, etwa längere Zeit zu verweilen, sich durch solche kleinen Mängel von einem Besuch der Südküste nicht zurückschrecken lassen wird.

Die nächsten beiden Tage hatten wir das prachtvollste Wetter zu unseren Ausflügen in die Umgegend. Es sind hauptsächlich drei Landsitze, welche den Fremden anziehen: Livadia, Orianda und Alupka. Ersteres, von einem Grafen Potocki angelegt, und jetzt im Besitze des Kaisers, liegt zunächst Jalta, etwa 500 Fuss über dem Meere, und erstreckt seinen wohlgepflegten aber noch ziemlich jungen Park bis an dieses herunter. Es enthält kein eigentliches Schloss, wohl aber einen Complex mittelgrosser Landhäuser, von denen das vom Grossfürsten Thronfolger bewohnte, in einem reich geschmückten Chaletstil erbaut, sich inmitten des dichten Grüns reizend ausnimmt. Etwa eine halbe Stunde oberhalb Livadia, und einige hundert Fuss höher gelegen, hat die Kaiserin in jüngster Zeit sich eine Villa Ereklik (tatarisch: Pflaumengarten) bauen lassen, um in den Sommermonaten vor der sengenden Hitze, die durch die Spiegelung des nahen Meeres für Livadia noch vermehrt wird, geschützt zu wohnen. Orianda, dem Grossfürsten Constantin gehörig, liegt unweit

hinter Livadia, und bedeutend tiefer als dieses, nahe am Meere; zwei schroff hervorspringende felsige Vorgebirge schliessen es nach aussen fast gänzlich ab, und geben ihm dadurch eine etwas gedrückte Lage, die in der Sommerhitze beängstigend wirken muss. Das Schloss selbst ist nach Plänen von Schinkel erbaut, und trägt den Stempel der Nüchternheit der dreissiger Jahre: sehr viel gerade Linien und gänzlicher Mangel an Ornamenten auf seinen mächtigen vier weissen Façaden. Mag diese Architectur für Schlossbauten in unserer nüchternen norddeutschen Gegend ihre Vorzüge haben, in ein an Naturschönheiten so reiches und mit so üppigen Formen begabtes Land gehört sie gewiss nicht. Der Garten ist dagegen der Oertlichkeit vortrefflich angepasst, und bietet eine Fülle der schönsten Punkte.

Die Perle der Landsitze ist Alupka, Eigenthum des Fürsten Worontzoff. Es liegt ziemlich zwei Meilen von Jalta entfernt an der Strasse nach Sebastopol, und besitzt ausser anderen Vorzügen auch den eines erträglich sauberen kleinen Gasthofes. Das Schloss trägt einen Character, der sich schwerlich in Europa wiederfindet; ziemlich so hoch wie Livadia über dem Meere gelegen, ist sein Bau der eines mächtigen gothischen Castells, mit Thürmen und Erkern besetzt, vorn von einer grossartigen Terrasse, nach hinten von mehreren mittelalterlichen Burghöfen umschlossen, und über und über von einem Gewirr von Epheu und schönblühenden Schlingpflanzen bedeckt; dabei ist jedes Detail in maurischem Stile gehalten. Diese Mischung zweier fremden Stile, weit entfernt das Auge zu beleidigen, erscheint hier als das Natürliche und der Umgebung einzig angemessene; das Auge ruht mit unwillkürlichem Wohlgefallen auf den kühnen Linien des aus einem hellgrauen Steine ohne Putz aufgeführten Gebäudes, und vergisst die Kränkung, die ihm die steifen geraden Linien von Orianda angethan hatten. Der Garten steht dem von Orianda würdig zur Seite und bietet eine Fülle der herrlichsten Blicke auf die Meeresküste und die oberhalb des Schlosses steil emporstrebenden Berge. Die Gegend zwischen Alupka und Orianda, sowie östlich von Jalta, ist mit kleineren

Landsitzen ausgefüllt, meist in einfachem Stile gehalten und fast immer vom dicksten Grün dem Auge verdeckt; auch westlich von Alupka, bis nach dem Baidarthor hin finden sich solche. Man hat diese Küste oft mit der Riviera di Genova verglichen, meines Erachtens mit Unrecht; denn ihr Character ist durchaus verschieden. Dort in Italien ist alles Licht und Leben, ein munteres Dorf, ein prächtiges altes Schloss des Genueser Adels reiht sich an das andere, nur vereinzelte Platanen, Nussbäume und Pinien werfen ihre Schatten, während der Oelbaum dem Lichte zwar seine sengende Kraft, nicht aber seine Helligkeit nimmt; hier dagegen herrscht tiefe Stille, üppiger Pflanzenwuchs verdeckt jede menschliche Wohnung, und an dem einzigen fahrbaren Wege liegt nur hin und wieder ein ärmliches tatarisches Dörfchen, dessen verschleierte Frauen still über die Strasse huschen.

Unser zweiter Tag galt einem Besuche bei dem Wasserfall im Gebirge, dessen Sprühregen von Jalta aus sichtbar ist. Wir mietheten Pferde, sehnige kleine Thiere, die vortrefflich klettern; die Vermiether sind Tataren, die damit recht gute Geschäfte machen und sich in der reichen levantiner Tracht, die sonst keiner ihrer Landsleute in der Krym trägt, augenscheinlich als vollendete Dandys vorkommen. Der Weg führt an Livadia vorbei aufwärts durch Buchenwälder, welche weiter oben in einen herrlichen alten Kiefernbestand übergehen, der Wasserfall selbst, in trockenen Zeiten nur ein Wasserfallen, gab nach dem reichlichen Regen der letzten Tage an Stärke dem Reichenbachfall im Berner Oberland nur wenig nach; die Aussicht nach rückwärts umfasste die Bucht von Jalta und hatte einen sehr lieblichen Character. Zum Herabweg benutzten wir theilweis eine sogenannte Schurre, was unsere Pferde aber keineswegs genirte. Am Abend gingen wir an Bord des Dampfers, der uns nach dem Kaukasus führen sollte; es war die Cesarewna, ein schönes neues Schiff, dessen Einrichtung alle die Bequemlichkeiten bot, die man sich für eine mehrtägige Seefahrt nur wünschen konnte.

Die Reisegesellschaft war nicht gross: einige Offiziere und Beamte aus dem Kaukasus, eine ältere Dame in grusinischer Tracht, und eine Französin, frühere Hotelbesitzerin im Kaukasus, mit zwei Töchtern. Um acht Uhr lichteten wir die Anker, und bald verschwanden die hellen Fenster Jaltas hinter einem mächtigen in die See einspringenden Felsen. Bei Morgengrauen lagen wir auf der Rhede von Feodosia; das Gebirge ist hier schon verschwunden und eine öde gelbe Küste zieht sich bis Kertsch, welches wir bald nach Mittag erreichten. Die Einfahrt in den Hafen wird durch neue Befestigungen, unter deren Kanonen das Fahrwasser unmittelbar vorbeigeht, wirksam geschlossen; eine zweite ebenso enge Durchfahrt bei Jenikale (eine kleine Meile östlich von Kertsch) trennt die Rhede vom Azow'schen Meere. Der eigentliche Hafen ist nur für leichtere Schiffe zugänglich, die Cesarewna musste sich mit dem Kiel eine ganze Strecke durch den Schlamm wühlen, ehe sie am Bollwerk anlegen konnte; da die Abfahrt erst am Abend stattfinden sollte, hatten wir Musse genug zur Besichtigung der Stadt. Zwei Dinge fielen mir hier sofort auf: die Menge der deutschen Uhrmacher, deren jedes dritte Haus einen besass, und die babylonische Sprachverwirrung, die auf dem Markte herrschte; ein Geldwechsler, bei dem wir uns kleines Silbergeld verschafften, bediente sich geläufig sämmtlicher europäischen und einiger asiatischen Sprachen. In der Umgegend von Kertsch, und vorzüglich auf der gegenüberliegenden Halbinsel Taman sind im Laufe der letzten dreissig Jahre sehr werthvolle Funde an Antiken, vorzüglich an altgriechischem Schmuck gemacht worden; das Schönste befindet sich freilich im Museum der Eremitage in St. Petersburg, allein es ist genug davon in Kertsch geblieben, um ein immerhin sehenswerthes kleines Museum damit zu füllen. Recht lohnend war ein Spaziergang auf den unmittelbar vor der Stadt gelegenen Mithridateshügel, angeblich der Ort, wo Mithridates, von allen Getreuen verlassen, und von den Römern gedrängt, sich schliesslich in seinem Palaste den Tod gab. Der ganze, etwa dreihundert Fuss hohe Hügel ist mit Fragmenten von

Scherben übersät, wie der Monte Testaccio zu Rom; man findet darunter recht schön gemalte Stücke von Urnen, die der besten Periode der antiken Terracottenfabrication angehört haben müssen; eine alte Ruine nahe dem Gipfel, welche als weiland Schloss des grossen Königs der Pontusländer bezeichnet wird, dürfte jedoch auf so hohes Alter kaum Anspruch haben. Die Aussicht umfasst die von vielen Schiffen belebte Rhede (wir zählten nicht weniger als 120) und reicht weit nach Asien und Europa hinein; aber Asien, hier durch die Halbinsel Taman repräsentirt, ist gelb und flach, vom Kaukasus noch keine Spur zu entdecken. Als wir am Abend den Anker lichteten, musste sich ein kleiner Schleppdampfer die erdenklichste Mühe geben, um uns aus dem zähen Schlamm herauszuziehen, und es schien nicht viel zu fehlen, dass wir die Nacht noch im Hafen hätten verbringen müssen.

Der nächste Morgen fand uns bereits in der Bucht von Novorossisk, einem von allen Seiten geschützten, vortrefflichen Ankerplatz, dem einzigen dieser Art auf der ganzen kaukasischen Küste, aber leider zu weit westlich gelegen, um dem Verkehr irgendwie nützlich werden zu können; nur nach Norden, in die Kubanländer, führt von hier aus eine Strasse. Der Ort selbst besteht aus wenigen Hütten, von Beamten, Militair und einigen Ansiedlern bewohnt. Nachdem einige Säcke Mehl, vermuthlich die achttägige Provision der Bewohner, ausgeladen waren, setzte sich das Schiff wieder in Bewegung; die See war so ruhig, dass wir den ganzen Tag in nächster Nähe der Küste längs fahren konnten. Das Gebirge, welches unmittelbar aus dem Meere aufstieg, hatte bei Novorossisk wenig über tausend Fuss Kammhöhe gehabt; bei Tuapse, einer kleinen Niederlassung, welche wir etwa um 2 Uhr Nachmittags passirten, mochten die Berge schon dreitausend Fuss messen, und die untergehende Sonne beschien schroffe hohe Felsberge, an deren Gipfeln sich bereits vereinzelte Schneeflecke zeigten. Sonst war die Küste todtenstill, buschige Wälder zogen sich von den Bergen hinab bis unmittelbar an die See, kein Dorf, keine einzelne Hütte war zu sehen, nur ein Mal oder das andere die Trümmer eines

zerstörten Forts. Die Stille war fast unheimlich, wenn wir bedachten, dass diese Berge einst die Heimath von zahlreichen Tscherkessenstämmen waren, welche nach ihrer endlichen Unterjochung im Jahre 1864 bis fast auf den letzten Mann auswanderten; es steht fest, dass nicht weniger als 400,000 Seelen von hier aus nach der Türkei übersiedelten, um dort in Elend und Hunger unterzugehen. Es lässt sich nicht anders denken, als dass eine consequente Agitation seitens türkischer Agenten, die ihnen goldene Berge versprochen haben mögen, sie dazu gebracht hat; Fanatismus kann es nicht gewesen sein, denn die Stämme des Daghestan, eifrige Muhamedaner, befinden sich heute unter russischer Herrschaft ganz wohl, und scheinen sich gar nicht nach der blutigen Tyrannei zurückzusehnen, die einst Schamyl unter ihnen übte. Es ist schade, dass so kräftige Elemente — und das sind sie nach dem Zeugniss aller russischen Offiziere gewesen — dem Lande verloren gingen; allein die Civilisation forderte ihre Opfer und dieser Theil des Kaukasus hat darunter leiden müssen. Jetzt liegt das Land wüste; europäische Ansiedler hieher zu ziehen, wird sobald nicht glücken, da die erste Generation unfehlbar den Fiebern, die bei der ersten Bebauung des jungfräulichen Bodens doppelt gefährlich sind, erliegen muss; späteren Zeitaltern mag es vielleicht vorbehalten sein, diese üppig fruchtbaren Länder in voller Blüthe zu sehen.

Noch ehe wir den Ort Pitzunda im Lande der weiland Dshigeten erreicht hatten, war es dunkel geworden, und der Vollmond goss sein Licht über die Berge aus, von denen einzelne Gipfel hier schon die Grenze des ewigen Schnees erreichen; so entging uns auch der Anblick der berühmten Kirche, eines Meisterstücks der byzantinischen Kunst, welche in früherer Zeit grosse Schätze besessen haben soll. Mit dem Morgengrauen fuhren wir in die Bucht von Suchum-Kaleh ein. Dieselbe ist als Ankerplatz leidlich brauchbar und man hat schon daran gedacht, die kaukasische Eisenbahn, welche in Poti nur einen in maritimer Hinsicht höchst mässigen Endpunkt besitzt, bis hieher zu führen; allein es würde auch

damit nicht viel geholfen sein, da die Rhede von Suchum gegen Südwinde ganz ungeschützt ist. Hier sahen wir zuerst kaukasische Trachten; die Stadt, wenn man die paar Dutzend Holzhäuser so nennen will, ist zum grössten Theil von Abchasen bewohnt, einem übelberüchtigten, betrügerischen, diebischen und faulen Volke; vielleicht ist, wie oft der Fall, der niedere Theil des Volkes besser als sein Ruf. Da unser Schiff seines Tiefgangs wegen nicht bis Poti fahren konnte, wurden Passagiere und Güter auf einen kleinen Dampfer mit flachem Boden, den Galuptschik (das Täubchen zu deutsch) umgeladen, und uns blieb dabei soviel Musse, um einen Blick in den Ort zu werfen, und ein nach der Hitze des gestrigen Tages erfrischendes Bad zu nehmen. Merkwürdiger Weise besass Suchum-Kaleh zwei vollständige Badehäuser, während dieser Artikel in dem vielbesuchten Jalta gänzlich gefehlt hatte. Als wir wieder an Bord kamen, begegnete uns eine merkwürdige Familie; eine Fürstin Eristaw aus Gurien mit ihren in die dortige Nationaltracht gekleideten Kindern; das hätte, da der Schnitt der Tracht sehr geschmackvoll ist, nicht viel auf sich gehabt, wenn die Kinder nicht von Kopf bis zur Zehe feuerroth angezogen gewesen wären; so wurden wir aber lebhaft an den Prinzen von Arcadien aus Orpheus in der Hölle erinnert. Als das Umladen beendigt war, setzte sich der Galuptschik, so schnell es ihm seine altersschwache Maschine gestattete, in Bewegung, und gerieth trotz der ziemlich ruhigen See, wahrscheinlich in Folge seines flachen Bodens, in ganz bedenkliche Bewegungen. Dies hatte jedoch insofern sein Gutes, als der Speisesaal für die Zahl der Passagiere viel zu klein war, die Kellner warteten also, bis die nöthige Anzahl seekrank geworden war, und der Rest konnte dann, wenn auch noch etwas gedrängt, sein mässiges Mittagsmahl einnehmen. Das Schiff hat seine Geschichte: als die preussische Gesandtschaft nach Persien im Jahre 1860 ihre Reise antrat, war es der Galuptschik, der sie von Batum nach Poti führte, und schon damals äusserte der Historiograph derselben, Professor Brugsch, die Vermuthung, dass das Täubchen sich seit seiner Geburt nie gewaschen haben möge; seitdem sind zwölf

Jahre verflossen, und der Schmutz auf dem Täubchen hat sich in dieser Zeit stetig consolidirt. Das Schiff fuhr bald hinter Suchum-Kaleh an der Mündung des Kodor vorbei, eines Flüsschens das unweit des Elborus entspringt und die Tsebeldà, ein von Abchasen bewohntes Hochthal, durchströmt. Das Ufer tritt weiter östlich etwas zurück, und der Dunst, welcher sich in der Luft gesammelt hatte, liess es zeitweilig dem Auge ganz verschwinden; der Strich längs der Küste ist übrigens flach und mit Urwald bedeckt, die Bergketten steigen erst in einigen Meilen Entfernung vom Ufer an.

Die dicke Luft verhinderte auch, dass wir den Elborus selbst erblickten, der von einem Punkte auf dem Meere zwischen Suchum und Poti sichtbar ist, während ihn seine eigenthümliche Lage hinter der Hauptkette dem Lande südlich derselben unsichtbar macht; nach Norden freilich ist sein Schneehaupt weithin bis in die Steppe sichtbar, und überraschend soll der Anblick sein, wenn dem vom Azow'schen Meere kommenden Reisenden zum ersten Male die Riesenmauer, von diesem hohen Dome überragt, im Morgensonnenlichte erscheint. Inzwischen wuchs die Schwüle und die Anzahl derer, welche Neptun ihre Opfer brachten; gegen 4 Uhr Nachmittags erschien der weisse Leuchtthurm von Poti in Sicht, und wie um uns in Asien zu begrüssen, erschienen zahlreiche Heerden von Delphinen, die wir bis dahin nicht gesehen hatten, und führten ihre lustigen Tänze um das Schiff auf. Poetisch war der Anblick von Poti nicht; auf der Rhede einige Segelschiffe, welche des seichten Grundes halber weit draussen liegen mussten, unter uns das brakige Wasser, welches der Rion in das Meer führt, und das einen weiten Schmutzkreis um die Mündung bildet, und am Ufer einige niedrige Holzhäuser; dazu kam die sumpfige Fieberluft, die über dieser ungesundesten aller menschlichen Niederlassungen brütet. Die Barre am Ausfluss des Rion ist so gefährlich, dass selbst unser flaches Fahrzeug mit grosser Vorsicht darüber gesteuert werden musste; wir dampften noch einige hundert Schritt den Fluss aufwärts, und legten

neben den Ruinen des alten türkischen Castells an. Das erste, was uns beim Betreten dieses echt asiatischen Bodens auffiel, waren Droschken, deren sich keine Stadt in Europa hätte zu schämen brauchen; elegante Wagen, gute Pferde und auf dem Bock ein wildblickender Kutscher in mingrelischer Nationaltracht mit einem grossen Dolch im Gürtel; ihre Dienste waren übrigens ziemlich überflüssig, da die paar Gasthöfe, deren Poti sich rühmt, nahe am Flusse liegen. Den ersten Rang machen sich Hotel Jacquot und Hotel nouveau streitig; wir wählten ersteres und kamen gar nicht so schlecht dort unter.

Wenn ich im Nachfolgenden wenige Worte über den Kaukasus in geographischer und politischer Hinsicht sage, so geschieht dies allein zu dem Zwecke, um den Leser dieses Buches einige Daten zu dessen Verständniss an die Hand zu geben; eine auch nur einigermassen erschöpfende Beschreibung würde, abgesehen von dem Umfang, den sie erfordern müsste, auch schon desshalb ausserhalb meines Bereiches liegen, weil eine übersichtliche Zusammenstellung der Forschungen Einzelner und der seitens der Regierung gelieferten statistischen Daten, auf die ich mich gründen könnte, bis jetzt nicht existirt; und selbst eine solche zu liefern, würde jahrelanges Studium an Ort und Stelle erheischen. Der Leser, der sich in statistischer Hinsicht nähere Aufschlüsse verschaffen will, mag, wenn er des Russischen mächtig ist, die vortreffliche „militairische Statistik Russlands“ (Wajennaja statistika Rassiji), zusammengestellt von Generalstabsoffizieren unter Leitung des Generals Obrutschew, benutzen, in geographischer Hinsicht ist die fünfwerstige Generalstabskarte das beste Lehrbuch, Ethnographie und Naturgeschichte finden sich nur in einzelnen Werken zerstreut.

Die Räthsel des Kaukasus fangen bei seinem Namen an; kein Etymolog hat bis jetzt eine sichere Hypothese über dessen Bedeutung aufstellen können, und nur so viel scheint festzustehen, dass die erste Sylbe mit dem persischen Worte Kuh (Berg) in verwandtschaftlichem Verhältnisse steht. Der Morgenländer liebt es jedoch, nur so viel Berge in einen

Namen zusammenzufassen, als das Auge zusammen schauen kann, und ihm ist daher der Kaukasus nur in seinen Theilen bei Namen bekannt; für die Gesammtheit hat er kein Interesse und nur bei arabischen Geographen findet sich dieselbe bisweilen mit einem Namen bezeichnet, der „das Gebirge der Sprachen" bedeutet. Wie mit dem Namen, geht es auch mit der Sache; in Kaukasien sind die Leute sehr zu zählen, welche über die Gesammtheit des Landes einigen Aufschluss zu geben vermögen, meist kann man sich nur über das Zunächstliegende Kunde verschaffen. Die allgemeine Lage des kaukasischen Gebirges zeigt jeder Atlas, nur wird dabei meist der Fehler begangen, dasselbe als eine Riesenmauer gleichmässig schwarz vom Azow'schen bis zum caspischen Meere darzustellen, so dass der Beschauer zu dem Glauben verleitet wird, bei der Halbinsel Taman gäbe es schon Gletscher und ewige Schneefelder; die Folge davon ist, dass man sich einigermassen enttäuscht fühlt, wenn das Dampfschiff einen ganzen Tag längs grüner Hügel und niedriger Berge dahin fährt. Uebersichtlicher Weise lässt sich der Kaukasus in drei, oder wenn man das Daghestan besonders betrachtet, in vier Theile scheiden:

1. Die Hauptkette von der Halbinsel Taman bis zur Tsebeldà, dem Hochthale, welches die beiden Quellflüsse des Kodor nährt, der unweit von Suchum-Kaleh das Meer erreicht. Dieser Theil des Kaukasus steigt von Nordwesten allmählich an, und erreicht, ziemlich regelmässig wachsend, an seinem südöstlichen Ende eine Kammhöhe von 6 8000 Fuss, über welche einzelne Gipfel noch einige tausend emporsteigen, ohne jedoch in den meisten Fällen die Gränze des ewigen Schnees zu erreichen. Nach dem Meere zu fällt sie schroff und kurz ab, während nach Norden ein weit verzweigtes Hügelland sich zwischen ihr und dem Kuban ausbreitet; dem entsprechend schickt sie zum Meere auch nur unbedeutende Bäche, während das nördliche Vorland von einer grossen Anzahl, meist parallel nach Norden laufender ansehnlicher Gewässer durchzogen wird. Seit der Auswanderung der Tscherkessenstämme liegt das Land grossentheils unbenutzt

da, Urwälder füllen die Thäler und an den oberen Zuflüssen des Kuban haust noch das seltenste Wild, der Auerochs.

2. Von der Tsebeldà bis zum Kasbekpass bietet das Gebirge einen wesentlich anderen Character. Die Kammhöhe erhebt sich bis zur Grenze des ewigen Schnees, die hier bei 12,000 Fuss liegt, und nur wenige Pässe führen unter derselben hindurch. Dagegen streben sowohl auf dieser Riesenmauer, als unmittelbar neben ihr, Gipfel zu einer Höhe, wie sie Europa nicht kennt, so im Norden Elborus zu 18,400, Dychtau und Koschtantau zu 17,000, Kasbek zu 16,500, im Süden derselben Uschbà (unweit des Elborus) zur gleichen Höhe, während an den Quellen des Ingur, des Tzchenis-Tzchali und des Rion eine ganze Reihe von Bergen, vom Tetnuld, der Jungfrau des Kaukasus, bis zum Adai-Choch (oder Twuilsas-Mta) in der Hauptkette selbst Höhen über 15,000 Fuss erreichen. Diesen Höhen entspricht der Reichthum an Gletschern; vom Latparipass in Swanethien sieht man sich gegenüber deren 30, wovon zehn primäre. Ein einschneidender Characterzug unterscheidet jedoch diese Region von solchen Hochgebirgen, wie das Berner Oberland, oder die Berninagruppe in der Schweiz: die kaukasische Hochgebirgskette geht, mit Ausnahme einer kurzen Einbuchtung nach Süden, an den Quellen des Ardon, in gerader Linie fort, und desshalb fehlen die ausgebreiteten Firnmeere, wie die Schweiz sie mehrfach besitzt. Die Seitenketten setzen (mit Ausnahme der obengenannten Schneeberge Elborus u. s. w.) meist in viel geringerer Höhe an, und Gletscher finden sich auf ihnen nur wenige, so zum Beispiel auf dem Lailagebirge zwischen Ingur und Tzchenis-Tzchali. Was auch ferner einen auffallenden Gegensatz zur Schweiz bildet, ist der gänzliche Mangel an Seeen. Der Abfall dieses Berglandes nach dem Meere und dem kolchischen Tieflande wird durch die Thäler des Kodor, des Ingur, Tzchenis-Tchali und Rion vermittelt, nach dem Thal der Kura fliessen die Ljachwa und die Aragwa; alle diese Flüsse durchströmen ein in üppigster Vegetation prangendes bergiges Vorland, welches mit den Erhebungen im Süden durch das Suramgebirge, Wasserscheide

zwischen Rion und Kura, verbunden ist. Nach Norden fällt das Land ziemlich schnell in die Steppe ab, die vielen Parallelthäler, welche zum Kuban, zur Kuma und zum Terek führen, sind zum grossen Theile kahl und öde.

3. Oestlich vom Kasbek beginnt die Hauptkette sich zu spalten; der eine Zweig geht, die Thäler der Argun und des Andischen Koissu trennend, nach Nordosten, während der Hauptzweig in der alten Richtung nach Südosten weiter vorläuft; zwischen beiden liegt das Daghestan. Der erstere hat in seinen Anfängen noch sehr bedeutende, gletscherführende Berge, späterhin wird er niedriger, und trennt als schroffer Wall das Hochplateau Daghestan von der zum Terek abfallenden Tschetschnià; der südöstliche Zweig jedoch behält bis in die Gegend von Schemachà die bedeutende Kammhöhe von 8 — 10,000 Fuss, ohne sich jedoch häufig bis in die Region des ewigen Schnees zu erheben, wie zum Beispiel an den Quellen des Samûr und im Bazardshusi (14,700 Fuss). Der erste, nördliche Zweig schickt seine Gewässer nach Norden zum Terek durch eine reichbewaldete Gegend der südliche, dessen schroffer Abfall gleichfalls Urwälder trägt, durch den Alazàn und andere, unbedeutende Wasserläufe zur Kura; das zwischen beiden gelegene Daghestan ist jedoch fast gänzlich vom Baumwuchs entblösst.

4. Das Daghestan kann füglich als ein Land für sich betrachtet werden, da es in seinen Grundzügen wesentlich von den übrigen kaukasischen Ländern abweicht. Es ist eine Hochebene, welche von den beiden Hauptketten herab sich allmählich nach dem caspischen Meere zu senkt. Vulkanische Revolutionen rissen dieselbe mit Gewalt auseinander, und verschoben die einzelnen Theile, und die gebildeten Rinnen wurden vom strömenden Wasser stellenweise mit einer solchen Accuratesse ausgenagt, dass das Land von einem hohen Punkte aus gesehen, einem Musterrelief für einen geologischen Vortrag gleicht. Die vier Hauptwasserläufe, welche alle den Namen Koissu führen und nach den verschiedenen Gauen unterschieden werden, aus denen sie kommen, vereinigen sich und gehen als Sulak in's caspische Meer, ein fünfter

Fluss, der Samûr, führt die Wasser des südlichsten Theiles ebendahin.

5. Südlich vom Kaukasus, mit demselben durch die Kette des Suramgebirges verbunden, sonst von ihm durch die Thäler des Rion und der Kura geschieden, erhebt sich ein weitverzweigtes Gebirge, im Allgemeinen unter dem Namen des kleinen Kaukasus bekannt. Man kann diesen in zwei Gruppen scheiden: eine centrale, um den Goktschasee wie ein Vulcan um seinen Krater gelagert, und ein lang gestrecktes viel verzweigtes Gebirgsland, welches sich nordwestlich von ersterer bis an das schwarze Meer hinzieht. Erstere Gruppe, welche in einigen ihrer Gipfel bis zur Schneegrenze reicht, aber keine Gletscherreviere besitzt, sendet ihr Wasser in einer grossen Anzahl kleiner Bäche nach Norden und Osten zur Kura, nach Süden zum Arax, der sie von der persischen Hochebene trennt, letztere, nur selten bis 10,000 Fuss ansteigend, ist fast ausschliesslich der Kura tributär und wird von ihr in einer langen Schlucht durchbrochen. Ausserhalb jeden Zusammenhanges mit diesen beiden stehen zwei gewaltige Bergriesen im Süden einander gegenüber, der unheimlich kahle öde Alagöz von 13,400 Fuss, und der majestätische Ararat (16,900) mit seinem Doppelgipfel und seinem ewig weissen Scheitel.

6. Die Tiefländer nördlich des Kaukasus, das des Kuban im Westen, und des Terek im Osten, bieten im Wesentlichen denselben Character; hügelige buschige Steppen mit fruchtbarem, aber grossentheils noch jungfräulichem Boden; die Tiefländer des Rion und der Kura dagegen sind völlig von einander verschieden. Das Rionland, die gesegnete kolchische Ebene, von wo Jason das goldene Vliess heimführte, ist das Bild der üppigsten Fruchtbarkeit, die selbst dem indolenten mingrelischen Bauer mit seinem urweltlichen Hakenpfluge reiche Ernten liefert, und die an jedem unbewohnten Ort den herrlichsten Wald aufspriessen lässt; dagegen ist das Flachland längs der Kura todt und öde. Die Schuld liegt nicht am Boden, der sich bei reichlicher Bewässerung, wie sie jetzt nur noch an den Bergrändern mög-

lich ist, sehr ergiebig zeigt, sondern an den ausdörrenden heissen Winden aus Centralasien; in früheren Zeiten ersetzte ein weitverzweigtes Canalsystem die natürliche Bewässerung, allein die Perser haben es zerstört, und die Neuzeit hat noch nicht Musse gehabt es wiederherzustellen und das Land neu zu bevölkern.

Die politische Stellung des Kaukasus ist noch jetzt eine gesonderte, wie es den grossen Verschiedenheiten, die ihn vom übrigen Russland sondern, angemessen ist; er hat einen eigenen Statthalter, eine diesem direct untergebene Armee und gesonderte Finanzverwaltung; die meisten organischen Gesetze Russlands sind in neuester Zeit mit den durch die Verhältnisse gebotenen Modificationen eingeführt worden, und auch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht steht bevor. Die Centralregierung des Statthalters (zur Zeit Grossfürst Michael, Bruder des Kaisers) befindet sich in Tiflis; die obersten Organe sind der Chef der Civilverwaltung, Baron Nicolai, und der Chef des Generalstabes der kaukasischen Armee, Fürst Swjatopolk-Mirski. Das Land zerfällt in 5 Gouvernements, und ausserdem mehrere Gebiete, welche letzteren, in Anbetracht der bis vor wenigen Jahren andauernden kriegerischen Verhältnisse, militairisch verwaltet werden. Die Bezirke sind: 1. Das Gouvernement Stawropol. Es umfasst den nordöstlichen Theil der Steppe und enthält bei 1284 Quadratmeilen Flächeninhalt 371,000 Bewohner (Zählung von 1867). 2. Das Gebiet der kubanischen Kosaken zwischen dem schwarzen und Azow'schen Meere, der Hauptkette bis zum Elborus und dem vorgenannten Gouvernement gelegen; Fläche 1641 Quadratmeilen, Bevölkerung 1867: 600,000 Seelen, Hauptstadt Jekaterinodar am Kuban. Hier wurden die letzten Kämpfe gegen die Tscherkessen ausgefochten, und jetzt dürfte die Bevölkerung in Folge der massenhaften Auswanderung der Stämme stark abgenommen haben. Die Verwaltung ist, wie in dem nachfolgenden Gebiete, eine gemischte, indem der weitaus grösste Theil der russischen Bevölkerung, die kubanischen Kosaken, zugleich das Land bebaut, und den Heerbann bildet Jetzt, wo die friedlichen Verhältnisse gesichert sind,

muss dieser Zustand, der auf fortwährende Ueberfälle unruhiger Nachbarn sich gründet, allmählich verschwinden. 3. Das Gebiet der Terek'schen Kosaken, 1121 Quadratmeilen, 450,000 Einwohner, Hauptstadt Wladikawkas am Terek, an der Ausmündung des Kasbekpasses. Das Gebiet umfasst das Tiefland des Terek und den nördlichen Abfall der Hauptkette, die sogenannte Tschetschnià. Es ist dies wohl das geprüfteste Stück Landes im Kaukasus; seit den ersten Ansiedelungen der Kosaken, die bis zur Zeit Peter des Grossen und noch weiter hinaufreichen, haben hier fortwährend kleine Kriege stattgefunden, die mit den erbitterten Kämpfen der Jahre 1839—1859 endlich ein Ziel gefunden haben. 4. Das Gebiet Daghestan, 519 Quadratmeilen mit 450,000 Einwohnern, seit 1859 durch die endliche Besiegung Schamyl's unterworfen, und jetzt völlig ruhig; die Hauptstadt ist Temirchanschura, gewöhnlich abgekürzt Schurà genannt. Die Grenzen des Gebiets sind die natürlichen Grenzen Daghestans, nur ist im Süden das schon seit langer Zeit eroberte Chanat Kuba dem Gouvernement Bakù zugetheilt worden. 5. Das Gouvernement Tiflis enthält auf 805 Quadratmeilen 650,000 Einwohner, und liegt im eigentlichen Centrum des Landes. Seine Grenzen bilden im Westen die Wasserscheide zwischen Rion und Kura, im Norden (mit geringen Abweichungen am Kasbek und östlich von demselben) die Hauptkette von den Quellen der Ljachwa an bis vor die Stadt Nucha, im Südosten eine Linie, welche sich quer durch die Kurasteppe, mit einer weiten Einbuchtung nach Tiflis zu, bis in die Nähe der Nordwestecke des Goktschasees zieht, sodann im Südwesten die Wasserscheide zwischen Kura und Arax und schliesslich die türkische Grenze. Kein Theil des Landes bietet so viele Verschiedenheiten wie dieses Gouvernement: im Norden die wilden Berge am Kasbekpass, im Nordosten das gesegnete Thal des Alazan, das Hauptweinland Kachetien, im Osten die öde Steppe, in der Mitte das romantische Grusien, und schliesslich die einförmige Hochebene an der türkischen Grenze. Die Hauptstadt des Landes, Tiflis, liegt in centraler Lage am Ufer der reissenden Kura, und wird

jetzt von 100,000 Einwohnern nicht weit entfernt sein. 6. Das Gouvernement Kutais umfasst das ganze Quelland des Rion und des Ingur, und hat 650,000 Einwohner auf 374 Quadratmeilen, es ist also relativ das weitaus am stärksten bevölkerte; landschaftlich ist es das schönste, in den Ebenen üppig fruchtbar, die Berge bis zur Hauptkette mit dichter Waldung bedeckt, eine Folge der feuchten Winde, welche vom schwarzen Meere wehen. Es ist unleugbar, dass kein Theil des Landes eine grössere Zukunft haben kann, als dieser. Schon jetzt in seiner ganzen Länge von einer Eisenbahn durchzogen, erscheint er dazu berufen, eine Holz- und Kornkammer für das schwarze Meer zu werden. Nur zwei Uebelstände stellen sich dem entgegen: die Indolenz der Bewohner und das für Europäer gefährliche, fiebererregende Klima, beides jedoch nicht unüberwindliche Hemmnisse. 7. 8. Die nach dem schwarzen Meere zu liegenden Südabhänge der Hauptkette zerfallen noch jetzt in zwei kleine, militairisch verwaltete Districte, den von Suchum-Kaleh, der vom Flusse Ingur bis westlich Pitzunda reichend, auf 133 Quadratmeilen 66,000 Einwohner enthält, und den tschornomorischen, der den Rest der Küstenstrecke umfasst, und so gut wie unbewohnt ist. 9. Das Gouvernement Eriwan umfasst den russischen Theil des Stromgebietes des Arax, bis zur Grenze gegen die Türkei und Persien im Westen und Süden, einer Linie vom Goktschasee nach der Stadt Ordubat am Arax im Osten und Nordosten, und dem Gouvernement Tiflis im Norden. Seine Fläche ist 498 Quadratmeilen, seine Einwohnerzahl 436,000; sein Character ist meist der eines öden Hochlandes, doch finden sich da, wo Wasser in genügender Menge vorhanden ist, recht fruchtbare Strecken. Die Stadt Eriwan selber ist ziemlich unbedeutend. 10. Das Gouvernement Jelissawetpol liegt im Osten des vorgenannten und des Gouvernements Tiflis, im Norden von einem kurzen Stück der Hauptkette begrenzt, im Süden (mit dem Grenzfluss Arax) an Persien stossend und im Osten durch eine Linie, welche zwischen den Städten Nucha und Schemacha anfängt und gerade nach

Süden läuft, vom Gouvernement Bakù geschieden. Der Flächeninhalt beträgt 801 Quadratmeilen, die Einwohnerzahl 503,000. Die Hauptstadt selbst (früher Gündsha genannt) ist unbedeutend, dagegen ist die Stadt Nucha das Centrum der kaukasischen Seidenindustrie und in starkem Aufschwunge begriffen. Dies Gouvernement zeigt dieselben Gegensätze, wie Tiflis; öde Steppen in dem Tiefland und wohlbewässerte und gut angebaute Thäler im Gebirge. 11. Das Gouvernement Bakù (702 Quadratmeilen mit 486,C00 Einwohnern) reicht von der Grenze des Daghestan und des vorgenannten Gouvernements bis an das caspische Meer. Es besitzt bei seiner Hauptstadt den einzigen guten natürlichen Hafen des caspischen Meeres, und auch die zweite Stadt, Schemachà, welcher leider periodisch durch Erdbeben zerstört wird, ist ein ziemlich bedeutender industrieller Ort. In der Mitte des Gouvernements breiten sich öde Steppen aus, dagegen ist sowohl der im Norden belegene Kreis Kuba, als die Südspitze ganz Transkaukasiens, der Kreis Lenkoran, fruchtbar und waldreich.

Die Communicationen im Kaukasus verdanken ihre Entwickelung erst der Neuzeit; die russische Regierung hat in richtiger Erkenntniss, dass jede Meile fahrbarer Weg ein Bataillon Soldaten ersetzt, mit Eifer daran gearbeitet, den Kaukasus mit einem Netze von Strassen zu überziehen, und ist jetzt ziemlich so weit gekommen, dass jede Stadt mit der Post zu erreichen ist; eine bedeutende Leistung, wenn man bedenkt, dass der Orient nichts kennt, als Karavanenwege, das heisst Linien, auf denen sich seit Jahrhunderten der Verkehr bewegt, ohne dass auch nur ein Stein, der im Wege ist, von seiner Stelle gerückt werde. Freilich darf man sich unter den Poststrassen des Kaukasus nicht immer macadamisirte Chausseen vorstellen, aber sie sind doch durchweg so im Stande gehalten, dass in der guten Jahreszeit das Reisen leicht, und in der schlechten wenigstens möglich ist. Den speciellen Eigenthümlichkeiten des russischen Postwesens habe ich im Anhange dieses Buches einige Aufmerksamkeit gewidmet, an dieser Stelle will ich nur eine kurze Uebersicht über die vorhandenen Strassen geben. Dieselben sind: 1. Die

grosse Strasse vom Azow'schen Meere nach Tiflis, der wichtigste unter allen Zugängen zum Kaukasus. Sie geht von Rostoff am Azow'schen Meere aus, durchzieht die Steppe und erreicht über Stawropol, Georgiewsk und Mozdok den Fuss der Berge bei dem wichtigen Schlüsselpunkt Wladikawkas („Bezwingerin des Kaukasus"), nachdem sie vorher (von Stawropol) einen grossen Zweig nach Jekaterinodar, der Hauptstadt des Kubanlandes, und kleinere Zweige nach den berühmten Badeorten Pjätigorsk und Kisslowodsk, sowie nach der Festung Naltschik gesandt hat; die Abzweigungen nach dem caspischen Meere siehe weiter unten. Bei Wladikawkas tritt die Strasse, die von hier an den offiziellen Namen: „grusinische Heerstrasse" führt, in das enge Felsenthal des Terek, zieht sich in starken Steigungen in der furchtbaren Schlucht des Dariel hinauf und überschreitet zwischen den Stationen Kobi und Mleti die Hauptkette des Kaukasus in einer Höhe von 7977 Fuss; sodann folgt sie dem Thal der Aragwa bis Mtzchet und tritt dort, wenige Meilen vor Tiflis, in das Thal der Kura. Die erste Hälfte der Strasse ist reiner Steppenweg, und an eine Chaussirung derselben wird um so weniger gedacht, als die Eisenbahn von Rostoff nach Wladikawkas bereits im Bau ist, dagegen befindet sich der letzte, bergige Theil der Strasse in einem Zustande, der den besten schweizerischen Alpenstrassen nur wenig nachgiebt. 2. Die Strasse vom schwarzen Meere nach Tiflis. Sie beginnt bei Maran (Orpiri) am Rion, bis wohin die kleinen Flussdampfer von Poti aus vordringen können, und führt über Kutais bis zur Station Kwirila, am Fusse des Surampasses, den sie zwischen den Stationen Bjelogorie und Suram in 3627 Fuss Höhe überschreitet; sie läuft sodann auf dem linken Ufer der Kura über Gori bis Mtzchet, wo sie sich mit der grusinischen Strasse vereinigt; ihr offizieller Name ist: „die imeretinische Heerstrasse". Der bauliche Zustand dieser Strasse ist ebenfalls recht gut, ihre Zeit ist jedoch schon vorbei, da die Eisenbahn, welche fast dieselbe Route verfolgt, bereits im Betriebe ist. 3. Die Strasse von Bakù nach Tiflis. Sie geht vom caspischen Meere aus durch die östlichen Ausläufer der

Hauptkette nach der industriellen Stadt Schemachà, und zieht sich von dort, bald in der Steppe laufend, bald niedrige Höhenrücken überschreitend, an Nuchà und Zakataly vorbei, über Signach und Tiflis. Ihr Zustand ist ein ziemlich primitiver, und Chaussirung nur an Bergabhängen vorhanden 4. Die Strasse von Tiflis nach Persien geht erst im Thale der Kura abwärts, und biegt sodann südlich in das romantische Thal des Akstafa ein, überschreitet an dessen Ende den 7124 Fuss hohen Pambakpass (Kümürlü, auch „Eselsrücken“ genannt), und erreicht unmittelbar hinter demselben den 6340 Fuss über dem Meere gelegenen Goktschasee; von dort zieht sie sich über Eriwan in das Thal des Arax, und führt in demselben über Nachitschewan bis zum persischen Grenzorte Dshulfa. Der ebene Theil dieser Strasse ist nicht gerade musterhaft im Stande, dagegen hat man die Strecke vom Akstafathal bis Eriwan neuerdings chaussirt; im Herbst 1872 fehlte nur noch das Stück von Jellenowka am See bis Eriwan.

Diese vier grossen Routen sind das Gerüst, auf denen sich das ganze gegenwärtige Strassennetz aufbaut; die ersten beiden vermitteln hauptsächlich den Verkehr mit dem inneren Russland, die letzteren mit Persien und den Ländern im Osten des caspischen Meeres. Die Anschlussrouten sind folgende: 5. Zwischen der grusinischen und der imeretinischen Heerstrasse: Die bereits erwähnte von Stawropol nach Jekaterinodar am Kuban, mit einer südlichen Abzweigung nach der Festung Maikop, sowie ferner eine Strasse von Jekaterinodar nach Jeisk am Azow'schen Meere, über Temrük nach Taman (gegenüber Kertsch), und nach Novorossisk am schwarzen Meere. 6. Zwischen der imeretinischen und Eriwan'schen Strasse: Zweige im kolchischen Tiefland, nach Zugdidi in Mingrelien und Ozurgeti in Gurien, ferner von Suram über Borshom und Achaltzich (in der Nähe der Badeort Abastuman) bis Achalkalaki, von Delidshan im Akstafathale nach Alexandrapol, von Achty nach Daratschitschach, einer Sommerfrische im Gebirge, von Eriwan nach Etschmiadzin, Sitz des armenischen Patriarchen, und von dem Grenzorte Dshulfa

nach Ordubat. 7. Zwischen der Eriwan'schen Strasse und der nach Bakù: Eine Abzweigung von Akstafinsk über Jelissawetpol (Gündsha) nach Schuscha im Karabagh, sowie von dort weiter über die Berge nach Nachitschewan, letztere Strecke 1872 noch nicht ganz vollendet; eine Strasse von Schemachà südlich durch die Steppen über Saljany nach Lenkoran am caspischen Meere, sowie schliesslich die kurze Verbindungsstrecke zwischen Jelissawetpol und der Bakù'er Linie bei Nuchà, und ein Zweig, der von Signach das Thal des Alazan (Kachetien) hinauf bis zum Orte Achmeti läuft; auch sind hier die kurzen Strecken von Tiflis nach der Sommerfrische Kadshory und nach Bjelyj Kljutsch zu erwähnen. 8. Die Verbindungen, welche zwischen der grusinischen Strasse und der nach Bakù liegen, haben insofern mehr Bedeutung, als dieselben eine gewissermassen selbstständige Stellung einnehmen und einen bedeutenden Verkehr aufweisen. Es sind dies folgende Linien: Von Astrachan über Kizljar, Temirchanschura, Derbent und Kuba nach Bakù, eine Abzweigung von Scholkozawodskaja (südlich von Kizljar) nach Mozdok, und eine zweite von dieser über Groznaja nach Wladikawkas, sowie schliesslich die kurze Strecke von einem Punkte nördlich von Temirchanschura nach dem Hafen Petrowsk. Die Wichtigkeit dieser Verbindungen ruht darin, dass dieselben einerseits über Mozdok eine directe Linie vom Azow'schen zum caspischen Meere schaffen, und andererseits über Wladikawkas und Groznaja den kürzesten Weg von Tiflis eben dorthin darstellen, namentlich ist letztere für den Verkehr mit den Gegenden an der Wolga von hervorragender Bedeutung.

Die übrigen Wege im Lande werden von Posten nicht befahren, und der Reisende ist auf ihnen auf das sehr precäre Fortkommen mit Miethfuhrwerk angewiesen, um so precärer, als die einstige Fahrbarkeit eines Weges keineswegs die rechtliche Vermuthung für die Möglichkeit einer gegenwärtigen Passage zu Wagen giebt; so ist zum Beispiel der Weg, welchen der Kaiser 1871 im Daghestan nahm, jetzt schon fast unbrauchbar, und dass wir „den Kaiserweg“ zwischen Alexan-

drapol und Etschmiadzin ohne Schiffbruch zu leiden zurücklegten, erschien uns fast als ein Wunder.

Die Schiffahrt auf den Flüssen des Landes ist fast gleich Null; auf dem Rion sollte sie bei Eröffnung der Eisenbahn ganz eingestellt werden, und die Kura trägt nur auf dem untersten Theile ihres Laufes kleine Frachtkähne; merkwürdiger Weise scheint dies in alten Zeiten anders gewesen zu sein, denn griechische Autoren sprechen sich ziemlich klar dahin aus, dass sowohl Rion als Kura bis in die Nähe des Suramgebirges dem Verkehre als Strassen gedient haben Recht bedeutend ist dagegen in der Neuzeit der Verkehr auf den beiden Meeren, welche das Kaukasusland einschliessen. Auf dem schwarzen Meer concentrirt sich derselbe in Poti, trotz der grossen Unbequemlichkeiten, welche die schlechten Eigenschaften dieses Hafens mit sich bringen; die Dampfschifffahrten finden im Sommer wöchentlich einmal, im Winter alle vierzehn Tage über Suchum-Kaleh nach Kertsch und Odessa, und über Batum nach Trapezunt und Konstantinopel statt, und ausserdem herrscht ein ziemlich reger Segelschiffverkehr. Auf dem caspischen Meere gehen im Sommer zwei Dampfer wöchentlich von Astrachan über Petrowsk nach Bakù, und ein Schiff von dort nach Persien; im Winter muss freilich auf der Nordhälfte des Meeres der Verkehr ganz eingestellt werden.

Seit zwei Jahren besitzt der Kaukasus auch Eisenbahnen. Im Jahre 1867 wurde die Linie Poti-Tiflis concessionirt, 1871 das erste Stück (Poti bis zum Fusse des Suramgebirges), 1872 der Rest der Strecke dem Verkehr übergeben. Der Bau hat ziemlich alle Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, welche sich einer Eisenbahn überhaupt in den Weg stellen können; von Poti hatte man erst über 4 Meilen sich durch einen sumpfigen Urwald durchzuarbeiten, dessen Fieberdünste die Arbeiter zu Hunderten dahin rafften, dann hatte man reissende Ströme zu überbrücken, und schliesslich ein Gebirge zu überschreiten, welches, wenn man nicht sehr kostspielige Tunnel bauen wollte, stellenweise Steigungen bis 1:20, in in Europa ganz unerhört, erforderte. Die Schwierigkeiten

wurden jedoch überwunden, und die Bahn ist im Stande, wenn auch mit grossen Betriebskosten, dem Verkehre in befriedigender Weise gerecht zu werden. Eine zweite Bahn ist von Rostoff nach Wladikawkas im Bau begriffen; dieselbe führt lediglich durch die Steppe, und wird daher wohl bald fertig gestellt sein; sie wird sich dem directen Verkehr von Russland aus noch nützlicher erweisen, als die erste, wenn, was ebenfalls in der Absicht der Regierung liegt, sie eine Fortsetzung nach Petrowsk am caspischen Meere erhält, eine Linie, welcher sich technische Schwierigkeiten in keiner Weise entgegenstellen, und welche der Stammbahn einen bedeutenden Zuwachs an Gütern bringen muss; denn auf diesem Wege werden die Küstenländer des caspischen Meeres das ganze Jahr hindurch zugänglich sein, während die Wolga, auf welcher der Verkehr Russlands mit diesen Ländern sich bisher ausschliesslich bewegte, kaum die Hälfte des Jahres schiffbar bleibt. Im Stadium des fernen Projects befinden sich ferner Linien von Petrowsk über Bakù nach Persien zum Anschluss an die dort von dem Generalpächter des Landes, Baron Reuter, in's Auge gefassten Schienenwege, sowie von Tiflis nach Bakù, und von Wladikawkas über den Kasbekpass nach Tiflis. Erstere beiden Linien würden zwar unschwer zu bauen, dafür aber auch schwerlich rentabel sein; letztere Linie, der man die Aussicht auf Verkehr füglich nicht absprechen kann, ist dagegen nur mit sehr bedeutenden Kosten herzustellen; die Steigungsverhältnisse sind derart, dass auf der südlichen Seite man wohl mit dem Verhältniss 1 : 38½ (Maximalsteigung der Gotthardbahn) auskommen mag, auf der Nordseite hingegen hat man zwischen den Stationen Lars und Kasbek in einer engen Schlucht, welche Ausbiegungen und Kehren nicht gestattet, 2000 Fuss Niveauunterschied in 16 Werst (2¼ Meile) zu überwinden; der Tunnel unter der Passhöhe würde etwa 8 Werst erfordern. Es lässt sich also wohl voraussetzen, dass dieses Project noch lange Project bleiben wird[1]. Durch die Zeitungen ging auch jüngst

[1]) Siehe die Anmerkung im 4. Abschnitt.

die unwahrscheinliche Kunde, dass eine Eisenbahn von Tiflis über Eriwan nach Tebriz concessionirt sei. Wenn auch die Strecke von Eriwan bis Tebriz nicht viel Schwierigkeiten bieten mag, so ist doch von Tiflis bis Eriwan die Linie der jetzigen Strasse für eine Eisenbahn ganz undenkbar, und nur mit grossen Kosten, die der Verkehr schwerlich einbringen wird, könnte man vielleicht durch die Thäler des Chram und seiner Nebenflüsse nach Karakliss und von dort mit grossen Tunnels in das Thal des Abaran und so nach Eriwan gelangen.

Die Völker des Kaukasus erfordern ein Studium für sich. Der Europäer ist gewohnt, alles was Kaukasier oder Tscherkesse heisst, sich als ein schönes ritterliches Volk vorzustellen, dessen Männer von glühendem Hass gegen die russischen Eindringlinge erfüllt, sich nur mit Widerstreben hätten unter das Joch beugen lassen, während die Frauen, Ideale an Schönheit, sich nur, um der verhassten Fremdherrschaft zu entgehen, in die Harems der Türken schleppen liessen. Es ist gewiss undankbar, eine so poetische Anschauung zu zerstören, allein ich muss, wenn ich der Wahrheit treu sein will, gestehen, dass dieses Ideal nie existirt hat, und noch weniger jetzt besteht. Zuerst ist es völlig falsch, Tscherkessen, Circassier, Georgier, Kaukasier und ähnliches in einen Topf zu werfen; einige dieser Begriffe existiren in Wirklichkeit überhaupt nicht, und wenn man von den anderen in Europa etwas gehört hat, so hat man meist etwas falsches gehört. Sodann zerfallen im Kaukasus die Bewohner der Ebene mindestens in vier völlig von einander zu scheidende Gruppen, und die Zahl der verschiedenen Stämme der Bergbewohner, welche häufig unter einander nicht den geringsten Zusammenhang haben, ist Legion. Eine ethnographische Beschreibung des Kaukasus hat sich also auf eine Schilderung der einzelnen Typen zu beschränken, denn einen gemeinsamen Character giebt es nicht Diejenige Eintheilung, welche auf der natürlichsten Grundlage ruht, ist die Scheidung der Kaukasier in Bergvölker und Völker der Ebene; als drittes Element treten die Eroberer des Landes, die

Russen, mit den durch sie herbeigezogenen Colonisten und den Fremden hinzu.

Unter den Bewohnern der Ebene sind, als das älteste Culturelement im Kaukasuslande, zunächst zu nennen die Völker kartalinischen Stammes; man versteht hierunter eine Gruppe von Stämmen, Nachfolger der alten Iberer, welche eine gemeinsame, wenn auch dialectisch sehr verschiedene Sprache, das Kartli (ich hörte mehrfach Kartuli) reden und welche im Mittelalter die eigentlichen Herren des Riongebiets und des oberen Kuragebiets bis etwa zum Einflusse des Alazàn waren. Die Stämme sind: 1. Die Grusier oder Grusiner, von Europäern auch Georgier genannt. Sie selbst nennen sich Kartli, und bewohnen das Gebiet östlich vom Suramgebirge, zwischen der Hauptkette und der Wasserscheide zum Arax bis zur Höhe von Zakataly. 2. Die Imeretiner, westlich vom Suramgebirge bis zum Flusse Tzchenis-Tzchali. 3. Die Mingrelier, zwischen diesem Flusse, dem Rion, dem Ingur und dem schwarzen Meer. 4. Die Gurier, zwischen dem Rion und der türkischen Grenze; das Nachbarvolk in der Türkei, die Lazen, ist ihnen nahe verwandt. 5. Einige Bergvölker, so die Swanethen am oberen Ingur und Tzchenis-Tzchali, und die Tuschen, Pschawen und Chewsuren an den Quellen des Alazan und der Jora. Die genannten Völker bildeten im frühen Mittelalter ein mächtiges Reich, dessen König in Mtzchet bei Tiflis residirte; durch Erbtheilung und unglückliche Kriege mit Persern und Türken gerieth dasselbe so in Verfall, dass zu Anfang dieses Jahrhunderts der letzte König von Grusien, Kachetien und Imeretien, aus dem uralten Geschlechte der Bagratiden, sich Russland freiwillig unterwarf; die Herrscher von Mingrelien und Gurien wurden hierauf gleichfalls mediatisirt. Jetzt befinden sich diese Völker, etwa 900,000 an Zahl und durchweg griechische Christen, unter russischem Scepter recht wohl, und sehnen sich keineswegs nach ihrer früheren Selbstständigkeit zurück, wo jeder türkische Sultan und jeder persische Schach sie nach Gutdünken mit Krieg überzog, ihre Dörfer verbrannte, ihre Männer zu Sklaven machte, und ihre Frauen in die Harems

schleppte. Ihr Character ist im Allgemeinen mittelalterlich; der Adel war ritterlich, doch ungebildet und zum Schaffen unfähig; der gemeine Mann, welcher in harter Hörigkeit lebte, faul und betrügerisch; jetzt fangen die Stände an, sich zu nivelliren, der Adel zu lernen und das Volk, wenn auch mit Widerstreben, zu arbeiten. Eine ihrer hervorragenden Eigenschaften ist die Liebe zum Wein; da sie aber grosse Quantitäten vertragen können, so liegt darin kein zu schlimmer Tadel, über das Getränk selbst wird weiter unten die Rede sein; auch gesungen wird viel, aber nicht gerade schön. Ihre Sprache klingt kräftig, wenn auch rauh, namentlich spielen die Laute tzch und schch eine grosse Rolle darin. Zur Schriftsprache ist allgemein der grusinische Dialect erhoben; das Alphabet, vom heiligen Mesrop im 6. Jahrhundert zusammengestellt, zeigt zwei Phasen: Das alte Kirchenalphabet, Chutzuri genannt, hat lapidare, den altarmenischen ähnliche Buchstaben, ist aber jetzt nur noch für kirchliche Zwecke im Gebrauch, die jetzige Schrift dagegen, das Mchedruli, ist zierlich und verschnörkelt. Die Tracht ist nach den einzelnen Stämmen ziemlich verschieden, jedoch tragen die Vornehmen, wenn sie nicht europäisches Kostüm anlegen, ziemlich allgemein jetzt die sogenannte tscherkessische Tracht.

Die zweite Hauptgruppe bilden die Völker türkisch-tatarischen Stammes. Sie wohnen nirgends so geschlossen zusammen, wie die Kartalinier, sondern finden sich fast im ganzen Kaukasuslande zerstreut. Ihr Sammelname ist Tataren, jedoch bezeichnet der gemeine Russe, namentlich der Soldat, hiermit meist alles, was nicht christlich ist, und werden dadurch selbstverständlich die Unterschiede häufig unklar. Diejenigen Theile, welche ihnen ziemlich ausschliesslich angehören, sind die Tiefländer der Kura und des Araxes, aber ausserdem wohnen sie im östlichen Theil des Gouvernements Tiflis mit Grusinern gemischt, und im Gouvernement Eriwan und im Karabagh (südlicher Theil des Gouvernements Jelissawetpol) zusammen mit Armeniern; ferner haben sie nomadisirende Stämme in den Steppen vom caspischen Meere bis Wladikawkas, und zahlreiche Colonien an der Ostküste des Daghe-

stan; selbst in den Thälern am Elborus wohnt ein Zweig von ihnen. Ihre Gesammtzahl, einschliesslich der Nomaden, beträgt über 1,100,000. Ihre Sprache ist der türkischen sehr nahe verwandt, und gehört zum sogenannten osttürkischen Zweige; sie klingt bedeutend rauher als das elegante Osmanli und wird ziemlich im ganzen Kaukasus verstanden. Ihre Tracht ist, mit geringen Abweichungen, die persische, nur an der Grenze der Türkei, bei Achaltzich, geht das Volk meist türkisch gekleidet. Die niederen Klassen des Volkes besitzen meist die Vorzüge der türkischen Rasse: Ausdauer, Mässigkeit und Zuverlässigkeit, bei den höheren Schichten mag jedoch die lange persische Herrschaft nicht gerade vortheilhaft gewirkt haben; immerhin ist in ihnen ein recht tüchtiges Element vorhanden.

Die Armenier, gegen 600,000 Seelen, haben nicht, wie die vorgenannten Völker, einen eigenen Platz im Lande; sie sind ziemlich überall. Bei ihnen ist die Scheidung zwischen den Bauern und dem übrigen Volke noch strenger zu machen, als bei den Tataren. Die Bauern, welche in den Gouvernements Eriwan und Jelissawetpol mit Tataren untermischt wohnen, unterscheiden sich von diesen im Aeusseren meist gar nicht und in den Eigenschaften nur wenig, dagegen ist der Armenier der Städte von ganz anderem Schlage. Er ist der Kaufmann par excellence; es giebt kaum ein Dorf im Lande, wo nicht ein oder mehrere Armenier die Rolle des Juden im östlichen Deutschland und Polen spielten; schlau, geschmeidig, ausdauernd und nicht selten wenig gewissenhaft zieht er alle Geschäfte an sich, und wird zugleich der Banquier und Tyrann des Orts; hiermit soll jedoch keineswegs ausgeschlossen sein, dass es unter ihnen auch höchst achtbare Elemente giebt, deren Intelligenz und Schaffen dem Lande zum grössten Segen gereicht. Die armenische Sprache hat eine grosse Literatur und ein eigenes Alphabet, welches, wie das grusinische, zwei Typen, den alten kirchlichen und den jetzigen currenten aufweist; auch hat sich die jetzige Sprache von der Kirchensprache schon weit entfernt. Es steht von dieser Sprache fest, dass sie dem indogermanischen Stamme angehört; sie klingt sehr rauh und soll schwer zu

erlernen sein, für Reisende ist dies auch völlig überflüssig, da jeder Armenier, auch der Bauer, türkisch und meist russisch versteht. Eine Thatsache zeichnet den Armenier aus: obschon das Volk fortwährend von neuen Eroberern unterjocht worden, obgleich ein Theil desselben in alle Windrichtungen zerstreut ist, und obgleich noch jetzt der grössere Theil der Armenier unter türkischer Herrschaft lebt, hat nie ein Armenier den seinen Vorfahren in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung überkommenen christlichen Glauben verläugnet.

Die Bewohner der Berge bieten ein so buntscheckiges Conglomerat verschiedener Racen, verschiedener Sprachen und verschiedener Sitten dar, dass der Besucher des Kaukasus zuerst daran verzweifelt, sich in diesem Gewirre zurecht zu finden. Bei so tiefdurchgreifenden Unterschieden jeder Art ist eine systematische Classification aller dieser Völkerschaften nicht möglich, und ich muss mich darauf beschränken, die hervorragendsten unter ihnen mit kurzen Zügen zu schildern. Die Uebersicht wird sehr erleichtert, wenn man drei Gruppen scheidet, die westliche, die centrale und die östliche; hierbei verdient erinnert zu werden, dass die Russen in allen Berichten über die Kämpfe im Kaukasus die häufig angewandten Bezeichnungen: rechter und linker Flügel, im Sinne des Petersburger Standpunktes gebrauchen, so dass mit Völkerschaften des rechten Flügels die westlichen Stämme und mit linkem Flügel die Tschetschnià und das Daghestan gemeint sind. Die Gesammtzahl aller Bergbewohner betrug 1865, also ehe die Auswanderung der Tscherkessen dem Lande bedeutende Kräfte entzogen hatte, gegen 900,000.

1. Die westliche Gruppe der Bergvölker umfasst die Stämme, welche auf der Südseite des Kaukasus etwa bis zur Höhe des Elborus, auf der Nordseite jedoch weiter östlich, bis in die Gegend von Wladikawkas wohnen. Wir finden hier zunächst die Adigé, welche von den Russen Tscherkessen genannt wurden; der Name ist jedoch nur ein Collectivbegriff für eine grosse Anzahl kleiner und kleinster Stämme, wie Dshigeten, Ubychen, Schapsuchen, Natuchaitzen und andere, welche von keinem gemeinschaftlichen Bande umschlossen

waren, verschiedene Sprachen und Sitten hatten, und in unaufhörlichen Fehden unter einander lebten; sie bewohnten einst das Gebirge von Taman bis in die Höhe von Pitzunda und das nördliche Vorland bis über den Kuban hinaus. Ihre Unterwerfung erforderte eine lange Reihe von Kriegen gegen die einzelnen Stämme, ein Zusammenhalten derselben gegen den gemeinschaftlichen Feind fand fast nie statt; vollständig wurde ihre Besiegung im Jahre 1864, allein es begann von diesem Zeitpunkte an eine unaufhaltsame Auswanderung nach der Türkei und 400,000 Tscherkessen verliessen ihr Vaterland, welches jetzt meist wüste liegt. Ihre Sitten sind sehr verschieden geschildert worden; während einige sie als Freiheitshelden malen, heben wieder andere ihre grosse Vorliebe für das Gut des Nächsten hervor; festzustehen scheint, dass sie mit grosser Raublust doch eine mittelalterliche Ritterehre und Treue verbinden. Ein anderes Volk, welches den Tscherkessen sinnesverwandt, aber sonst als träge und unzuverlässig geschildert wird, sind die Abchasen, welche die obengenannte Tsebeldà, sowie den Küstenstrich zwischen Pitzunda und dem Ingur, dessen östliche Hälfte Zamurzachan genannt wird, bewohnen; sie haben sich der Auswanderung nicht angeschlossen und sollen Christen sein; übrigens darf man bei den Bergvölkern überhaupt das Vorhandensein von Kirchen und Priestern nicht immer als Beweis dafür ansehen, dass das Volk wirklich dem Christenthume anhängt Auf der Nordseite des Gebirges, an dem oberen Laufe des Kuban und der Kuma wohnen die Kabardiner; ihr Land heisst die Kabarda, und der Theil desselben, welcher sich weiter östlich nach dem Terek und bis Wladikawkas erstreckt, wird die kleine Kabarda genannt. Das Volk, welches im frühen Mittelalter christlich war, später aber zum Islam übertrat, gilt noch jetzt als das ritterlichste von allen; ihre Sitten sind für einen grossen Theil des Kaukasus massgebend gewesen, und ihre Tracht ist fast im ganzen Lande angenommen worden, selbst von den Kosaken, ihren Nachbarn am Kuban und Terek. Mit den Russen haben die Kabardiner meist in gutem Einverständniss gelebt, und ein kühner Versuch Scha-

myls, die Kabarda in den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen hereinzuziehen, ist gescheitert. Ausser den genannten Stämmen wohnen in den Thälern des nördlichen Abfalls der Hauptkette zwischen Elborus und Adai-Choch Tataren; dagegen werden die obenerwähnten Swanethen und die Bewohner der Berge von Mingrelien (Letschgum) und Imeretien (Radscha), als zum kartalinischen Stamme gehörig, nicht zu den eigentlichen Bergvölkern zu zählen sein.

2. Die centrale Gruppe wird von einem einzigen Volke gebildet, den Osseten. Obwohl nicht besonders zahlreich, sind sie doch seit langer Zeit der Gegenstand des Studiums gewesen, weil sie das einzige Bergvolk sind, dessen arischer Ursprung unzweifelhaft ist. Ihre Sprache gehört dem medopersischen Zweige an, und ihre Sitten erinnern merkwürdiger Weise häufig an altdeutsche; auch brauen sie ein ganz trinkbares Bier, ludi genannt. Ihr Gebiet erstreckt sich in der Hauptkette vom Adai-Choch bis wenig über den Kasbekpass hinaus; ihrer Religion nach sind sie zum Theil Muhamedaner, zum Theil Christen, auch sollen noch Heiden unter ihnen sein. Auch sie haben, wie die Kabardiner, sich mit den Russen gut zu stellen gewusst, was für diese während der Schamyl'schen Kriege um so wichtiger war, als die einzige Verbindung über das Gebirge zwischen Baku und Taman, die grusinische Heerstrasse, durch das Land der Osseten geht.

3. Die östliche Gruppe der Bergvölker ist sowohl die zahlreichste, als die interessanteste, denn hier wurde 1839 bis 1859 der erbitterte Religionskrieg geführt, und hier herrschte Schamyl zugleich als Priester, Held und Tyrann. Zwei Typen lassen sich hier leicht scheiden, die Tschetschentzen und die Daghestaner. Erstere bewohnen die Tschetschnià, den Abfall des Gebirges zum Terek und bis über diesen hinaus; sie zerfallen in eine grosse Anzahl von einzelnen Stämmen mit verschiedenen Sitten und Sprachen; eine Unterabtheilung dieser Gruppe, welche die „kleine Tschetschnià" zwischen Wladikawkas und dem Argun bewohnt, und zu welcher die Stämme der Kisten, Galgaier und andere gehören, scheint von den übrigen ziemlich verschieden zu sein. Im

Allgemeinen ist das Zeugniss, welches den Tschetschentzen ertheilt wird, nicht das günstigste, sie gelten als diebisch, treulos und heimtückisch, und ihre Kriegführung gegen die Russen war hauptsächlich ein Buschkrieg aus dem Hinterhalte. Uebrigens umschliesst ein gemeinsames Band die tschetschentzischen Völker ebensowenig, wie die obengenannten Tscherkessen, und wenn auch Schamyl einzelne ihrer Stämme mit Gewalt und blutiger Grausamkeit an seine Fahne gefesselt hielt, so standen andere zu den Russen, oder verhielten sich wenigstens ruhig. Die Bewohner des Daghestan sind unzweifelhaft die geistig am höchsten stehenden von allen Bergbewohnern; trotz ihrer rauhen und meist unwirthsamen Berge besitzen sie, zum Theil wenigstens, Industrie, musterhaft sorgfältigen Ackerbau und sogar ein Stamm unter ihnen eine Literatur. Ihre Industrie anlangend, sind vorzüglich die Stahl- und Waffenarbeiten zu erwähnen; sie sind trotz des Mangels an jeder grösseren Fabrikanlage im Stande gewesen, die Kanonen, die sie im Kriege gegen die Russen gebrauchten, zum Theil selbst zu giessen; die Klingen einiger Orte geniessen grossen Ruf im ganzen Kaukasus. Die hervorragendste Stelle unter der Unzahl von Stämmen, in welche sie sich theilen, und welche, wie die Tschetschentzen und die Tscherkessen, die verschiedenartigsten Sprachen und Sitten haben, nehmen die Avaren ein, die den nördlichsten Theil des Daghestan zwischen Bottlich und Temirchanschura bewohnen; sie besitzen eine Schriftsprache, für welche sie sich der arabischen Buchstaben bedienen, aus ihnen sind immer die Führer grosser Bewegungen hervorgegangen und auch Himri, der Geburtsort Schamyl's, liegt im Gaue Avarien. Die Stämme des südlichen Daghestan und der Bergabhänge nach den Thälern des Alazan und der Kura zu, werden unter dem Collectivnamen Lesghier zusammengefasst; sie gelten als zuverlässige fleissige Arbeiter. Merkwürdig ist die grosse Anzahl kleiner Stämme im Daghestan, welche auf wenig Dörfer, ja auf wenige Hütten zusammengedrängt, ihre eigene Sprache noch reden, welche keiner ihrer Nachbarn versteht; sie zeigen recht, wie jede Völkerwanderung, vielleicht seit den Urzeiten

der Menschheit, hier ihre Spuren zurückgelassen hat, welche immermehr zurückgedrängt werden, aber nie ganz erlöschen. Eines dieser Duodezvölker, welches in wenigen Dörfern östlich von Nuchà wohnt, die Udi, hat lange die Ethnographen und Sprachforscher gereizt; ein neuerer englischer Gelehrter, der sich speciell mit ihnen beschäftigt hat, hält sie für stammverwandt mit den alten Aegyptern. Dasjenige Band, welches einst das ganze Daghestan unter einer Fahne vereinigte, ist der Islam; es giebt vielleicht wenig Muselmänner, welche mit einer solchen Hingebung an ihrer Religion hängen, wie diese Bergbewohner, und nur diese Hingebung machte es möglich, dass ein geschickter Fanatiker, wie Schamyl war, so verschiedenartige Elemente seiner ascetischen Herrschsucht dienstbar machen konnte. Für den Reisenden bildet diese aufrichtige Anhänglichkeit an die Religion einen wohlthuenden Gegensatz zu dem lauen Skepticismus der Vornehmen und dem oft erkünstelten Fanatismus der Menge in Persien und der Türkei. Sonst rühmt man an den Daghestaner Stämmen ihre Tapferkeit und Treue, sowie ihre Ehrlichkeit gegenüber den diebischen Tschetschentzen; ihre Gastfreiheit braucht kaum besonders erwähnt zu werden, da man sie, ausser an den grossen Strassen, allerwärts im Kaukasus findet.

Von den übrigen Bergbewohnern sind noch die Pschawen, Tuschen nnd Chewsuren zu nennen, deren bereits oben, bei den kartalinischen Stämmen, Erwähnung geschehen ist. Der kleine Kaukasus besitzt keine eigentlichen Bergvölker, nur streifen an den Abhängen des Alagöz und des Ararat einige tausend nomadisirende Kurden umher, von denen 80 Familien zur Sekte der Jeziden gehören sollen. Die Landschaft Lenkoran wird von Persern bewohnt, welche einen vom Hochpersischen sehr abweichenden Dialect, das Talyschi sprechen, und vermuthlich Nachkommen der alten Meder sind. Schliesslich sind in den Steppen nördlich vom Kaukasus noch die Nogaier zu erwähnen, welche entweder tatarisirte Mongolen sind, oder stark mit mongolischem Blute versetzte Tataren; echte Mongolen sind die Kalmücken, die nahe den Grenzen des Kaukasuslandes im Gouvernement Astrachan wohnen.

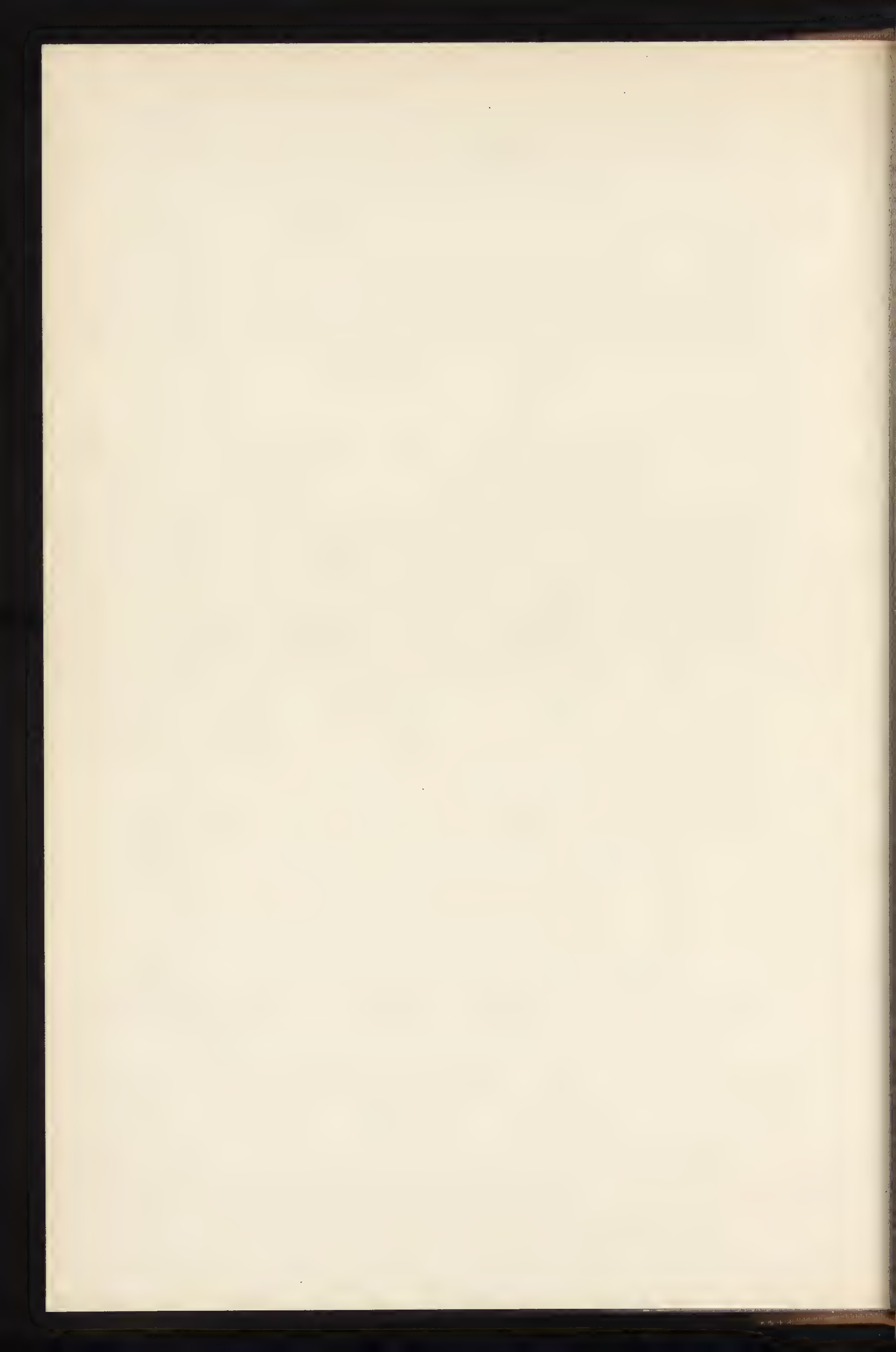
Wir kommen nun zu dem herrschenden Volke, den Russen, bezüglich deren ich mich, da es nicht Aufgabe dieses Buches ist, ihr Volk im Allgemeinen zu schildern, auf einige Worte über die Verhältnisse beschränke, in welchen sie im Kaukasus auftreten. Man kann die Russen, welche hier beiläufig eine Million zählen, füglich in drei Kategorien theilen: Den Offizier, Beamten, Handwerker und Kaufmann, den Bauer und schliesslich den Kosaken. Die erste Klasse ist überall zu finden, freilich auf dem Lande und im Gebirge weniger zahlreich, als in den Städten. Der Offizier und der Beamte, und mehr natürlich noch der gemeine Soldat, betrachten den Dienst im Kaukasus meist nur als ein Durchgangsstadium, der Handwerker geht nach Russland zurück, sobald er sich genug verdient hat, und dem Kaufmann wird der Verdienst im Kaukasus durch den Armenier, seinen Concurrenten, recht sauer gemacht. Der russische Bauer ist nicht häufig im Lande, er scheint zum Colonisiren nicht recht geschaffen, und nur zwei Gruppen sind es, welche sich in gedeihlicher Blüthe befinden; es sind dies die beiden Sekten der Malakanen und Duchobortzen, die ihrer staatsgefährlichen Irrlehren halber aus Russland deportirt worden sind; von ihren Wohnsitzen und ihren Sitten wird weiter unten die Rede sein. Die Kosaken schliesslich waren die ersten Pioniere Russlands im Kaukasus, schon vor Peters des Grossen Zeiten verliessen missvergnügte Schaaren ihr Heimathland und liessen sich am Nordrande des Gebirges nieder; sie vermischten sich bald mit ihren Nachbarn, den Bergvölkern, vornehmlich durch Frauen, welche sie aus jenen Stämmen nahmen, und eigneten sich manches von deren Sitten an, so tragen sie auch die tscherkessische Tracht. Jetzt sind sie in zwei Heere eingetheilt, das vom Kuban und das vom Terek, welche die früher bestehenden kleineren selbstständigen Heere, so z. B. die Grebentzkoi'schen Kosaken zwischen Sunsha und Terek, und die tschornomorischen (vom schwarzen Meere) in sich aufgenommen haben; jedes Heer zerfällt in Regimenter und diese wieder in Sotnien (Escadrons, ursprünglich Abtheilungen zu je 100 Mann, von welcher Zahl aber vielfach abgewichen

wird), jede Abtheilung bewohnt ihren zugewiesenen Bezirk; über die Regelung des Dienstes und der häuslichen Verhältnisse ist unten näheres gesagt. Uebrigens gehen auch diese Heere in nächster Zeit einer Umgestaltung entgegen, wie sie das donische Kosakenheer jetzt im Sinne der Neuzeit erfährt.

Das letzte Element der kaukasischen Bevölkerung bilden die Fremden; obschon nicht zahlreich, haben sie doch vielfachen Einfluss auf das Land geäussert. Die Deutschen besitzen einige Colonien in den Gouvernements Tiflis und Jelissawetpol, welche ihres blühenden Zustandes halber im ganzen Lande hochberühmt sind, ausserdem finden sich Deutsche ziemlich in jeder Stadt und in jeder Stellung, von dem grossen Kupferbergwerke Kedabeg der Herrn Siemens und Halske, unweit des Goktschasees im Gouvernement Jelissawetpol, und der Mustermilchwirthschaft des Herrn von Kutzschenbach, südwestlich von Tiflis inmitten tatarischer Bevölkerung, bis zu der bescheidenen Stellung eines Gastwirths in Alexandrapol an der türkischen Grenze oder eines Schneiders in Bakù. Franzosen sind meist in den grösseren Orten zu treffen, als Hotelwirthe, Friseure und Putzmacherinnen, auch beschäftigen sie (und Italiener) sich viel mit Seidenhandel in den Distrikten von Nuchà und Schemachà; Engländer findet man als Eisenbahn- und Maschineningenieure. Dass auch von der Türkei und namentlich Persien ein starkes Contingent zeitweiliger Fremder gestellt wird, ist natürlich; der merkwürdigste Gast von allen ist aber jener Gebernpriester im Feuertempel bei Bakù, den die Parsigemeinden in Indien nach dem heiligen Orte deputiren, um das ewige Feuer nicht erlöschen zu lassen; denn einheimische Feueranbeter giebt es dort längst nicht mehr.

Diese kurzen Andeutungen werden, hoffe ich, zum Verständniss der im Nachfolgenden gegebenen Daten genügend sein, und habe ich ihnen nur noch eine Bemerkung von rein äusserlicher Bedeutung hinzuzufügen; dieselbe betrifft die Schreibweise der vorkommenden Namen. Ich habe, oft mit Hintansetzung der streng grammatikalischen Richtigkeit, alle Namen so zu geben gesucht, wie dieselben ausgesprochen

werden, so schreibe ich z. B.: Malakanen und nicht Molokanen; nur bei solchen Worten, welche dem deutschen Leser hinlänglich geläufig sind, bin ich hiervon abgewichen, und habe daher Odessa und nicht Adjessa, Kosak und nicht Kazak geschrieben. Einzelne, der deutschen Sprache zum Theil fremde Laute, habe ich folgendermassen umschrieben: das harte s mit s, das weiche mit z, das russische jerrỳ (ы) und das türkische harte i mit y, das russische ж (gleich dem französischen j) und den gleichlautenden türkischen Zischlaut mit sh, das türkische ghain (gleich dem deutschen g in Jagd) mit gh. Bezüglich des Accents bemerke ich, dass in der Regel alle Ortsnamen oxytonirt werden, wenngleich der gebildete Türke den Accent nur schwach hören lässt; eine Ausnahme machen durchweg die grusinischen (mingrelischen u. s. w.) Ortsnamen und andere Wörter auf i, welche paroxytonirt werden (Lúdshi, Lailáschi, Kwaréli), sowie die meisten grusinischen Eigennamen; sonstige Ausnahmen (Kútais, Bótlich, Sígnach) habe ich durch Accente hervorgehoben.



Zweiter Abschnitt.

Von Poti bis Borshom.

Poti. Fahrt nach Kutais. Der mingrelische Urwald. Kutais. Das Hotel de France. Unser Diener Ali. Ein imeretinischer Schneider. Die kaukasische Tracht. Das Kloster Gelati. Motzamethi. — Ausflug nach Swanethien. Trauriger Aufbruch. Das Rionthal. Die Ladshanuraschlucht. Lailaschi. Eine grusinische Gesellschaft. Trinkgebräuche. Orbeli und Muri. Das Thal des Tzchenis-Tzchali. Lentechi. Character Swanethiens. Ludshi. Der Latparipass. Rencontre mit Swanethen. Aussicht vom Latparipass. Der Rückmarsch. Lailaschi. Twischi. Abschied von Kutais. — Kwirila. Der Surampass. Bjelogorie. Arbas und Büffel. Suram. Borshom. Timothis-ubani und Daba. Klosterruinen. Eine Jagd. Wild und Jagd im Kaukasus. Ein Fieberanfall.



Die Zeiten, wo Poti noch aus einem Sumpf mit einigen Hütten auf Pfählen bestand, ist noch nicht so lange her; vor zehn Jahren fuhr man bei Regenwetter noch lustig im Kahne von einem Haus zum andern, und wenn auch jetzt die Strassen aufgefüllt und theilweise sogar mit einer Art von Chaussirung versehen sind, so hört man unter den Häusern, zwischen dem Pfahlrost und dem Parterre, Abends noch vergnügte Frösche quaken — es ist den Thieren nicht zu verdenken, denn ein solches Paradies für Amphibien giebt es auf Erden vielleicht nicht wieder. Poti verdankt, wenn auch nicht sein Dasein, so doch seine gegenwärtige Blüthe einem Schreibfehler; als nämlich im Frieden zu Adrianopel die Türkei einen Landstrich zwischen Kars und dem Meere an Russland abtrat, sollte, wie allgemein versichert wird, die Grenze längs des Flusses Tschoroch laufen, was den guten Hafen Batum auf die russische Seite gebracht haben würde, nach der Ratification der Friedensinstrumente fand sich aber, dass der Fluss Tscholoch, etwa vier deutsche Meilen diesseits jenes laufend, in den Vertrag als Grenze aufgenommen war; Batum war verloren und man musste sich mit Poti behelfen. Genau genommen, ist es unrichtig, wenn der Hafen von Poti schlecht befunden wird, denn ein solcher ist gar nicht vorhanden, es existirt lediglich eine ganz offene und dazu sehr seichte Rhede, so dass einigermassen grössere Schiffe auf bedeutende Distanz von dem Ufer ankern müssen; die Einfahrt in den Rion, welcher selbst nur für ganz flache Boote schiffbar ist, wird

durch eine Barre geschlossen, deren stellenweis nur vier bis fünf Fuss haltendes Fahrwasser obendrein durch heftige Brandung oft gefährlich wird. Die maritime Lage von Poti ist also keine glänzende, und hauptsächlich die weite Entfernung von Suchum-Kaleh mit seiner ziemlich guten Rhede hat bis jetzt verhindert, dass der Eingang zum Kaukasus dorthin verlegt wurde. Dazu kam allerdings, dass bis 1864 Suchum-Kaleh inmitten unruhiger Völker gelegen war, während Poti mit gurisch-mingrelischer Bevölkerung nicht den mindesten Anlass zu Befürchtungen bot, und dass, was auch nicht zu niedrig anzuschlagen ist, bei Poti der Rion eine bequeme Strasse durch die sonst unwegsame Region der sumpfigen Urwälder Mingrelien's bot. Die Hafenprojecte für Poti liegen noch in ziemlich weiter Ferne; wenngleich die Absicht zu einem solchen Bau vorliegen soll, hat doch bis jetzt die Scheu vor den grossen Kosten der Dämme und der Baggerung die Ausführung hintertrieben, nur hat man merkwürdigerweise mit dem Ende bereits angefangen: man hat nämlich mit ziemlichem Geldaufwand eine eiserne Landungsbrücke in das Meer hinausgebaut, an der des seichten Grundes halber kein Schiff anlegen kann, und von welcher die mitleidigen Wellen auch schon ein Stück abgespült haben sollen.

Das Schlimmste an Poti ist sein Klima; noch kein Europäer, der eine Nacht dort zugebracht hat, ist von dem Fieber verschont geblieben — auch wir nicht; und wir glaubten bereits am Abend unserer Ankunft zu fühlen, wie wir mit der dicken, feuchten Luft, welche etwa riecht wie die Atmosphäre in einer Wochen lang nicht gelüfteten Badestube, die Keime der Krankheit in uns sogen. Weiteres über die Natur des Fiebers im Kaukasus und über die daselbst mit oder ohne Erfolg angewandten Mittel ist im Anhange dieses Buches zu finden. Dass auch andere Unannehmlichkeiten, wie Mosquitos und häusliches Ungeziefer dem Orte nicht fehlen, braucht nicht besonders erwähnt zu werden, und der Reisende hat die Wahl, ob er seine Aufmerksamkeit Nachts vorzugsweise den Insekten im Bett, den Ratten im Zimmer oder den Fröschen vor dem Fenster widmen will.

Es wäre jedoch undankbar, wenn ich Poti nicht auch einige Anerkennurg zollen wollte für den angenehmen Abend, den ersten im Kaukasuslande, den ich dort zugebracht habe. Ich hatte schon bei dem Verlassen des Dampfschiffes einen Bekannten aus Petersburg, Fürst Gagarin, getroffen, welcher im Staatsdienste in Kutais angestellt, zufällig aber in Poti anwesend war; mit diesem und mehreren anderen Herren der verschiedensten Nationalitäten, deren Bekanntschaft wir theils auf dem Dampfschiff, theils in Poti selbst gemacht hatten, und die zum grössten Theile schon seit Jahren den Kaukasus kannten, verlebten wir einen sehr gemüthlichen Abend, welcher uns zugleich für unsere beabsichtigte Reiseroute manche schätzenswerthen Aufschlüsse brachte; allerdings fehlte auch eine Enttäuschung nicht, denn während ich nach Bodenstedt's und Mirza Schaffy's Darstellung nur Kachetiner auf dem Tische zu sehen dachte, erschien ausschliesslich Bordeaux, welcher, in der richtigen Quantität genossen, eines der besten Vorbeugungsmittel gegen das Fieber sein soll. Nachher machten wir noch einen Spaziergang im botanischen Garten, einem recht hübsch angelegten kleinen Park, wo allerhand südliche Pflanzen, welche wir nur im Treibhause kennen, in üppigster Fülle wucherten; nur vermisste ich die Dattelpalme, und erfuhr zu meinem Erstaunen, dass dieselbe hier trotz des im Sommer heissen und im Winter milden Klimas nicht zu finden ist. Während dieses Spazierganges machte ich auch die erste Bekanntschaft mit der grusinischen Sprache; ich gab jedes fernere Studium dieses Idioms jedoch alsobald auf, nachdem Worte wie rchwâ, tzchrâ (acht, neun) und otzchmodaatti (achtzig) meiner Zunge allzuharte Prüfungen auferlegten. Die Nacht im Hotel war entsetzlich, warme Federbetten, eine dumpfe Schwüle, keine Möglichkeit, die Fenster zu öffnen (wegen der Fiebergefahr) und Legionen von Kerbthieren, welche uns im Lande willkommen hiessen.

Am nächsten Morgen konnten sich meine Reisegefährten nicht enthalten, mit einem frühen Bade vom schwarzen Meere Abschied zu nehmen; ich unterliess es auf Warnungen hin, die mir des Abends vorher zugegangen waren, und es ist

nicht unmöglich, dass ich es diesem Umstande zu danken hatte, dass mich das Fieber später milder behandelt hat, als meine Gefährten.

Um $^1/_2$ 9 Uhr sollte ein Extrazug einige Mitglieder der Eisenbahndirection nach Tiflis befördern, und wir hatten die Erlaubniss erhalten, uns bis Kutais ihnen anzuschliessen; wir fanden uns desshalb pünktlich am Ufer des Rion ein, um uns nach dem Bahnhofe, der auf der nördlichen Seite und etwas oberhalb der Stadt liegt, übersetzen zu lassen; das Dampfboot, welches die Ueberfahrt vermittelt, machte aber zur festgesetzten Zeit nicht die geringsten Anstalten abzugehen. Allmählich sammelte sich auf ihm eine recht ansehnliche Menge von Passagieren, alle in der Absicht die bequeme Gelegenheit nach Tiflis (denn für den regelmässigen Verkehr war erst ein Drittel der Linie, bis zur Station Kwirila, eröffnet) per fas oder per nefas zu benutzen. Die Direction zeigte sich sehr human und unser Extrazug erreichte schliesslich die für die kaukasische Bahn bisher unerhörte Länge von etwa 12 Achsen. Der Bahnhof von Poti ist primitiv; er besteht aus einem offenen und einem geschlossenen Schuppen, beide waren noch so jung, dass sie sich mit ihrer Reinlichkeit brüsten konnten; dagegen besitzt er eine Restauration, die die meisten deutschen, an Auswahl der Getränke wenigstens, weit hinter sich lässt.

Endlich fühlte sich nach 10 Uhr der Zug bewogen abzugehen, und zwar zu unserer aller grossem Erstaunen sofort mit einer Schnelligkeit von 10 Minuten die Meile, auf russischen Eisenbahnen eine ungekannte Eile; ein englischer Ingenieur, welcher Betriebsdirigent dieser Strecke war, theilte mir zu unserem Troste mit, dass so oft er mit der Direction gefahren sei, ziemlich jedesmal irgend etwas passirte, da diesmal die Direction aber über seine Strecke hinaus führe, so wäre die Wahrscheinlichkeit dafür, dass sie erst auf dem Suramgebirge entgleiste, wo herrliche Gelegenheit dafür vorhanden sei. Unter anderen Erfahrungen, welche er mittheilte, war namentlich die von Interesse, dass ein übergefahrener

Ochse selten viel Schaden verursache, während an den harten und starken Knochen eines übergefahrenen Büffels die Maschine meistens entgleise, oder sonst Schaden leide. Die ersten fünf Meilen der Bahn führen durch den Urwald Mingreliens; zu beiden Seiten der Bahn erheben sich hohe Bestände von Bäumen, deren Art man häufig nicht erkennen kann, so dicht sind sie mit Epheu und wildem Wein berankt; das Unterholz ist ein Gemisch von Buchsbaum und Lorbeer und völlig undurchdringlich. Der Nachwuchs ist hier so üppig, dass selbst die Streifen längs der Bahn, auf welchen während des Baues das Unterholz gerodet worden war, schon jetzt, nach kaum drei Jahren, über Manneshöhe wieder zugewachsen waren. Der Boden selbst ist feucht und schlammig; die Aufwerfung des Dammes für die Bahn hat nicht allein viel Mühe, sondern auch viel Menschenleben gefordert, denn von den Soldaten, welche bei dem Bau beschäftigt waren, blieb kaum einer vom Sumpffieber verschont. An einzelnen Stellen hat der Bahnbau eine recht traurige Wirkung gehabt; vermuthlich wegen Mangel an Abzugscanälen unter dem Damm und der hierdurch verursachten Stauung des Wassers im Boden sind grosse Strecken Waldes gänzlich abgestorben, und die todten Bäume strecken ihre blätterlosen Zweige über hässliche trübe Wasserlachen aus, im Gegensatz zu der üppigen Fülle nebenan ein widriger Anblick. Uebrigens kann ich nicht sagen, dass mir der Urwald, von dessen Romantik ich mir soviel vorgestellt hatte, einen befriedigenden Eindruck machte; ich fand im Gegentheil diese üppige Vegetation, durch welche man nicht fünf Schritte weit sehen kann und welche die Luft mit Fieberdünsten erfüllt, beängstigend und erdrückend. Im Walde selbst liegt eine einzige Station, Tschelodidi, anscheinend ohne die geringste Nothwendigkeit angelegt, denn bei ihr wohnt kein Mensch, und ihre Einnahmen sollen im ersten Betriebsjahr fünf Rubel nicht erreicht haben.

Fünf Meilen von Poti lichtet sich der Wald und die Bahn tritt in ein überaus freundliches, mit vielen kleinen mingrelischen Dörfern besätes und recht gut angebautes

Flachland. Der überaus fette, fruchtbare Boden wird hauptsächlich mit Mais bestellt, und liefert trotz der Indolenz der Bewohner, welche ihren präadamitischen Ackerwerkzeugen treu geblieben sind und mit Jäten des überall wuchernden Unkrauts keine Zeit verlieren, reichliche Ernten; die Häuser haben den Character, welcher ausschliesslich dem Lande westlich des Suramgebirges eigen ist und sich sonst im Kaukasus nirgends findet: Holzbau mit mässig steilem Giebeldach und einer hölzernen Veranda, welche meist um das ganze Gebäude läuft, und vorn, um einige Fuss vorspringend, auf groben hölzernen Trägern ruht; dabei stehen die Häuser, selbst in den gebirgigen Theilen von Mingrelien und Imeretien, fast immer frei, während sie in Grusien regelmässig mit der Hinterseite an den Berg gelehnt sind; es rührt dies vermuthlich von dem Ueberfluss an Bauholz westlich des Suramgebirges her, während man östlich desselben damit sparen muss. Rechts und links von der Bahn steigen grüne Vorberge zu unbedeutenden Höhen auf; von dem eigentlichen Gebirge ist nichts zu sehen. Die Station Senaki liegt unweit des gleichnamigen Kreishauptortes; die Bahn kreuzt hier die von Orpiri am Rion nach Zugdidi, der Hauptstadt Mingreliens und Residenz der depossedirten Fürstenfamilie Dadian, führende Landstrasse; unweit jenseits überschreitet sie auf einer grossen eisernen Brücke, welche bis auf den letzten Nagel ın England gebaut worden ist, den reissenden nnd während der Regenzeit recht wasserreichen Tzchenis-Tzchali, der Mingrelien von Imeretien scheidet. Dahinter öffnet sich zum ersten Male der Blick auf das Gebirge, und durch eine Lücke in den Vorbergen schaut die prachtvolle Schneepyramide des Tetnuld mit dem langen zackigen Kamm der Schchara (Nuamquam) bis weit in die kolchische Tiefebene hinein. Bei der nächsten Station Samtredi führt die Bahn über die grosse imeretinische Heerstrasse, und erreicht sodann, fortwährend durch freundliche hügelige Gegenden, die Station Kutais, nachdem sie unmittelbar vorher auf einer langen eisernen Brücke auf das linke Ufer des Rion übergegangen ist. Die Station Kutais ist noch acht Werst von

der Stadt entfernt; zwei Droschken, welche wir uns durch den Telegraphen nach dem Bahnhof bestellt hatten, nahmen uns und einen deutsch redenden Russen auf, der mit seinen drei Söhnen, von 10 bis 13 Jahren, eine kurze und für das Alter seiner Sprösslinge entschieden verfrühte Vergnügungsreise in den Kaukasus vorhatte; nach einstündiger Fahrt auf einer guten Chaussee und meist durch jungen Eichenwald erreichten wir unser Hauptquartier für die nächsten Tage, das Hotel de France in Kutais.

Die Stadt Kutais, Hauptort des gleichnamigen Gouvernements und alter Königssitz von Imeretien, liegt am reissenden Rion dort, wo er das Gebirge verlässt, um durch ein leicht welliges Vorland der kolchischen Tiefebene zuzuströmen. Die Bedeutung dieser Lage hat freilich etwas abgenommen, seitdem die imeretinische Heerstrasse, welche Kutais berührt, ihren Verkehr zum grossen Theil hat an die Eisenbahn abgeben müssen; dafür stehen der Stadt zwei andere wichtige Verbindungen in Aussicht: einmal eine projectirte Zweigbahn von der Station über die Stadt nach den Kohlengruben von Tkwibuli (den einzigen im Kaukasus), einige Meilen im Nordosten an den Nakeralabergen gelegen, und sodann eine Strasse das Rionthal aufwärts über den Mamissonpass in das Thal des Ardon und nach Wladikawkas. Die Lage von Kutais ist freundlich, und namentlich giebt das Grün, welches die umliegenden Berge kränzt, dem Bilde einen heiteren Character; das Klima ist nicht so ungesund, wie das des Tieflandes, da die absolute Höhe von 600 Fuss und das an den Bergabhängen besser entwässerte Land die Fieberdünste nicht zu einer solchen Entwickelung kommen lassen, wie die sumpfigen Marschen Mingreliens; der Winter ist mild, der Sommer heiss, doch bringt Abends der kühle Seewind meist angenehme Erfrischung. Das Innere der Stadt, welche etwa 12,000 Einwohner zählt und deren grösserer Theil auf dem linken Ufer des Flusses steht, ist nicht gerade bemerkenswerth: in den Vorstädten unscheinbare, nur hie und da mit niedrigen Häusern besetzte Wege, am Rion ein kleiner Garten mit der Villa, in welcher 1871 der Kaiser empfangen

wurde, im Centrum einige grosse öffentliche Gebäude, Strassen nach Art der russischen Provinzialstädte, ein ziemlich unbedeutender Bazar und ein mehrere Morgen haltender öffentlicher Garten mit schönen alten Bäumen. An diesem lag unser Hotel de France, eine zweite Auflage des Hotel de Jalta. Von dem Schmutz in diesem Hause macht sich der Europäer keinen Begriff; unser Zimmer, das beste von allen, enthielt zwei wackelige Betten, ein urweltliches Schlafsopha und einige traurige Exemplare von Stühlen, dazu — für drei Personen — ein Waschbecken und ein Glas. Zur Zeit der morgentlichen Toilette hatten wir das Vergnügen, jede Füllung des einzigen Wasserkruges von dem Kellner zu erbitten, wenn wir ni ht vorzogen, sie uns selbst am Brunnen zu holen, denn der Kellner, ein mingrelischer Edelmann, war oft nicht zu finden und nie sehr diensteifrig; dafür hatten wir auch die Freiheit, das Waschwasser von der Verandah vor unserem Zimmer nach dem Gebrauch auf die Strasse zu giessen, ohne dass es uns Jemand verübelte. Der bescheidene Preis für das Zimmer war sieben Rubel täglich und der Wirth, ein Franzose „Monsieur Hector", entschuldigte dies mit der klassischen Phrase gegenüber einem Dritten: „Il fallait bien se faire payer une partie des cinq milliards." Das einzige erträgliche war das Essen, worauf Monsieur Hector, seiner früheren Laufbahn eingedenk, etwas mehr Liebe verwendete. Ausser besagtem Hotel de France existirt noch ein anderes, wenn ich nicht irre, Hotel de la Colchide oder de la Médée, in Kutais, ich hatte jedoch nicht Gelegenheit, mich von dessen Eigenschaften zu überzeugen.

Durch Vermittelung des Fürsten Gagarin lernten wir einige Mitglieder der dortigen russischen Beamtenwelt kennen, und verlebten mit ihnen recht angenehme Tage. Der Vormittag war meist der Stadt gewidmet, deren orientalischer Character, wiewohl weit weniger ausgeprägt, als in vielen anderen Orten, uns seiner Neuheit halber anzog, den Nachmittag verbrachten wir in der Ferme, einem herrlichen Park, einige Minuten oberhalb auf dem rechten Ufer des Rion, unter den Ruinen der alten Königsburg gelegen. Hier machten

wir, bei einem echt orientalischen Diner, welches uns gegeben wurde, eine für unsere ganze Reise epochemachende Bekanntschaft. Wir hatten bereits im Hotel ein Wesen, Namens Ali, gesehen, der uns als eine Art Commissionär erschienen war; hier fanden wir ihn wieder, mit mehreren wild ausssehenden Persern und Tataren in einem zerfallenden Gebäude im Park um verschiedene Kessel und Feuer beschäftigt. Das Essen, was er uns im Freien (ein Holztisch und Stühle waren allerdings vorhanden) auftrug, war eine Folge der verschiedenartigsten und incongruentesten Sachen, vom europäischen Standpunkte gesehen; zuerst erschienen Weintrauben, dann gebratenes Huhn mit Reis, darauf mit scharf gewürzter Sülze gefüllte Bratäpfel (sehr zu empfehlen), und schliesslich das characteristische Gericht des Orients, der Hammel mit Reiss; die Anwendung des Lieblingsgewürzes des Muselmanns, des Knoblauchs, war ihm verboten worden, doch wichen wir bezüglich des Getränks von deren Vorschriften nicht wesentlich ab, denn wir enthielten uns des Weins, und tranken nur Ale, welches in einem tiefen Brunnen im Parke kühl gestellt, oder vielmehr kühl gehängt worden war, denn jede einzelne Flasche musste an einem langen Faden bis zum Spiegel des Wassers hinabgelassen werden. Bei dem Dessert, welches wieder aus herrlichen Trauben bestand, fragten wir Ali, ob er gesonnen sei, mit uns zu reisen; er willigte zu recht billigen Bedingungen ein, und wir haben, wie die Zukunft lehrte, an ihm eine ganz vorzügliche Acquisition gemacht.

Ali's Wiege (nur metaphorisch, denn der Orient kennt ein solches Instrument nicht) stand in Lenkoran am caspischen Meere, schon früh war er jedoch mit seinen Eltern nach Schemachà gezogen, und hatte sich später in den verschiedensten Stellungen als Diener, Pferdeknecht, Badewärter im Kaukasus und in Persien herumgetrieben; augenblicklich war er Mitbesitzer eines Badehauses in Kutais. Seine Haupttugenden waren die des gemeinen Türken: Ehrlichkeit und Nüchternheit, jedoch ging ihm der Muth ziemlich ab und vor Räubern, die er hinter jedem Baume sah, hatte er eine

ganz unbegrenzte Angst; er konnte nie begreifen, dass wir nicht immer mit geladenem und gespanntem Gewehre ritten. Dabei kam uns seine grosse Sprachkenntniss sehr zu statten; ausser dem Talyschdialect, seiner ersten, und dem tatarischen, seiner zweiten Muttersprache, verstand und sprach er ziemlich fertig Russisch, Osmanlitürkisch, Persisch, und Grusinisch mit allen dazu gehörigen Provinzialdialecten; der geschriebenen Sprache war er jedoch fremd geblieben, und auch bei der gesprochenen, soweit ich dies in seinem Russisch beurtheilen konnte, trug er eine stolze Verachtung der Conjugation und Declination zur Schau. Im Uebrigen entsprach er, mit Ausnahme seiner erprobten Ehrlichkeit, auf ein Haar der ausgezeichnet getreuen Schilderung, welche Dr. Pollak in seinem Buche über Persien von dem persischen Diener entwirft: unermüdlich unterwegs, grand seigneur in den Städten, dabei gutmüthig, sorglos, naschhaft und eitel, namentlich stets darauf bedacht, durch wechselnde Kopfbedeckungen (auf unsere Rechnung) sein Haupt, bei welchen die Grazien nicht Pathe gestanden hatten, in günstiges Licht zu setzen; als wir ihn entliessen, besass er ausser einem halben Dutzend phantastisch gestalteter Pelzmützen einige türkische Fez, mehrere arabische Kefije, ungerechnet die Zahl der verschiedenartigsten Kopftücher. Die Bedingungen, welche Ali stellte, hatten den grossen Vortheil, für uns sehr billig und für ihn recht günstig zu sein; er erhielt bei freier Verpflegung, wozu er stillschweigend auch alle acht Tage irgend ein neues Kleidungstück rechnete, monatlich 20 Rubel — eine für dortige Verhältnisse ganz unerhörte Summe.

Wie kein Deutscher Constantinopel verlässt, ohne einen Fez erworben zu haben, oder Aegypten, ohne ein arabisches Kopftuch um den Hals zu tragen, so konnten auch wir der Versuchung nicht widerstehen, uns in tscherkessisches Costüm zu stecken; wir bestellten uns durch Ali einen Schneider und den nächsten Morgen erschien derselbe, einen Dolch im Gürtel und die Elle in der Hand. Da er nur imeretinisch sprach, hatte unsere Bestellung allerdings einige Schwierigkeiten; aber Dank dem Dollmetschertalent Ali's vermochten wir unsere

Wünsche zu verstehen zu geben, und der Schneider brachte unsere Maasse zu Papier; es fiel mir hierbei auf, dass seine Handschrift mit das eleganteste war, was ich in der grusinischen Mchedrulischrift je gesehen habe, die verzwickten und verschlungenen Buchstaben wurden unter seinen Händen zu allerliebsten Arabesken. Die tscherkessische Tracht, welche er einige Tage darauf uns ablieferte, ist entsetzlich complicirt und ich kann nicht anders sagen, als dass ich sie auch sehr unpractisch und unbequem finde; ich weiss wohl, dass ich mit dieser Behauptung im schroffsten Widerspruche zu den meisten russischen Offizieren stehe, welche im Kaukasus diese Tracht oft und mit Vorliebe tragen; mein Urtheil ist nur das eines Laien, der es liebt, sich in kurzer Zeit ankleiden und dann sich frei bewegen zu können, beides Unmöglichkeiten in jener Tracht. Der Ursprung der sogenannten kaukasischen oder tscherkessischen Tracht soll in der Kabarda zu suchen sein, und noch jetzt ist dieses Land dasjenige, welches die Mode bestimmt, wie Paris und London für Europa; getragen wird sie, mit einigen kleinen Modificationen, von allen Bergvölkern, sowie von den Völkern kartalinischen Stammes, mit Ausnahme der Gurier; dagegen ist sie bei Tataren und Armeniern nur ausnahmsweise zu finden; von den Russen haben sie die Kosaken adopirt, uud auch Offiziere anderer Truppen tragen sie bisweilen.

Die Bestandtheile dieser Tracht sind vor allem die Tscherkesska und das Beschmet (oder Archalyk), zwei lange Röcke, welche über einander getragen werden. Das Beschmet ist ein Rock mit Aermeln, der etwa bis zur Hälfte des Unterschenkels reicht; er schliesst vorn bis zum Halse mit einer Reihe Haken und Oesen und besitzt einen niedrigen Stehkragen, an beiden Seiten mächtige Taschen, von oben nach unten geschnitten. Der Stoff des Beschmets ist ein gestreiftes oder geblümtes Baumwollenzeug, bei Reicheren an den Stellen, an welchen es sichtbar wird (am Halse und den Aermeln) mit Seidenstoff eingesetzt. Die Tscherkesska wird über dem Beschmet getragen; sie ist daher in allen Theilen weiter und länger, die Aermel so lang, dass sie zurückge-

schlagen werden müssen; vorn wird dieselbe durch eine Reihe mikroskopischer aus Zwirn gedrehter Knöpfchen vermittelst Oesen bis zur Mitte der Brust geschlossen, eine äusserst mühselige und zeitraubende Arbeit; am Halse geht sie auseinander und lässt das Beschmet sehen. Zu beiden Seiten der Brust sind Reihen (sechs, acht, zehn) von Hülsen für Patronen angenäht, oft mit Silber und Gold verziert, namentlich findet man bei Vornehmen in diesen Hülsen kunstvolle Elfenbein- oder Hornbüchsen mit silbernen Deckeln, in welchen die Munition sich befindet; die Anordnung der Hülsen ist namentlich für Hinterladepatronen sehr practisch, ich habe auf meinem Reisekleide, einer deutschen Jagdjoppe, mir solche Hülsen anbringen lassen und habe deren Gebrauch stets sehr bequem gefunden. Taschen besitzt die Tscherkesska nicht, sondern nur Schlitze, durch welche man in die Taschen des Beschmet greift. Der Stoff der Tscherkesska ist meist ein derbes Wollenzeug und stets einfarbig; zu meiner Zeit galten weisse als besonders elegant, sehr gerühmt wird auch ein stahlgrüner grober Stoff, welchen die Lesghier anfertigen und der als wasserdicht und unverwüstlich gilt. Die Abweichungen, die ich von diesem Schnitt gesehen habe, sind hauptsächlich in Grusien zu finden, wo man vielfach ein Mittelding zwischen der tscherkessischen und der alten Volkstracht bemerkt; die Röcke sind hier kürzer, bis oberhalb des Knies reichend, und die Aermel des Oberkleides vom Ellenbogen an aufgeschlitzt, so dass sie, bequemerer Handthierung halber, über die Schulter geschlagen oder auf dem Rücken zusammengebunden werden können; man sieht dies namentlich häufig bei den Armeniern in den Städten, wenn diese nicht vorziehen, europäische Kleidung anzulegen. Die Tuschen und Pschawen tragen statt der festgenähten Patronenhülsen einen messingenen Behälter für sechs bis acht Patronen nebeneinander um den Hals und die linke Schulter gehängt. Gegen den Regen und die Kälte wird allgemein die Burka getragen, ein halbkreisförmig geschnittenes Stück dicken Filzes, auf dessen äusserer Seite die Wolle zottig herabhängt. Sie wird an einem Riemen um den Hals gehängt und schützt nur

eine Seite des Körpers, muss also stets nach dem Winde und Regen gedreht werden; von der Wetterseite gesehen, sieht der Träger in ihr wie ein Riesenpilz aus.

Die Bekleidung der Beine besteht aus einer glatt anliegenden engen Hose aus dunkelfarbigem Stoffe, darüber lederne oder tuchene Kamaschen, welche oft reich mit Tressen und Stickerei verziert sind; der Schuh ist ein einfacher Halbschuh, der nicht von der Kamasche festgehalten wird, sondern über deren unteres Ende ein Stück heraufragt, auch habe ich statt des Schuhes ein sandalenartig geschnürtes Stück Leder gesehen. Die Kosaken tragen halbhohe Juchtenstiefeln und weniger enge Beinkleider.

Das verschiedenartigst gestaltete Stück des ganzen Anzuges ist unzweifelhaft die Kopfbedeckung. Es ist dies insofern ein durch den ganzen Orient durchgehender Zug, als ein Volk, wenn es auch die Tracht eines anderen im Allgemeinen annimmt, doch stets eine grosse Vorliebe für seine altangestammte Kopfbedeckung zeigt; sowohl auf den aegyptischen Reliefs als auf den altpersischen Felsenbildern und am Tempel zu Persepolis ist es stets die Kopfbedeckung, welche die einzelnen Stämme characterisirt. Das durchgehende Stück ist im Kaukasus die Pelzmütze, insgemein Papach genannt, aber in tausenderlei verschiedenen Formen und Gestalten. Die Bergvölker tragen sie im Allgemeinen rund mit einem Tuchdeckel darin, die Grösse wechselt allerdings nach der Mode, geht aber kaum unter 20 Centimeter Höhe herunter, dagegen kann man auch Gebäude von der doppelten Höhe und so langhaarigem Pelze sehen, dass der Durchmesser der Höhe wenig nachgiebt; der Stoff ist ausschliesslich Schaaffell, grobes und feines, schwarzes, braunes und weisses. Der Grusier trägt eine ziemlich spitz zulaufende, oben etwas eingeknickte Mütze, ohne Tucheinsatz und von nicht übermässigen Dimensionen; während der Bergbewohner den langhaarigen zottigen Pelz vorzieht, liebt er die feinen gekräuselten Astrachan- oder wie sie im Orient heissen, Bucharafelle. Der Tatare und Armenier trägt alle denkbaren Formen bald mit Tuch- oder Sammteinsatz, mit Gold

gestickt, bald einfach spitz zulaufend und schmucklos, wie der Bauer in Persien; letztere Form haben auch die Juden in Mingrelien und Imeretien adoptirt, nur fallen ihre Mützen wegen der wahrhaft erschreckenden Dimensionen auf und erinnern unwillkürlich an die Darstellungen altdeutscher Bilder vom alten Testamente. Ueber den grossen Nutzen dichter Kopfbekleidung in heissen Klimaten habe ich im Anhange einige Worte gesagt, und ich will hier nur erwähnen, dass ich in der verhältnissmässig kurzen Zeit meines Aufenthalts im Lande die Vortheile der Pelzmütze an mir selbst erfahren habe. Das zweite characteristische Stück ist das Baschlyk; das Wort ist türkisch und heisst nichts weiter als Kopfbedeckung, die Sache ist jetzt in Europa so bekannt, dass ich auf eine besondere Beschreibung verzichten kann; der Stoff des Baschlyks im Kaukasus ist meist ein gelbgraues zottiges Gewebe aus Kameelhaaren oder Ziegenhaaren. Das Baschlyk wird bei schlechtem Wetter über der Pelzmütze getragen, und ist zu diesem Zwecke auch in der ganzen russischen Armee eingeführt, nur in Imeretien, Mingrelien und Abchasien trägt es das gemeine Volk turbanartig um den Kopf gewunden an Stelle anderer Bedeckung. Für das grosse Alter dieses Stückes im Orient zeugt das berühmte Mosaik der Alexanderschlacht im Museum zu Neapel, wo der persische Krieger, der dem König sein Pferd anbietet, ein Baschlyk trägt. Von sonstigen Bekleidungen ist noch zu erwähnen eine schwarze niedrige Filzkappe mit aufgeschlagener Krempe, welche Tuschen, Pschawen und bisweilen auch das ärmere Volk in Grusien tragen, der Turban der Mullahs unter den muselmännischen Völkern, der tyroleráhnliche graue Filzhut der Swanethen, und vor allen die merkwürdigste von allen, die Kappe, oder richtiger der Deckel der Gurier, Mingrelier und Imeretiner. Es ist dies eine runde Scheibe von schwarzem Stoff, bei Vornehmen mit Gold gestickt, von der Grösse eines deutschen Studentencerevis und kleiner, bis zur Thalergrösse hinunter, die an einer Schnur befestigt auf dem Scheitel getragen wird und selbstverständlich weder vor Regen noch Sonne schützt; in Gurien noch

ziemlich gewöhnlich, ist sie in den andern Landschaften grösstentheils durch Papach und Baschlyk verdrängt. Als gänzlich abweichend von der tscherkessischen Tracht ist die der Gurier zu erwähnen, ein Mittelding zwischen der mittelalterlich-italiänischen (durch genuesischen Einfluss) und der jetzigen türkischen; über die merkwürdigste Tracht im Kaukasus, die der Chewsuren, wird unten die Rede sein.

Wenn man von der Kleidung spricht, darf man die Waffen nicht vergessen, denn diese gehören im ganzen Orient unzertrennlich dazu. Diejenigen Stücke, welche für die tscherkessische Tracht characteristisch erscheinen, sind der Kindshal und die Schaschka. Der Kindshal ist ein zweischneidiges gerades Messer von 30 bis 40 Centimeter Länge, mit ein oder mehreren Blutrinnen, welche jedoch meist nicht in der Mitte der Klinge laufen; der Griff, mit auffallend kleinem Ausschnitt für die Hand hat keine Parirstange, die Scheide ist einfarbig mit Leder überzogen. Getragen wird der Kindshal vor der Mitte des Leibes, nicht an der Seite, am Gürtel, einem schmalen schwarzen Lederriemen, der wie alle kaukasischen Riemen die Naht stets in der Mitte hat, und welcher zugleich dazu dient, die Tscherkesska zusammenzuhalten; ausser dem Kindshal hängen an ihm eine Fettbüchse, ein complicirtes Instrument, welches aus Feuerstahl, Schraubenzieher, Pfriem und Haken zusammengesetzt ist, und etwaige andere ähnliche Utensilien. Die Schaschka, ein langer mässig gekrümmter Säbel, gleichfalls ohne Parirstange, wird an einem besonderen Bandeliergehänge aus schmalen Riemen so getragen, dass die Klinge mit der concaven Seite nach vorn, halbschräg an der linken Hüfte hängt. Griff und Scheide der Waffen, sowie Schnallen und Knöpfe am Gürtel und Gehänge sind oft mit Zierrathen in niellirtem Silber, worin die kaukasischen Goldschmiede grosse Künstler sind, geschmückt; auf schöne, namentlich alte Klingen wird grosser Werth gelegt; jetzt producirt das Land noch recht gute Kindshals, doch kommen die Schaschkaklingen schon grossentheils aus Solingen. Flinte und Pistolen gehören nicht nothwendig zur Kleidung; erstere wird, meist im Futteral aus

zottigem Ziegenfell auf dem Rücken, letztere im Gürtel, ein Pulverhorn oft in einer kleinen Tasche unterhalb der Patronenhülsen getragen. Rüstungen, aus Kettenpanzer, Stahlhelm mit Nackenberge aus Ringen, Arm- und Beinschienen bestehend, waren früher unter den Bergvölkern häufig; jetzt sind sie meist an Sammler verkauft und finden sich nur noch



Grusinerin.

in reicheren Familien oder in ganz abgelegenen Bergthälern, wie bei den Chewsuren.

Soweit die Tracht der Männer; über die der Frauen lässt sich weniger sagen. Die Frauen der Bergvölker gehen meist in Lumpen, die Muhamedanerinnen so verschleiert, dass man gar nichts von ihnen sieht, und als characteristisch fällt nur die Tracht der Frauen bei den kartalinischen Völkern in's Auge. Ueber den Rock und die Jacke ist wenig

mehr zu sagen, als dass sie meist von lebhaften Farben sind; merkwürdig ist jedoch die Haartracht: zu beiden Seiten zwei oder drei lange, über die Ohren herabfallende, gedrehte Locken, und auf dem Kopfe eine Art Diadem, oft aus rothem Sammt und mit Gold und Perlen gestickt, von welchem ein kleiner Gazeschleier herabhängt. Dieser Kopfputz giebt dem meist schönen und regelmässigen Gesicht mit den grossen, geistlosen Augen und der scharf geschnittenen Adlernase einen romantisch-schwärmerischen Ausdruck, wie den Edelfrauen auf den Bildern der Düsseldorfer Schule; auf die Dauer wirkt die Eintönigkeit der jeder Individualität entbehrenden Gesichter aber ermüdend. Auf der Strasse legen die Frauen einen grossen dichten Schleier, die Tschadra, an, der bis unter die Kniee reicht und die ganze Gestalt umhüllt.

Das bemerkenswertheste Ereigniss während unseres mehrtägigen Aufenthalts in Kutais war ein Besuch in dem berühmten Kloster von Gelati, neun Werst von Kutais. Früh morgens ritten wir, in Begleitung des Grafen Tiesenhausen, Regierungsbeamten in Kutais, auf guten Kosakenpferden, welche uns gestellt worden waren, aus; der Weg führte zunächst durch das Ghetto der Stadt, eine lange Strasse, welche sich unweit des linken Ufers des Rion hinaufzog; hier hatten wir zuerst Gelegenheit, die colossalen Pelzmützen der imeretinischen Juden zu bewundern. Im Allgemeinen haben die Juden im Kaukasus, von denen der grössere Theil sich zum Talmud bekennt, eine wenig geachtete Stellung, um so mehr, als sie von allen grösseren Geschäften durch die Concurrenz der Armenier ausgeschlossen sind, eine Ausnahme machen die christenfreundlichen und antitalmudistischen Karaîm, von denen einige wenig zahlreiche Colonien im Lande leben. Am Ende des Judenquartiers wendet sich der Weg vom Rionthale ab, und nach einstündigem Ritt durch herrliche grüne Gegend lag das Kloster, von einem Bergvorsprunge herab das Thal beherrschend, vor unsern Augen. Die Höhe war bald erreicht, und von der Verandah vor der Wohnung des Archimandriten genossen wir eine Aussicht, wie ich sie im Kaukasus so schön nicht wieder gesehen. Unter uns lag das

im frischesten Grün prangende Thal des Tzchal-Tzitheli (rother Fluss), eines Baches, der von den Nakeralabergen im Nordosten kommend, sich unterhalb Kutais in die Kwirila ergiesst, hinter dem Thale die schöngeformten Berge Imeretiens, durch welche der Rion sich seinen Weg vom Hochgebirge zum kolchischen Tieflande bahnt, weiterhin die höheren Berge der Landschaften Letschgum und Radscha, unter ihnen mächtig hervorragend die stolze Felsenmasse des Chomli, an welchem Prometheus einst angeschmiedet war, und durch eine Lücke in den Vorbergen sichtbar, ganz in der Ferne und durch seine Höhe doch noch gewaltig, der schneeweisse Kegel des Tetnuld. Die Mannigfaltigkeit der Formen, die Abstufung der Höhen, und vor allem die üppige Herrlichkeit der Vegetation geben dem Bilde einen unwiderstehlichen Reiz, das klare Wetter und die Frische der Morgenluft trugen dazu bei, den Genuss vollkommen zu machen. Da in der Kirche nebenan noch Messe gesungen wurde, was uns die höchst unmelodischen Töne bewiesen, die aus ihr hervordrangen, so hatten wir alle Musse uns an der Natur zu freuen, ehe wir uns zur Kunst wandten. Nach einer Weile erschien der Archimandrit, ein auffallend schöner Mann, welcher seiner Würde nur durch einen breitkrämpigen grauen Filzhut, den er nach dem Gottesdienste aufgesetzt hatte, einigermassen schadete; unter seiner Führung traten wir unsere Wanderung im Innern des Klosters an. Die Kirche ist ein byzantinischer Centralbau, mit der überall im Kaukasus wiederkehrenden, von einem kegelförmigen grünen Dach überdeckten Kuppel; an dem Bau, der etwa in das 11. Jahrhundert gesetzt werden mag, müssen Giganten geholfen haben, denn die Grösse der verwendeten Steine übersteigt alles, was ich je gesehen habe, dabei ist die Arbeit von einer solchen Genauigkeit der Ausführung, dass die Fugen noch jetzt so rein und regelrecht sind, wie vor siebenhundert Jahren. Die Wände, vorzüglich in der Umgebung der Portale und Fenster, sind mit flachen Reliefornamenten geschmückt, eine Kunst, in welcher die Byzantiner Meister waren; von ihrem gediegenen Formensinn und der Genialität der reichen Ausschmückung leerer Flächen,

welche dabei nie in die Ueberladung verfällt, können unsere heutigen Architecten vieles lernen. Ein häufig wiederkehrendes Ornament, vorzüglich an der Eingangswand, sowie an der Apsis, ist ein nur wenig hervortretendes, rings von stufenförmigen Hohlkehlen umgebenes lateinisches Kreuz, dessen einfache und doch durch die verschieden profilirten Hohlkehlen und die geschweiften Ausbuchtungen an den Spitzen stets mannigfaltige Form vielleicht der edelste Schmuck einer Kirchenfaçade ist. Das innere der Kirche bietet die gewöhnliche Kreuzform der griechischen Gotteshäuser; die Wände sind ganz mit Fresken überdeckt, unter welchen sich zwei Perioden deutlich unterscheiden lassen. Einige der Bilder sind im strengen abstossenden Stile der späteren byzantischen Kunst gehalten, während andere offenbar im Mittelalter, und zwar zur Zeit der Blüthe der italiänischen Malerschulen, restaurirt worden sind; man glaubt Bilder aus der Renaissanceperiode vor sich zu sehen, und erkennt erst bei aufmerksamer Betrachtung, dass die Grundlage weit älter und nur die Wiederherstellung das Werk späterer Künstler ist, vermuthlich unter dem Einflusse genuesischer Meister entstanden, deren Stadt damals im Pontuslande mächtig war. Auch die Neuzeit hat ihr Theil an diesen Fresken, denn ein armes Bild hat das gewiss unverdiente Missgeschick erlebt, von einem kunstsinnigen russischen Gendarmerieoberst frisch angestrichen zu werden. Der Iconostas ist ganz mit Kostbarkeiten überdeckt und glitzert von Gold und Edelsteinen; die hervorragendsten Stücke sind zwei goldene Rahmen, in welche eine bunte Menge der verschiedenartigsten Sachen eingelassen ist, vorzüglich fallen in die Augen einige Heiligenbilder (Miniaturen) mit griechischen Inschriften in Zellenschmelzarbeit (émail cloisonné), welche sowohl der edlen Zeichnung nach, als ihrer mustergültig schönen Ausführung wegen in die Blütheperiode der byzantinischen Kunst versetzt werden müssen, und also weit älter sind als die Kirche selbst. Auch befinden sich hier einige Steine mit Inschriften, welche nach Aussage des Archimandriten Niemand hätte entziffern können: ich nahm Abdrücke von ihnen, und eine wissen-

schaftliche Untersuchung in Deutschland hat gezeigt, dass diese Schätze einer christlichen Kirche nichts anderes enthalten, als den Namen des Propheten Mohammed mit den zwölf Imamen, und eine andere ebenso unchristliche Inschrift; die Sprache derselben ist arabisch, die Schrift kufisch. In einer Kapelle wird der Kirchenschatz aufbewahrt; die Heiligkeit des Ortes muss die genügende Sicherheit gegen Diebe bieten, denn die morsche Kiste mit verrostetem Schloss, in welcher die Kostbarkeiten liegen, thut es wahrlich nicht. Der Schatz besteht aus einer Unzahl von Kirchengewändern, meist ganz mit Perlen von hohem Werthe bedeckt; das merkwürdigste Stück ist die imeretinische Königskrone, eine gleichfalls über und über perlengeschmückte Kappe mit goldenen Reifen und Bügeln, auf der Spitze das Kreuz; mit ihr sind verschiedene frühere Könige, meist schöne Gesichter mit üppigem rothblondem Haar, in den Fresken der Kirche abgebildet.

Ausser der Kirche ist im Kloster noch vorzüglich beachtenswerth das Grab des König David von Imeretien, des mächtigen Herrschers seiner Zeit und Gründers der heiligen Stätte. Er ruht in einer verfallenen Kapelle unweit der Kirche, und vom wuchernden Epheu fast verborgen; sein Grab deckt eine mächtige Steinplatte mit einer Inschrift in Chutzuri, und hier war es, wo mir der eigenthümlich monumentale Character dieser Schrift zum ersten Male in die Augen fiel; keine Schrift nimmt sich in Stein gehauen so würdevoll aus, wie diese alten, anscheinend schwerfälligen und ungegliederten Zeichen. Neben seinem Grabe befindet sich eine seiner grossen Siegestrophäen, die eisernen Thorflügel der Stadt Gündsha (jetzt Jelissawetpol), gleichfalls mit einer getriebenen Chutzurischrift; sie wurden lange für die Thore von Derbent und die Schrift für kufisch gehalten, bis der competente Forscher Brosset den Irrthum löste.

Nach einem Abschiedsblick auf die herrliche Aussicht bestiegen wir unsere Pferde, und ritten über einen steilen und steinigen Weg nach dem wenige Werst entfernten Kloster Motzamethi. Ein grösserer Contrast wie zwischen diesen beiden Orten ist kaum denkbar. Während Gelati stolz vom

Berge herab das Land auf viele Meilen weit beherrscht, schmiegt sich Motzamethi an einen Felsvorsprung im stillen Thale des Tzchal Tzitheli und wird von der wuchernden Pflanzenpracht fast verdeckt. Eine solche Ueppigkeit der Vegetation habe ich nur in Lenkoran am caspischen Meere wiedergefunden, allein dort fehlten die beiden Sträucher, welche hier dem Walde den höchsten Preis gaben, der Lorbeer und der Buchsbaum. Letzterer bildete Bäume bis zu zwanzig Fuss Höhe, und während der Lorbeer mit seinen edlen Blättern die Stämme der Eichen verdeckte, rankten sich Epheu und wilder Wein an ihnen empor und bildeten mit den Zweigen ein schützendes Dach gegen die Sonne; dazwischen Felsen und kleine Lichtungen und unten im Thale der plätschernde Bach. Das Kloster selbst bot ausser einem merkwürdigen, auf Löwen ruhenden Sarkophage nichts Auffallendes, und wir vermissten auch die Möglichkeit eines Frühstücks, welches uns in Gelati schon vorenthalten worden war und zu welchem wir uns jetzt um die Mittagsstunde wohl berechtigt glaubten; ein Knabe, der mit einem Korbe Feigen des Weges kam, entschädigte uns einigermassen. Den Rückweg nahmen wir auf einem näheren Pfade, welcher noch manchen schönen Blick auf die kolchische Ebene bot; doch waren die Gebirge jenseits derselben schon durch den Mittagsdunst verhüllt. Als wir Nachmittags wieder in Kutais einrückten, deutete alles auf kommenden Regen, und unsere Aussichten für den beschlossenen Ausflug nach Swanethien wurden trübe.

Wir hatten in Kutais so viel und so anziehend von Swanethien reden hören, dass wir ohne langes Zaudern uns entschlossen, unser Glück in diesem wildesten Theile des ganzen Kaukasus zu versuchen. Ich sage wildestem Theile, denn Swanethien ist erst in den allerletzten Jahren der russischen Oberhoheit unterworfen worden; nicht, dass das Volk in edlem Stolze an seiner Freiheit und Unabhängigkeit gehangen hätte, sondern lediglich weil es früher der russischen Regierung nicht angemessen erscheinen konnte, viel Kräfte und Geld zu verwenden, um sich ein Volk von sehr zweifelhaftem

Steuerwerth zinsbar zu machen. Was wir über das Land in Kutais erfuhren, und was Radde's ausführlicher Bericht über seine Reise dorthin (siehe im Anhang) mir später mitgetheilt hat, ist etwa Folgendes: Swanethien besteht aus den oberen Thalgebieten des Tzchenis-Tzchali und des Ingur, von ihren Quellen an bis zu dem Punkt, wo sie die ursprüngliche ostwestliche Richtung verlassend, sich nach Süden wenden. Die Ausdehnung des Landes ist gering; das Thal des Tzchenis-Tzchali ist bis zu jener Wendung 8 Meilen lang, und das des Ingur nur etwa vier Meilen länger; Thalflächen, zum Ackerbau geeignet, sind wenig vorhanden, so dass der weitaus grösste Theil des Areals von Wäldern, Bergweiden und Bergwildnissen eingenommen wird. Trotz seiner Kleinheit zerfällt das Land in drei scharf gesonderte Districte: Das Dadian'sche Swanethien, benannt nach der mingrelischen Fürstenfamilie, welche hier Besitzungen hat, umfasst das Thal des Tzchenis-Tzchali, und besteht aus drei grossen Gemeinden, Laschcheti, Tscholuri und Lentechi; diese Gemeindebezirke sind jedoch nicht geschlossene Ortschaften, sondern Complexe von meilenweit zerstreuten Höfen, welche häufig in kleinen Gruppen zusammen stehen. Das sogenannte freie Swanethien ist die obere Hälfte des swanetischen Ingurthales, mit den Gemeinden Uschkull, Kall, Adisch, Mushal, Mulach, Mestia, El und Nenshar; die untere Hälfte des Ingurthales wird nach der hier begüterten fürstlichen Familie Dadischkilian benannt, seine Gemeinden sind Bétscho, Latal, Pari und Lachamuli. Im eigentlichen Sinne bezieht sich die oben erwähnte lange Unabhängigkeit des Landes nur auf das freie Swanethien, denn in den andern Theilen herrschte, abgesehen von einer einzelnen Unthat, der Ermordung des Generalgouverneurs von Kutais, Fürsten Gagarin, durch einen Fürsten Dadischkilian (welcher umgehend abgeurtheilt und hingerichtet wurde), wenigstens keine Unbotmässigkeit, wenn auch von Steuerzahlung ebensowenig die Rede war; allein in jenem Theile war vor der jüngsten Expedition des Grafen Lewaschoff, welche, wenn ich nicht irre, 1869 oder 1870 stattfand, der Reisende seines Eigen-

thums und seines Lebens nur dann sicher, wenn er sie selbst zu schützen wusste. Die Lage des Landes rechtfertigt eine so lange Ausnahmestellung; vom unteren Mingrelien her, das Thal des Ingur aufwärts, fehlt jede geregelte Verbindung, da zwischen den letzten mingrelischen Dörfern Dshwari und Chuberi und der untersten swanethischen Gemeinde Lachamuli der Fluss eine ganz unbewohnte und unwirthbare und ausser für Fussgänger fast unwegsame Schlucht von fünf Meilen Länge durchströmt; von Norden her, aus dem Lande der Baksan'schen Tataren, ist die Hauptkette nur auf Gletscherpässen zu übersteigen, und im Süden führt ein einziger Saumpfad über das Lailagebirge, die Wasserscheide zwischen Ingur und Tzchenis-Tzchali. Diesen letzten, den Latparipass, überschritt die kleine Expedition unter Graf Lewaschoff, und zog dann, die Ortschaften des freien Swanethien berührend, herunter bis Pari. Das Volk, obwohl keineswegs freundlich gegen die neuen Ankömmlinge gesinnt, sah doch die Unmöglichkeit eines Widerstandes ein und unterwarf sich ohne Blutvergiessen. Der einzige positive Erfolg dieser Unterwerfung ist ein ganz minimaler Steuersatz (ich glaube 60 Kopeken pro Kopf) und die Sicherung von Leben und Eigenthum russischer Beamten und Reisenden, von welchen letzteren bis jetzt noch kein volles Dutzend dort gewesen ist; unter einander mögen die Leute nach alter Sitte weiter rauben und morden, so viel sie für nöthig halten, ohne dass Jemand sie darin stört. Ueber Abstammung und Character des Volks waren früher viel abweichende Meinungen verbreitet; jetzt ist man ziemlich einig darin, in ihnen einen Zweig des kartalinischen Stammes zu sehen, der einst auf weit höherer Stufe gestanden, als jetzt, wovon die alten Kirchen im Lande und alte Urkunden zeugen, und der in der Abgeschlossenheit seiner Bergthäler nach seiner Blüthe wieder in Rohheit zurückgesunken ist, und sich auch in seiner Sprache so weit von seinen Nachbarn und Stammesgenossen entfernt hat, dass diese ihn nicht mehr verstehen. Dazu scheint gekommen zu sein, dass auch fremde Elemente dorthin verschlagen worden sind; so gelten die Bewohner von Lachamuli im Lande selbst als Judenabkommen und Radde

fand bei ihnen einen auffallend ausgeprägten semitischen Typus; sie sind die einzigen im Lande, die sich mit Handel abgeben. Die Religion, soweit solche vorhanden, ist christlich; von Norden her hat der Islam einige wenige Proselyten gemacht, und das Dorf Adisch gilt noch als ganz heidnisch.

Uns wurden drei Touren in Vorschlag gebracht: die Thäler des Rion und des Tzchenis-Tzchali aufwärts bis zum Latparipass und zurück nach Kutais auf demselben Wege, oder vom Latparipass durch das ganze freie und Dadischkilian'sche Swanethien, die Ingurschlucht herab nach Zugdidi in Mingrelien, oder schliesslich von Laschcheti, unterhalb des Latparipasses, südlich über die Berge nach dem oberen Rionthale (der Landschaft Radscha) und von dort über die Nakeralahöhen zurück nach Kutais. Wir wählten den ersten Weg hauptsächlich deswegen, weil wir bei unserer Unerfahrenheit im Reisen uns nicht gleich auf längere Touren einlassen wollten; dazu kam, dass der im Bau begriffene Reitweg in der Ingurschlucht vermuthlich noch nicht vollendet war, und über die Pässe zwischen Laschcheti und der Radscha uns Niemand Auskunft geben konnte; wir würden auf diesen beiden Wegen also leicht in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt worden sein, uns auf Träger für unser Gepäck angewiesen zu sehen. Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie mancher recht tüchtige europäische Tourist diese ängstliche Fürsorge für das Gepäck belächelt, und für das Bedürfniss des wahren Touristen einen Ranzen oder Tornister für ausreichend, alles übrige für verwöhnenden Luxus hält; ich habe im Anhange dieses Thema ausführlicher behandelt und will hier nur bemerken, dass uns dringend angerathen wurde, Lebensmittel auf mehrere Tage und Kochgeräth mitzunehmen, da wir sonst leicht in die Lage kommen könnten (wie Graf Tiesenhausen), auf die Alternative zwischen Hunger und einer für europäische Mägen unverdaulichen Nationalspeise, dem Hirsekleister, Gomi genannt, reducirt zu werden. Wir rüsteten uns also nach unseren Erfahrungen und nach den uns gegebenen Rathschlägen so gut wie möglich aus, bestellten Pferde von einem Kutais'er Juden, und

standen am Freitag, den 23. August, mit grossen Erwartungen auf.

Der erste Blick in's Freie stimmte uns schon bedenklich herab, die Strasse schwamm in trübem Wasser und vom grauen Himmel strömten reichlich neue Mengen herunter; von unsern Pferden, welche bei Tagesanbruch zur Stelle sein sollten, war nichts zu sehen, und der Kellner spendete uns den sehr fragwürdigen Trost, dass der Pferdevermiether bei solchem Wetter wohl kaum mit seinen Thieren erscheinen würde, da er doch nicht voraussetzen könne, dass wir zum Abmarsch entschlossen seien. Er wurde aber Lügen gestraft, denn nach zwei Stunden Verspätung erschien derselbe mit einem halben Dutzend jämmerlich aussehender und verhungerter Wesen, die sich mit stummer Resignation in ihr Schicksal zu ergeben schienen. Wir schöpften hieraus die weise Lehre, künftighin Pferde nie ungesehen zu miethen, und thaten unser möglichstes, um Sättel und Gepäck ihnen aufzubürden. Dies war keine leichte Arbeit, denn die Gurte unserer europäischen Sättel waren selbst im letzten Loch noch viel zu weit für die Spinnentaillen, und der Verleiher sowie sein Knecht zeigten nicht die mindeste Lust, Ali und uns behülflich zu sein; schon waren wir nahe daran an der Möglichkeit eines endlichen Abmarsches zu verzweifeln, als ich am Ende meiner Geduld angelangt, mich genöthigt sah, dem Pferdeknecht einige nicht misszuverstehende Winke mit meiner Nŏgaika zu geben; mit einem Schlage war die ganze Sachlage verändert, und flink wie die Wiesel gingen die Leute an ihr Werk. Die ebenerwähnte Nŏgaika ist eine Peitsche mit fusslangem hölzernen Stiel und einem Stücke Leder von der Form und Grösse einer Fliegenklatsche am Ende der etwas längeren, aus Lederstriemen geflochtenen Ruthe; das Instrument ist handlich, von grosser Wirkung und im Kaukasus nie zu entbehren, ein Reisender hat es richtig als den Schlüssel des Landes bezeichnet.

Nach beendeten Vorbereitungen zogen wir in trauriger Karavane im strömenden Regen zur Stadt hinaus. Die Fährlichkeiten begannen sofort; der Weg, welcher am rechten

Rionufer aufwärts führt, sollte chaussirt werden und war bereits mit Kies beschüttet, der Regen, welcher die ganze Nacht angedauert haben musste, hatte jedoch den Kies und lehmigen Untergrund zu einem unergründlichen zähen Schleim umgewandelt, in welchem selbst stärkeren Thieren, als unseren elenden Mähren, das Gehen recht sauer werden musste; die Brücken, welche über die zahlreichen kleinen Nebenbäche des Rion führten, waren ausnahmslos weggerissen, und wir mussten stellenweis weite Umwege über Stock und Stein machen. Dazu kam, dass das Gepäck auf dem Pferde nur schlecht befestigt worden war und alle Augenblicke in Unordnung gerieth und Zeitverlust verursachte. Dass wir unter solchen Umständen wenig aufgelegt waren, der herrlichen Waldnatur des Thales die verdiente Bewunderung zu zollen, ist leicht erklärlich, und wir waren herzlich froh, als wir nach $5^1/_2$-stündigem Marsche den ersten Duchan in dem kleinen Dörfchen Namochowanie, nur drei Meilen von Kutais entfernt, erreichten. Ein Duchan ist ein schwer zu definirender Begriff; Wirthshaus ist zuviel gesagt, denn ein Unterkommen ist meist nur auf der Diele eines leeren Raumes mit oder ohne Fenster zu finden, Kramhandel passt ebensowenig, weil ausser Salz, Oel und Maismehl oft nichts, Wein nicht immer und Brod selten zu finden ist. Namochowanie war besser bestellt; wir erhielten sogar ein Huhn, anscheinend das einzige des Lokals; unsere Pferde, deren Verpflegung der Vermiether zwar contractlich übernommen, aber seinem Knechte weder Futter noch Geld mitgegeben, wurden mit Mais gelabt. Freilich mussten sie diese lange nicht gekannte Leckerei durch einen fortwährenden Kampf mit sämmtlichen Schweinen des Orts erkaufen, welche, von Hunger und Neid getrieben, ihnen jedes Korn streitig machten, und auch uns unser mässiges Frühstück missgönnten; die Nŏgaika siegte aber auch hier. Als wir nach zweistündiger Rast wieder aufbrachen, waren nicht nur Menschen und Thiere gekräftigt, sondern auch das Wetter hatte ein Einsehen gehabt, und die Sonne schien freundlich auf das grüne Thal, während die letzten Reste der Wolken sich in dunkeln Massen um die

Gipfel ballten. Jetzt erst kamen wir dazu, die herrliche Natur zu bewundern; der Rion strömte geschwollen und wogend durch ein mit Eichen und Lorbeer dicht bestandenes Thal, am Flusse hin und wieder fette Wiesen, in den Waldlichtungen gutbestellte und (gegen die Schweine) sauber eingehegte Maisfelder; von den Bergen stürzten Wildbäche in rauschenden Fällen hinab, und wo Wolken nicht die Gipfel verhüllten, zeigten sich mächtige Felskuppen. Der Chomli jedoch, zu unserer Linken, war vom Wege nicht sichtbar, und wir mussten uns mit dem Gedanken trösten, unter Prometheus einstiger Stätte vorbeigeritten zu sein. Als die Sonne im Sinken war, erreichten wir das Dorf Mekwen, entschlossen uns jedoch noch bis zum nächsten Duchan, der nur 9 Werst entfernt sein sollte, weiter zu reiten, weniger weil Ali die Bewohner des Ortes als berüchtigte Räuber kennen wollte, als weil der Ort allerdings keine Aussicht auf ein erträgliches Nachtquartier zu bieten schien. Weiterhin erhob sich der Weg, an Felsen ansteigend, hoch über den Fluss, und die scheidende Sonne zeigte uns noch einen herrlichen Blick auf das Thal, das nahe vor uns durch vorspringende Felsen geschlossen schien; zur Rechten war einige hundert Fuss über dem Rion auf einem terrassenförmigen Absatz des Berges der Spiegel eines kleinen Gebirgssees sichtbar, so bescheiden und unbedeutend, dass die doch sonst zuverlässige fünfwerstige Generalstabskarte ihn vergessen hat. Es wurde inzwischen dunkel, und von dem erwarteteten Duchan Twischi war noch immer nichts zu sehen; nachdem wir noch eine Weile auf dem kaum mehr kenntlichen Wege fortgeritten waren, erschien zur Linken ein Licht; ich rief auf gut Glück auf russisch hin, und erhielt zu meinem grossen Erstaunen auf russisch die Antwort, dass der Duchan ganz nah sei. Darauf hin setzten wir unsern Weg fort; die Felsen schlossen immer näher zusammen, und schliesslich befanden wir uns in einer stockfinstern Schlucht, deren Wände senkrecht aufstiegen, während in der Tiefe wir den Rion nur noch rauschen hörten, ohne ihn mehr zu sehen. Von Reiten war keine Rede mehr, wir sassen ab und führten unsere

Pferde, während wir mit der Hand längs der Felswand den Weg suchten; endlich gebot uns ein Giessbach, welcher den Felsen herabstürzte, Halt und wir mussten uns entschliessen umzukehren. Aus der Schlucht herausgekommen, fanden wir nach einigen Irrfahrten im tiefsten Schmutze auch glücklich das Haus, wo ich das Licht gesehen hatte, und wurden von dessen Insassen, einem russischen Polizeiwächter, auf das freundlichste aufgenommen. Hier fanden wir zuerst Gelegenheit, die Vortrefflichkeit unserer mitgebrachten Erbswurst zu erproben; in wenigen Minuten war eine kräftige Suppe fertig, und unser russischer Wirth wusste gar nicht, was er vor Erstaunen über solche Schnelligkeit sagen sollte. Seine Bewunderung wuchs, als wir unsern Thee aus Gummibechern tranken, und als wir schliesslich unsere Kautschukbetten (siehe Anhang) aufrollten und aufbliesen, konnte er nicht umhin, seinen fieberkranken Kameraden zu wecken, um ihm diese Merkwürdigkeiten zu zeigen. Für diesen war jedoch eine tüchtige Dosis Chinin zur Zeit wichtiger, als alle unsere interessanten Sachen; da wir mit einer Reiseapotheke versehen waren, so konnte ihm auch geholfen werden.

Die Nebel, welche am nächsten Morgen noch an den Bergen hingen, wichen der aufgehenden Sonne, und wir konnten die grossartige Schlucht, in welcher wir uns den Tag vorher beinahe im Dunkeln den Hals gebrochen hätten, in voller Sicherheit bewundern. Der Giessbach, welcher uns zur Umkehr bewogen hatte, war, bei Lichte besehen, so fürchterlich gerade nicht, allein es wäre doch unvorsichtig gewesen, Nachts tiefer in die Schlucht einzudringen, denn der Weg war eben nur für ein Pferd breit genug, und links stieg der Fels senkrecht in die Höhe, während rechts in der Tiefe der Rion schäumte. Der erwartete Duchan lag richtig am Ende der Schlucht; allein der Weg war unterbrochen, weil ein von dem Chomli herabkommender, nicht unbedeutender Bach seine Brücke weggerissen hatte; wir hätten hier in der Dunkelheit leicht Unglück haben können. Hinter dem Duchan wurde das Thal breiter und sonnig; der Wald zeigte viele kahle, abgetriebene Stellen, den Gipfel eines Hügels krönte eine alte

verfallene Burg. Nach kurzem Ritt erreichten wir die Stelle, wo unser Weg das Rionthal verlassen sollte; es stand hier ein sehr belebter Duchan, der uns eine nicht zu unterschätzende Gabe bot: einen nicht nur trinkbaren, sondern sogar recht angenehmen rothen Landwein. Wenn man bedenkt, wie sehr der Weinbau im Kaukasus trotz aller günstigen Vorbedingungen bis in die neueste Zeit darnieder gelegen hat, und was für entsetzliches Zeug der Reisende oft zu trinken bekommt, so kann man sich vorstellen, dass unser Erstaunen über den uns gereichten Trunk gross war. Einer Erwähnung werth ist jedoch nicht nur der Wein, sondern auch der Keller und das Fass, das ihn enthielt. Es war dies einer der grossen thönernen Krüge, grusinisch Kwewri, tatarisch Kufschin genannt, welche im Lande selbst angefertigt werden, und deren Dimensionen in das Staunenerregende gehen; man sieht sie bis zu 8 Fuss Höhe und 4 Fuss Durchmesser. Der hier in Rede stehende war einfach in einer Ecke des Duchans bis zur Mündung eingegraben, und letztere mit Ausnahme eines Schöpflochs zugedeckt; der Wirth hatte keine weitere Mühe, als ein Schöpfgefäss in die Tiefen des Kufschin an einem Faden herabzulassen. Leider legt diese solide Befestigung des Weinkellers die Vermuthung nahe, dass bei eintretender Ebbe ohne weiteres neuer Wein von oben eingegossen wird; ein späterer Reisender darf also nicht auf die gleiche Qualität mit Sicherheit rechnen, auch die Wahrnehmung, dass durch die nie verschlossene Oeffnung mitunter sehr heterogene Sachen in den Wein kommen mögen, ist nicht geeignet, einem Kaukasusreisenden Vertrauen einzuflössen — doch wer in dieser Beziehung peinlich ist, wird ohnehin nicht lange im Lande bleibeu.

Unser Weg verliess nun die ziemlich belebte Strasse im Rionthal und bog links wieder in eine enge, herrlich bewaldete und im wahrsten Sinne des Worts romantische Schlucht ein; der Pfad, bisher ganz schmal, so dass europäische Pferde ihn kaum würden betreten können, sollte erweitert werden und an einer Stelle waren einige dreissig Arbeiter, mit wilden Gesichtern und in malerischen Lumpen, beschäftigt, Spreng-
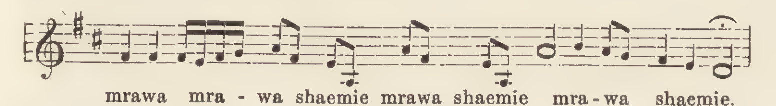
löcher in den Felsen zu treiben; einige Löcher wurden während unseres Vorbeireitens gerade mit Pulver gefüllt. Da uns die Leute freundlich grüssten, ohne irgendwie auf bevorstehende Sprengungen aufmerksam zu machen, ritten wir sorglos weiter; unser Schreck war aber kein geringer, als wenige Schritte hinter uns die Schüsse losgingen und die Steine uns um die Ohren flogen; verletzt wurde zwar Niemand, allein wir fanden diese Art und Weise doch etwas ungenirt. Das tausendfache Echo, welches die Schüsse an den Felsen weckten, war der Schweizersitte entgegen gänzlich unentgeltlich. Am Ende der Schlucht angelangt, sahen wir unsere Mittagsstation Lailaschi vor uns liegen, zu unserm Missvergnügen jedoch nicht im Thale, sondern etwa 1000 Fuss über demselben auf einem von der Mittagssonne glühend beschienenen Berge. Unsere armen Pferde, die der Knecht vermuthlich gar nicht gefüttert hatte, und die hungrig an dornigen Brombeerbüschen herumbissen, versagten den Dienst so völlig, dass wir sie schliesslich auf den steilen Berg heraufziehen mussten, bei der glühenden Mittagssonne keine erfreuliche Sache. Ali und das Gepäck waren ausser Sicht gekommen, und wir hatten oben im Dorfe Mühe, uns bis nach dem Hause des Kreischef (ujezdnyj natschalnik) durchzufragen. Hier fanden wir die liebenswürdigste Aufnahme bei dem Herrn Bebureschwilli, einem Gurier von Geburt, der seit einigen Jahren als Chef des Letschgum'schen Kreises, nach der früheren Landeseintheilung zu Mingrelien gehörig, dessen Hauptstadt oder richtiger Hauptdorf Lailaschi bewohnt; seine Einladung zum Mittagsessen jedenfalls zu bleiben, nahmen wir mit Dank an. Zu unserm grossen Erstaunen wurden wir von einem hinzugekommenen, europäisch gekleideten Herrn deutsch angeredet. Es war dies der Friedensrichter des Kreises, aus den Ostseeprovinzen gebürtig und post tot discrimina rerum hierher verschlagen, wo er, mit der für einen preussischen Bagatellcommissar unerschwinglich hohen Competenz bis zum Streitwerthe von 2000 Rubeln ausgerüstet, und de facto wegen der Entfernungen ziemlich inappellabel, den Bergmingreliern und den Dadian'schen

Swanethen Recht spricht; sein Geschäftsumfang belief sich, wie er uns mittheilte, auf etwa 1200 Civil- und 200 Criminalsachen jährlich. Ein zweiter deutschredender Einwohner zeigte sich in der Person des Wegebaumeisters, eines Warschauer Juden, und schliesslich stellte sich heraus, dass auch unser freundlicher Wirth Deutschland besucht, und einige wenige Worte unserer Sprache von dort mitgebracht hatte. Das Mittagsmahl, zu welchem sich über ein Dutzend Gäste allmählich einfanden, gehört zu den Glanzpunkten unserer Reise, und verdient eine eingehende Beschreibung, nicht der Kost halber, wie etwa das tatarische Diner in Kutais, sondern wegen der buntgemischten Gesellschaft. Mit Ausnahme der obgenannten waren sämmtliche Gäste Einheimische, und die meisten verstanden nicht einmal russisch, was der Conversation jedoch wenig, und der Heiterkeit gar keinen Eintrag that. Die beiden Enden der Tafel nahmen die hervorragendsten Persönlichkeiten ein, oben der Archimandrit des dortigen Klosters, ein würdiger alter Herr, unten eine mingrelische Fürstin, die, wie alle dortigen Frauen über 25 Jahr, einmal schön gewesen war. Beide genossen Fastenspeisen; wesshalb, habe ich nicht erfahren, des Umstandes selber erinnere ich mich aber sehr wohl, denn das eine im Kaukasus sehr gebräuchliche Fastengericht, eine Art Spinat, Kinza genannt, vergisst so leicht Niemand wieder, der es einmal gerochen hat. Meine Nachbarin zur Rechten war die Frau des Pristaws (Amtshauptmann), eine Grusinerin, die fliessend Russisch sprach und sich von der grusinischen Toilette emancipirt hatte; die europäische stand ihr gar nicht schlecht. Die übrigen anwesenden Damen und Herren dagegen trugen ausnahmlos die Landestracht, und es waren manche unter ihnen, welche den kaukasischen Typus in schönster Vollkommenheit zeigten. Das lustige Element war durch einen Fürsten Tschikowanni vertreten; sein Gesicht, das leibhaftige Ebenbild des Kladderadatsch, glühte im dunkelsten Purpur, und er zeigte bei Tische, dass ihm daran gelegen war, sich diese Farbe zu erhalten. Der Umstand, dass jemand in diesen Ländern Fürst ist, lässt an und für sich weder auf Bildung noch auf

Reichthum schliessen; denn eine Menge Familien führen diesen Titel (der auf alle Söhne übergeht), und haben doch nie viel besessen oder etwas gelernt. Die Namen der adeligen Familien in Grusien und den übrigen kartalinischen Landschaften enden meist auf schwilli oder auf dze, beides heisst Sohn, und ist also diese Bildung dem Spanischen hidalgo (Sohn von Jemand) völlig analog; wenn die Namen russificirt werden, so wird schwilli meist in ew oder ow verändert, eine Ausnahme macht jedoch das vornehmste Geschlecht, die Bagratidze, welche sich Bagration genannt haben. Die Familien Tschikowanni, Matschabelli, Tzeretelli, Gelowanni und einige andere sollen von genuesischen Emigranten abstammen; die Namen, welche völlig unverändert geblieben sind (Ciccovanni, Macciabelli, Zeretelli), scheinen allerdings darauf hin zu weisen. Das Geschlecht unseres Fürsten Tschikowanni muss nicht sehr strebsam gewesen sein, denn sein Anzug liess nicht auf irdische Güter schliessen. Es ist dies insofern ein sicheres Zeichen, als der dortige Adel die letzten Rubel eher auf eine tadellose Kleidung, als auf Lebensunterhalt verwendet; die Summen, welche de Regierung den Grundbesitzern als Entschädigung für die Aufhebung der Leibeigenschaft gezahlt hat, sind auf diese Weise alsbald wieder verschwunden, und man kann den ganzen einheimischen Adel, mit Ausnahme sehr weniger Familien, als gänzlich heruntergekommen ansehen.

Die ungünstigen äusseren Umstände hatten die Laune des Fürsten ebensowenig, wie seinen Teint zu trüben vermocht, und schon beim zweiten Gange fühlte er sich veranlasst, jedem von uns einen Ganzen in rothem Kachetiner vorzutrinken; das gute Beispiel fand allerseitige Nachahmung, und es bedurfte einer tüchtigen Kehle, um den vielseitigen Anforderungen, wie es die Sitte erfordert, gerecht zu werden. Ich machte hier die für jeden gewesenen deutschen Studenten interessante Bemerkung, dass der kaukasische Comment sich dem deutschen Biercomment auf das allerengste anschliesst; hier wie dort, wird vor- und nachgetrunken, Hörner geleert, Gesundheiten ausgebracht, und auf Beobachtung der richtigen Förmlichkeiten grosser Werth gelegt; nur vermisste ich die

Institutionen des „Bierjungen“ und „Salamanders“, verschieden ist auch der Stoff. Beim Vortrinken ist die gebräuchliche Phrase „Allah werdi“ (türkisch): Gott hat es gegeben, worauf der Nachtrinkende erwiedert: Jachschi jôl, glücklichen Weg! Sobald eine Gesundheit ausgebracht wurde, was jedoch zu meinem Leidwesen stets in grusinischer Sprache geschah, fielen einige aus der Gesellschaft, meist die Damen, mit dem gesungenen Trinkspruch „Mrawa shaemie“ (viele Jahre!) ein; der Gesang war eigenthümlich, aber mit Ausnahme einer einzigen Melodie höchst unmelodisch, dazu kam, dass es Sitte ist, durch die Nase zu singen und dem Gesicht einen verzückten Ausdruck zu geben; das Höchste hierin leistete zu aller Ergötzen wieder Fürst Tschikowanni. Jene Melodie, die sich der besonderen Gunst meiner Nachbarin zu erfreuen schien, lautete folgendermassen:



Für die anderen Melodieen ist ein Notensystem noch nicht erfunden, ein solches müsste Drittel, Fünftel und Siebenteltöne unterscheiden können. Es überraschte uns bei so allgemeiner Theilnahme der Gesellschaft an der Lust und Heiterkeit keineswegs, als auch wir zum Singen aufgefordert wurden, und wir legten mit der Wacht am Rhein und einigen Studentenliedern alle Ehre ein.

Nachdem noch unser Wohl, das unserer Verwandten und unserer Heimath in aller Ausführlichkeit getrunken worden, schieden wir von unserem freundlichen Wirthe. Er gab uns zum Geleit und als Dollmetscher für die swanethische Sprache einen bis an die Zähne bewaffneten, finster blickenden Mingrelier mit, der sich im Laufe der Zeit als ein sehr unschuldiger und vorzüglich dummer Mensch erwies; auch wurden uns für die nächsten Tage bessere Pferde versprochen. Nach herzlichem Abschiede ritten wir den Berg von Lailaschi auf einem entsetzlich steilen Wege, aber in Folge der heiteren

Stimmung in gefährlich raschem Tempo hinab, durchsetzten die Ladshanura auf einer seichten Stelle, und erstiegen dann den schmalen Rücken, welcher das Thal dieses Baches von dem des Tzchenis-Tzchali trennt. Auf diesem Rücken liegt das Dorf Muri, weit ausgedehnt, inmitten üppiger Gärten und Weinberge. Ich weiss nicht, ob es die herrliche Abendbeleuchtung, und die Schaaren von der Arbeit heimkehrender malerisch gekleideter Landleute waren, die mir Muri in so poetischem Lichte haben erscheinen lassen; jedenfalls mussten alle diese Umstände, sowie die romantische Umgebung des Orts, der von der trotzigen Burg Orbeli überragt in die grünen Thäler herabschaut, ergreifend auf jeden Naturfreund einwirken. Von der Wasserscheide warfen wir noch einen Blick nach dem freundlichen, von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten Lailaschi, und stiegen dann hinunter zum Tzchenis-Tzchali. Da wo unter den Schiessscharten zweier Burgen, die wie das Schwalbennest bei Heidelberg an den Berg geklebt sind, der Fluss ein jähes Felsenthor durchströmt, führt eine sehr leicht construirte Brücke, die nur zu Einem passirt werden konnte, hinüber, einige hundert Schritt weiter lag unser Nachtquartier, die „Kanzlei" des Districts. Wesshalb man, statt uns bei Bauern einzuquartieren, uns diesen zugigen Aufenthalt angewiesen, habe ich nicht ergründen können. Das Inventar der Kanzlei war nicht bedeutend; es bestand aus einem Kasten mit etwa 12 Bogen Papier, und einem anscheinend leeren Tintenfass. Sonstiges Mobiliar war nicht vorhanden, und ich hatte die Nacht Musse vollauf, darüber nachzudenken, wovon sich wohl die zahlreichen Hausflöhe nähren mögen, wenn keine Reisenden durchkommen; ausgehungert schienen sie allerdings zu sein.

Nach einer unerquicklichen Nacht wurden wir am nächsten Morgen durch die Ankunft frischer und recht brauchbarer Pferde getröstet. Der Polizeibeamte, der sie uns besorgt hatte, ein ehemaliger Kosakenoffizier und mit dem Georgskreuz geschmückt, gab uns eine Strecke das Geleit, und zeigte sich nicht wenig stolz auf die gestern von uns

passirte Brücke, welche sein Werk war; wenn auch die Construction uns leichtfertig schien, so konnten wir ihm doch unsere Anerkennung für das mit acht bis zehn Balken hergestellte, an hundert Fuss lange Bauwerk nicht versagen. Der Weg, ein ganz schmaler Pfad, hielt sich nun mehrere Stunden auf dem rechten Ufer des rauschenden Flusses, meist in unmittelbarer Nähe desselben; da alle Sprengungen und anderen Kunstbauten vermieden waren, stieg und senkte er sich fortwährend in steilen Windungen über vorspringende Felsen, und bot stets neue Blicke. Die Waldscenerie war wieder eine der herrlichsten, die man sich denken konnte. Wenn auch der Buchsbaum hier, in 1600 Fuss Höhe über dem Meere, nicht mehr recht gedieh, so war der Lorbeer nicht minder üppig; der Hauptwaldbaum war in den unteren Regionen noch die Eiche, doch kam bei 2000 Fuss Erhebung die Buche mehr zur Geltung, dazwischen standen Platanen, Ulmen, Edelkastanien und Linden; eine der letzteren, die ich mass, hatte in Mannshöhe 33 Fuss Umfang. Belebt war der Wald von einer Unzahl von Vögeln, deren Ruhe hier Niemand zu stören schien und die daher wenig Scheu vor dem Menschen zeigten; vorzüglich fiel uns eine Art Häher, grösser als der europäische, und mit buntem schwarzrothweissem Gefieder auf. Wiewohl die Karte mehrere Dörfer auf dieser Strecke verzeichnet, sahen wir nur selten, und stets im dicksten Grün verborgen, eine ärmliche Hütte; einmal lag dicht am Wege, aber fern von jeder menschlichen Niederlassung, ein kleines Pochwerk, ein hölzerner Hammer wurde durch einen Bach in Bewegung gesetzt und klopfte munter auf eine Schale los; wozu dieser Apparat mitten in der Waldeinsamkeit dienen mag, habe ich nicht erfahren, doch hat der Reisende Petzholdt in diesen Gegenden ebenfalls solche isolirte Fabrikanlagen gefunden. Auf dem Wege begegnete uns der erste Swanethe, ein stämmiger Mensch, dessen tiroleränhlicher Filzhut unser Erstaunen erregte; er trug seine Flinte in einem Futteral von Dachsfell mit fast fusslangem Haare, war jedoch nicht zu bewegen, uns dieses Stück, selbst gegen recht gute Bezahlung, zu überlassen. Im Uebrigen schien das

Thal sehr wenig belebt zu sein, im Gegensatz zum Rionthal, wo wir fortwährend Bauern und Lastthiere unterwegs trafen.

Lentechi liegt unweit des Tzchenis-Tzchali da, wo dieser von Osten kommend sich in scharfer Biegung gegen Süden wendet. Der Ort, wenngleich von Swanethen bewohnt, zeigt



Lentechi.

noch ganz den Character der mingrelischen Dörfer, und nur eine Eigenthümlichkeit fiel uns in die Augen. Gerade wie in Oberitalien waren die Weinranken an steinernen Pfeilern hinauf und sodann auf Lattengerüsten quer über die Dorfstrasse gezogen, eine Eigenthümlichkeit, der ich im Kaukasus nicht wieder begegnet bin. Die moderne Cultur ist nach Lentechi in Gestalt eines Schulmeisters gedrungen, der seine europäische Bildung jedoch nur durch seine Kenntniss der russischen Sprache, und einen zu seinem Landescostüm schlecht passenden breitkrämpigen Filzhut documentirte; wie er selbst ehrlich zugestand, ist der Schulbesuch ein äusserst

precairer. Da wir noch einen weiten Marsch hatten, verweilten wir nur, so lange nöthig war, um unsere Pferde etwas zu stärken. Schon beim Ritte durch das Dorf konnten wir bemerken, dass wir uns in einer Gegend befanden, die selten ein Europäer betritt; denn die jüngere Bevölkerung, namentlich die weibliche, zog sich scheu vor uns zurück, während sonst der Europäer stets ein Gegenstand der Neugierde ist. Dicht oberhalb Lentechi schliessen die Berge sich zu einer grossartig wilden Schlucht zusammen, deren Scenerie mich auffallend an die schönsten Partieen des Ilsenthales im Harz erinnerte; hier wie dort ein rauschender Bach inmitten steil aufstrebender Felsen und uralter Tannenwälder über Klippen herabstürzend, nur waren hier die Verhältnisse wohl fünfmal so gross, wie dort, und hin und wieder erinnerte ein Lorbeerstrauch an die südliche Lage. Es ist ein grossartig schöner Contrast, den Lorbeer die uralten Stämme mächtiger Fichten und Tannen verhüllen zu sehen. Nach 10 Werst Weges überschritten wir den Fluss wieder auf einer sehr primitiven Brücke, und bald darauf öffnete sich das Thal. Es war aber eine gänzlich veränderte Landschaft, die vor unsern Augen lag. Ein wohl angebauter, breiter Thalboden trennte zwei hohe Bergketten, deren Gipfel schon stellenweise mit Schnee bedeckt waren, und die nur noch auf ihrem Fusse Wälder trugen; weiter hinauf machte die Fichte der Birke Platz, und von etwa 6500 Fuss Höhe an waren nur noch Alpenweiden zu sehen. Statt der versteckten Holzhütten Mingreliens erhoben sich stattliche steinerne Bauernhöfe mit hohen Mauern und mächtigen zinnengekrönten Thürmen an den Bergrändern, meist in Gruppen von drei bis sechs zusammen. Diese Thürme, von denen einige achtzig Fuss Höhe erreichen mögen, und die stets in viereckiger Gestalt aus Steinen und Kalk dauerhaft aufgeführt sind, stehen mit den Sitten des Landes im engsten Zusammenhang; hierhin zog sich der Swanethe zurück, wenn der alten und noch jetzt trotz eindringender Civilisation in Blüthe und Kraft stehenden Sitte der Blutrache gemäss, er einen Mord begangen hatte, und hier blieb er so lange, gegen jeden Angriff durch die

dicken Mauern des Thurmes geschützt, bis die Sache durch Zahlung des Blutgeldes beigelegt worden, oder in langer Zeit Gras darüber gewachsen war. Uebrigens machte das Aussehen der Dörfer einen wohlthuenden Eindruck; die Höfe waren in gutem baulichen Zustande, der Weg und die Brücken gut unterhalten, und jedes Feld, meist mit Hirse oder Gerste bestellt, mit sauberen geflochtenen Hecken eingefasst. Die Einwohner trugen die allgemeine Landestracht, aber in ziemlich defectem Zustande, der Kopf war mit dem schon erwähnten Filzhute bedeckt, doch sahen wir auch Baschlyks und jene kleinen Zeugdeckel, von welchen oben die Rede war. Die Aeltesten der Gemeinde Tscholuri trafen wir am Wege bei einer Quelle versammelt, um die Befehle des Kreischefs aus dem Munde unseres Dollmetschers zu vernehmen; es waren mittelgrosse, auffallend stämmige Gestalten mit verwildertem Haar und Bartwuchs, viele zeigten Anlage zu Kröpfen. Im Allgemeinen machte das Volk, das wir sahen, einen rohen und groben Eindruck, doch hatten wir hier nicht, wie es anderen Reisenden wohl ergangen ist, von ihrer Unverschämtheit zu leiden. Als zarter Zug aus dem Gemüthsleben des Volkes fiel mir auf, dass ein kleines Mädchen mit einer Puppe spielte; bei näherer Betrachtung erwies sich die Puppe jedoch als ein todtes Ferkel.

Unser Weg vertiefte sich wieder in einen Buchenwald, und schon begann es zu dunkeln, ohne dass wir unser Ziel, die Burg Ludshi, zu sehen bekamen. Unser Dollmetscher war vorausgeritten, Ali mit dem Gepäck zurückgeblieben, und wir befanden uns schliesslich allein in einem dichten Walde in unbekannter Gegend. Die Lage fing an kritisch zu werden, als der Mingrelier wieder erschien, und wir nach langem Suchen einen Uebergang auf das rechte Ufer des Flusses fanden. Die Burg Ludshi, ein finsteres altes Gemäuer, lag einige hundert Fuss über demselben an der Berglehne, neben ihr ein ärmlicher Bauernhof, dessen Insassen nach einigem Parlamentiren uns den Kuhstall zur Behausung anwiesen. Wir waren in diesem Quartier, dessen Bewohner auf den Bergweiden schliefen, entschieden besser und nament-

lich reinlicher untergebracht, als im Bauernhause oder in der Burg selbst. Erst nach einer Stunde beunruhigenden Wartens erschien Ali mit dem Gepäck; nach seiner Erzählung waren mehrere Räuberbanden, die es auf unsere Sachen abgesehen hatten, allein durch seine Tapferkeit zerstreut worden; wir hatten aber bereits genug Erfahrung, um seine Worte cum grano salis zu verstehen. Nachdem wir dem Mingrelier noch ausdrücklich eingeschärft, mit frischen Pferden für die Besteigung des Latparipasses pünktlich beim ersten Morgengrauen zur Stelle zu sein, und nachdem wir die traurige Botschaft erhalten, dass gar nichts Essbares zu haben sei, liessen wir uns an unserer Erbswurst genügen, an welcher Ali Theil nahm, ohne grosse Gewissensbisse wegen des darin enthaltenen Schweinefleisches zu empfinden.

Als wir mit dem nächsten Morgengrauen erwachten, waren keine Pferde da, und der Mingrelier verschwunden; nach zwei Stunden erfolglosen Wartens entschlossen wir uns also, auf eigene Faust, oder vielmehr auf eigenen Füssen die Tour zu versuchen. Wir dangen durch Geberden (denn selbst der sprachgewandte Ali konnte sich mit den Swanethen nicht verständigen) einen Führer und traten unsere Gewehre auf dem Rücken den Weg an, eine Vorsicht, die, wie sich nachher zeigte, keineswegs überflüssig war. Der Pfad war noch von der letzten militairischen Expedition her in gutem Stande und bot keine Schwierigkeiten; er stieg anfänglich durch dichte Wälder, später zwischen einzelnen Birken über Alpenweiden, auf welchen sich zahlreiche Heerden tummelten, die Bergkette hinan, die das Thal des Ingur von dem des Tzchenis-Tzchali scheidet. Unter uns sahen wir die zerstreuten Höfe von Tscholuri, aufwärts im Thale Laschcheti, das letzte Dorf im Dadian'schen Swanethien; uns gegenüber eine steile Kette, hinter welcher das obere Rionthal, die sogenannte Radscha, liegt. Die Sonne fing inzwischen stark an zu brennen, und unser für Fusspartieen nicht geeigneter Anzug, namentlich die schweren Reitstiefel, wurden uns beim Steigen recht lästig. Es war uns daher nicht zu verdenken, dass wir etwa eine Stunde unterhalb der Passhöhe an einer frischen Quelle an-

gelangt, die sich darbietende Gelegenheit ergriffen, und zwei Swanethen, welche uns inzwischen zu Pferde eingeholt hatten, ihre Thiere abmietheten. Der eine von ihnen, ein junger Mensch, kam von Kutais, wo er die Schule besuchte (eine Seltenheit für einen Swanethen) und sprach fliessend russisch, der andere war an einer Metallplatte auf seiner Brust mit der Inschrift: selskij sudjà, als Dorfrichter oder Schulze kenntlich. Sie benutzten die günstige Gelegenheit, um uns nicht nur zwei Rubel für die Stunde Weges abzuverlangen, sondern uns auch ein Stück Brot, woran wir empfindlichen Mangel litten, zum Zehnfachen seines Werthes zu verkaufen; wir waren jedoch von der Hitze und der Ungewohntheit des Fussmarsches so erschöpft, dass wir willig auf jede Bedingung eingingen. Der Weitermarsch wurde uns leicht, da wir abwechselnd die Pferde benutzten, und wir wären bald auf der Passhöhe angelangt, wenn nicht kurz unterhalb derselben ein unerwarteter Aufenthalt eingetreten wäre. Unsere Swanethen erklärten uns nämlich, dass sie einen hier sich abzweigenden kürzeren Weg einzuschlagen hätten, und wir ihre Pferde nicht länger benutzen könnten, zugleich forderten sie für den halbstündigen Ritt das Doppelte des bedungenen Preises; als ihnen dies selbstverständlich nicht gewährt wurde, fingen sie an mit Hinweis auf ihre Waffen zu drohen. Sie schienen zu glauben, dass unsere Flinten nicht geladen seien, und machten erst dann gute Miene zum bösen Spiel, als sie sahen, wie schnell eine Léfaucheuxpatrone in den Lauf geschoben war; unter endlosem Schimpfen nahmen sie ihre zwei Rubel und zogen ab. Dieser Vorfall war zwar für uns ganz ungefährlich, da wir mit drei europäischen Doppelgewehren ihren beiden urweltlichen Wallbüchsen unendlich überlegen waren; er zeigte uns aber, welche guten Dienste das Gewehr in diesen Gegenden als Mittel zum Respecteinflössen leistet. Aus den Werken von Radde und Freshfield habe ich später mit Interesse ersehen, dass solche Scenen in Swanethien zu den täglichen Erlebnissen gehören.

Unser Führer, der der Sache theilnahmlos zugesehen hatte, brachte uns in kurzer Zeit auf die Passhöhe. Hier

standen wir plötzlich, ohne jeden vermittelnden Uebergang, vor einem Schauspiel, wie ich es in den Alpen noch nicht gesehen, obgleich ich dort manche Gletschertour ausgeführt habe. Vor uns lag der ganze schnee- und eisbedeckte Kaukasus von der Tsebelda bis zum Terek, eine Riesenmauer von dreissig Meilen Länge, deren Häupter, Thürmen gleich, bald in der Kette emporstiegen, bald wie vorgeschobene Bastionen sie vom Norden und Süden schützten. Wir waren von der grossartigen Gesammtheit so ergriffen, dass wir lange Zeit nicht daran dachten, uns mit den einzelnen Bergen zu beschäftigen, oder einen Blick auf die Karte zu werfen. Als wir uns von dem überwältigenden Eindruck erholt hatten, forderte der Magen sein Recht und beim Verzehren des recht geniessbaren Roggenbrodes, welches wir erst vor Kurzem erworben, kamen wir auf mildere Gedanken über jene unverschämten beiden Swanethen. Eine östlich von der Passhöhe gelegene Anhöhe, welche einen etwas freieren Blick gestattete, wurde erstiegen und wir suchten uns nun an der Hand der Karte über das Gesehene klar zu werden. Die Meereshöhe betrug hier (nach unseren übrigens nicht sehr zuverlässigen Aneroidbarometern) 9300 Fuss, die Passhöhe 300 Fuss weniger; da Ludshi's Erhebung 3800 Fuss ist, hatten wir 5500 Fuss zu steigen gehabt. Karte und Compass gaben uns die Möglichkeit, das Geschaute mit Sicherheit zu bestimmen. Unter uns lag das freie Swanethien, wie eine Reliefkarte ausgebreitet; ich habe eine ähnlich deutliche Uebersicht über ein unter mir gelegenes Stück Land nur einmal wieder getroffen, vom Berge Gunib im Daghestan. Dort wo das Thal seinen Anfang nimmt, und wo die aus drei mächtigen Gletschern kommenden Quellflüsse des Ingur sich vereinigen, liegt die Gemeinde Uschkull; wiewohl aus drei Gruppen (Murkmer, Tschubiani und Shiwiani) bestehend, deren Bewohner unter einander (nach Radde) oft in argen Feindseligkeiten leben, nahm sich die Ortschaft doch von hier aus wie ein zusammenhängender Complex aus, und ähnelte mit den mächtigen zinnengekrönten Thürmen und Mauern nicht übel einer Stadt auf einem Bilde der altitalie-

schen Schulen. Die klare und stille Luft gestattete uns nicht nur, in einer Entfernung von über einer deutschen Meile die Zinnen mit blossen Augen zu zählen, sondern wir konnten sogar den Ingur in dieser Entfernung rauschen hören, nur hin und wieder verhüllte ein leichtes Mittagswölkchen auf kurze Zeit den Gipfel eines Berges. Unterhalb Uschkull verengerte sich die Thalsohle und die Dorfschaften blieben hinter den sich vorschiebenden Berghängen verdeckt. Eine eigenthümliche Erscheinung fiel uns im Thale auf: Während bei Uschkull sich die anscheinend gut gehaltenen Felder in regelmässigen Linien an den Berglehnen noch einige hundert Fuss hinaufzogen, erreichte der Waldwuchs eine bedeutend geringere Meereshöhe, als im Thale des Tzchenis-Tzchali, und der obere Theil des Thales war bei etwa 5500 Fuss Erhebung davon gänzlich entblösst; mangels anderer Lösungen kann wohl die Nähe so ungeheurer Firn- und Gletschermassen als der Vegetation hinderlich erscheinen.

Uns gegenüber lag die Hauptkette des Kaukasus. Der entfernteste Gipfel im Westen war ein hoher, aus einem Gewirr niedrigerer Spitzen einzeln sich erhebender Schneeberg; seiner isolirten Stellung nach, und bei seinem Abstande von zwanzig Meilen muss es der einzelne Berg im Lande der Abchasen gewesen sein, welchen Freshfield vom Passe zwischen Abas-Tuman und Kutais aus gesehen hat, und als von den übrigen Schneebergen weitab liegend beschreibt. Den nächsten Abschnitt bildete im Westnordwest eine mächtige von der Hauptkette nach Süden vorgeschobene Bergmasse mit schneebedeckten Gipfeln; sie ist das Gebirge, welches die Quellen der Nakra und der Nenskra, zweier Nebenflüsse des Ingur, trennt. Da, wo sie nach Süden vorspringt, zweigt sich von der Hauptkette auch ein Kamm nach Norden ab und endigt mit dem König des Kaukasus, dem Elborus, 18,500 Fuss hoch, und von seinen Anwohnern, den Baksantataren, Minghi-taû genannt. Es ist mehrfach in Zweifel gezogen worden, ob der Elborus vom Latpari sichtbar ist, namentlich wurde dies in Kutais bestritten; mir scheint es unzweifelhaft, dass der von uns gesehene Berg der Elborus

war, denn Himmelsrichtung und schätzbare Entfernung (acht deutsche Meilen) stimmten genau mit der Karte überein, und die Höhe des Berges war trotz seines Abstandes deutlich daran erkennbar, dass sein Schneemantel einen unverhältnissmässig grösseren Theil der ganzen Erhebung einnahm, als bei den höchsten unter den übrigen Bergen. Die Meinungsverschiedenheit scheint mir daher zu stammen, dass unter Latpari sowohl das Joch verstanden wird, über welchem wir uns befanden, als auch dasjenige, welches, nur wenig weiter östlich gelegen, direct nach Uschkull führt, und über welches unsere beiden Swanethen geritten waren; von letzterem allerdings wird der Elborus wohl durch jene Anhöhe, auf der wir standen, verdeckt sein. Zunächst dem Gebirgsknoten von welchem jene Zweige nach Norden und Süden ausgingen, erhob sich nordwestlich von uns über dem Orte Betscho der Berg Uschba, gleichfalls von der Hauptkette nach Süden vorspringend; sein zackiger thurmähnlicher Gipfel gehört zu den wildesten Erscheinungen, welche die Hochgebirgswelt kennt. Oestlich von Uschba führt ein selbst von Vieh begangener Hochpass über den Thybergletscher nach Norden. Es folgt nun auf drei bis vier Meilen Länge ein schroffer Kamm von 12 bis 13,000 Fuss Höhe, aber ohne bedeutende hervorragende Gipfel; seinen Abschluss findet er in dem schönsten aller kaukasischen Berge, dem uns gerade gegenüberliegenden Tetnuld. Dieser, dessen Name nach Radde eigentlich Tötönal lauten sollte, steigt aus der Kette in pyramidaler Form zur Höhe von 16,000 Fuss an, und macht durch die blendende Weisse seines Schneemantels und seine graziöse Gestalt einen ähnlichen Eindruck, wie die Jungfrau in der Schweiz; um den Vergleich vollkommen zu machen, strebt neben ihm ein kleinerer, ebenso schöner Kegel auf, wie an jener das Silberhorn. Oestlich vom Tetnuld erhebt sich der vielgipflige Kamm der Schchara, von den Anwohnern Nuamquam genannt; er verdeckte uns die beiden nächsthohen Berge nach dem Elborus, Koschtan-taû und Dych-taû, welche auf einem nach Norden vorspringenden Sporne der Hauptkette aufsteigen. Letztere setzt sich östlich von der Schchara

in einer Menge von Gipfeln fort, welche jedoch von unserm Standpunkte aus, weil nahezu hintereinander gelegen, nicht gut zu bestimmen waren. Eine vielgliederige Masse mag die Gruppe des Adai-Choch (Twuilsas-mta) am Mamissonpasse gewesen sein, die Berge hinter ihr jene an den Quellen des Ardon und des Terek; es ist auch nicht unmöglich, dass der jenseits der Terekquellen gelegene Kasbek von hier sichtbar war.

Eine Aussicht wie diese kann den Vergleich mit jedem Hochgebirgsblick in den Alpen getrost aushalten. Die höhere Lage der Schneegrenze wird durch die bedeutendere Erhebung der einzelnen Gipfel wieder ausgeglichen, an Gletschern ist auch kein Mangel, denn auf der neun Meilen langen swanethischen Strecke der Hauptkette zählten wir etwa zehn primäre und zwanzig secundäre, während noch manche andere uns durch vorgeschobene Bergwände verdeckt gewesen sein mögen. Eine noch umfassendere Aussicht, als die unsere, bietet der Berg Dadiasch, von 10,245 Fuss Höhe, welcher wenig östlich von unserm Standpunkt liegt und von Radde bestiegen worden ist; es ist jedoch zu bedauern, dass in dem sonst so ausführlichen Werke dieses Reisenden über seine swanethische Reise diese Aussicht nicht ausführlicher beschrieben worden ist. Im Uebrigen ergänzen sich die beiden Werke von Radde und Freshfield (siehe im Anhang) insofern, als ersterer vorzüglich die ethnographische und naturwissenschaftliche Seite des Landes behandelte, und sonach mehr auf die Thäler hingewiesen war, während dieser, als Tourist und Bergsteiger, sehr schätzenswerthe Nachrichten über die Berg- und Gletschernatur des Landes geliefert hat; letzteres ist desshalb um so wichtiger, weil die russischen Topographen, trotz der im Uebrigen vorzüglichen Ausführung ihrer Karten, der Eis- und Schneeregion wenig Aufmerksamkeit gewidmet haben. Uebrigens ist keiner von jenen beiden Reisenden auf dem Latparipass gewesen, sie haben vielmehr die Wasserscheide zwischen Ingur und Tzchenis-Tzchali auf dem weiter aufwärts gelegenen und schlecht gangbaren Naksagar-Passe überschritten. In Bezug auf die in ihren Werken gebrauchte

Nomenclatur der hiesigen Gegend ist hervorzuheben, dass Radde sich stets streng an die ortsüblichen Namen, welche von denen der Generalstabskarte meist abweichen, gehalten hat; die Verschiedenheit wird noch vermehrt dadurch, dass viele Berge von den umwohnenden Völkern abweichend benannt werden; als Regel geht durch, dass die Bergnamen auf — taû tatarischen, auf — choch ossetinischen, auf — mta kartalinischen Ursprungs sind. Radde hat auch einen Irrthum aufgeklärt, welcher von den meisten europäischen Karten begangen wird; auf ihnen findet sich nämlich zwischen Elborus und Kasbek ein hoher Berg Pass- mta eingezeichnet, derselbe existirt jedoch in Wirklichkeit nur als ein unbedeutender, nicht einmal schneebedeckter Gipfel, dessen einziges Verdienst es ist, über der Quelle des Rion (Phasis, daher der Name) gelegen zu sein. Auch bezüglich der Völkernamen ist Radde insofern sehr correct, als er dieselben stets in der ursprünglichen Form wiedergiebt, er schreibt also Swane, Imerier, Mingrele, während ich die bei den deutschredenden Russen gebräuchlicheren Formen Swanethe, Imeretiner und Mingrelier gebrauche.

Nachdem wir drei volle Stunden uns der herrlichen Aussicht gewidmet hatten und allmählich an die Rückkehr dachten, wurden wir durch eine unerwartete Erscheinung überrascht: Von der Seite, von welcher wir gekommen, erschien ein Swanethe zu Pferde, und zwar, wie uns sogleich auffiel, auf einem unserer europäischen Sättel. Unser erster Gedanke war, dass dem wehrlosen Ali unten im Thale unser Gepäck abgenommen worden sei, und dass die Leute aus dem Dorfe jetzt heraufkämen, um uns um das mitgebrachte kleine Geld zu erleichtern; ehe wir jedoch mit dem Laden unserer Gewehre fertig waren, wurden unsere Besorgnisse bereits durch das Erscheinen unseres Mingreliers zerstreut; derselbe hatte in der Angst, wir möchten uns über seine Saumseligkeit beim Kreischef beschweren, alle disponiblen Pferde des Ortes aufgetrieben, und war damit uns nachgeritten. Als er vor uns erschien, war sein wildes Gesicht in so demüthige Falten gelegt, dass wir ihm, zumal nach einem so herrlichen

Naturgenuss, unmöglich zürnen konnten. Wir bestiegen um 4 Uhr die Pferde und ritten nach Ludshi hinunter, der Abend war mild und schön, und die Mühen des Morgens vergessen. Unten erwartete uns Ali, der den Tag über in beständiger Angst vor Räubern gelebt hatte; glücklicherweise hatte er ein Huhn und etwas Bohnen aufgetrieben, denn sonst hätten wir hungrig zu Bette gehen müssen.

Unser Rückmarsch von Ludshi nach Lailaschi bot wenig Neues. Wir wollten, wenn irgend möglich, das gastfreie Haus des Kreischefs noch am selben Tage erreichen, und mussten daher vor Tagesanbruch von Ludshi abreiten; anders wäre es nicht möglich gewesen, den neun deutsche Meilen betragenden Weg, von dem nicht der vierte Theil eben war, in einem Tage zurückzulegen. Unsere Pferde hatten den Tag vorher Ruhe und Futter gehabt, und waren daher wohl im Stande, die Knechte wurden mit der Aussicht auf ein gutes Trinkgeld zur Pünktlichkeit und Eile angefeuert; dies hatte gewirkt, und um fünf Uhr Morgens standen sie marschbereit. Die Strecke bis Lentechi wurde in der Morgenkühle schnell zurückgelegt; das einzige Ereigniss unterwegs war ein Swanethe, der im Walde seine Schweine hütete, und in Erwartung eines heissen Tages es nicht für nöthig befunden hatte, auch nur ein menschliches Kleidungsstück anzulegen, er schien sich indessen keineswegs für unschicklich zu halten und wünschte uns freundlich einen guten Morgen. Hinter Lentechi, wo wir einige Stunden gerastet hatten, stieg die schwüle Hitze so, dass unsere Pferde trotz des besten Willens nur langsam vorwärts konnten. Den Berg von Muri mussten wir uns schon bequemen zu Fusse hinauf zu gehen, während die Packpferde im langsamsten Tempo und mit fortwährenden Pausen uns nachkeuchten; wir mussten jedoch vorwärts, wenn wir für die Nacht ein erträgliches Quartier für uns und die Thiere haben wollten. Als wir von der Höhe von Muri uns gegenüber den steilen Berg von Lailaschi erblickten, stand schon ein Gewitter drohend am Himmel, und wir durften uns am Uebergang über die Ladshanura durch den guten Wein im Duchan, der unseren vertrockneten Kehlen sehr

zusagte, nicht zum Bleiben verleiten lassen. Den Berg von Lailaschi erstiegen wir gleichfalls zu Fuss, und überliessen den Pferden die Mühe uns nachzuklettern, oder sich selbst ein Obdach für die Nacht zu suchen; unbegreiflich blieb es uns, wie wir vor wenigen Tagen diesen selben Weg, der uns jetzt ewig lang dünkte, in wenigen Minuten hatten zurücklegen können. Kaum waren wir, schon im Dunkeln, oben im Dorfe von unserem freundlichen Wirth in Empfang genommen worden, als ein Gewitter losbrach, wie es in Europa nicht bekannt ist. Der Sturm und Regen drohte das hölzerne Gebäude wegzuschwemmen, und stundenlang folgte ein Blitz auf den andern. Wie mag es einer grossen Gesellschaft einheimischer Damen ergangen sein, die wir in den buntfarbigsten seidenen Kleidern, und von einem Trosse Diener begleitet, Nachmittags an uns hatten vorbeireiten sehen! Ausser dem mannigfaltigen Bilde der bunten Anzüge im grünen Walde war uns aufgefallen, dass diese Damen, der Sitte des Orients getreu, ausnahmslos wie Männer zu Pferde sassen; den europäischen Damensattel habe ich nur einmal von einer Fürstin Tschawtschawadze in Kachetien benutzen sehen. Unser Wirth bewies seine Lebenserfahrung, indem er vor allem für ein warmes Abendessen sorgte; es klingt zwar prosaisch, soviel von des Leibes Nothdurft zu reden, allein nach so kümmerlicher Nahrung, wie wir sie drei Tage lang gehabt hatten, verlangte der Magen sein Recht.

Da am nächsten Morgen der Regen noch munter weiter strömte, und die neuen Pferde nicht zur Stelle waren, hatten wir Musse vollauf, uns mit der Einsamkeit des Lebens in einem solchen Kreishauptorte wie Lailaschi vertraut zu machen. Ausser den wenigen oben genannten Beamten sieht man jahraus jahrein keinen umgangsfähigen Menschen, ein Gefühl, das auf allen nach solchen Orten versetzten Europäern schwer lastet; Lailaschi machte insofern eine Ausnahme, als sich dort ein brustleidender Russe zur Luftkur aufhielt. Das Klima soll hier sehr zuträglich sein, da die Lage hoch über dem Thal keine Fieber aufkommen lässt, und andererseits die Erhebung (2850 Fuss) nicht bedeutend genug ist, um das

Klima rauh zu machen. Dem Klima entspricht hier auch die leichte Bauart und Einrichtung der menschlichen Wohnungen, auch das Haus unseres liebenswürdigen Wirthes war orientalisch eingerichtet, d. h. viel Raum und wenig Möbel; als hervorragendstes europäisches Stück eine kleine Maschine zur Bereitung von Selterswasser, welche er in Deutschland erworben, und trotz ihrer Zerbrechlichkeit glücklich bis hierher geschafft hatte.

Als Nachmittags der Regen nachliess und unsere Pferde sich allmählich angefunden hatten, nahmen wir mit aufrichtigem Danke für die genossene Gastfreundschaft Abschied; ich erhielt als Andenken noch das Gehörn eines jüngst geschossenen Steinbocks, dessen Fleisch wir gegessen hatten; es schmeckte wie Hammel mit einem nicht sehr starken Wildgeschmack, war aber ziemlich zäh. Der kaukasische Steinbock, Tur genannt, ist hier ziemlich häufig, und namentlich werden auf den eine Tagereise von hier belegenen Gütern der fürstlichen Familie Dadian Treibjagden mit grossem Erfolge abgehalten; das Terrain ist dort der Art, dass dem getriebenen Wilde nur eine Felsschlucht offen bleibt, in welcher sie zu Schuss kommen müssen. Unser Wirth bedauerte, dass wir ihm den Wunsch nach Gehörnen nicht früher ausgesprochen hatten, er würde sonst von den umliegenden Dörfern solche in beliebiger Anzahl haben kommen lassen können.

Da wir erst um $1/2$ 5 Uhr Nachmittags hatten abmarschiren können, mussten wir schon am Duchan von Twischi Halt machen, demselben, welchen wir auf dem Hinmarsch uns vergeblich bemüht hatten zu erreichen. Der Duchanwirth schien auf europäischen Luxus hinzuzielen, denn sein Staatszimmer besass eine Bank und eine Tapete, zwei Sachen, welche man um so mehr schätzt, als man sie kaum je findet. Ueber Nacht klärte sich das Wetter ganz auf und unser Ritt nach Kutais würde leicht von Statten gegangen sein, wenn unsere Pferdeknechte nicht wieder vorgezogen hätten, die Thiere ohne jedes Futter zu lassen; so war es ihnen kaum zu verdenken, dass sie auf der letzten Strecke den Dienst fast völlig versagten und wir im traurigsten Leichenmarsch-

tempo in die Stadt einrücken mussten. Unterwegs fiel uns ein merkwürdiger Wasserfall auf, der in den schieferhaltigen Felsen sich eine regelrechte Treppe mit rechtwinkligen Absätzen ausgenagt hatte; die Stufen, etwa zwanzig an der Zahl, waren fusshoch und einander völlig gleich, so dass man versucht war, das Ganze für ein Werk von Menschenhand zu halten. In Namochowanie hatten wir und unsere Pferde wieder erbitterte Kämpfe mit den Schweinen zu bestehen.

In Kutais fanden wir das Hotel de France um zwei Insassen reicher, zwei Engländer, welche von Wladikawkas über den Mamissonpass gekommen waren und von hier in nicht mehr als vier Wochen die Tour über Tiflis, Eriwan, Tebriz nach Teheran und von dort über Rescht zurück an das kaspische Meer machen wollten, im Ganzen über 80 Meilen Postfahrt und etwa 150 Meilen zu reiten. Zwei andere Engländer waren gleichzeitig mit unserm ersten Aufenthalt in Kutais gewesen; ich hatte jedoch über ihre Reisepläne nichts erfahren können. Ein fernerer Gast war ein Professor des Rechts aus Odessa, welcher im Auftrage der Regierung Rechtsalterthümer der verschiedenen Stämme sammeln sollte; auch er schien eilig zu sein, denn drei Tage hatten ihm zum Studium der Rechtsalterthümer der Abchasen genügt (deren Sprache er nicht verstand), und den Swanethen dachte er noch weniger Zeit zu widmen. Unsere Hauptarbeit während unseres zweiten Aufenthalts in Kutais war ein sehr prosaisches Umpacken unserer Effecten für die bevorstehende Postreise; die russische Telega ist im Stande, alles zu zertrümmern, und was man vor ihr retten will, muss mit vorzüglicher Sorgfalt verpackt werden. Es ist uns vorgekommen, dass durch das Schütteln und Stossen des Gefährtes aus einer Dose mit Insektenpulver letzteres in eine danebenstehende Büchse Fleischextract gedrungen ist, ohne dass eins der Gefässe geöffnet gewesen wäre; der feine Staub drang durch den Verschluss der beiden Pfropfen hindurch. Beim Oeffnen unserer in Kutais zurückgelassenen Koffer machten wir die erfreuliche Entdeckung, dass während unserer Abwesenheit sich Schaben (trotz des Verschlusses) in solcher Menge darin nieder gelassen

hatten, dass die Wäsche und Kleider davon bedeckt waren, und aus jeder Falte Mengen dieser wenig schönen Thiere herausliefen; wir mussten uns entschliesssn, zwischen unsere sämmtlichen Effecten Insectenpulver handvollweise zu streuen, um diese unangenehmen Gäste los zu werden. Unsere kaukasischen Anzüge waren inzwischen fertig geworden, und wir vervollständigten sie durch einige Waffenankäufe. Für den nächsten Morgen wurden zwei Telega's bestellt, und den Abend verbrachten wir zusammen mit unseren Bekannten: das Gespräch drehte sich natürlich vorzugsweise um unsere Tour nach Swanethien und um unsere weiteren Pläne.

Bis zur zweiten Station Kwirila, an dem gleichnamigen Nebenfluss des Rion gelegen, bietet der Weg keine hervorragenden Blicke; er zieht sich an den nach der kolchischen Ebene abfallenden Vorbergen hin, und nur hin und wieder schaut durch eine Lücke in den Bergen eines der Schneehäupter der Hauptkette hindurch, der Strecke angehörig, welche die Rionquellen speist. Zur Rechten liegt die immer mehr sich verengernde Ebene und hinter ihr die Berge des kleinen Kaukasus. Bei der Station Kwirila erreicht die Strasse wieder die Eisenbahn, welche zur Zeit unserer Durchreise noch hier ihren Endpunkt hatte, während sie einige Wochen später bis Tiflis eröffnet wurde. Dem bedeutenden Verkehre entsprechend, welcher sich hier anhäufen musste, waren Bahnhof und Postgebäude geräumiger als dies sonst der Fall; ersterer besass auch eine nicht zu unterschätzende Restauration. Hier sahen wir zum ersten Male die mächtigen Doppellocomotiven (System Fairley), welche zur Ueberwindung der starken Steigungen im Suramgebirge angeschafft worden sind, allein bei der mit ihnen angestellten officiellen Probe vermochten auch sie nur vier zweiachsige Waggons über die Steigungen von 1 : 20 zu schleppen. Hinter Kwirila schlossen die Berge des kleinen und grossen Kaukasus sich zusammen; es beginnt hier das Gebirge, welches von den Quellen des Rion nach Süden sich abzweigend in der Richtung auf Achaltzich verläuft, und die Gebiete des schwarzen und des kaspischen Meeres scheidet. Die Strasse

tritt aus dem Thale der Kwirila in das eines Nebenflüsschens, der Tschcherimela. Ich muss gestehen, dass die Scenerie des Surampasses, dessen Anstieg hier anfängt, mich einigermassen enttäuscht hat; in Murray's Russia ist sie so romantisch geschildert, dass ich selbst nach den herrlichen Thälern des Rion und Tzchenis-Tzchali noch etwas schöneres und grossartigeres zu sehen erwartete; statt dessen war das Thal ziemlich dürftig bewaldet, und von den grossartigen Burgen, welche nach Murray die Höhen ringsum krönen sollen, war nur hin und wieder ein zerfallenes altes Gemäuer zu sehen. Ich will allerdings erläuternd hinzufügen, dass die Hitze erdrückend war, und es auf unserer elenden Telega uns recht schwer werden musste, unsere zerstossenen Knochen durch romantische Empfindungen zu trösten. Die Eisenbahn lief stets neben der Strasse her; eine entgleiste Locomotive war höflich genug gewesen, sich die entgegengesetzte Seite der Bahn auszusuchen; dort lag sie auf der Seite, anscheinend zufrieden, endlich einmal von so unerhörten Steigungen auszuruhen. Auf der zweiten Station hinter Kwirila, Bjelogorie, unterhalb der alten Burg Tschcheristziche gelegen, gebot uns der Pferdemangel des Posthalters Halt; eine eingehende Untersuchung der Ställe und die Einsicht des Stationsbuches zeigte uns, dass er (seltene Ausnahme!) diesmal nicht gelogen hatte. Da es noch ziemlich früh am Tage war, und wir zu den ersten gehörten, welche hier zu nächtigen hatten, erhielten wir wenigstens noch ein erträgliches Zimmer, während eine Menge späterer Ankömmlinge schlecht genug untergekommen sein mögen. Bjelogorie und seine Umgegend ist der Sitz einer anscheinend sehr alten Industrie; es werden hier eigenthümlich geformte und sehr hübsch verzierte Krüge gebrannt, von denen wir Exemplare schon in Kutais gesehen hatten; da der einzige Laden des Dorfes jedoch keinen Vorrath davon hielt, so konnten wir zu unserem Bedauern ein Andenken an diese möglicherweise noch aus byzantinischen Zeiten stammende Kunstindustrie nicht erwerben. Nach und nach füllte sich die Station mit einer Menge Reisender, meist von Tiflis kom-

mend, um mit dem zwei Tage später abgehenden Dampfschiff nach Odessa zu fahren; es war interessant die verschiedenen Abstufungen der Resignation zu beobachten, als ihnen neue Pferde verweigert wurden. Der Posthalter selbst machte sich die Sache leicht; er verschwand und überliess die Sorge für die Passagiere einem deutsch redenden Kellner. Für den heissen Tag entschädigte uns ein herrlicher Abend; die Berge, welche uns kahl und öde erschienen waren, begannen aufzuathmen, und bei Eintritt der Dämmerung schien selbst die alte Burg über uns sich zu recken und zu dehnen, bis aus dem zerfallenen kleinen Gemäuer ein mächtiges Castell wurde. Die Betten bestanden, wie auf den meisten Poststationen, nur aus hölzernen Gestellen, an welchen, um das Kopfkissen zu ersetzen, eine gleichfalls hölzerne keilförmige Erhöhung angebracht ist; ein Nachtlager auf dem Reisebett ist ihnen selbstverständlich bei Weitem vorzuziehen.

Die erste trübe Nachricht, welche wir am nächsten Morgen erhielten, war die, dass unser Reisegefährte Wurmb einen Fieberanfall hatte; wir mussten daher so sehr als möglich eilen, um nach Borshom zu kommen, wo wir ein besseres Unterkommen und ärztliche Hülfe zu finden erwarteten Die Strasse steigt von Bjelogorie fortwährend im Thale der Tschcherimela, welche hier den Namen Moliti annimmt, in steilen Windungen aufwärts; die Eisenbahn verschmäht selbst die Windungen und geht in geradezu unwahrscheinlichen Steigungsverhältnissen den Berg hinan; man sieht hieran und an den bis zu 60° steilen unabgemauerten Böschungen im losen Geschiebe deutlich, dass es den Bauunternehmern nur darum zu thun war, die Bahn herzustellen, nicht aber sie betriebsfähig zu machen. Die Wälder, zumeist aus Buchen bestehend und nur mit lichtem Unterholz durchwachsen, treten von beiden Seiten dicht an die Strasse; sie sahen aber sonnverbrannt aus und waren nicht mit denen zu vergleichen, die wir früher gesehen. Die Strasse, gut gebaut und gut unterhalten, war äusserst belebt; lange Waarentransporte auf Arbas, hohen Karren mit riesigen aus Brettern gezimmerten, speichenlosen Rädern wurden

von Büffeln gezogen. Der Büffel ist ein für schwere Transporte im Gebirge unentbehrliches Thier; er zieht zu zweien Lasten, vor welchen acht Pferde oft stecken bleiben würden, und seine Passion für das Ziehen ist so gross, dass er, wenn es anders nicht gehen will, sich auf die Knie niederlässt, um auf diese Weise die Zugkraft seines ungeschlachten Körpers so vollständig wie möglich auszunutzen. Dabei ist der Büffel ein sanftes, gutmüthiges Wesen, dem es nie einfällt, einem Menschen etwas zu Leide zu thun. Er hat nur zwei Fehler, ausser seiner Langsamkeit, die ihm jedoch bei seiner Zugkraft nicht verübelt werden kann: einmal ist er gegen Kälte sehr empfindlich, und daher nicht im ganzen Jahre zu gebrauchen, und dann hat er eine grosse Vorliebe für das Wasser; wenn er an einem heissen Tage eine erreichbare Pfütze erblickt, so geht er sammt seiner Ladung hinein, und kein Mensch ist im Stande ihn herauszubringen, ehe er sein Bad zur vollen Zufriedenheit beendet hat. Die Büffel, welchen ich hier begegnete, schienen mir gegenüber anderen, die ich später sah, auffallend gross und stark, und nur in Baghdad entsinne ich mich ähnliche Kolosse erblickt zu haben.

Da wir früh aufgebrochen waren, hatten wir auf den Stationen Moliti und Ponia nicht vom Pferdemangel zu leiden und erreichten schon um 10 Uhr die Passhöhe (3627 Fuss), welche zugleich die Grenze zwischen den Landschaften Imeretien und Grusien (Georgien), und den Gouvernements Kutais und Tiflis bildet. Vor uns lag das breite sonnverbrannte Thal der Kura, von ziemlich einförmigen Bergen eingerahmt, zur Linken waren einige Schneehäupter der Hauptkette zu sehen; es sind dies die Berge im Lande der Osseten, von denen nach Norden der Ardon, nach Süden die Ljachwa herabströmt. Da das Kurathal hier noch ziemlich hoch liegt, betrug der Abstieg wenig über tausend Fuss, er war aber so schroff, dass die Eisenbahn sich zu einer grossen Ausbiegung nach Süden veranlasst fühlte. Am Fusse des Passes liegt Suram, ein kleiner Ort von einer grossartigen auf einem isolirten Felsen erbauten Burg überragt. Die

Sage erzählt, dass, um die Burg unüberwindlich zu machen, der einzige Sohn einer Wittwe dort eingemauert wurde, und grusinische Volkslieder haben die rührende Abschiedsscene zwischen Mutter und Sohn aufbewahrt. Als wir die einige Werst jenseits Suram gelegene Station Tschaly, Kreuzungspunkt der Strassen nach Tiflis, Kutais und Borshom-Achaltzich, erreicht hatten, war die Hitze wieder so drückend geworden, dass wir für das weitere Fortkommen unseres fieberkranken Kameraden ernste Besorgnisse hegen mussten. An ein Verbleiben war aber nicht zu denken, und nach kurzer Rast setzten wir die, durch schlechten Weg und jämmerliche Telega doppelt unerquickliche Fahrt nach Borshom fort.

Das Kurathal schliesst eine Meile oberhalb Tschaly wieder zusammen, und wieder treten Wälder an die Thalsohle, welche nur für die rauschende Kura und die Strasse Raum lässt. Allein die Scenerie ist eine gegen früher gänzlich veränderte; statt der Buche ist die Tanne hier der ausschliessliche Waldbaum, und wenn man nicht durch büffelbespannte Arbas, von wildaussehenden Grusiern geleitet, an den Orient erinnert würde, so möchte man sich in den Schwarzwald versetzt glauben. Obwohl die Schönheit der Gegend von Schritt zu Schritt wächst, so bedauerten wir doch nicht, dass wir bis Borshom nur noch wenige Meilen zurückzulegen hatten; denn auch abgesehen von der Krankheit unseres Kameraden war eine zweitägige Telegafahrt im Stande gewesen, den Sinn für Naturschönheiten im eifrigsten Verehrer derselben bedenklich abzustumpfen. Noch im Laufe des Nachmittags erreichten wir Borshom und fanden im Kronshause gutes Unterkommen und Aussicht auf ärztliche Hülfe.

Borshom liegt auf dem rechten Kuraufer an einer Stelle, wo nur wenige hundert Schritt von einander entfernt, zwei romantische Seitenthäler, das des Schawi-tzchali (russisch Tschornaja Retschka) und der Borshomka, welche aus der Vereinigung des Gudsharetis-tzchali und des Bakuriani-tzchali entsteht, in das Hauptthal münden. Der nur sehr unbedeutende

ursprüngliche Theil des Ortes liegt hart an der Kura, während das Villen-Quartier mit dem Kronshaus und dem Kurhaus sich in der engen und nur stellenweise kesselartig erweiterten Schlucht der Tschornaja Retschka befinden. Borshom verdankt sein Aufblühen vorzüglich seinen heilkräftigen Quellen, welche nächst denen von Pjatigorsk am Nordrande des Kaukasus die grösste Anziehung auf das badelustige kaukasische Publicum ausüben. Als zweites und kaum geringer anzuschlagendes Element tritt hinzu die gesunde Luft im Sommer, der fieberfrei und wegen der Erhebung von 2630 Fuss minder heiss ist, als in dem kahlen sonnenverbrannten Tiflis, und vor Allem die herrliche Umgebung. Sowohl das Thal der Kura, als die beiden tief eingeschnittenen Seitenthäler, die auf eine Meile Länge in einer Entfernung von wenigen hundert Schritt einander parallel laufen, und zwischen ihnen das schmale felsige Plateau, welches den sogenannten Worontzoff'schen Park trägt, bieten eine unerschöpfliche Fülle der herrlichsten Spaziergänge: tannenbewachsene Schluchten, plätschernde Bäche und bei jeder Wendung des Weges ein neuer Blick, bald auf hohe felsengekrönte Berge, bald auf eine stille Waldwiese, oder auf die Ruine eines alten Klosters. Die Gegend muss bessere Zeiten gesehen haben, denn im tiefsten Waldesdickicht, und in ärmlichen grusinischen Dörfern trifft man Kirchen und Kapellen, deren herrliche Bauart auf eine hohe Blüthe der Kunst schliessen lässt.

Ein ferneres Moment hat in den letzten Jahren bedeutend zum Gedeihen Borshoms beigetragen: der Grossfürst Michael, Bruder des Kaisers und Nachfolger des Fürsten Barjátinski in der Statthalterschaft des Kaukasus, hat hierher seine Sommerresidenz verlegt. Es wäre kaum möglich gewesen, eine glücklichere Wahl zu treffen; die Lage des Ortes zwischen Tiflis und dem schwarzen Meere, und von beiden mittelst der Eisenbahn in wenigen Stunden zu erreichen, die herrliche Umgebung und ihr Reichthum an jagdbarem Wild — der Grossfürst ist ein eifriger Waidmann — mussten Borshom wie geschaffen zur Sommervilleggiatur er-

scheinen lassen. Das Schloss, oder richtiger die Villa des Grossfürsten, liegt dem Ort gegenüber auf dem linken Ufer der Kura, über welche eine gewölbte steinerne Brücke führt; sie ist in einem gefälligen Landhausstile erbaut, und von Parkanlagen umgeben, welche jetzt noch im Werden begriffen sind; fast unmittelbar hinter derselben steigen grossartige Felsen in die Höhe, und Morgens und Abends kann man auf ihnen Rudel von Gemsen vom Thale aus erblicken. Der Grossfürst bringt mit seiner zahlreichen Familie hier den Sommer und die ersten Herbstmonate zu, und jeder Reisende wird mit aufrichtigem Dank an die Gastfreundschaft sich erinnern, die ihm in diesem Hause geboten wurde.

Der Ort selbst besteht, wie gesagt, aus zwei Theilen, dem eigentlichen Flecken mit einigen unbedeutenden Läden und einstöckigen kleinen Häusern, und der Villencolonie. Da ein Gasthof nicht vorhanden ist, und das Kronshaus nur für wenige Durchreisende, nicht aber für Badegäste Platz bietet, ist jede Familie genöthigt, sich im Voraus eine Villa, deren Zahl etwa dreissig bis vierzig betragen mag, zu miethen Für gesellige Zusammenkünfte wird durch ein elegantes kleines Kurhaus mit Lesezimmer, Restauration und Conditorei, sowie durch eine Kurkapelle gesorgt; daneben befindet sich das musterhaft bequem und sauber eingerichtete Badeetablissement, und unmittelbar dahinter bietet die Schlucht der Tschornaja Retschka eine Kurpromenade, wie sie so reizend wohl in keinem deutschen Bade gefunden wird. Das Kronshaus, ein langes einstöckiges Gebäude, dient dem militairischen Gefolge des Grossfürsten zur Wohnung; die frei bleibenden Zimmer werden auch an Reisende überlassen, und fanden wir hier nicht nur ein recht bequemes Unterkommen, sondern auch gute Pflege für unsern kranken Kameraden; ein französisches Ehepaar, welches die Wirthschaft führte, setzte alle politischen Rücksichten in den Hintergrund, und nahm sich seiner so gut wie möglich an. Zu unserm Bedauern erklärte uns jedoch der Arzt, ein Deutscher, dass sein durch das Fieber angegriffener Zustand ihm die Theilnahme an dem beabsichtigten Ausfluge nach Armenien verbiete,

und wir mussten uns daher entschliessen, denselben zu zweien zu unternehmen, während er, nach gründlicher Ruhe in Borshom, direct über Gori nach Tiflis reisen und dort mit uns wieder zusammentreffen sollte. Für Ali waren die Tage, welche wir hier zubrachten, selige Zeiten; er that absolut nichts, und ass auf unsere Rechnung sämmtliche Butter und allen Zucker, der sich in der Speisekammer vorfand, auf; zu seiner Ehre sei es jedoch gesagt, dass wir ihn später nie wieder auf ähnlichen Excessen ertappt haben

Ein lohnender kleiner Ausflug, welchen wir in Begleitung einiger Herren aus dem Gefolge des Grossfürsten machten, verdient nähere Beschreibung. In der Morgenkühle ritten wir das Thal der Borshomka aufwärts nach dem kleinen Dorfe Daba mit schöner Kirchenruine und weiter nach dem etwa zwei Meilen von Borshom entfernten Kloster Timothis-ubani; unterwegs zeigten uns die an ganz unzugänglichen senkrechten Felswänden befindlichen und nur an Strickleitern zu erklimmenden Mönchszellen, dass die schöne Gegend in alter Zeit eine grosse Anziehungskraft auf Anachoreten geübt haben muss, wenn auch diese Art, die Natur zu geniessen, dem modernen Zeitgeist befremdlich erscheinen mag. Timothis-ubani (so glaube ich gehört zu haben, die Karte schreibt jedoch Timotis-umani) liegt inmitten eines ausgedehnten Waldes von Obstbäumen, die durch jahrhundertelangen Mangel an Pflege verwildert, ganz das Aussehen von Waldbäumen angenommen und eine bei uns unbekannte Grösse erreicht haben. Vom Kloster sind nur noch Mauertrümmer zu finden, dagegen ist die Kirche wohl erhalten; sie ist, was ich sonst nicht wieder gesehen habe, aus Ziegeln mit steinerner Bedachung aufgeführt, und an dem Tambour des kegelförmigen Kuppeldaches mit bunt gebrannten Glasurziegeln geschmückt, offenbar ein Zeichen persischen Einflusses; im Innern enthält sie gut erhaltene byzantinische Fresken. Dass nach langer, langer Unterbrechung jetzt wieder in ihr Gottesdienst gehalten wird, dankt sie einem märchenhaften Umstande. Ein russischer Soldat der alten Zeit kehrte nach vollbrachter achtzehnjähriger Dienstzeit in

seine Heimath zurück; er fand dort keinen seiner Familie und keinen seiner Bekannten mehr, und das Gefühl der Einsamkeit und Oede überkam ihn so, dass er beschloss in der Welt so lange umherzuziehen, bis er eine Stätte fände, wo er als Einsiedler sein Leben beschliessen wolle. Nachdem er Russland durchpilgert, die drei heiligsten Orte Solowjetzk am weissen Meere, Troitsa bei Moskau und das Petscherskische Kloster bei Kiew besucht hatte, wandte er sich nach Süden, und fand hier in Timothis-ubani den Ort, den er suchte. Er hat das grosse Verdienst, die Kirche baulich wieder in Stand gesetzt zu haben und getreulich zu hüten, wobei ihn die Regierung unterstützt. Der Eindruck, den mir dieser moderne Einsiedler machte, war der eines gutmüthigen, ordentlichen Menschen, und in der Umgegend steht er schon im Geruche der Heiligkeit; dass er die ehrwürdigen byzantinischen Fresken mit modernen Heiligenbildern benagelt hat, und im grauen Soldatenmantel Messe liest, wird man ihm gern dafür verzeihen.

Auf dem Rückwege hatten wir eine anziehende Ueberraschung. Wir waren von Daba aus, anstatt durch das Thal, woher wir gekommen, gerade aus zu reiten, den Berg zu unserer Linken emporgestiegen, und befanden uns urplötzlich im dichtesten Gebüsch einer zweiten Ruine gegenüber. Eine kleine Kapelle ist hier unter einem überhängenden Felsen im Waldesdickicht so versteckt, dass man sie erst zu sehen bekommt, wenn man vor ihr steht. Sie ist aus hellem Stein erbaut, und an Architectur, vorzüglich durch ihre Flächenornamente, ein wahres Schmuckkästchen, die Felswand zu ihrer Seite, der eine klare Quelle entspringt, und das Grün, welches sie rings umgiebt, gestalten das Bild so lauschig und lieblich, dass ich jedem Besucher, der den weiteren Ritt nach Timothis-ubani scheuen sollte, wenigstens diesen Ausflug, der auch zu Fuss unternommen werden kann, dringend ans Herz lege. Es ist zu bedauern, dass Photographieen dieser schönen Architecturen im Handel nicht zu haben sind; im Auftrage der Regierung ist allerdings durch den General Fürsten Trubetzkoi ein werthvolles Album der schönsten Stilproben

grusinischer Kirchen mit vielem Kunstsinn zusammengestellt worden, allein vermuthlich wegen Mangel an Nachfrage sind Abzüge nur in beschränktem Masse gemacht worden, und über den Verbleib der Platten vermochte ich nichts zu erfahren. Von der Kapelle aus führte unser Weg über das Plateau zwischen beiden Bächen, und schliesslich durch die Schlucht der Tschornaja Retschka nach Borshom zurück. Ich muss hier noch bemerken, dass entgegen der Angabe der Karte, welcher ich gefolgt bin, in Borshom der südliche Bach als Tschornaja Retschka bezeichnet wird.

Einen der nächsten Tage waren wir zu einer Jagd bei dem Grossfürsten eingeladen. Um bei Tagesanbruch auf dem Posten zu sein, wurde schon gegen vier Uhr aufgebrochen, und ein steiler Berg am linken Kuraufer oberhalb Borshom zu Pferde erstiegen. Ich ritt einen Kabardiner Wallach aus dem grossfürstlichen Marstall, den ich auf den ersten Blick eher für einen Mecklenburger Halbblut gehalten haben würde; allein trotz seiner Grösse und seines anscheinend schweren Baues kletterte er den steilen steinigen Weg mit unglaublicher Gewandtheit hinan. Der grösste Werth wird von den Eingebornen im Kaukasus auf einen guten Pass (russisch projezd) gelegt, und in der That gehen die Pferde diese schnell fördernde und für den Reiter sehr bequeme Gangart gern und mit grosser Ausdauer; der Passtrab sieht allerdings ungraziös aus, fördert jedoch so schnell, dass wir beispielsweise auf dem Rückwege im Thale einen recht starken Mittelgalopp reiten mussten, um mit dem passtrabenden Schimmelhengst des Grossfürsten Schritt zu halten. Auf der Höhe angelangt, hatten wir einen schönen Blick auf die umliegenden Berg- und Waldreviere, in welchen jedoch unlängst ein grosser Waldbrand schlimm gehaust hatte; weite Flächen sahen braun und öde aus. Das erste Treiben enthielt zwei Hirsche, von welchen einer geschossen wurde, und ziemlich viel Rehe; das zweite, obwohl noch wildreicher, war wegen des steilen felsigen Terrains so schwierig für die Treiber, dass nur ein Rehbock zu Schuss kam, während mehrere Gemsen und Hirsche durchgingen. Ich selbst hatte keine Gelegen-

heit zu einem Schuss, da mir nur weibliches Wild kam. Ueber die Jagd im Kaukasus sind vielfach, namentlich in Russland, irrige Ansichten verbreitet; ich will im Nachstehenden nur kurz dasjenige wiedergeben, was ich von dem ersten Waidmann des Landes, Grossfürst Michael, und dem ersten Zoologen desselben, Professor Radde in Tiflis, und aus anderen zuverlässigen Quellen darüber in Erfahrung gebracht habe.

Der Kaukasus enthält mit Ausnahme des Löwen ziemlich alle wilden und jagdbaren Thiere Europas und Vorderasiens. Der Tiger, welcher in den persischen Provinzen Mazenderân und Gilân noch ziemlich häufig ist, machte früher Streifzüge bis nach Daghestan und Kachetien hinein; jetzt ist er nur in Lenkoran am kaspischen Meere zu finden, wo noch jährlich mehrere Stück erlegt werden, allein auch dort gehören, wie uns der Kreischef versicherte, starke Exemplare zu den grossen Seltenheiten, ihm selbst war es in vier Jahren nicht gelungen, eine stattliche Haut aufzutreiben. Dieselben Urwälder, welche den Tiger beherbergen, sind auch die Heimath eines unschädlicheren Thieres, des Stachelschweines. Der Leopard kommt vereinzelt in Lenkoran, Karabagh und selbst in Kachetien vor; in Tzarskie-Kalotzy, zwischen Tiflis und Nucha, wurde noch vor wenigen Jahren ein Stück bei einer Treibjagd gesehen. Die Hyäne scheint ebenfalls nicht selten zu sein, da selbst bei Tiflis welche geschossen werden, über den Luchs und die Wildkatze, die wohl schwerlich fehlen, vermochte ich nichts zu erfahreu. Der Bär ist im ganzen Lande heimisch, er ist jedoch kleiner als der russische und soll durchgängig schlecht gefärbt sein, meist grau und gelblich; er scheint ebensowenig wie im nördlichen Russland von den Menschen gefürchtet zu werden, während er den Heerden im Gebirge wohl manchmal gefährlich werden mag. Der Wolf ist nicht selten, doch habe ich nicht davon gehört, dass er sich im Winter wie in Russland zu Rudeln zusammenthut; ein starker Wolf lief in Armenien einmal, als ich gerade kein Gewehr bei mir hatte, kaum zehn Schritt vor mir über den Weg, ohne sich im Geringsten um mich zu kümmern. Fuchs und Schakal sind häufig, und letzterer nament-

lich im östlichen Transkaukasien wegen seines nächtlichen Geheuls lästig, übrigens ein durchaus harmloses Thier. Das Wildschwein findet sich vorzüglich in den Flussniederungen, und erreicht, da es von den muhamedanischen Anwohnern nicht belästigt wird, oft eine erstaunliche Stärke; im Museum zu Tiflis befindet sich ein Keiler, welcher 21 Pud (7 Centner) Gewicht gehabt hat. Unweit Tiflis, in der sogenannten Karajaz-Steppe an der unteren Kura, wird jährlich vom Grossfürsten eine Schweinsjagd mit grossem Erfolg abgehalten, auch am Arax, in der Nähe des Ararat, soll dies Wild in grosser Menge zu finden sein. In einigen ganz entlegenen und fast unbewohnten Hochgebirgsthälern an den Quellen des Kuban, unweit des Elborus, beherbergt der Kaukasus noch ein seltenes Wild, den Auerochsen, von dem das Tifliser Museum ein vorzügliches Exemplar besitzt; seine Existenz ist erst in neuester Zeit mit Sicherheit nachgewiesen. Das charakteristische Wild des Landes ist der Steinbock, er ist auf der ganzen Länge der Hauptkette zu finden, und scheint noch recht häufig zu sein, wenn auch nach Radde so starke Gehörne, wie sie sich als Weihgeschenke in den alten Kirchen Swanethiens befinden, heutzutage nicht mehr vorkommen. Sein Name ist Tur (capra caucasica), und ist er mit dem Steinbock der Alpen zwar verwandt, aber nicht identisch; sein Gehörn ist kürzer, von etwas anderem Querschnitt, an der Wurzel verhältnissmässig stärker, und bedeutend mehr seitwärts gerichtet, als das seines in den Alpen anscheinend ausgestorbenen Vetters. Er wird von den Bergbewohnern sowohl auf der Pürsch, als im Treiben erlegt, und berühmt sind namentlich die Turjagden des Fürsten Dadian im Letschgum, wo das Wild schliesslich dem Schützen in einer Felsschlucht sicher kommen muss, und wo oft grosse Mengen erlegt werden. Von dem Tur ist durchaus verschieden die Wildziege, (capra aegagrus, von den Russen Bartbock, baradatyj kazjol, genannt), welche im kleinen Kaukasus, namentlich bei Borshom, heimisch ist; das Gehörn des Bockes steht, wie bei dem europäischen Steinbock, in die Höhe und erreicht auch dieselbe Grösse, hat aber einen bedeutend schmäleren Querschnitt; starke Exemplare finden sich

in der grossfürstlichen Villa. Dieses Wild, welches die Zoologen als die Stammrace unserer Hausziege betrachten, ist jetzt ziemlich selten und wird bei Borshom sorgfältig geschont. Radde vermuthet, dass auch der europäische Steinbock im Daghestan zu finden sei, hat aber noch kein Exemplar desselben auftreiben können. Ob die Gemse im grossen Kaukasus vorkommt, weiss ich nicht, im kleinen Kaukasus, wo sie früher so häufig war, dass wenige Offiziere in Bjelyj-Kljutsch, unweit Tiflis, an einem Tage zwanzig Stück erlegen konnten, hat sie neuerdings abgenommen, und wird vom Grossfürsten nach Möglichkeit geschont. Wildschafe sollen in den Gebirgen an der persischen Grenze vorkommen; es ist mir dies wahrscheinlich, da sie in den benachbarten persischen Gebirgen recht häufig sind. Edelhirsch und Reh finden sich im ganzen Lande; ersterer erreicht oft eine grosse Stärke, ein Sechzehnendergeweih, weches ich in Tiflis für wenige Rubel im Bazar erstand, und dessen Träger erst vor wenigen Jahren geschossen sein konnte, wog 23 Pfund. Rehe habe ich mehrere Male getroffen; am Ararat sah ich einen Sprung wie Gemsen über die Felsen klettern. Gazellen sind in den Steppen der unteren Kura und am kaspischen Meere nicht selten. Was schliesslich den demüthigsten unter den jagdbaren Vierfüsslern, den Hasen, anbetrifft, so kommt er zwar in den Steppen vor, kann jedoch bei der unzähligen Menge von Raubvögeln, welche dieselben bevölkern, nicht zahlreich sein; seinen Braten habe ich nie zu sehen bekommen.

Beim Federwild denkt man zuerst an den Vogel, der dem Flusse Phasis (Rion) seinen Namen verdankt, den Fasan. Er ist in seiner colchischen Heimath nicht mehr sehr häufig, dagegen zahlreicher am Kuban und Terek zu finden; ich sah ihn nur einmal in Kachetien. Ueber Auer- und Birkhahn habe ich nichts erfahren, die Trappe sah ich in Armenien, Rebhuhn und Wachtel sind häufig, namentlich sah ich von dem rothfüssigen Rebhuhn unendliche Völker am Ararat. Die Schnepfe muss in der Strichzeit zahlreich sein, da der Kaukasus das einzige Débouché zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere ist, und wirklich sah ich auch

in der Araxniederung am Fusse des Ararat von einem einzigen Schützen in zwei Stunden zweiundzwanzig Schnepfen und Bekassinen schiessen. Raubvögel beherbergt der Kaukasus in unzählbaren Mengen, vom Königsadler und Geier bis zum kleinsten Falken herab; wenn man durch die Steppe fährt, kann man sicher sein, auf jedem Werstpfahl einen sitzen zu sehen, der von der vorbeisausenden Telega nicht die mindeste Notiz nimmt. Ich traf die meisten in der Hochebene von Achalkalaki, und bitte mich nicht der Uebertreibung zu zeihen, wenn ich sage, dass wir buchstäblich in einer Allee von Adlern dahinfuhren. Trotz dieses Reichthums an jagdbarem Wild darf der Tourist auf eine ergiebige Jagd nur dann rechnen, wenn er ihr ganze Tage ausschliesslich widmet, und dabei vom Glück begünstigt wird; unerwähnt will ich allerdings nicht lassen, dass mir zwei deutsche Reisende bekannt sind, von welchen der eine einen Tiger in Lenkoran und der andere einen Steinbock im Daghestan erlegt hat.

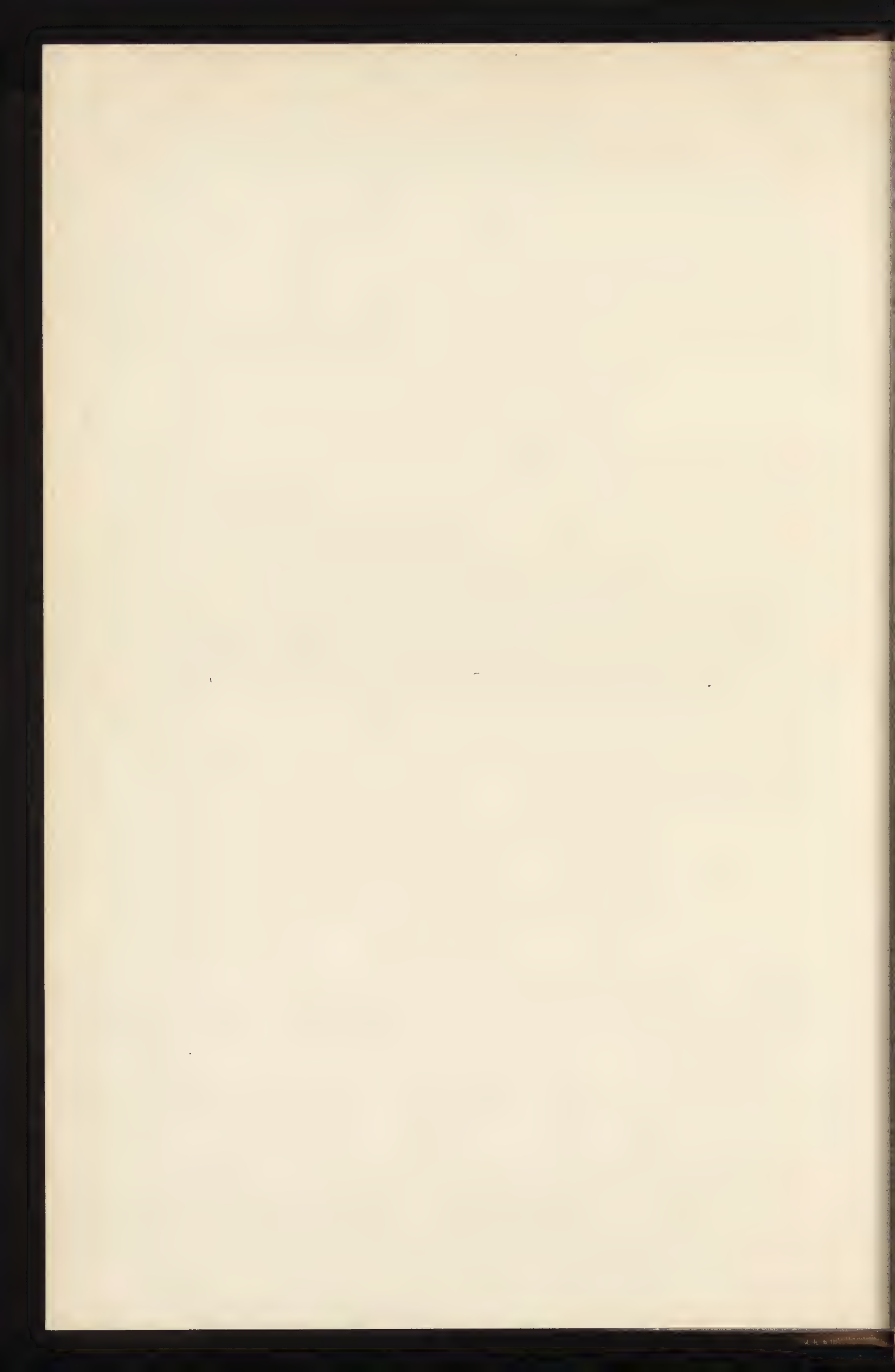
Den letzten Tag meines Aufenthalts in Borshom machte ich noch die wenig erfreuliche Bekanntschaft des kaukasischen Fiebers. Nach einem Spaziergang im Worontzoff'schen Park spürte ich plötzlich eine so auffallende Mattigkeit, dass ich mich niederlegen musste; heftige Schmerzen in allen Gliedern, vorzüglich in den Knieen, traten hinzu, dagegen fehlte jede Empfindung von Hitze oder Kälte. Nachmittags wurde mir etwas besser zu Muth, aber bei der grossfürstlichen Tafel spielte ich die unerquickliche Rolle eines Zuschauers, denn es war mir kaum möglich, einen Bissen zu geniessen. Der Arzt rieth mir als sicherstes Mittel schleunige Luftveränderung an, was uns insofern passte, als unsere Abreise ohnehin auf den nächsten Tag festgesetzt war; da der Grossfürst am nächsten Morgen auf einer Inspectionsreise denselben Weg über Achaltzich einschlug, mussten wir unseren Aufbruch bis Mittag verschieben, weil die Postpferde auf dieser schwach befahrenen und nur mit wenigen Pferden besetzten Strasse nicht eher wieder disponibel gewesen sein würden. Unser Kamerad, welcher schon in der Besserung begriffen war, blieb in bester Pflege zurück.



Dritter Abschnitt.

Von Borshom bis Tiflis.

Atzchur. Achaltzich. Chertwiss. Wardzia. Die Duchobortzen. Achalkalaki. Das Duchobortzenland. Schischtapa. Die Kosaken an der Grenze. Alexandrapol. Der Alagöz. — Fahrt nach Ani. Ani. Die Ruinen von Ani. Rückfahrt. Weg nach Eriwan. Mastara. Talyn. Bauart der Dörfer. Sardarabad. — Etschmiadzin. Der Patriarchensitz. Die Lage des Klosters. Die Cathedrale. Aufenthalt im Kloster. Eriwan. Moschee und Festung. Blick auf den Ararat. — Ausflug nach dem Ararat. Kloster Chorwirab. Aralych. Der Ararat. Aghurri. Die Schlucht von Aghurri. Der Kipgöl. Kurden. Aralych. Rückweg nach Eriwan. — Daratschitschach. Die Malakanen. Der Goktschasee. Das Akstafathal. Die Kurasteppe. Rothe Brücke. Karajaz. Ankunft in Tiflis.



Als wir am 6. September gegen Mittag aufbrachen, war das Wetter trübe und regnerisch; ich selbst war vom gestrigen Fieberanfall noch ziemlich angegriffen, und fühlte mich auf der entsetzlichen stossenden Telega nicht zum besten. Der Weg führte das Kurathal aufwärts bis zur zweiten Station Atzchur; hier nahm die Scenerie, welche bisher fortwährend eine Menge der schönsten Blicke auf waldgekrönte Berge und in dicht bewachsene Seitenthäler geboten hatte, urplötzlich einen andern Character an. Wie abgeschnitten hörte plötzlich aller Waldwuchs auf, die schroffen Bergformen rundeten sich ab, das Thal wurde breiter und auf den umliegenden Höhen zeigten sich Spuren von Plateaubildung; es ist hier der Anfang der grossen armenischen Hochebene, wenn auch die zunächst gelegenen Landstriche politisch noch nicht zu Armenien gehören. Dieselben waren vielmehr im Mittelalter von Grusinern oder andern Volksstämmen kartalinischer Race bewohnt, wie noch die Ortsnamen (Achaltzich: neue Festung, Achalkalaki: Neustadt) bezeugen: später kamen sie unter das türkische Scepter und wurden erst im Frieden zu Adrianopel an Russland abgetreten. Der Volksstamm ist fast durchgängig turkisirt und zum Islam übergetreten; ein äusserliches Zeichen dafür, dass es Osmanlis waren, welche hier geherrscht haben, findet man in dem vom Volke allgemein getragenen Turban, während die muhamedanischen Völker osttürkischen (tatarischen) Ursprungs durchweg die

kegelförmige Schaffellmütze tragen; auch ist das Kleid hier nicht der persische Rock, sondern die türkische Jacke. Atzchur besitzt zwei recht bedeutende Bauwerke: eine mächtige auf einem Felsen hart über der Kura gelegene Burg und die sehr zerfallene Ruine einer schönen Kirche mit vorzüglich ornamentirter Façade. Hier hatten wir zuerst vom Posthalter zu leiden; während auf der Zwischenstation eine freundliche Zurede und ein gutes Trinkgeld uns schnell Pferde verschafft hatten, machte hier der Posthalter ein missvergnügtes Gesicht und meinte, wir könnten nicht verlangen, dass die Pferde, welche den Grossfürsten nach Achaltzich gebracht hätten, am selben Tage noch einmal gehen sollten. Es bedurfte einiger Festigkeit, um ihn von seinem Vorurtheil abzubringen; wir konnten jedoch erst um halb fünf Uhr abfahren. Der Weg nach Achaltzich betrug zwar nur 19 Werst, eine Strecke, die man sonst mit Leichtigkeit in anderthalb Stunden zurücklegt; allein es musste hier stark geregnet haben und die Pferde hatten oft wirkliche Mühe, die leichte Telega durch den grundlosen Lehm der Strasse zu schleppen. So kam es, dass wir, statt wie erwartet am Nachmittag, erst in der Nacht in Achaltzich einrückten. Hier wurden wir von der Familie des mit dem Grossfürsten abwesenden Kreischefs Fürsten Ratieff (grusinisch Ratieschwilli) auf das liebenswürdigste empfangen, wobei die Nichte des Fürsten, als einzige des Russischen mächtige Dame, die Honneurs machte; ich muss gestehen, dass ich ein ähnlich vollendetes Ideal des schönen kaukasischen Typus, durch edle natürliche Grazie gehoben, nicht wieder gesehen habe. Ueberraschend war der Empfang für uns dadurch um so mehr, dass man in der Voraussetzung, der Grossfürst würde die Nacht hier zubringen, für Illumination des Hauses gesorgt hatte; da derselbe jedoch seine Reise über Achalkalaki unverweilt fortgesetzt hatte, wurde uns die Ehre einer feierlichen Beleuchtung zu Theil. Leider war ich jedoch durch einen Rückfall des Fiebers, der sich unterwegs eingestellt hatte, wenig aufgelegt, den überaus freundlichen Empfang gebührend zu würdigen, und musste bald um die Erlaubniss bitten mich zurückzuziehen.

Die Stadt Achaltzich liegt eher grossartig als schön auf felsigem Terrain über dem Potzchowtschai, einem Nebenfluss der Kura; die umliegenden Berge sind kahl und bieten keine schönen Formen, dazu kommt ein gelber lehmiger Boden, der der Landschaft ein recht ödes Aussehen giebt; doch soll, wie ich gehört habe, das Obst von Achaltzich berühmt sein. In der Stadt ist wenig zu sehen, wenn ich nicht irre ein Schloss und einige Kirchen oder Moscheen; mir machte der Ort einen traurigen verkommenen Eindruck, was auch eine Folge meines Fiebers gewesen sein mag. Die Umgegend ist dagegen an Sehenswürdigkeiten reich. Eine kleine Meile südöstlich von der Stadt liegt Safara, und vier Meilen westlich Zarzma, beides für ihre Architectur berühmte Klöster, ersteres erhalten, letzteres Ruine. Im Gebirge nordwestlich und durch die Landstrasse mit Achaltzich verbunden ist inmitten der schönsten Waldeinsamkeit Abas-Tuman versteckt, ein gleichfalls sehr besuchter Badeort, dessen hohe Lage (4178 Fuss) es im heissen Sommer zu einem noch angenehmeren Aufenthalt als Borshom macht. Von hier aus führt über die Bergkette im Norden ein viel gerühmter Pass in 7100 Fuss Höhe in das Thal des Rion und weiter nach Kutais; vorzüglich soll der Anblick der Hauptkette von der Wasserscheide aus, trotz der weiten Entfernung von 15 Meilen, überraschend grossartig sein. Da wir unseres Kameraden wegen unseren armenischen Ausflug nicht zu lange ausdehnen wollten, und zudem Klöster und Ruinen uns in den nächsten Tagen zur Genüge erwarteten, so versagten wir uns den Besuch der eben genannten, und brachen am nächsten Vormittag wieder auf. Die Damen waren leider noch nicht sichtbar; wir baten den Gehülfen des Kreischefs, einen geborenen Berliner, der jedoch sein Deutsch bis auf den letzten Brocken verlernt hatte, und einen Neffen des Hauses, Fürsten Tscholochaiew, unsern besten Dank auszurichten. Erfreulich war der Weg nicht, denn die Strasse, statt im Thale zu bleiben, schlug eine gerade Richtung über die Berge östlich der Stadt ein; gewonnen wurde hierdurch gar nichts; was im Thale durch die Biegungen des Flusses verloren gegangen wäre,

wurde hier an Serpentinen verschwendet, und der zähe schlüpfrige Lehm machte den Pferden das Ziehen recht sauer. Nachdem wir wieder in das Thal herunter gestiegen und die Kura auf einer nicht für die Ewigkeit berechneten Brücke überschritten hatten, begann das Spiel von neuem, nur in grossartigerem Massstabe, und um etwa zwei bis drei Werst in gerader Linie zu sparen, mussten uns die armen Pferde etwa 1500 Fuss heraufschleppen. Bei einem zerfallenen alten Wartthurm erreicht der Weg das Thal abermals und verbleibt fortan in demselben; auf dem jenseitigen Ufer der Kura sahen wir zwei riesige Exemplare ganz schneeweisser Adler sitzen. Zu den 24 Werst bis zur ersten Station Idumala, unterhalb des Schlosses Aspinza gelegen, brauchten wir über vier Stunden, und der Empfang, den wir hier fanden, war wenig geeignet, uns über die langsame Fahrt zu trösten. Der Posthalter befand sich, vermuthlich in Folge des gestrigen grossfürstlichen Trinkgeldes, im Zustande wüster Trunkenheit, und seine Jemtschiks hatten dies benutzt, um zu verschwinden. Es bedurfte grosser Energie und sehr bedeutender Grobheit, um wenigstens eine Telega zu erhalten; Ali fand für sich und das Gepäck glücklicherweise einen Duchobortzen mit einem Leiterwagen. Wir waren erst etwa vier Werst von der Station entfernt, als unsere Telega beim Fahren über einen Stein im Wege sich völlig in ihre Bestandtheile auflöste; im Nu lagen wir mit sämmtlichen Sachen auf der Strasse zerstreut, glücklicherweise ohne Schaden zu nehmen; Ali, welcher bald nach uns ankam, konnte uns noch auf seinem Leiterwagen aufnehmen, und so setzten wir, einer Jahrmarktsfuhre nicht unähnlich, unseren Weg fort, während der Jemtschik die einzelnen Stücke seiner Telega zusammensuchte. Das Unangenehme dieser tragikomischen Fahrt wurde bedeutend dadurch vermehrt, dass ich, eine fast nie ausbleibende Folge des Fiebers, an heftiger Dyssenterie litt.

Die Bergwände, welche das Thal einschlossen, wurden oberhalb Idumala steiler und häufig sah man an ihnen jene merkwürdigen Einsiedlerzellen, welche uns schon bei Timothis-ubani aufgefallen waren; bei der grossen Menge solcher

Höhlenwohnungen liegt der Gedanke nahe, dass sie Ueberreste aus einer vorhistorischen Zeit sind, in welcher die Menschen, wie heutzutage noch Papûastämme in Neuguinea auf hohen Bäumen, in diesen nur an Stricken zugänglichen Löchern hausten; unwahrscheinlich ist es jedenfalls, dass eine solche Anzahl heiliger Anachoreten gerade dieses Thal, welches an Schönheit nicht reich ist, zu ihrem Wohnsitz auserkoren haben sollten. Eine reizende Oase liegt am Einflusse des Achalkalaki-tschai in die Kura, es ist Chertwiss, berühmt durch seine grossartige Burgruine und durch die wohlgepflegten, üppig grünenden Gärten, welche es umgeben; von hier aus hatten wir bis zu unserem Nachtquartier Nakolachewi noch eine kleine Stunde Fahrt. Ich hatte von einem erfahrenen Orientreisenden gehört, dass Reiten ein gutes Mittel gegen Dyssenterie sei, und beschloss, diese etwas unwahrscheinlich klingende Kur an mir zu versuchen; es passte uns dies um so mehr, als der milde schöne Nachmittag wie geschaffen zu einem Ausflug nach dem berühmten Felsenkloster Wardzia, nur acht Werst von Nakolachewi entfernt, erschien. Da andere Pferde nicht zu haben waren, mietheten wir zwei junge Frachtgäule von einem Duchobortzen, und in der That verloren sich meine Schmerzen, nachdem ich wenige Minuten im Sattel gewesen war. Unsere Absicht war gewesen, nur einen Führer zu nehmen, allein ehe wir uns dessen versahen, waren wir von einem halben Dutzend bewaffneter Tataren, auf sehnigen kleinen türkischen Pferden, begleitet; die Leute gaben als Grund die Unsicherheit der Gegend durch räuberische Kurden an, hatten jedoch in Wirklichkeit nur ein kleines Trinkgeld im Auge; übrigens waren sie von sehr höflichen zuvorkommenden Manieren und schienen über alle Massen vergnügt zu sein. Wir erreichten bald eine Stelle im Thale, wo der Fluss, zwischen zwei vorspringende über 500 Fuss hohe Felsen, deren einer eine alte Burg trägt, eingeengt, nicht einen Fuss breit Platz für einen Weg lässt, und es begann hier in halber Höhe der Felswände ein Pfad, wie wir ihn ähnlich nur einmal an der persischen Gränze wiedergefunden haben. Fortwährend über wild durcheinander-

geworfene Blöcke, oft mit ellenhohen Auf- und Abstiegen kletterten die flinken Tatarenpferde ohne die mindeste Scheu voran, und unsere wohlgenährten Frachtgäule, die möglicherweise noch nie einen Sattel auf dem Rücken gehabt hatten, thaten es ihnen redlich nach; ich bin hier zu der Ueberzeugung gekommen, dass es hauptsächlich unsere Stallpflege ist, welche unsere Pferde so scheu und ungeschickt macht, denn im ganzen Orient, wo das Pferd (edelste Blutpferde ausgenommen) fast nie einen Stall zu sehen bekommt, bedenkt sich ein Thier nie irgend eine von ihm verlangte Leistung wenigstens zu versuchen, wenn sie ihm nur irgendwie möglich erscheint. Auf Wegen wie der hiesige wird jeder Stein erst vorsichtig mit dem Vorderhuf auf seine Festigkeit geprüft, und bei steilen Abstiegen setzt sich das Pferd oft absichtlich fest auf das Hintertheil, um mit den Vorderfüssen dann einen sicheren Standpunkt zu suchen. Zwei Beispiele sind mir vorzüglich im Gedächtniss geblieben, welche die Sicherheit der orientalischen Pferde zeigen. Das eine Mal rutschte eines unserer Packpferde mit zwei zusammen etwa drei Centner schweren Packsäcken eine steile und in Folge des Regens schlüpfrige Wand hinunter; ihm zu Hülfe zu kommen, war nicht möglich, da die etwa funfzig Fuss hohe Wand fast ungangbar schien, und wir warteten oben ab, was das Pferd thun würde. Nachdem es sich von seinem Sturz erholt, sah es sich die Wand erst genau an, und stieg dann, ohne sich zu besinnen, in einem selbstgewählten Zickzack vorsichtig und unter steter Prüfung des Terrains wieder zu uns hinauf. Das andere Mal (in Persien) kamen wir an einen Wassergraben, der den Weg durchschnitt und uns zum Springen zu breit schien; während wir noch nach einem anderen Wege uns umsahen, kam das Tetenpferd der Packkolonne, ein Schimmel, der auf seine Würde sehr stolz war und nie litt, dass ihm ein anderes Packpferd vorbeiging, an den Graben heran, mass ihn mit den Augen, ging etwa zwanzig Schritt zurück und übersprang nach kurzem Anlauf den Graben fliegend, trotz seiner Last; etwas beschämt sprangen wir hinter ihm her. Ich glaube nicht, dass irgend ein euro-

päisches Pferd eine ähnliche Selbstständigkeit gezeigt haben würde. Dabei haben die orientalischen Pferde den Vorzug grosser Liebenswürdigkeit; von den etwa 200 Pferden, die wir auf unserer Reise benutzt haben, biss und schlug kein einziges, alle liessen willig aufsitzen, und die unseren Kavalleriepferden eigene Untugend des Klebens war ihnen gänzlich unbekannt.

Hinter jener Felsschlucht stieg der Pfad wieder an die Kura hinab, und ein Galopp über die Wiesen am Flusse brachte uns bald in die Höhe von Wardzia; da dieses selbst auf dem linken Kuraufer lag, musste der Fluss hier durchritten werden, er war noch über hundert Schritte breit, aber jetzt, in der trockenen Jahreszeit, nur knietief und nicht reissend. Ein gut gehaltener Weg führte im Zickzack zum Kloster empor. Diese merkwürdige Troglodytenheimath besteht aus einer grossen Anzahl (man sagt 365) von Zellen, die in den weichen Fels eingehauen sind, und zwar sind sie so disponirt, dass stets eine Zelle mit der Thüröffnung und einem Fenster nach vorne liegt, während sich ihr nach hinten eine zweite dunkle Zelle anschliesst. Untereinander stehen die Zellen, welche in mehreren Stockwerken, jedoch sehr regellos, übereinander liegen, durch unterirdische Gänge und offene Gallerien in Verbindung; die Gallerien sind, da der Fels sehr steil abstürzt, meist durch ausgehauene Brustwehren geschützt. Von irgendwelcher Einrichtung ist in den Zellen nichts zu sehen, nur das sogenannte Refectorium besitzt steinerne Bänke und einen steinernen Tisch, alles aus dem lebendigen Felsen gehauen. Die Klosterkirche ist ein grosses über zwanzig Fuss hohes Gemach, dessen Decke in gewölbeähnlicher Form ausgehauen ist, die Wände sind mit Kalk beworfen und mit byzantinischen Fresken, etwa aus dem 12. Jahrhundert, geschmückt; allein das Alter und die erobernden Perser haben ihnen arg mitgespielt, so dass bei dem in der Kirche herrschenden Dunkel wenig zu sehen ist, nur das lebensgrosse Bild der grusinischen Nationalheldin, Königin Tamara, der Wohlthäterin des Klosters, war deutlich zu erkennen. Die anstossenden Kapellen sind gleichfalls mit

Fresken geschmückt. Eigentliche Gebäude existiren in Wardzia nicht, nur eine am Felsabhang hinführende Gallerie ist mit eleganten steinernen Säulen ausgeführt, und auf einem Felsvorsprung erhebt sich eine kleine, höchst graziöse viereckige Kapelle, deren Kuppel leider gleichfalls stark gelitten hat; der Volksglaube bezeichnet sie als das Grab der Königin Tamara. Ueberhaupt ist der Cultus, der mit dieser Nationalheldin getrieben wird, durch alle kartalinischen Länder, selbst bis nach Swanethien hin verbreitet; ihre Paläste sieht das Volk in jeder Ruine und ihr Grab wird an mehr als hundert Orten gezeigt. Der gelehrte Forscher grusinischer Alterthümer Brosset hat die Grundlosigkeit der meisten dieser Traditionen nachgewiesen; doch ist meines Wissens auch heute die wirkliche Grabstätte der Königin noch nicht mit Sicherheit festgestellt, und dem Volke ist die Heilighaltung der Stätten, die an eine glanz- nnd ruhmvolle Zeit erinnern, wohl zu gönnen. Da wir auf unserem späteren Wege die alte Stadt Gori, zwischen Suram und Tiflis, nicht berührten, so konnten wir leider die nahe derselben gelegene Felsenstadt Uphlis-Tziche, welche manche Aehnlichkeit mit Wardzia besitzt, nicht besuchen; ich habe jedoch von zuverlässiger Seite gehört, dass Wardzia sowohl seiner ganzen Anlage nach, als vorzüglich wegen seiner inneren Einrichtung mehr des Interessanten bietet als Uphlis-Tziche, während dieses, weil nahe der grossen Strasse und der Eisenbahn gelegen, weit bekannter und berühmter ist.

Wir schieden von Wardzia erst als es dunkel wurde; der einzige Bewohner der Ruinen, ein alter Eremit, welcher jedoch wahrscheinlich Tatar und also Muhamedaner war, beruhigte uns über die räuberischen Kurden, in deren Existenz ich von vornherein die grössten Zweifel gesetzt hatte. Es ist merkwürdig, was das Volk hier für eine Angst vor diesen Nomaden hat; während uns in Armenien, an der russisch-türkischen Grenze, nie eine Behörde ohne Escorte fortlassen wollte, sind wir später durch ganz Kurdistan auf eigene Faust geritten, ohne dass uns je ein Mensch ein unfreundliches Gesicht gemacht hätte. Glücklicherweise leuchtete

uns zu unserem Heimritte der Mond, denn sonst hätte die Felsschlucht doch ihre recht bedenklichen Seiten gehabt. In Nakolachewi angekommen, bekam ich wieder einen Anfall von Dyssenterie, der jedoch durch ein Mittel, zu welchem uns das Recept von befreundeter Seite mitgetheilt worden war, und welches angeblich in der englischen Armee in Indien benutzt wird, endgültig und schnell beseitigt wurde; ebenso wirksam erwies es sich später bei Ali, welchem der aromatische Geschmack der Arznei so zusagte, dass er hinter unserem Rücken auch in gesundem Zustande davon naschte. Das Recept, welches allerdings die in Deutschland gebräuchliche Nomenclatur nicht befolgt, und daher in unseren Apotheken nur dem Sinne, nicht dem Wortlaute nach, wird hergestellt werden können, ist das nachstehende: Esprit de canelle 60 gr., esprit de piment 60 gr., eau de canelle 210 gr., confections aromatiques 16 gr., esprit d'ammoniac aromatique 15 gr., syrop de safran 45 gr., colombo 15 gr., bicarbonate de soude 8 gr. Schütteln, und alle zwei Stunden, bis es geholfen, einen Esslöffel voll in einem Weinglas Wasser.

Am nächsten Morgen mietheten wir, da der Posthalter an Pferden wirklich Mangel litt und die Poststrasse mit der nächsten Station ohnehin aufhörte, einen sechsspännigen Leiterwagen von einem Duchobortzen, deren eigentliches Gebiet bei Achalkalaki anfängt. Die Duchobortzen sind eine russische Secte, welche um den Anfang dieses Jahrhunderts in der Nähe des Azow'schen Meeres entstanden ist. Worin sie sich eigentlich von der rechtgläubigen Staatskirche unterscheiden, habe ich nie erfahren können, sie selbst schweigen darüber und möglicherweise wissen sie es auch nicht recht; soviel steht fest, dass sie keine Popen haben, und in ihren gottesdienstlichen Versammlungen jeder sprechen kann, über welchen der Geist kommt, daher wahrscheinlich auch der Name Duchobortzen (Geistesverehrer). Die russische Regierung hielt es für nöthig, sie aus ihren Wohnsitzen hieher zu deportiren, vermuthlich weil das Umsichgreifen der Secte das Ansehen der russischen Priesterschaft gefährdete; es wurde ihnen, bald nach der Erwerbung türkischer und per-

sischer Gebietstheile durch die Friedensschlüsse von Adrianopel und Turkmantschai, ein Streifen Landes zwischen Achalkalaki und Alexandrapol, hart an der neuen Grenze. angewiesen. Hier haben sie sich angebaut, betreiben jedoch, da ihnen der Boden nicht genügenden Unterhalt giebt, vorzüglich das Frachtfuhrwerk. Sie gelten als durchaus rechtschaffene Leute und geniessen in ganz Transkaukasien allgemeines Vertrauen; ihre Dörfer sind wohlhabend und sauber. Eine Eigenthümlichkeit, welche sofort in die Augen fällt, ist die, dass sie von ihren Nachbarn in Russland, den deutschen Kolonisten an der Molotschna, nicht nur die Kleidung, sondern auch Geschirr und Fahrzeuge entlehnt haben. Sie tragen Jacke, Beinkleider und Schirmmütze von dunkelblauem Tuch und sind daher von einem deutschen Bauer kaum zu unterscheiden; statt der Troika sieht man deutsches Kummtgeschirr bei ihnen, und statt der entsetzlichen Telega solide Fracht- und Leiterwagen; ihre Pferde sind stramme Frachtgäule und stets gut gepflegt und gefüttert. Aus ihrer Heimath haben sie noch etwas anderes, minder angenehmes mitgebracht, nämlich die russische Hausschabe, von der sich ihre Frauen nicht trennen konnten; in Schachteln wurden sie beim Umzug mitgeführt, und haben sich in der für alles Ungeziefer so günstigen Luft Armeniens redlich und reichlich vermehrt.

Unsere sechs Pferde hatten keine zu schwere Arbeit. uns von Nakolachewi auf das Plateau von Achalkalaki heraufzuziehen, denn der neu angelegte und gut gehaltene Weg ging in langen Serpentinen die steile Höhe hinan; die steinigen Wände ringsum wimmelten von Rebhühnern. Das Plateau selbst, 5545 Fuss über dem Meere, ist flach wie ein Tisch; von Norden, Osten und Süden wird es von kahlen Bergen eingerahmt, während es nach Westen jäh in das Kurathal abstürzt. Der höchste Berg im Osten, der Doppelkegel Abul, sieht trotz seiner Höhe von 10,800 Fuss nicht sehr achtunggebietend aus, da ihm der ewige Schnee mangelt. Trotz der Kahlheit hatte das Bild, welches sich vor uns entfaltete, bei der herrlichen frischen Luft und der sonntäglichen

Stille einen grossen Reiz, das Land war recht gut angebaut und hunderte von Adlern und Falken sassen zu Seiten des Weges. Unsere Duchobortzen, von denen der eine vom Sattel die drei Vorderpferde führte, wollten Ehre einlegen, und die anderthalb Meilen bis Achalkalaki wurden fast in einem langen Galopp zurückgelegt. Achalkalaki, am Taporowantschai, der weiter unter den Namen der Stadt annimmt, gelegen, ist ein kleines Landstädtchen ohne irgend welche Sehenswürdigkeiten; einen berühmten Namen hat es erlangt durch die heldenmüthige Vertheidigung der Citadelle im Jahre 1828, nachdem Achaltzich bereits in die Hände der Russen gefallen war; der türkische Befehlshaber hielt dieselbe buchstäblich bis auf den letzten Mann. Der Pristaw (Polizeichef) war bereits auf unseren Empfang vorbereitet und hatte für unsere weitere Beförderung gesorgt; dies war unumgänglich nöthig, da zwischen hier und Eriwan keine Postverbindung besteht. Auf meine Frage, ob hier mitunter Touristen durchkommen, antwortete er buchstäblich: „Oh sehr häufig; es ist noch keine vier Jahre her, dass der letzte hier gewesen ist.“ Ich habe übrigens nur in den Reisebeschreibungen von Petzholdt und von Cunynghame Achalkalaki erwähnt gefunden; letzterer, der russischen Sprache gänzlich unkundig, hat hier, wie mir der Pristaw mittheilte, durchaus Kirgisen finden wollen und ist von seinem Gedanken nicht abzubringen gewesen.

Hinter Achalkalaki fangen die Dörfer der Duchobortzen an, das erste derselben, Bogdánowka, ist 18 Werst von der Stadt entfernt, 10 Werst weiter lag Gariéllowka. Die Gegend ist hier der hohen Lage wegen zum Ackerbau wenig geeignet, und der Hauptwohlstand der Colonisten besteht ausser ihrem Frachtfuhrwerk in grossen Rinderheerden; unweit vom Lande der Duchobortzen, in der Richtung nach Tiflis zu, liegt die grosse Milchwirthschaft des Herrn von Kutzschenbach, eines Deutschen, der sich inmitten tatarischer Bevölkerung niedergelassen hat und dessen Anlage im höchsten Grade prosperiren soll; die Erzeugnisse seiner Wirthschaft finden hauptsächlich in Tiflis Absatz. Mir wurde versichert, dass die umwohnenden Tataren zu ihm ein unbedingtes Ver-

trauen hegten, und dass er, wie dies im Orient bei angesehenen Personen häufig der Fall, gern zum Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten gewählt wurde; Näheres über seine Anlage ist in Petzholdts Buche zu finden.

In Gariellowka trafen wir den Kreischef des Achaltzicher Bezirks, Fürsten Rátieff, in dessen Hause wir so gastlich aufgenommen worden waren; er hatte den Grossfürsten bis an die Grenze seines Kreises begleitet und erwartete hier dessen Rückkehr aus dem Uebungslager bei Dshelaloghlu. Wir brachten die Mittagsstunden mit ihm zu und hatten Gelegenheit, die grosse Sauberkeit in den Häusern der Duchobortzen unb ihr ruhiges anständiges Benehmen zu bemerken. Oberhalb Gariellowka hört der Ackerbau gänzlich auf, und die Hochebene, welche hier durch kahle Höhenzüge schon bedeutend eingeengt ist, würde ein unendlich trauriges Bild bieten, wenn nicht die grossen Heerden ihr etwas Leben gäben; Raubvögel waren auch in grosser Anzahl vorhanden und im Laufe des Nachmittags schoss ich eine Trappe, die unsern Wagen ungescheut hatte bis auf dreissig Schritte nahe kommen lassen. Einige Seeen mit flachen sumpfigen Ufern sind sonst die einzige Abwechselung, welche die Landschaft bietet. Am Nachmittag erreichten wir die Wasserscheide zwischen Kura und Arax, einen 6800 Fuss hohen öden Rücken, zu welchem der Anstieg so sanft ist, dass man sich dessen kaum versieht. Auch auf der südlichen Seite war eine Senkung kaum zu spüren, der Charakter der Landschaft war womöglich noch trauriger, indem steinige Höhenzüge von Osten hervortreten, und die grossen Rinderheerden der Duchobortzen verschwanden. Die Wasserscheide ist zugleich die Grenze zwischen den Kreisen Achaltzich (Gouvernement Tiflis) und Alexandrapol (Gouvernement Eriwan), und im engeren Sinne fängt hier Armenien an; an dem entsetzlich steinigen Boden und dem zahlreichen und kampfeslustigen Ungeziefer sollten wir in den nächsten Tagen genügend erkennen, dass wir uns in diesem verrufenen Lande befanden. Eine starke Meile südlich der Passhöhe trat die türkische Grenze an den Arpatschai, welchem sie bis zu dessen

Einmündung in den Arax, auf eine Strecke von über 15 Meilen folgt. Der Name dieses Flusses bedeutet: Gerstenbach, und scheint auf grosse Fruchtbarkeit dieses Striches in früheren Zeiten hinzuweisen; jetzt hat jedoch die Entwaldung der Höhen ihn zu einem unbedeutenden Wasserlauf gemacht und von fruchtbarem Lande ist herzlich wenig zu sehen; ein historisches Interesse hat er insofern, als Xenophon mit seinen Zehntausend ihn fälschlich für den Phasis hielt, und eine Strecke längs an ihm zog. Unser Nachtquartier, der Kosakenposten Schischtapa, oder wie wir ihn durchgängig aussprechen hörten, Schestapur, lag unmittelbar über dem Flusse nahe an jenem Grenzpunkt, uns gegenüber das türkische Wachthaus, ebenso wie das unsrige ein einstöckiges Gebäude mit flachem Dach und von entsetzlich nüchternem Aussehen. Der Offizier, welcher den Posten befehligte, war dienstlich abwesend, und das Ungeziefer des Hauses schien sich für den entbehrten Genuss an uns schadlos halten zu wollen; ich habe eine ähnliche Nacht noch nie zugebracht. Die Kosaken selbst schlafen, in ihre Burken gehüllt, auf dem Dache und werden sonach weniger belästigt.

Die ganze Grenze des Kaukasus nach der Türkei und Persien zu wird durch einen Cordon von Kosakenposten, welche sich auf ein bis zwei Meilen Entfernung von einander befinden, bewacht. Die Stärke eines solchen Postens variirt je nach der Lage zwischen 10 und 30 Mann, grössere stehen unter einem Offizier, kleinere unter einem Unteroffizier, der bei den Kosaken den sonst in der Armee nicht gebräuchlichen Namen Urjadnik führt. Ihr Dienst besteht aus Abpatrouilliren der Grenze gegen Schmuggler und Räuber, und mag im Winter und in den gebirgigen Gegenden recht beschwerlich sein. Die einzelnen Regimenter des Terek'schen und Kubanischen Kosakenheeres geben einen bestimmten Theil ihrer Mannschaften, und zwar wie mir versichert wurde, zwischen dem 5. und 10. Dienstjahre, also von 25 bis 30 Jahren, zu diesem Dienste ab, und so kommt es, dass man, längs der Grenze reisend, fast täglich auf Angehörige anderer Regimenter stösst. An der Uniform ist dies freilich

nicht zu erkennen, da die Kosaken dieselben nur im grossen Dienst anlegen; für gewöhnlich tragen sie ihre eigene Kleidung, welche im Schnitt zwar der Uniform nahe kommt, allein in Farbe und Verzierung ganz nach dem Belieben des Einzelnen sich richtet, mir schien ein dunkelgraubrauner Stoff am verbreitetsten zu sein. Die Uniform für grossen Dienst ist die Tscherkesska und der Papach; die Terek'schen Regimenter haben blaue, die Kubanischen rothe Kragen; die Bewaffnung besteht aus Flinte, Pistolen, Kindshal und Schaschka, eine Lanze führt jedoch der kaukasische Kosak nie, übrigens sind die Waffen, ebenso wie die Pferde, Eigenthum des Mannes und ist ein gemeinschaftliches Modell nicht vorgeschrieben. Die Einrichtung eines Kosakenpostens ist stets dieselbe: ein einstöckiges Gebäude mit einem Stall, einem Zimmer für den Kommandanten, Vorrathskammer und Küche; Schlafräume für die Leute sind meist nicht vorhanden, da sie im Sommer die Nacht auf dem Dache, und im Winter im warmen Stalle zubringen. Der Wachtposten steht auf dem Dache, und in Gegenden, wo Buschwerk die freie Umschau hindert, wie beispielsweise in der Tschetschnià, ist neben dem Posten ein hölzerner Wachtthurm, einem riesigen Taubenschlage ähnlich, angebracht.

Die Urtheile über die kaukasischen Kosaken lauten sehr verschieden; von der einen Seite werden sie in den Himmel erhoben, während eine mehr prosaische Anschauung, die sich in neuester Zeit Bahn bricht, weniger Gutes an ihnen lässt. Nach allem, was ich gehört und gesehen, verdienten sie in früheren Zeiten wirklich den Ruhm der ihnen so reichlich gezollt wird; allein die Kriege mit den Bergvölkern, welche vorzüglich auf die Ausbildung der Kosaken wirkten, haben aufgehört, und seitdem sie nicht mehr ihre Stanitzen am Terek und Kuban Tag und Nacht gegen feindliche Ueberfälle bewachen und beschützen müssen, hat der kriegerische Geist bei ihnen abgenommen, und die jetzt unter den Fahnen befindliche junge Mannschaft unterscheidet sich wenig von anderen russischen Friedenssoldaten. Es kann auch nicht anders geschehen, als dass die beiden kaukasischen Ko-

sakenheere über kurz oder lang einer Reorganisation entgegengehen, wie sie jetzt sich im donischen Heere vollzieht; und ihre Stanitzen, früher Festungen, werden dann nur noch Dörfer mit Wällen sein. Hier an der Grenze sind die Dienste, welche sie leisten, um so schätzenswerther, als sie dem Staate herzlich wenig kosten, denn der Kosak ist als Entgelt für das ihm von der Krone überwiesene Land zur Dienstleistung und Unterhaltung seines Pferdes gegen einen ganz unbedeutenden Sold verpflichtet. Eine Schattenseite liegt hierin insofern, als die Pferde, auf möglichst billige Weise ernährt, recht heruntergekommen sind, und keinen Vergleich mit den gut gehaltenen Tatarenpferden aushalten können, uns ist es mehrfach vorgekommen, dass die uns gestellten Kosakenpferde kaum sich selber, geschweige denn uns schleppen konnten, und nach einem kurzen Trabe von fünf Minuten in tiefes Nachdenken versanken. Eine gewisse Schlaffheit ist mir auch bei den jüngeren Kosaken mehrfach aufgefallen, sie waren träge, unlustig, und vorzüglich wenig anstellig; auch stach der grenzenlose Schmutz der Wachthäuser, Pferde und Menschen recht unvortheilhaft gegen die musterhafte Sauberkeit des türkischen Grenzmilitairs ab.

Der Aufenthalt in Schischtapa war keineswegs erfreulich; das Ungeziefer liess mich Nachts kein Auge zuthun, und unsere Nahrung bestand, da die Vorräthe der Kosaken sehr gering zu sein schienen, einzig aus der von mir geschossenen Trappe, welcher durch geschickte culinarische Behandlung ihre natürliche Zähigkeit zum Theil genommen war. Von dem Stück Weges zwischen Schischtapa und Alexandrapol lässt sich nur sagen, dass die Gegend kahl und öde, der Weg steinig und die Hitze trotz der bedeutenden Erhebung des Plateaus erdrückend war. Wir erreichten die Stadt schon um Mittag, und fanden zu unserem Erstaunen einen ziemlich sauberen kleinen Gasthof, von einem biederen Schwaben, Herrn Gross, gehalten; ein paar Stunden Siesta und ein gutes Mittagessen mit vorzüglichen Trauben aus Eriwan entschädigten uns für die schlaflose Nacht und die Hitze. Alexandrapol, dessen Sehenswürdigkeiten wir am

Nachmittag in Augenschein nahmen, gehörte bis zum Frieden von Adrianopel zur Türkei und trug den Namen Gümri, es liegt unweit des Grenzflusses Arpatschai in 5080 Fuss Höhe. Seine Wichtigkeit beruht hauptsächlich in seiner für europäische Begriffe recht achtbaren und für den Orient ganz unbezwinglichen Festung, welche die Russen als Widerpart zu dem nur neun Meilen entfernten Kars errichtet haben. Die Stadt selbst ist ziemlich unbedeutend, besitzt aber einige stattliche armenische Kirchen; bei der jüngsten derselben, welche zur Zeit unserer Anwesenheit noch nicht ganz vollendet war, hat man mit viel Geschmack den alten armenischen Stil und die auf armenischen Bauten häufig wiederkehrende Ornamentation durch Anwendung verschiedenfarbigen, rothen, schwarzen und grauen Steines angewandt. Eine gute Uebersicht hat man von den unmittelbar an der Stadt auf einem niedrigen Hügelrücken angelegten Kirchhöfen, man übersieht hier die weite kahle Hochfläche mit den traurig öden Bergzügen ringsum; nur in der Stadt zeigen sich einige wenige Bäume. Von dem im Südosten gelegenen Berge Alagöz hatte ich mir eine grössere Vorstellung gemacht; ich hatte ihn so oft als den Nachbarn und Nebenbuhler des mächtigen Ararat nennen hören, dass ich bei seiner Höhe von 13400 Fuss mir ihn als grossartigen schneebedeckten Kegel vorgestellt hatte; in Wirklichkeit war er ein unschöner, wenig graziös und nur sanft ansteigender Berg, dessen gerühmte sieben Gipfel sich auf einige schroffe Zacken mit einigen wenigen Schneeflecken in den Zwischenräumen reducirten. Uebrigens ist sein eigentlicher armenischer Name Aragadz, und die türkische Form Alagöz (graues Auge) hieraus nur verderbt. Ausser der Aussicht war auf dem Kirchhofe nicht viel zu sehen, eine Menge gut gearbeitete, aber im armenischen Stile grotesk verschnörkelte Grabkreuze mit Inschriften in armenischer Cursivschrift; letztere ist für monumentale Inschriften ebensowenig geeignet, wie das grusinische Mchedruli, während die altarmenische Lapidarschrift trotz ihrer Schwerfälligkeit, oder vielleicht gerade wegen derselben, sich in Stein sehr würdig ausnimmt.

Nach unserer Rückkehr in den Gasthof dangen wir noch für unsern Ausflug nach Ani einen der ausgezeichneten Miethwagen der Stadt, und machten dabei ganz bestimmt aus, dass derselbe uns in einem Tage hin und zurück befördern solle, denn wir hatten nicht Lust, uns auf ein etwas zweifelhaftes Nachtquartier in einem türkischen Dorfe einzulassen; der Pristaw, welcher die Unterhandlungen leitete, versprach uns einer seiner Polizeisoldaten als Begleiter und Dolmetscher, und verständigte im Voraus die russischen und türkischen Grenzbehörden von unserem Ausfluge. Die Nacht war wieder recht unruhig, da die Honoratioren von Alexandrapol neben uns bis vier Uhr Morgens Billard spielten.

Die Tour nach Ani gehörte noch vor einem Jahrzehnte zu den gefährlicheren Wagstücken; der Sicherheit halber musste man auf russischem Gebiete bis zu einem den Ruinen gegenüberliegenden Kosakenposten reiten, und von dort, nach Ueberschreitung des Arpatschai, unter starker Escorte gegen Ueberfälle durch räuberische Kurden, die Trümmerstätte besuchen. Jetzt ist die Gegend dort so sicher, dass man ohne Bedenken, wie wir es gethan, den Weg zu Wagen auf dem türkischen Gebiete zurücklegen kann; eine Strasse existirt freilich nicht, allein der sterile Boden ist so hart wie die beste Chaussee, und es sind nur ganz unbedeutende Höhen zu überwinden; freilich sind nach Regentagen der Arpatschai und sein Nebenfluss, der Kars-tschai, zu Wagen nicht zu passiren, und auch der aufgeweichte Boden muss dann die Tour beschwerlich machen. Wer bei Ani zu übernachten wünscht, findet in dem nur wenige Werst entfernten armenischen Kloster Kotschewank sicher eine gastfreie Aufnahme. Die Escorte dient hauptsächlich zur Bedienung unterwegs; was die Sicherheit anlangt, so würde ein etwas augenfällig getragenes europäisches Gewehr weitaus dieselben Dienste leisten. Die Vermittelung des Pristaws schien unserem armenischen Kutscher Respect eingeflösst zu haben, denn pünktlich mit dem ersten Morgengrauen war er mit einer mit vier Pferden breit bespannten bequemen Kalesche zur Stelle.

Der Pristaw hatte die Freundlichkeit, uns bis zur Grenze jenseits des ganz seichten Arpatschai das Geleit zu geben und uns dort dem türkischen Grenzoffizier vorzustellen, welcher beim Anblick meines grossherrlichen Firmans, eines ellenlangen Actenstücks, die Zuvorkommenheit selbst war. Er gab uns zwei sehr elegant aussehende, flinke und gutberittene türkische Soldaten mit, sodass wir, unter Hinzurechnung unseres russischen Polizisten, von drei Bewaffneten beschützt waren; letzterer, ein Armenier, der fliessend russisch und türkisch sprach, war gleichfalls gut beritten und der anstelligste seiner Art, der mir auf der Reise vorgekommen ist; sonst hatten wir oft von der Schwerfälligkeit der uns mitgegebenen Polizisten zu leiden. Der vierzig Werst lange Weg nach Ani war auf seiner ersten Hälfte nicht gerade schön, allein das herrliche frische Wetter und das Gefühl, zum ersten Male türkischen Boden zu betreten, und zwar auf einer Stelle, wo der Schwarm der Orientreisenden nicht so bald hinkommen wird, stimmten uns heiter, und unsere türkischen Soldaten wetteiferten mit dem Armenier in Reiterstückchen. Die Gegend scheint hier nicht unfruchtbar zu sein, denn die Dörfer waren zahlreich und gross, wenn auch ihr Aeusseres nicht einladend war. Bis zum Orte Basch-Schuregel (Hauptort der Landschaft Schuregel) blieben wir in der Nähe des Arpatschai; eine unförmliche aber gewaltige Castellruine deutete hier schon darauf hin, dass wir uns dem früheren Königssitze Armeniens näherten. Einige Werst weiter, bei dem Dorfe Aküzüm (Weisse Traube), wo freilich von Weinbau nichts mehr zu sehen war, durchfuhren wir den Karstschai, der mir bedeutender als der Arpatschai erschien, und sodann bei Kamir-Bank, mit dem zerfallenen Schlosse Mawrek, den Mawrektschai. Während bis hieher das Land gut angebaut und der Weg recht belebt war, fängt hier wieder die trostlose armenische Einöde an; steinige kahle Hügel vor uns, gelbe Berge, an deren Fuss Kars liegt, einige Meilen zu unserer Rechten, und links von uns der unschöne Alagöz. Vom Ararat war nichts zu erblicken, und schon verzweifelten wir daran, ihn zu Gesicht zu be-

kommen, wie uns versprochen war, als sich uns bei der Fahrt über einen sanften Rücken zwischen zwei etwa 200 Fuss ansteigenden Hügeln (bei Kara-Kala der fünfwerstigen Karte) ein Anblick darbot, der in seiner wildöden Grossartigkeit wohl seines Gleichen sucht. Vor uns lag ein meilenlanges steiniges Feld und an seinem Ende eine mächtige Stadt mit Mauern, Thürmen, Kirchen und Palästen, allein von jedem Leben entblösst und nichts als Stein; dahinter thürmten sich in schroffen Zacken die wilden Berge auf, welche das Thal des Arax von dem des östlichen Euphrat (Murad) scheiden, und unter welchen der steile Kegel oberhalb des Salzbergwerks von Külpi weithin kenntlich emporsteigt, und im fernen Südosten schien der weisse Schneekegel des Ararat zu uns herüber, durch keine vorliegenden Höhen mehr verdeckt und trotz seiner Entfernung von 15 Meilen noch majestätisch anzuschauen. Das Ergreifende des Bildes lag in der unendlichen Stille und Oede dort, wo einst die Hauptstadt eines mächtigen Reiches in Pracht und Herrlichkeit gestanden hatte; weder in Babylon noch in Palmyra habe ich später das Gefühl der Einsamkeit auf Trümmern vergangener Zeiten in gleichem Grade wieder empfunden. Die letzte Meile war bald zurückgelegt und vor dem kleinen türkischen Wachthause, welches in der Nähe der Ruinen liegt, erwartete uns die aus sechs Mann bestehende Garnison mit präsentirtem Gewehr; einer unserer Escorteure war vorausgesprengt und hatte sie von unserer Ankunft in Kenntniss gesetzt. In der Aufregung des Moments vergass der Unteroffizier, das Gewehr wieder annehmen zu lassen, und so marschirte die Mannschaft, nachdem wir ihnen gedankt, mit präsentirtem Gewehr in die Wachtstube zurück. Wir folgten ihnen und ruhten uns kurze Zeit in der musterhaft sauberen Stube aus, und traten sodann, nachdem wir dem Kutscher noch ausdrücklich eingeschärft, dass wir auf jeden Fall am selben Abend zurückfahren würden, unsere Wanderung durch die Ruinen an; die gesammte Garnison, lauter hübsche, flinke und gut gekleidete Leute, begleitete uns, theils um unsere Provisionen zu tragen, theils aus Neugierde. Durch ein

Loch in der Stadtmauer betraten wir die ergreifende Ruinenstätte, waren jedoch prosaisch genug, den kühlen Schatten in dem grössten der Bauwerke, der alten Kathedrale, uns zu einem ländlichen Frühstück zu nutze zu machen; die türkischen Soldaten, als Sunniten, scheuten sich nicht, von unseren mitgebrachten Vorräthen gleichfalls anzunehmen, und spendeten uns eine herrliche Melone dafür. Es ist dies ein Charakterzug, welcher die beiden Sekten des Islam scharf scheidet; während der Sunnite unbedenklich mit Christen isst, nimmt der Schiit nur sehr ungern an dem Mahle eines Ungläubigen Theil, und sein Puritanismus geht trotz aller Gastfreundschaft oft so weit, dass er die Schüsseln, aus welchen der Christ gegessen, zerschlägt oder mindestens vom Priester wieder weihen lässt; Ausnahmen hiervon habe ich bei Schiiten selten gefunden. Während übrigens die Soldaten wohl die Speisen von uns annahmen, assen sie doch nicht mit dem Armenier, mit welchem sie übrigens sehr gut zu stehen schienen, zusammen, sondern zogen sich in einen Winkel der Kirche zurück.

Ani bietet des Interessanten so viel, dass ich nur eine flüchtige Uebersicht des Gesehenen liefern kann; gründliche Studien können in Ritters Geographie, Th. X, S. 439 ff. gemacht werden; eine Monographie über Ani hat der noch lebende Professor Abich, wohl der beste Kenner dieses Theiles von Armenien und vorzüglich des Ararat, verfasst. Photographieen der Ruinen existiren leider noch nicht, doch hat der Photograph Westley in Tiflis zu mir geäussert, dass er bei einer nächsten Tour durch diese Gegenden, wenn irgend möglich, Ani berühren wolle. Ueber die Gründung der Stadt ist gewisses nicht bekannt, zur Residenz der armenischen Könige aus dem Geschlechte der Bagratiden wurde sie 961 von Aschod III. erhoben, und nun begann ihre Blüthezeit, welche bis 1045 dauerte. Die herrlichen Bauwerke datiren aus dieser Zeit, wo Ani das Centrum eines mächtigen Königreichs war, und über 100,000 Einwohner zählte. Im Jahre 1045 an die byzantinischen Kaiser verrathen, wurde es der Spielball fortwährender Kriege zwischen

Byzanz, den grusinischen Herrschern und den Sultanen der Seldschuken, welche während ihrer Herrschaft Moscheeen neben den Kirchen erbauten; der Ruin der Stadt wurde durch ein Erdbeben 1319 vollendet. Seitdem liegt Ani öde, und nicht eine lebende Seele wohnt in seinen Mauern.

Die Stadt ist im Dreieck in einer sehr festen Lage erbaut. Im Südosten fällt der Fels senkrecht mehrere hundert Fuss zum Arpatschai ab, dessen jenseitiges Ufer ebenso steil emporsteigend jetzt das nüchterne Gebäude des russischen Kosakenpostens trägt, im Westen läuft eine jähe Schlucht von fast gleicher Tiefe, allein mit trockenem Bette, und im Nordosten, gegen die Hochebene zu, schützte eine doppelte Reihe gigantischer Mauern die Stadt vor ihren Feinden. Dort, wo an der Südecke der Stadt jene Schlucht auf das Thal des Arpatschai stösst, erhebt sich das Terrain um etwa hundert Fuss, und hier lag zweifellos die Citadelle, noch an mächtigen Mauersubstructionen kenntlich, welche sie von der übrigen Stadt schieden. Merkwürdiger Weise sind diese Ueberreste von dem Reisenden Hamilton übersehen worden, und bestreitet derselbe daher die Existenz einer Akropolis (Ritter p. 446). Auf der Citadelle selbst, von der man einen guten Ueberblick über die Trümmerstätte hat, sind nur zwei unbedeutende Kirchen stehen geblieben, deren eine ein merkwürdiges Pfeilercapitäl zeigt, welches sich vereinzelt auch in den anderen Kirchen findet: Ein Adler, der ein Lamm in den Klauen hält. In der unteren Stadt sind zwar die Häuser vom Erdbeben wie Spreu weggefegt worden, allein ihr Grundriss und der Lauf der Strassen ist aus den Trümmern noch deutlich zu erkennen; die Kirchen, Moscheeen und Festungsmauern haben der Macht der Elemente Trotz geboten, und stehen theilweis noch so frisch da, als ob sie gestern vollendet worden seien. Ein durchgehendes Merkmal aller Bauten bietet eine mit sehr vielem Geschmack durchgeführte Vermischung drei verschiedenartiger Steinarten, eines dunkelgrauen, ziegelrothen und graugelben; das Material schien tuffartig zu sein, jedoch vermag ich, in Ermangelung geognostischer Kenntnisse, dies nicht mit Sicherheit zu behaupten.

Der Citadelle zunächst liegt, hart über dem Abgrund des Arpatschai aufsteigend, eine Moschee mit hohem schlanken achteckigem Minaret; sie ist nur klein, allein durch ihre graziösen Formen und ihre Lage höchst malerisch. Das nächste Gebäude, ebenfalls unweit vom Abgrunde gelegen, ist die bis auf die Kuppel recht wohl erhaltene Cathedrale. Sie ist in lateinischer Kreuzform, aber in einem Stile gebaut, dessen Details byzantinischen Mustern entnommen sind; weniger durch Grösse noch durch Reichthum an Ornamenten, als durch edle, wohlproportionirte Formen fällt sie sehr wohlthuend in's Auge; die neue Kirche in Alexandrapol, welche ich oben erwähnt habe, ist eine recht glückliche Wiederholung von ihr. An Ornamenten ist die Kathedrale nicht sehr reich, und überhaupt kommt die Ornamentation der äusseren Flächen der hiesigen Bauwerke, abgesehen von der geschmackvollen Polychromie des Baumaterials an Schönheit nicht im Entferntesten dem gleich, was ich an grusinischen Ruinen gesehen habe; das Kreuz, welches dort eine so hervorragende Rolle spielt, erscheint hier so verschnörkelt und verhenkelt, dass der beabsichtigte Zweck gänzlich verfehlt wird, einzelne dieser Reliefkreuze waren wirkliche Monstra. Der Mangel einer reichen äusseren Verzierung wird durch zahlreiche Inschriften in altarmenischer Sprache ersetzt, welche sich meist auf die Geschichte der Stadt beziehen und von Brosset wiedergegeben und übersetzt worden sind.

An der Nordostecke der Stadt, dort wo die Mauern zum Arpatschai abfallen, steht das merkwürdigste Bauwerk, eine Rundkirche von der Form des Baptisteriums zu Pisa; in ihr lassen sich noch deutlich Fresken erkennen, welche auf die gute Zeit der byzantinischen Kunst hindeuten. Die übrigen Kirchen und Kapellen, an verschiedenen Punkten der Stadt zerstreut, sind von nicht bedeutender Grösse und zum Theil auch nicht so gut erhalten, wie die Cathedrale, bieten jedoch eine Fülle höchst interessanter Details. So enthält eine kleine Kapelle, unweit der Mauer gelegen, eine Decke in Steinmosaik mit Stalactitengewölben untermischt von grosser Grazie des Entwurfs und vorzüglicher Ausfüh-

rung; eine Kirche dicht daneben hat ein byzantinisches Basrelief, welches wohl den Transport in ein europäisches Museum verlohnte: es stellt die Verkündigung Mariae dar, wobei diese auf einem Tabouret sitzend dargestellt ist, eine jedenfalls für orientalische Verhältnisse höchst merkwürdige Auffassung. In einer anderen kleinen Kirche, unweit der Citadelle über der westlichen Schlucht gelegen, werden die Seitenkapellen von dem Mittelraum durch Gallerien geschieden, deren Säulen durch ihre Capitäle auffallen; es waren ursprünglich jonische Capitäle, denen man durch Anbringung einer dritten Volute zwischen den beiden anderen die nöthige Masse hatte geben wollen, um sie in Einklang mit dem schweren Stile des Ganzen zu bringen. Der Palast liegt an der Westecke der Stadt hart über der Schlucht; er ist grösstentheils zerstört, doch zeigen die mächtigen Ueberreste seiner Mauern, dass es ein grossartiges Bauwerk gewesen sein muss. Sein Thor besitzt einen schönen Rahmen von Reliefarabesken, welche in Cassetten vertheilt sind, leider hat jedoch die rohe Zerstörungssucht der Umwohner diese feinen Gebilde, welche an die Alhambra erinnern, zerstört so weit die Hand reichen konnte. Ziemlich genau in der Mitte des Trümmerfeldes erhebt sich das runde, an hundert Fuss hohe Minaret einer zerstörten Moschee; die Wendeltreppe im Innern ist noch so weit erhalten, dass man, wie wir gethan, darin heraufsteigen kann, doch ist wegen der Bröcklichkeit des Gesteins das Betreten des Daches nicht anzurathen. Die Mauern, welche die Nordseite der Stadt beschützten, sind von riesigen Dimensionen und ihr Mauerwerk ist noch recht gut erhalten; sie laufen in doppelter Reihe mit etwa zehn Schritt Zwischenraum und sind von drei Doppelthoren durchbrochen, von welchen das äussere sich stets in einiger Entfernung seitlich vom inneren befindet; über dem westlichen dieser Thore ist an der inneren Mauer ein grosses Basrelief eingelassen, einen trabenden Löwen darstellend, möglicherweise das Wahrzeichen der Stadt, oder das Wappen ihrer Beherrscher. Die Thürme, welche die Mauern in regel-

mässigen Abständen flankiren, waren mit geräumigen Zimmern für die Vertheidiger versehen.

Da wir schon früh am Vormittag angekommen waren, hatten wir bis drei Uhr genügende Musse gehabt, um die Ruinen genau in Augenschein zu nehmen; zum Rückweg benutzten wir die westliche Schlucht, in welche ein ziemlich halsbrechender Weg herab führte. Die ganzen Wände der Schlucht waren mit Troglodytenhöhlen bedeckt, in denen wohl eine eben so grosse Bevölkerung gelebt haben mag, wie in der eigentlichen Stadt; jetzt waren einige der grössten dieser Höhlen von Nomaden und ihren Heerden eingenommen, die Hirten waren wildaussehende Gesellen, mit welchen unbewaffnet zusammenzutreffen wohl nicht rathsam sein dürfte. Bei unserer Rückkehr nach dem Wachthaus ereignete sich, was ich längst erwartet hatte: der Kutscher verweigerte die Rückfahrt am selben Tage, und gab zur Entschuldigung den merkwürdigen Grund an, dass er seine Pferde noch nicht gefüttert habe; wir blieben jedoch fest und nachdem die Pferde genügend gefressen, waren wir zur Abfahrt bereit. Während der Zwischenzeit nahm ich das türkische Wachthaus in näheren Augenschein; es bestand nur aus zwei Räumen: der eigentlichen Wachtstube, in welcher die Waffen und Ausrüstungsgegenstände der Mannschaft aufgestellt und aufgehängt waren, und dem Schlafraum mit einer entsprechend breiten hölzernen Pritsche. Alles war musterhaft sauber gehalten, ebenso die kleidsame Uniform der Leute, ein einfaches blaues Zuavenkostüm mit Fez. Vor einigen Wochen hatten sie neue Gewehre bekommen; es waren Repetirkarabiner mit Magazinvorrichtung im Schaft, anscheinend amerikanischer Fabrik, und eine lithographirte türkische Instruction belehrte sie über deren Gebrauch. So oft ich mit türkischen Soldaten zusammengekommen bin, habe ich deren wohlanständiges Benehmen und ihre Dienstfertigkeit nur im höchsten Grade loben können, und ein Theil des natürlichen Anstandes dieses bei uns so verrufenen Volkes würde unseren mittleren und niederen Classen sehr wohlthätig sein.

Etwa um fünf Uhr traten wir den Rückweg an; ich hatte jetzt zum ersten Male Gelegenheit, die Vortrefflichkeit eines Petersburger wattirten Mantels in diesen südlichen Regionen zu erproben, denn der Abendwind, der über die Hochebene strich, war eisig kalt. Bis zum Karstschai ging alles gut; allein auf der zweiten Hälfte des Weges fing eines der Pferde, ein Fuchs, welcher auf dem Hinwege sich durch kolleriges Benehmen missliebig gemacht hatte, an, bedenklich zu ermüden; da eine Tour von 80 Werst auf gutem Wege für vier hiesige Pferde vor einer leichten Kalesche nichts irgendwie übermässiges hat, so konnte nur Krankheit der Grund sein, und unser Kutscher hatte es sich selber zuzuschreiben, dass er schliesslich den Fuchs ausspannen und mit einem Beutel voll Gerste um den Hals seinem Schicksale überlassen musste. Ein Beispiel grösserer Zähigkeit lieferten der Armenier und sein Pferd; erst als wir die ganze Strecke von zusammen 11½ deutschen Meile zurückgelegt hatten, gestand er uns, dass sein Sattel etwas beschädigt und er in Folge dessen aufgeritten sei; er bat uns zugleich um Entschuldigung, wenn er aus diesem Grunde bisweilen nicht, wie seine Pflicht gewesen, dicht bei dem Wagen geblieben sei. Unsere türkischen Soldaten hatten unterwegs mehrere Male ihre Pferde gewechselt. Als wir am türkischen Grenzposten gegenüber der Stadt ankamen, war es bereits ½ 11 Uhr; allein trotz Dunkelheit, Kälte und Sturm liess es sich der türkische Offizier nicht nehmen, im leichtesten Nachtgewande, mit dem der Wind munter spielte, herauszukommen und uns zur glücklichen Rückkunft zu gratuliren; er war selbst in sehr vergnügter Stimmung, denn er hatte eben die Nachricht von seiner Versetzung nach Erzerum, für ihn der Inbegriff einer angenehmen Grossstadt, erhalten; erst nachdem ihm der Sturm noch den Fez geraubt, zog er sich zurück. Eine halbe Stunde später fanden wir im Hotel Gross die wohlverdiente Ruhe.

Von Alexandrapol nach Eriwan hatten wir die Wahl zwischen zwei Touren: dem Postweg über Delidshan und dem geraden Weg über Sardarabad. Ersterer war um min-

destens zehn Meilen länger, und hatte den Nachtheil, uns die Strecke von Delidshan über Eriwan nach Etschmiadzin, welche wir ohnehin später durchfahren mussten, zweimal zu bieten; überdies sehnten wir uns keineswegs nach der Posttelega zurück. Der Weg über Sardarabad heisst noch jetzt der Kaiserweg (tzárskaja daròga), weil ihn Kaiser Nicolaus bei Besichtigung der annectirten Landstriche einst gefahren ist; da er seitdem jedoch nicht reparirt worden, befindet er sich in einem traurigen Zustande, und kann ich späteren Reisenden, die diese nähere und wegen der Punkte Talyn und Sardarabad immerhin lohnende Tour machen wollen, nur anempfehlen, ihn zu Pferde zurückzulegen. Uns war vom schlechten Zustand des Weges nichts gesagt worden, und wir mietheten desshalb einen Leiterwagen mit Verdeck, von vier anscheinend kräftigen, wenn auch nicht übermässig genährten Pferden gezogen und von einem wenig Vertrauen erweckenden armenischen Kutscher gelenkt: einen Polizisten, den uns der vorsorgliche Pristaw mitgab, schickten wir als unnütz bald zurück. Ehe wir am 11. September gegen Mittag Alexandrapol verliessen, machten wir noch die Bekanntschaft eines reisenden Handwerksburschen, Oesterreichers, der aus Arabien kam und sich bis hieher glücklich durchgefochten hatte; er wusste übrigens über Entfernungen zwischen Mossul, Diarbekir, Aleppo und Baghdad besser Bescheid, als wir es hatten erwarten können, und gab uns einige wirklich nützliche Aufschlüsse. Unser Weg führte in südlicher Richtung durch traurige kahle Gegend, in welcher jedoch eine Menge kleiner grauer unscheinbarer Dörfer lagen, bis nach Boghazkessan am Fusse des Alagöz; der Name des Dorfes ist nicht vertrauenerweckend, denn er bedeutet: Halsabschneiderei. Hier wollte unser Kutscher, nach kaum 4 Meilen, schon Nachtruhe machen, und berief sich, wie zu erwarten war, auf räuberische Kurden, ein Einwand an welchen wir schon längst nicht mehr glaubten. Wir setzten unseren Willen zwar durch, allein die Weiterfahrt war wirklich nicht sehr gemüthlich; der Weg, welcher langsam an dem zu überschreitenden Ausläufer des Alagöz emporstieg,

befand sich in einem ganz unbeschreiblichen Zustande, und nur der derben Bauart unseres Wagens hatten wir es zu danken, dass wir überhaupt noch unter Dach und Fach kamen. Der Glanzpunkt war der Abstieg nach dem kleinen Thale, in welchem unser Nachtquartier Mastara lag; wir hatten auf dieser letzten Strecke das Gefühl, als ob wir eine steinerne Treppe hinunterführen. Der Beschaffenheit des Weges entsprechend, waren die uns begegnenden Transporte ausschliesslich Saumthierkaravanen. Hier in Armenien wird, was in Vorderasien nie und in Persien meines Wissens auch nicht geschieht, der Ochse in gleicher Weise, wie das Pferd zum Lasttragen benutzt, und namentlich bewegen sich gerade auf diesem Wege grosse Züge Ochsen mit Steinsalz aus Külpi, 12 Meilen südlich von Alexandrapol im Thale des Arax unweit der türkischen Grenze gelegen; zwei Blöcke Steinsalz von je etwa $1\frac{1}{2}$ Centner Gewicht sind zu beiden Seiten des hölzernen Packsattels angeschnürt, ohne gegen Feuchtigkeit irgendwie geschützt zu sein. Jenes Salzbergwerk, dessen Vorräthe unerschöpflich sein sollen, versorgt schon seit undenklichen Zeiten den Kaukasus und Armenien. In Mastara nahmen wir unser Quartier bei einem russischen Zollwächter, der sich seiner Lebtage nicht erinnerte, europäische Reisende hier haben durchkommen zu sehen. Eine ganz unsinnige Freude bereitete unsere Ankunft seinem Hunde, einem grossen zottigen Bernhardiner, er wusste seiner Ausgelassenheit über die Ankunft europäisch gekleideter Menschen gar kein Ende zu finden. Es ist eine durchgehende Erscheinung, dass die tatarischen Dorfhunde jeden Europäer anbellen und, wenn es irgend angeht, in die Beine beissen, während man unter den Hunden der Kosaken und russischen Beamten nie zu leiden hat. Hier in Mastara lebte der Zollwächter jahraus jahrein allein mit seinem Hunde und klagte bitter über elende Gegend, Schlechtigkeit der Tataren, und unzulängliches Gehalt.

Am nächsten Tage war der Weg nicht viel besser; wir zogen es desshalb vor, den Wagen zu verlassen und zu Fuss vorauszugehen. Leider vergassen wir unsere Flinten mitzu-

nehmen und es entging uns hierdurch ein guter Schuss; denn unweit Mastara lief, kaum 15 Schritt vor uns, ein starker Wolf über den Weg, ohne die geringste Notiz von uns zu nehmen. Etwa eine Meile südlich von Mastara beginnen die ausgedehnten Ruinenstätten von Talyn, welche Ritter für identisch mit der alten Königsstadt Pakaran hält; eine Viertelmeile östlich vom Wege lag eine mächtige Kirche, der von Ani ähnlich und von anderen Trümmern umgeben. Wären wir zu Pferde gewesen, so hätten wir unschwer einen Abstecher dorthin machen können; so jedoch waren wir an die Nähe unseres mühsam daherkeuchenden Viergespanns gebannt. Einige Werst weiter sahen wir am Wege die Trümmer eines ausgedehnten Palastes, von der fünfwerstigen Karte wohl fälschlich als Karavansarai bezeichnet; recht gut erhalten waren lange niedrige Hallen mit Tonnengewölben. Das jetzige Dorf Talyn, welches wir bald darauf erreichten, liegt inmitten einer an funfzig Fuss hohen zinnengekrönten Mauer, anscheinend saracenischen Ursprungs, und besitzt eine gut erhaltene Citadelle aus altarmenischer Zeit; eine kleine daneben gelegene Kirche ist dagegen fast völlig zerstört. Wir genossen hier die Gastfreundschaft eines Abkömmlings der einst mächtigen Chane von Talyn, einer Familie, welche seit der Annexion dieses Landstrichs etwas heruntergekommen sein soll, denn unser Wirth wohnte wenig anders als ein Bauer und nur einige gute Teppiche und etwas Geschirr deuteten auf einstige Wohlhabenheit.

Die Beschreibung eines Dorfes ist in hiesiger Gegend und in Persien für alle mustergültig; ich wüsste kein Land, wo die Ortschaften so sehr aller Individualität entbehren. Die Häuser sind aus Feldsteinen mit Lehm roh zusammengefügt, fast stets einstöckig und mit flachen Dächern versehen; zu den Decken werden hier, der Kostspieligkeit des Holzes wegen, nur dünne Weidenstämme und ähnliches Material verwendet, und die Folge ist eine sehr geringe Haltbarkeit des Ganzen, so dass ein unbewohntes Haus sicher innerhalb eines Jahres zur völligen Ruine wird. Die äussere Fläche der Dächer ist mit einer Art Cement aus Sand, Erde, Asche

und Mist bedeckt, welches ziemlich undurchlässig für Wasser sein soll, dafür aber stete Erneuerung erfordert. Das Dach ist vollkommen ebenso Wohnraum der Insassen wie das Innere des Hauses, und wo ein Dorf, wie häufig der Fall, an eine Berglehne angebaut ist, dient das Dach des unteren Hauses zugleich als Strasse und Vorflur für das obere. Die Dorfgassen sind eng, winkelig und schmutzig, und der einzige Wunsch des Reisenden, der ein Dorf betritt, ist der, möglichst schnell am andern Ende wieder herauszukommen. Ein seltsamer Zierrath der Häuser wird durch die Seltenheit des Holzes und durch die desswegen unumgängliche Benutzung des Mistes zum Brennen bedingt; alle Wände der Gebäude sind mit tellergrossen Kuchen aus einem Gemisch von frischem Mist und Häcksel bedeckt, und sobald diese Kuchen durch die Sonne gehörig ausgetrocknet sind, werden sie in Pyramiden auf den Dächern aufgestapelt und die Wand erhält eine frische Garnitur. Uebrigens kann ich nicht behaupten, dass die auf Mistfeuer zubereiteten Speisen irgend einen unangenehmen Geruch oder Geschmack haben; dieses Brennmaterial hat vielmehr den für eine Reiseküche nicht zu unterschätzenden Vortheil, sehr schnell Feuer zu fangen, und nach kurzem Aufflackern in eine glühende Asche zu zerfallen, auf welcher das Wasser rasch zum Kochen gelangt. Der zu den Mistziegeln verwendete Häcksel ist ein Nebenproduct der eigenthümlichen Dreschmethode des Landes; das auf einer Tenne aufgeschüttete Getreide wird so lange mit einer flachen hölzernen Schleife, auf deren unterer Seite Steine eingekeilt sind, befahren, bis die scharfen Kanten der Steine das Stroh zur Spreu zerrieben haben; die durch ihre Schwere auf den Boden gesunkenen Körner werden dann mittelst der Worfschaufel abgesondert. Eine genaue Beschreibung dieses und anderer landwirthschaftlicher Instrumente ist in Petzholdt's Werke zu finden. Die Tracht des hiesigen Volkes, bezüglich deren die untermischt wohnenden Tataren und Armenier nicht von einander abweichen, ist dem Schnitte nach die persische, doch schienen mir mehr bunte Farben, vorzüglich lebhaftes Blau und Roth, beliebt zu sein, als in

Persien, wo die Bauern meist gelbbraun und ihre Frauen graublau von Kopf bis zu Fusse sind.

Zwischen Talvn und Sardarabad dehnt sich auf vier Meilen in der Länge und sechs Meilen in der Breite eine ganzlich unbewohnte Steinwüste aus, öde, wie ich selbst nicht die arabische Wüste zwischen Babylon und Palmyra gefunden habe, denn hier kommt nicht einmal das holzige Gestrüpp fort, welches jene kleidet. Für die traurige Fahrt entschädigte uns nur die Aussicht auf den Ararat, der immer höher und höher die umliegenden Berge überragte; als wir endlich Sardarabad erreichten, trennte uns nur noch das ganz ebene Thal des Arax von ihm, und trotz seiner Entfernung von sieben Meilen schien er schon ganz nahe zu sein. Wir hatten Sardarabad mit gewaltigen zinnengekrönten Mauern schon mehrere Stunden liegen sehen, erreichten es jedoch des mahlenden Sandes wegen, welcher das letzte Stück unseres Weges anfüllte, erst Nachmittags gegen 5 Uhr. In der Nähe zerfiel der grossartige Anblick in prosaische Wirklichkeit; die Mauern waren nur von Lehm und klafften an allen Ecken und Enden weit auseinander, und das Dorf war, wenn auch recht gross, so doch in nichts besser als die übrigen, die wir gesehen Ein wirklich schöner Punkt lag unweit des östlichen Endes: eine klare Quelle sprudelte in einem wohlgepflegten Haine von Obstbäumen; zur einen Seite der Blick auf den Ararat und die Kette, welche sich westlich von ihm längs des Arax hinzieht, zur andern Hand die gelben Mauern des Dorfes, in deren Schatten Kameelkarawanen lagerten, und hinter uns die öden Abhänge des Alagöz. Wir fanden hier ausgezeichnetes Obst zu kaufen, und liessen die Neugierde der Dorfbewohnerschaft, welche dem ungewohnten Reisenden zuerst recht lästig fällt, über uns ergehen; die zahlreichen Mädchen, welche mit Krügen zur Quelle kamen, waren zwar verhüllt, liessen jedoch durch geschickte Manipulation des Schleiers erkennen, dass sie nicht zu den Hässlichsten gehörten Dass wir nicht mehr weit von Persien waren, sahen wir bald an einem Bettler, der mit Ketten um den Hals und an den Armen uns um eine Beisteuer zur

Auslösung seines Bruders bat, welchen die Turkomanen aus Chorassan nach Chiwa in die Sklaverei geschleppt hatten. Solche Bettler sind in Persien eine gewöhnliche Erscheinung, und hier erregte es nur unser Misstrauen, dass mehrere hintereinander uns ansprachen, welche auffallend ähnliche Ketten trugen und alle einen Bruder in Chiwa in der Sklaverei haben wollten. Nachdem unsere Pferde sich gestärkt hatten, und ich auf einer der oben beschriebenen Dreschmaschinen einen verunglückten Versuch gemacht hatte (er endigte damit, dass die Ochsen mit mir durchgingen, und ich zum grossen Jubel des Publikums in die Spreu fiel), brachen wir auf, um womöglich noch heute bis Etschmiadzin zu kommen. Trotzdem der Weg gut war, erreichten wir jedoch nur den auf halbem Wege gelegenen Wachtposten Karasu, und fanden in dem Pferdestalle der zuvorkommenden tatarischen Tschapars (Polizeimilizen) ein wenigstens ungezieferfreies Unterkommen.

Die kurze Strecke bis Etschmiadzin war bald zurückgelegt, und schon in früher Morgenstunde hielten wir vor dem Thor des berühmten Klosters, das von aussen eher einer Festung als einem dem Gottesdienst geweihten Orte ähnlich sieht. Auf unsere Meldung wurden wir sofort mit grösster Liebenswürdigkeit in die Zelle eines Mönchs geführt, welcher jedoch nur armenisch und türkisch sprach, und uns desshalb nur durch Alis Vermittelung verständlich machen konnte, wir möchten hier einen Augenblick verziehen, bis die für uns bestimmten Zimmer in Bereitschaft gesetzt seien. Unser Erstaunen war nicht gering, als wir an der Wand der Zelle Holzschnitte, den Kaiser Wilhelm und die Schlacht von Sedan darstellend, erblickten; es waren Ausschnitte aus einer englischen illustrirten Zeitung, wie dieselben hiehergekommen, konnten wir nicht erfahren. Nach einer Weile erschien der Archimandrit Kework Surenianz und stellte sich uns vor; er war von dem, in Abwesenheit des auf einer Sommervilleggiatur verweilenden Patriarchen Kework, dirigirenden Erzbischof designirt worden, um uns die Honneurs des Klosters zu machen. Die Zimmer, welche uns alsbald angewiesen

wurden, lagen in einem neugebauten Seitenflügel und waren ganz europäisch eingerichtet, namentlich waren zwei gute Betten, seit Borshom eine ungekannte Erscheinung, für uns eine recht angenehme Ueberraschung. Der genannte Archimandrit, welcher uns im Laufe dieses Tages und des nächstfolgenden Morgens sämmtliche Sehenswürdigkeiten des Klosters bereitwillig zeigte und erklärte, hatte in Tiflis studirt und sprach fertig russisch, auch verstand er etwas französisch und deutsch, während die Kenntniss der meisten seiner Amtsbrüder sich auf das armenische und türkische beschränkt; er hatte viel studirt und war seit mehreren Jahren beschäftigt, für die armenischen Volksschulen kurzgefasste Lehrbücher der modernen Wissenschaften, mit Einschluss der Geschichte und Geographie, zu verfassen, Gegenstände, welche der dortigen Jugend bis in die neueste Zeit fremd geblieben waren. Er beklagte tief die Vernachlässigung des Schulunterrichts, welche bis in die neueste Zeit das geistig so hochbegabte armenische Volk in den Hintergrund gedrängt hat, und erkannte die segensreiche Wirksamkeit der Mechitaristen bei Venedig, welche er freilich als päpstliche Schismatiker verwerfen musste, auf dem Gebiete der Wissenschaft gleichwohl an. Leider war der Archimandrit kein Kunstkenner, und konnte uns über manche interessante Fragen, namentlich über die verschiedenen Perioden der dortigen Architectur, zu meinem Bedauern keinen Aufschluss geben.

Das Kloster Etschmiadzin ist der Sitz des armenischen Patriarchen; er wird von etwa 4 Millionen gregorianischer Armenier auf türkischem Gebiete, etwa 1 Million in Russland und von einer zahlreichen Diaspora in Persien, Indien und Europa als Oberhaupt der Kirche anerkannt. Seine Gewalt hat etwas der päpstlichen Machtfülle analoges, wird jedoch mehr in administrativer Weise ausgeübt und hält sich von Neuerungen auf dem dogmatischen Gebiet gänzlich fern. Den Patriarchen umgeben eine Anzahl Erzbischöfe, Bischöfe und anderer Kleriker, welche bald am Sitze desselben residiren, bald in die verschiedenen Diöcesen zur Uebernahme der geistlichen Funktionen abgeordnet werden, so dass ein

steter Wechselverkehr der Gemeinden mit der Centralstelle stattfindet. Mit der russischen Regierung steht die Kirche auf dem besten Fusse und die Patriarchatsrechte werden bei jedem Wechsel, sei es auf dem Thron, sei es auf dem Patriarchensitz, durch einen kaiserlichen Ukaz bestätigt. Die Thätigkeit der in Etschmiadzin selbst anwesenden Geistlichen erstreckt sich wesentlich auf Bearbeitung der dem Patriarchate obliegenden geistlichen und weltlichen Verwaltungsangelegenheiten, wovon letztere das gesammte, nicht unbedeutende Kirchengut umfassen; eine rein spirituelle Thätigkeit ist, abgesehen von den alltäglichen Messen und geistlichen Uebungen, so gut wie nicht vorhanden; daher auch die Stagnation auf geistigem Gebiete gegenüber den rührigen Mechitaristen. Die Klosterregel ist keineswegs streng, und abgesehen von der grossen Einfachheit des Haushalts im Kloster kann man dort leben wie man will. Die Tracht ist die armenische Mönchstracht, die würdigste, die ich je gesehen: ein schwarzer Talar, ähnlich dem unserer protestantischen Prediger, und eine schwarze Mütze, welche die Stirn in etwa vier Zoll Höhe umschliesst, und nach oben alsdann kegelförmig sich zuspitzt, mit einem schwarzen Moiréschleier, der bis zur Höhe der Ellenbogen den Nacken herabfällt; das Gestell der Mütze war früher Pappe, allein die Mode hat es schon zu einem, im heissen Sommer angenehmeren Fischbeingestell gebracht.

Die Umgegend des Klosters gehört zu den fruchtbarsten Theilen Armeniens und wird von einigen vom Nordostfuss des Alagöz kommenden Bächen und zahlreichen mit dem Arax in Verbindung stehenden Canälen reichlich bewässert. Das Kloster selbst liegt mit zwei anderen kleinen, aber selbstständigen Kirchen (daher der türkische Name Uetschkilissa, Dreikirchen) neben dem volks- und verkehrsreichen Flecken Vagharschapat; ein vom Patriarchen Narses angelegtes grosses steinernes Reservoir sorgt für steten Wasservorrath und ein von ihm gepflanzter Hain von Pappeln und Obstbäumen, der einzige weit und breit, für erfrischende Kühle zu Spaziergängen. Der Platz des Klosters ist der

Legende nach dem Gründer, Gregorius Illuminator, von Christus selbst in einer Vision angewiesen worden; der Name Etschmiadzin hat hierauf Bezug, er bedeutet: es stieg herab der Eingeborne. Die festungsähnliche Mauer, in früheren Zeiten wegen der steten Fehden in dieser Gegend unentbehrlich, umschliesst einen grossen Complex von Wohnungs- und Wirthschaftsgebäuden. In der Mitte erhebt sich die Kathedrale, ein Gebäude, an welchem viele Jahrhunderte gebaut haben, und welches, als Ganzes genommen, keinen sehr befriedigenden Eindruck macht. Der Hauptkörper der Kirche scheint mir etwa aus dem achten Jahrhundert zu stammen; die Form ist die eines griechischen Kreuzes mit etwas verlängertem Vorderschiff, spätere Zuthaten haben jedoch den ursprünglichen Character sehr verwischt, und im vorigen Jahrhundert hat man es leider für nöthig befunden, die inneren Wände der Kirche im persischen Landschaftsstil, mit Pappeln und Guirlanden, auszumalen. An Sehenswürdigkeiten befindet sich darin manch interessantes altes Stück neben prachtvollem, aber künstlerisch werthlosem Schund; die höchste Anerkennung verdienen zwei in den Apsiden des Querschiffs aufgestellte Tabernakel mit octagonalem Spitzdach, von vier Säulen getragen; sie stammen aus der ältesten Zeit der Kirche und verbinden eine grosse, gewissermassen archaistisch schwerfällige Würde mit vorzüglicher Ausführung. Unweit der Kirche steht auf dem Hofe ein Stein mit Keilinschrift, welcher unlängst auf der Trümmerstätte der alten Residenz Armavir, Vorgängerin der von Hannibal erbauten Artaxata, gefunden worden ist; Armavir liegt unweit Sardarabad, und hatten wir seinen Trümmerhügel von der Strasse aus zu unserer Rechten sehen können. Wie uns der Archimandrit versichert hatte, sollte die Inschrift altpersisch sein, ich konnte mich jedoch, durch den Mangel des specifisch altpersischen Worttrenners, eines schrägliegenden Keiles, überzeugen, dass dies nicht der Fall ist; Professor Mordtmann soll übrigens die Inschrift gelesen haben. Das Priesterseminar des Klosters, dessen Einrichtung uns gleichfalls gezeigt wurde, war nicht sehr zahlreich besucht; ein wildaus-

sehender Seminarist aus Sis in Cilicien vertrat die dortige Diaspora, einen kleinen armenischen Stamm, der sich bis in die neueste Zeit so gut wie unabhängig von der türkischen Herrschaft bewahrt hat Die Seminaristen sangen uns einige alte Volksmelodien vor und konnten wir die Reinheit und Sicherheit ihres Gesanges gegenüber dem entsetzlichen Missklang der armenischen Liturgie nur loben; die Melodieen, welche unisono vorgetragen wurden, erinnerten an unsere alten Kirchentonarten und hatten etwas wildes und klagendes. Uebrigens ist für das Seminar, (oder für eine andere Klosterschule?) ausserhalb der Umfassungsmauer ein stattliches neues Haus im Bau begriffen. Die Bibliothek des Klosters ist hochberühmt und soll noch unentdeckte Schätze, namentlich für die Geschichte Armeniens im Mittelalter bergen; ich sah in ihr nur Miniaturen, wie man sie bei uns auch sieht, nnd Handschriften, von denen ich nichts verstand. Für die Jetztzeit ist jedenfalls die Druckerei des Klosters wichtiger, welche populäre armenische Bücher und eine Wochenschrift „Ararat“ verbreitet.

Die anderthalb Tage unserer Anwesenheit im Kloster vergingen uns in angenehmster Weise; ich entsinne mich noch mit Vergnügen des milden Sommerabends im Garten, mit der herrlichen Aussicht auf den majestätischen Ararat. Es leistete uns hier noch ein anderer Mönch Gesellschaft, der einzige ausser dem Archimandriten, der etwas Russisch verstand; ich hatte Gelegenheit, in ihrem Gespräch die auffallende Härte der armenischen Sprache, welche gar keine weichen Consonanten zu kennen scheint, zu bewundern; die wohlklingenden Namen Georgund Gregor wurden zu Kework und Krikor, allein mit weit emphatischerem K, als wir es kennen. Das Essen, welches wir erhielten, und an welchem unsere Wirthe, des Freitags halber, nicht theilnehmen durften, war ganz auf europäische Weise zubereitet, dagegen konnte ich dem Klosterweine, den ich vielfach hatte rühmen hören, gar keinen Geschmack abgewinnen; er war sehr stark und ohne Blume, nicht im Entferntesten mit Kachetiner zu vergleichen. Als wir am nächstem Morgen mit herzlichem

Danke unseren Wirthen Lebewohl sagten, hielt ich es für meine Pflicht, mich wegen der Einführung des Muselmanns Ali in das Kloster zu entschuldigen; Surenianz tröstete mich jedoch und versicherte mir, dass er beim Gottesdienst oft mehr neugierige Tataren, als andächtige Armenier in der Kirche sähe, und dass das Kloster auch bei der umwohnenden muselmännischen Bevölkerung im höchsten Ansehen stände.

Die Entfernung nach Eriwan betrug nur 18 Werst und war bald zurückgelegt, unterwegs wurden wir gänzlich unnöthiger Weise stets von einem halben Dutzend Tschapars escortirt, die sich mehrere Male ablösten. Es machte dies ungefähr den Eindruck, als ob man zwischen Berlin und Charlottenburg mit einer Mitrailleuse hinter dem Wagen fahren wollte; denn der Weg war so belebt, wie eine grosse Strasse bei uns. In Eriwan fanden wir im Kronshause ein Quartier für uns hergerichtet, ein Gasthof existirt nicht, und Reisende müssen, wenn sie nicht im Kronshause unterkommen, versuchen, im Club ein Zimmer zu erhalten; dort findet man auch Beköstigung und ein recht trinkbares Eriwaner bairisches Bier. Eriwan liegt an der klaren wasserreichen Zenga, dem Abflusse des Goktschasees, wo diese in einer schroffen Schlucht aus dem Gebirge in die Ebene des Arax tritt. Dank dem nie versiegenden Wasser ist die Stadt von einem reichen Kranze grüner Gärten umgeben, und der Anblick von Bäumen macht in dem traurig kahlen Armenien immer einen erfrischenden Eindruck; das hier gezogene Obst ist von vorzüglicher Qualität, namentlich die Trauben und Aepfel, die Pfirsiche dagegen gehören der harten Sorte an, welche uns weniger zusagt. Die Stadt selbst ist, mit Ausnahme des nicht bedeutenden neurussischen Theils, rein persisch: enge winklige Gassen zwischen gelben Lehmmauern, welche die Häuser so völlig verdecken und jede Aussicht so gänzlich versperren, dass man nie wissen kann, wo man sich eigentlich befindet. An Sehenswürdigkeiten besitzt die Stadt nur zwei, aber zwei Perlen. Die eine ist eine Moschee hinter dem Bazar, nicht gross, aber so anmuthig durch ihren graziösen Bau, durch ihren Schmuck an

herrlichen Glasuren, und vorzüglich durch die vier prächtigen Ulmen, welche den plätschernden Brunnen im Vorhofe umgeben, so vollkommen poetisch, wie ich im ganzen Orient eine ähnliche nicht wieder gesehen habe. Wir hatten von ihrer Existenz nichts geahnt, und waren bei einer Wanderung durch den Bazar, der gar nichts bot, zufällig hineingelangt; in der Abenddämmerung hatten wir unbemerkt einen Rundgang durch die Räume machen können, als ein recht grober Tempeldiener unserer ansichtig wurde, und uns nichts weniger als höflich aufforderte, das Heiligthum zu verlassen. Die andere Sehenswürdigkeit ist die Festung, welche von Paskiewitsch mit Sturm genommen wurde und ihm den Beinamen Eriwanski eintrug; ein tatarischer Sänger hat hierauf ein Gedicht verfasst, welches uns Bodenstedt in „Tausend und ein Tag im Orient“ überliefert. Die Festung liegt hart über dem felsigen Ufer der Zenga und enthält einen berühmten Saal, früher den Empfangssaal des persischen Statthalters, und daher noch jetzt „Saal des Serdars“ genannt. Er ist im persischen Stile ausgeschmückt und voller Spiegel, Stalactitennischen und ähnlicher Zuthaten. Eine Moschee auf der Festung ist zwar sehr zerstört, allein wegen ihres reichen Glasurenschmuckes gleichwohl beachtenswerth; sie scheint während der Belagerung als Arsenal gedient zu haben; denn ihr Hof ist mit Bomben gepflastert, und in der eigentlichen Moschee liegen noch jetzt die Kanonenkugeln und Kartätschen wie Kartoffeln im Keller aufgeschüttet. Das Schönste an der Festung ist der Blick auf den Ararat; obwohl ich den Berg während acht Tagen, und stets von anderen Punkten gesehen habe, so ist er mir doch nirgends in so majestätischer Ruhe erschienen, als von hier aus, trotz der Entfernung von sieben Meilen, welche mich von seinem Gipfel trennte. Der Blick, welchen man vom Saale des Serdars oder irgend einem Punkte der Wälle geniessen kann, umfasst zunächst, senkrecht unter dem Beschauer, die felsige Schlucht der Zenga, von üppigen grünen Gärten eingerahmt, dahinter schweift das Auge über die fruchtbare dörferreiche Ebene des Arax, aus welcher am Horizonte durch keine vor-

liegenden Höhen vermittelt der Doppelkegel des Ararat zum Himmel emporsteigt. Nach Norden und Osten ist er gänzlich isolirt, und nur im Westen schliesst sich ihm eine schroffe Bergkette an, welche längs des Arax weiterläuft; allein auch diese Kette ist durch ein scharf eingeschnittenes Joch vom Ararat getrennt, so dass der Eindruck seiner grossartigen Einsamkeit durch nichts getrübt wird. Während der scharfgeschnittene Kegel des kleinen Ararat bei 12800 Fuss Höhe jetzt schneefrei war, trug der grosse Ararat (16900 englische Fuss) seine unvergängliche weisse Krone, und in schöngeschwungener Linie strebten seine Wände bis zum Gipfel empor, in dessen Einschnitt der Volksglaube noch heute die Arche wähnt. Das einzige Bild aus Europa, welches sich mit ihm vergleichen kann, ist der Blick auf den Aetna vom Theater von Taormina aus. Wir verweilten auf den Wällen der Festung bis der letzte Strahl der untergehenden Sonne den Gipfel verlassen hatte; einen Augenblick verhüllten die Dünste der Ebene den Berg und dann trat er wieder im Scheine des aufgehenden Mondes bleich und geisterhaft hervor.

Am nächsten Morgen fuhren wir bereits mit dem ersten Tagesgrauen dem Ararat zu; in Kamarlu, der zweiten Station von Eriwan, erwarteten uns Kosakenpferde, welche uns zunächst nach dem Kloster Chorwirab, dessen Besuch uns als sehr lohnend geschildert worden war, und sodann nach Aralych, am Fusse des Ararat, bringen sollten. Die Gegend längs der Strasse war ein einziger Garten, ein Dorf reihte sich an das andere und mit sorgfältigem Fleisse war jeder Tropfen der Zenga und einiger kleiner von Nordosten kommender Bäche zur Befruchtung der Felder benutzt worden; die Dörfer machten hier auch an sich einen etwas wohlhabenderen Eindruck. Hinter Kamarlu hört jedoch der Wasserreichthum auf, und die Strecke nach Chorwirab war öde und nur mit Gestrüpp bewachsen. Unsere unvermeidliche Escorte bestand diesmal nicht aus Tschapars, sondern aus den tatarischen Honorationen von Kamarlu, welche sich uns freiwillig angeschlossen hatten, und von denen einige recht schöne

Pferde ritten; vorzüglich gefiel uns ein Schimmel des Dorfältesten, welcher im Passtrab dem Pferde des Grossfürsten Michael, das wir in Borshom bewundert, nicht nachzustehen schien. In Chorwirab wurden wir recht enttäuscht; es liegt an einem isolirten felsigen Hügel unweit des Arax, und bot nichts, als eine weite Aussicht das Flussthal hinunter bis in die Gegend von Nachitschewan. Die Hauptmerkwürdigkeit des Klosters soll der Brunnen sein, auf dessen Grunde der König Tiridat den Armenierapostel Gregorius Illuminator dreizehn Jahre lang gefangen hielt, bis eine Vision ihn zur Befreiung desselben und zur Annahme des Chrisenthums veranlasste; ich konnte mich jedoch des Gefühls nicht erwehren, dass der Brunnen genau so aussah wie ein anderer, und dass von der Erleuchtung seines einstigen Insassen keine Spur weder in ihm, noch sonst im Kloster zurückgeblieben sei. Dasselbe stand unter einem Archimandriten, der uns in buntgewirkten persischen Strümpfen empfing, welche zu seinem Mönchscostüm herzlich schlecht stimmten; er war gegen uns recht zuvorkommend, konnte aber über Architectur und Kunst in der Klosterkirche, die übrigens wenig bot, gar keinen Aufschluss geben. Um eine Furt durch den Arax nach dem in geringer Entfernung gegenüber liegenden Aralych zu finden, mussten wir wieder ziemlich eine Meile aufwärts reiten. Der Fluss war hier über hundert Schritt breit, knietief, aber von rascher Strömung, so dass beim Uebergang mit Vorsicht verfahren werden musste; so weit das Auge reichte, hielten endlose Ochsen- und Büffelheerden mit sichtlichem Wohlgefallen ihr mittägliches Bad. Das jenseitige Ufer ist in Folge der schlechten Regulirung eines kleines Baches, des Karasu, dessen Wasser zweckmäsiger zur Befruchtung des Landes verwendet werden könnte, stellenweise sumpfig. Aralych liegt zwar noch in der Ebene, aber drei Werst dahinter beginnt bereits der Anstieg des Ararat. Es befindet sich hier das Stabsquartier des Umanischen Kosakenregiments vom Kubanischen Heere, dessen Oberst uns mit der grössten Zuvorkommenheit aufnahm und nöthigte, während unseres Aufenthalts am Ararat sein Haus als unser Hauptquartier zu

betrachten. Er stammte aus einer alten Familie der Kabarda und war Muhamedaner, hatte jedoch durch fleissiges Studium sich eine Kenntniss der abendländischen militairischen Verhältnisse angeeignet, wie man sie, abgesehen von der Garde, bei russischen Offizieren wohl selten findet; seine Kenntniss von den Vorgängen im jüngsten Kriege und von der Organisation der preussischen Armee war so eingehend, dass mich seine Fragen häufig in Verlegenheit setzten. Seinem religiösen Bekenntnisse entsprechend gab es bei Tische keinen Wein, wohl aber einen vorsüglichen englischen Porter, welcher bei der drückenden Hitze des Tages uns eine recht erwünschte Abwechselung war. Der Nachmittag wurde einer Siesta gewidmet, und den herrlichen milden Abend verbrachten wir vor dem Hause; unmittelbar vor uns stieg im Mondlicht der Ararat empor, ein überaus grossartiger Anblick.

Die isolirte Lage des Ararat und seine imposante Erscheinung haben ihn seit der Urgeschichte der Menschheit mit einem geheimnissvollen Schleier von Legenden und Sagen umgeben. Dass auf ihm die Arche Noahs sich niederlassen musste, erscheint begreiflich, wenn man sieht, wie rings kein einziger Gipfel mit ihm zu wetteifern wagt; er musste daher der erste sein, den die Wasser verliessen. Eine Menge Ortschaften in seiner Nähe tragen noch in ihren Namen Spuren der Noachischen Tradition; so heisst das einzige Dorf, welches an seinem Abhange liegt, Aghurri: „er pflanzte die Rebe“, Nachitschewan, der Ort wo Noah das Thal betrat, bedeutet: „er stieg zuerst herab“, und der Name Eriwan, richtiger Jerjewan ausgesprochen, bezeichnet den Ort seiner dauernden Niederlassung. Das Grab Noahs wird bei Nachitschewan gezeigt, und steht bei Armeniern und Tataren in hoher Verehrung. Merkwürdig bleibt hierbei, dass, während die biblische Tradition in Aller Munde blieb, der Name des Berges sich gänzlich verlor; der anwohnende Armenier kennt ihn nur als Massis Lêrn, der Tatare als Aghry Dagh (Lêrn und Dagh heisst Berg); nur das Kloster Etschmiadzin

hat in seiner Wochenschrift den Namen Ararat wieder aufgenommen.

Der Ararat besitzt die für den Europäer recht ungewohnte Eigenschaft, noch nicht photographisch aufgenommen und ebensowenig bis jetzt mit erträglicher Richtigkeit abgebildet zu sein; alle Zeichnungen und Lithographieen, die ich gesehen, geben seinem Gipfel eine schroff anstrebende Kegelgestalt, welche der Wirklichkeit keineswegs entspricht; denn nicht auf steile Wände, sondern auf ruhige, nach oben nur wenig zunehmende Steigung gründet sich das Imposante seines Anblicks. Von Westen über Norden bis Südosten liegt eine stets mehrere Meilen breite Ebene vor seinem Fuss, der nach West auslaufende Grat, ist wie oben bemerkt, durch ein tiefes Joch von ihm geschieden, und die nach Südosten in der Richtung auf Maku in Persien laufende Kette, sowie das im Süden sich anschliessende, über 6000 Fuss hohe Plateau wird für den Beschauer in Russland durch den Berg selbst verdeckt, so dass kein Vorberg, nicht einmal ein Hügel dem Blick den vermuthlich höchsten Anstieg der Welt verhüllt; denn von Aralych (2600 Fuss) bis zum Gipfel (16900 Fuss) sind volle 14300 Fuss (englisch) Niveauunterschied, eine Höhe, welche bei den auf Hochplateaus gelegenen Riesen der Cordilleren und Mexikos schwerlich, und bei den im wildesten Hochgebirge versteckten Gipfeln des Himâlaya wohl auch kaum vorkommt. Die Form des Berges ist unschwer zu beschreiben; er besteht aus zwei Kegeln, dem grösseren von etwa drei Meilen Halbmesser der Grundfläche, dem kleineren von zwei Meilen; beide sind bis zu 8000 Fuss Höhe verbunden, und erst von dort trennen sich der grosse und der kleine Ararat. Auf der ersten Hälfte ist der Anstieg nur gering, bei einer mittleren Steigung von weniger als 10 Grad wird eine Meereshöhe von 6000 Fuss erreicht; von hier an wird der Anstieg steiler und von dem sanftgewölbten Rücken aus, welcher die beiden Gipfel trennt, strebt der kleine Ararat im Winkel von 45 Grad fast in mathematisch genauer Kegelform bis zu seinem leicht abgerundeten Gipfel, welcher jetzt den gemeinschaftlichen Grenzpunkt Russlands, Persiens

und der Türkei bezeichnet. Der grosse Ararat hat dagegen unregelmässige Formen; während bei ihm der Anstieg zwischen 6000 bis 10000 Fuss etwa 30 Grad betragen mag, fangen in dieser Höhe auf der West- und Südseite Wände von bedeutender Steilheit (bis zu 60 Grad) und unregelmässigen, durch Absätze terrassirten Formen an, welche erst 2000 Fuss unter dem Gipfel in ein im vorigen Verhältniss zur obersten Kuppe ansteigendes Firnfeld übergehen; im Norden und Osten dagegen ist die Steigung fast ebenso gleichmässig wie beim kleinen Ararat, wenn auch etwas weniger steil. An der Nordseite zieht sich eine ungeheure Kluft mit senkrechten, an ihrem oberen Ende bis zu 4000 Fuss hohen Wänden vom Firnfeld unweit des Gipfels bis auf 6000 Fuss Meereshöhe hinunter; in ihr lag das Kloster St. Jacob und weiter unten das Dorf Aghurri, welche in diesem Jahrhundert beide durch einen Bergsturz verschüttet wurden; die obere Hälfte der Schlucht füllt ein Gletscher aus. Ein zweiter, anscheinend geringer Gletscher fällt in einer schmalen Rinne nach Nordosten, und auch im Süden sah ich grosse Eismassen, ohne über deren Richtung und ihren Zusammenhang mit dem oberen Firnfeld mich unterrichten zu können. Der ewige Schnee bedeckt die Kuppe nach Angabe der fünfwerstigen Karte von 13400 Fuss Höhe an, und scheint, mit Ausnahme der Partieen, wo jene Klüfte und Felswände sein Bleiben nicht gestatten, den Gipfel mit einer regelmässigen Firnkappe zu überziehen. Zu bedauern ist, dass die Topographen, welche mit so viel Sorgfalt die fünfwerstige Karte ausgearbeitet haben, über die Orographie des Ararat mit souverainer Verachtung hinweggegangen sind; was die genannte Karte giebt, sieht den raupenförmigen Gebirgen eines Quartaners mit einem weissen Schneeklex in der Mitte recht ähnlich, und hat geographisch nicht den allermindesten Werth; der Tourist und Berggänger sehnt sich dabei wehmüthig nach der Dufour'schen Generalstabskarte der Schweiz.

Die Besteigung des Ararat ist mehrfach, von Parrot, Abich und anderen, ausgeführt worden; der erste, der nach

zweimaligen vergeblichen Versuchen den Gipfel erreichte, war Parrot. Sie scheint, was die Firnregion und die Gletscher anbetrifft, für geübte Berggänger keine grossen Schwierigkeiten zu bieten, und eine grosse Erleichterung liegt darin, dass das Nachtquartier in sehr bequemer und geschützter Lage bei 12500 Fuss Höhe am Kipgöl genommen werden kann, bis wohin Lastochsen und Pferde ohne Schwierigkeit gelangen; für die Besteigung bleiben noch fünftehalbtausend Fuss, also weit weniger, als die meisten Gletschertouren in der Schweiz erheischen. Freilich muss bemerkt werden, dass für alle Erfordernisse einer Bergbesteigung der Reisende selbst zu sorgen hat, und dass im Kaukasus der Gletscherfreund am besten thut, sich einen tüchtigen Führer aus den Alpen mitzubringen, wie Freshfield gethan hat; denn mit Ausnahme der Baksan'schen Tataren sollen nach der Erfahrung dieses Reisenden, Gletschergänger im Kaukasus nicht zu finden sein. Der Volksglaube hält den Ararat seiner Heiligkeit wegen für unersteiglich und die Berichte Parrots und seiner Nachfolger für Münchhausiaden, wenn nicht für Blasphemieen; nach einer Legende soll der heilige Gregor, oder ein späterer, es versucht haben, für das Kloster Etschmiadzin ein Stück der Arche, welche in einer schmalen, von unten erkennbaren Rinne des höchsten Gipfels noch jetzt festgeklemmt sitzt, herabzubringen; allein nach vielen fruchtlosen Versuchen wurde ihm in einer Vision von einem Engel offenbart, dass keines Menschen Fuss den Gipfel betreten dürfe; zugleich erhielt er jedoch als Lohn für seine frommen Bemühungen einen Splitter des Holzes, welcher, wenn ich mich recht entsinne, jetzt im Kloster Kjeghart unweit Eriwan aufbewahrt wird. Der Volksglaube ist so fest eingewurzelt, dass es Parrot unmöglich war, Armenier zur Begleitung zu bekommen, und er statt deren Tataren und Kosaken annehmen musste; selbst der aufgeklärte Archimandrit Surenianz glaubte nicht an die stattgefundenen Ersteigungen.

Da uns sämmtliche Requisiten einer Bergbesteigung einschliesslich eines gletscherkundigen Führers fehlten, und wir

für starke Fusstouren auch nicht in Uebung waren, wie wir auf dem Latparipasse in Swanethien deutlich gemerkt hatten, so mussten wir selbstverständlieh den Gedanken an eine Ersteigung des Gipfels aufgeben. Wir wollten jedoch nicht vom Ararat scheiden, ohne ihn wenigstens etwas näher kennen gelernt zu haben und beschlossen daher, Aghurri zu besuchen und von dort einerseits in jene grosse Kluft, und andererseits bis nach dem Kipgöl vorzudringen. Seitens des Obersten wurden uns Pferde gestellt und sechs Kosaken zur Begleitung mitgegeben; leider stellte sich jedoch, als es zu Aenderungen schon zu spät war, heraus, dass von den Kosaken nicht ein einziger tatarisch verstand und wir sie in Aghurri also zu nichts gebrauchen konnten; auch ausserdem kann ich ihnen leider das Zeugniss nicht versagen, dass sie, mit Ausnahme eines einzigen, die unsympathischsten, trägsten Menschen waren, mit denen ich auf der Reise zusammengekommen bin; ihre Pferde waren gleichfalls jämmerlich, und konnten sich kaum selber schleppen. Wir brachen nicht sehr früh auf, durchritten die schmale Strecke, welche uns vom Fusse des Berges trennte, und stiegen dann in gerader Linie, was die sehr geringe Neigung des Berges erlaubte, bis zum Dorfe Aghurri hinauf, wo wir schon um eilf Uhr anlangten. Das Gestrüpp, welches im Araxthale wächst, hörte am Fusse des Berges, wie abgeschnitten, sofort auf, und bis Aghurri war kaum eine Pflanze zu sehen. Das Dorf ist nach seiner Zerstörung unweit seiner früheren Lage wieder aufgebaut worden, und besitzt nur einige magere Felder, welche vom Bache des erwähnten Gletschers befruchtet werden; sein Reichthum scheint besonders in Vieh zu bestehen, welches an den Rändern der Kluft und an den Abhängen nach dem kleinen Ararat zu, welche nicht so kahl sind, wie die von uns durchrittenen Strecken, gute Nahrung findet. Wir nahmen unser Quartier in dem Gebäude des im Sommer hier stationirten, jetzt aber bereits eingezogenen Kosakenpostens, und beriefen den Dorfältesten zu uns, um von ihm für den nächsten Morgen Pferde und einen Führer nach Kipgöl zu verlangen. Da im Dorfe kein Mensch

russisch verstand, und unsere Kosaken nicht tatarisch sprachen, so war ich auf ein türkisches Taschenwörterbuch zu unserer Verständigung angewiesen; es ging aber, wider Erwarten, alles prächtig, und der Dorfälteste sagte uns drei Pferde und einen Führer für 2 Uhr Nachts zu; wir beabsichtigten, von unseren Kosaken nur einen, einen forsch aussehenden älteren Soldaten, mitzunehmen, und die übrigen unbrauchbaren Mitglieder unserer Escorte in Aghurri zu lassen, wo sie nach Herzenslust ihrer Lieblingspassion, dem Schlaf, nachhängen konnten Zu unserem Mittagessen gelang es uns nicht, das Geringste im Dorfe aufzutreiben; wir waren daher auf die mitgebrachten Victualien, unter denen Erbswurst und Fleischextract eine Hauptrolle spielten, angewiesen.

Da es noch früh am Tage war, beschlossen wir die Tour nach dem Gletscher sofort anzutreten; vorher hatten wir noch eine eigenthümliche Begegnung mit dem Häuptling einer in der Nähe lagernden Schaar nomadisirender Kurden, welcher eine Vorladung vor den Friedensrichter, vermuthlich wegen Viehdiebstahls, erhalten hatte, und uns bat, ihm das Document zu erläutern; bei seiner mangelhaften Kenntniss des Russischen wird meine Erklärung ihm wohl ebenso dunkel geblieben sein, wie die Vorladung selbst. Wir stiegen nun, ohne einen Führer zu nehmen, mit dem wir uns doch nicht hätten verständigen können, in der Schlucht aufwärts; die Sohle derselben war schmal, und zu dem Gletscherbach, welcher sie durchströmte, gesellten sich eine Menge Quellen, aber meist mit bitterem, ungeniessbarem Wasser. Der untere Theil der Schlucht hat durch den Bergsturz von 1842, welcher das alte Aghurri zerstörte, ein wüstes, wildes Aussehen erhalten; doch waren die Seitenwände mit schönen Alpweiden bedeckt, auf welchen grosse Kuhheerden sich tummelten. Bald mussten wir den Grund der Schlucht verlassen und auf Ziegenpfaden an der östlichen Wand emporklettern; eine schöne klare Quelle mit einer Art Schutzhütte für die Hirten bezeichnet den Platz, in dessen Nähe vor dem Bergsturz das Kloster St. Jacob

gestanden. Vom Gletscher war noch nichts zu sehen, vor uns lag ein wüster Felsenhaufen, dessen Ersteigung ein saures Stück Arbeit war; oben angelangt, merkten wir erst, dass dies die Moräne des Gletschers gewesen und dass wir nunmehr auf dem blanken Eise standen, nach $2^1/_2$ Stunde Marsch von Aghurri aus und in etwa 8500 Fuss Höhe. Der Blick in das obere Ende der Schlucht war überwältigend; der mit Felsblöcken bedeckte Gletscher stieg nicht sehr bedeutend noch etwa 2 bis 3 Werst an und endigte in einem Felsencircus, dessen eisgekrönte Wände am oberen Ende über 4000 Fuss Höhe hatten, um so imposanter, als die Breite der Schlucht sicherlich nicht über tausend Schritt betrug. Von Scenerien aus dem Hochgebirge der Alpen, die mir bekannt sind, kann der hiesigen nur das Roththal unterhalb der Jungfrau an die Seite gestellt werden. Die vorgerückte Tageszeit verbot uns leider, weiter auf dem Gletscher vorzudringen, und wir mussten an den Rückweg denken; wir wählten hierzu die westliche Wand, merkten jedoch bald, dass wir nicht weise hieran gehandelt, denn anstatt der immerhin noch gangbaren Ziegenwege an der östlichen Wand hatten wir hier nichts als ein wüstes Chaos von Felsentrümmern. Im Thale angelangt, verfehlten wir bei der inzwischen eingetretenen Dunkelheit zu guter Letzt noch den Weg, und erst der aufgehende Mond verhalf uns wieder zu der richtigen Fährte, auf welcher wir Aghurri, etwas zerschlagen, um acht Uhr erreichten; unsere Kosaken waren bereits um uns in Angst gewesen. Während der Nacht konnte ich kein Auge zuthun, da die seit Abmarsch des Kosakenpostens unbeschäftigten Hausthiere sich an mir entschädigten, ich war daher recht froh, als endlich die zum Aufbruch festgesetzte Stunde herankam.

Der orientalischen Gewohnheit ganz zuwider war der Führer mit recht guten, derben Tatarenpferden pünktlich erschienen, und in seiner Begleitung und der eines älteren Kosaken, des einzigen brauchbaren, traten wir den Marsch gegen drei Uhr an: das Wetter war so günstig wie möglich: heller Mondschein, klare Luft und niedrige Temperatur, also

Aussicht auf einen schönen Tag. Da wir uns noch im Norden des Gipfels befanden, unser Ziel, der Kipgöl, sich aber westlich von demselben befindet, so mussten wir in schräger Richtung am nordwestlichen Abhang emporsteigen; unsere Pferde waren gute Bergsteiger, und kamen auf den ziemlich stark geneigten grasigen Abhängen, an welchen eine Art Ziegenpfad hinaufführte, rasch vorwärts. Bei Sonnenaufgang hatten wir schon 9000 Fuss Meereshöhe erreicht. Der Blick, der sich uns darbot, war herrlich: Während die Sonne eben erst die Gipfel der uns gegenüber liegenden Berge röthete, und das Thal des Arax unter uns noch in grauem Dunste lag, zeichnete sich der Fluss, dessen Lauf wir auf zwölf Meilen verfolgen konnten, im ersten Lichte des werdenden Tages schon hell von seinen Ufern ab. Allmählich schwanden die Dünste, und als wir den ersten Sonnenstrahl erhielten, lag das Bild mit solcher Klarheit vor uns, dass wir die kleinsten Einzelheiten mit unbewaffnetem Auge unterscheiden konnten. Unter uns floss der Arax von Külpi bis Chorwirab, dahinter waren die Mauern von Sardarabad, die Thürme von Etschmiadzin, die Festung von Eriwan deutlich zu unterscheiden; uns gegenüber erhoben sich die kahlen Berge, welche den Goktschasee einschliessen, den Mauern eines Riesenkraters nicht unähnlich, links davon der breite, unschöne Rücken des Alagöz, über dessen Flanke als unscheinbare Punkte die Berge bei Kars aus fast 20 Meilen Entfernung herüberschauten; zu unserer Linken schloss die westlich vom Ararat ausgehende Kette mit dem kegelförmigen Berge von Külpi das Bild. Während bis hierher der Anstieg ziemlich regelmässig gewesen war, waren weiter oben steile und wegen des nackt zu Tage liegenden Felsens für die Pferde recht ermüdende Grate zu überwinden; etwa bei eilftausend Fuss Höhe passirten wir den Fuss eines nicht sehr bedeutenden Gletschers. Auf der grünen Matte, welche vor ihm lag, war zu unserem Erstaunen eine Mauer gezogen, deren Anwesenheit auf diesem nur von kurdischen Nomaden betretenen Platze wohl überraschen konnte; möglicherweise bezeichnet sie die Grenze zwischen Russland und der Türkei. Nach

einer ferneren starken Stunde mühsamen Steigens erreichten wir die Höhe des Grates, welcher die Wasserscheide zwischen dem Arax und seinem Nebenfluss, dem Alzas, auch Fluss von Makù genannt, bildet, und erblickten nahe unter uns einen kleinen kreisrunden Alpensee, den allen Araratsteigern wohlbekannten Kipgöl. An seinem Ufer, durch vorliegende Felsen vor dem heftigen Winde geschützt, verzehrten wir unser frugales Frühstück, an welchem unser Führer, als strenger Schiit, um keinen Preis theilnehmen wollte. Die Höhe des Kipgöl ist häufig verschieden angegeben worden; ich schätze sie (da unsere Barometer in diesen Höhen nicht ganz zuverlässig waren) auf 12,500 Fuss, eine Erhebung, die sowohl mit der augenscheinlichen Nähe des ewigen Schnees übereinstimmt, als mit der Frist von 5 Stunden, welche wir auf unseren gut kletternden Pferden zur Ersteigung gebraucht hatten. Oestlich von uns erhob sich der von hier aus nicht sichtbare Gipfel, dessen Firnfeld zu uns in steilen Wänden und mehreren Gletschern abfiel; den Zusammenhang der letzteren und ihre Richtung konnten wir jedoch, der vorspringenden Grate wegen, nicht gut bestimmen. Westlich setzte sich der Grat, unterhalb dessen der Kipgöl liegt, in schroffen zerklüfteten Felsen fort, und im Süden begann wenige hundert Fuss unter uns ein breites, sich nach der türkischen Hochebene terrassenförmig abstufendes Thal; die oberste Terrasse war über eine Werst lang, nicht viel weniger breit und fast völlig eben, eine in solcher Höhe jedenfalls merkwürdige Erscheinung, welche an die Bildung des Formazzathals oberhalb des Lago Maggiore erinnert. Ueber den Rand dieser Terrasse hinweg hatten wir einen weiten Blick nach der Türkei. Während rechts vor uns ein wildes Gebirgsland, ohne hervorragende hohe Gipfel die Quellen des östlichen Euphrat (Murad-su) umschloss, stieg im Südwesten, zwar volle zwanzig Meilen entfernt, aber durch seine Höhe die umliegenden Gebirge überragend und deutlich erkennbar, der schneebedeckte Sipandagh am Ufer des Wansees empor; weiter östlich schloss sich ein vielgipfliges Gebirgsland an, dessen entfernteste Spitzen wohl die Berge des

selbst jetzt noch fast unbekannten Chaldäerlandes Dshulamerk, zwischen Wan- und Urûmiasee, gewesen sein mögen. Die türkische Stadt Bajezid, obgleich fast unmittelbar zu unseren Füssen gelegen, war nicht sichtbar; sie ist an einen Hügel angelehnt, der sie uns verdeckte, und durch sie führt die grosse Karavanenstrasse von Trapezunt über Erzerum nach Tebriz in Persien.

Nachdem wir einige Stunden der Ruhe und einer Jagdpartie auf die häufigen rothfüssigen Rebhühner gewidmet, die in den zerklüfteten Felswänden sich herumtrieben, traten wir den Rückweg an. Unweit von Aghurri machte uns unser Führer voller Aufregung auf zwei kurdische Räuber aufmerksam, welche einen mit Waaren beladenen Esel fort trieben; obgleich wir, durch frühere Erfahrungen gewitzigt, ihm keinen rechten Glauben schenkten, folgten wir doch seinem Wunsche und ein regelrechtes Kesseltreiben brachte die beiden Räuber in unsere Gewalt. Hier erwiesen sie sich jedoch als harmlose Menschen, und der Esel als ihr Eigenthum; die Aufregung war also vergeblich gewesen und ich nahm mir vor, nicht eher an Räuber im Orient zu glauben, als bis ich sie aus eigener Erfahrung kennen gelernt haben würde, was glücklicherweise nicht der Fall gewesen ist. Wir kamen später bei den Zelten dieser Kurden vorbei; es sind runde oder längliche Gestelle aus Holzstangen, deren Dach durch ein Stück schwarzes Zeug gebildet wird; Seitenwände sind nicht vorhanden, es läuft vielmehr rings um das Zelt ein nur vier Fuss hohes Flechtwerk, oft mit geschmackvoll gemusterten Teppichen überzogen, welches lediglich als Einfriedigung, nicht als Schutz gegen das Wetter dient. Die Tracht der Kurden weicht hier wesentlich von derjenigen ab, welche ich im südlichen Kurdistan gesehen und weiter unten beschrieben habe; sie nähert sich mehr der türkischen und namentlich scheint Roth eine sehr beliebte Farbe zu sein. Während tatarische und persische Nomaden sich oft misstrauisch gegen den Fremden verhalten, sollen die hiesigen Kurden im Verkehr frei und offen sein, und der Europäer wird beim Eintreten in das Zelt von der unverschleierten

Hausfrau begrüsst, eine dem Gebrauch des Orients durchaus widersprechende Erscheinung. Wir wurden hier wieder wegen der gestrigen friedensrichterlichen Vorladung interpellirt, und da ein Kurde, der Bruder des Angeschuldigten, ziemlich verständlich Russisch sprach, so konnte ich ihm begreiflich machen, dass der Vorgeladene sich in siebzehn Tagen (anders war ihm das Datum nicht klar zu machen) vor dem Friedensrichter wegen des streitigen Mein und Dein einer Kuh zu verantworten haben würde; es schien ihn dies sichtlich zu beruhigen, denn vor einem erst in siebzehn Tagen eintretenden Ereigniss fürchtete sich der Orientale nicht, und in so langer Zeit wird der Friedensrichter die Sache wohl auch schon vergessen haben. Kurz vor Aghurri ging ein Sprung von sieben Rehen, mit einem starken Bock, an uns vorüber nach dem Bach zur Tränke, eine sofort angestellte Treibjagd hatte jedoch keinen Erfolg; wie wir in Aralych später hörten, soll es hier auch Wildschafe (Argali) geben, aber keine Steinböcke und Gemsen.

Schon um 1 Uhr erreichten wir Aghurri wieder und wurden mit ausgelassener Freude von den Hunden der Kosaken empfangen, während diese selbst mit missvergnügten Gesichtern die Nachricht vernahmen, dass wir heute noch nach Aralych reiten würden; sie sahen dies vermuthlich als einen Eingriff in ihren Nachmittagsschlaf an. Die Dorfbewohner brachten uns inzwischen vorzügliche saure Milch und Eierkuchen, und gesättigt (was wir kaum gehofft hatten), konnten wir um drei Uhr unsere Pferde besteigen. Unterwegs brachte der Kosakenunteroffizier meine schon stark gespannte Geduld zum Reissen; als wir nämlich am Rande der Ebene unsere Pferde in Trab setzten, um Aralych bei guter Zeit zu erreichen, sagte er mir in unhöflichem Tone, dass das die Pferde zu sehr angriffe, und dass wir Schritt zu reiten hätten! nach kaum zweimeiligem Marsch! Ich nahm meine ganze Kenntniss des Russischen und seiner zahlreichen Freundlichkeiten zusammen, und machte in einer längeren Rede dem Kosaken seinen Standpunkt klar; mit erleichtertem Herzen kamen wir dann in Aralych an. Hier

fanden wir zahlreiche Gesellschaft: einige Herren aus Eriwan, welche zur Jagd hieher gekommen waren, und den Friedensrichter des Districts, einen geborenen Deutschen. Letzterer theilte uns viel über das Leben und Treiben der hiesigen Bevölkerung, namentlich der Kurden, mit, deren Viehdiebstähle sie oft vor sein Forum brachten; mit das Schwierigste war für einen hiesigen Richter, wie er uns sagte, die unumgänglich nothwendige Kenntniss aller hier gebräuchlichen Sprachen, also des Russischen, Türkisch-Tatarischen, Armenischen, Persischen und Kurdischen, welche er sämmtlich beherrschte. Einer der Herren aus Eriwan, welchen uns der Friedenrichter als „den Jäger Herrn Petermann“ vorstellte, erzählte uns so abenteuerlich klingende Geschichten von der Menge des Wildes im Araxthal, dass wir geneigt waren, ihn für einen Münchhausen zu halten; er rechtfertigte sich aber am nächsten Morgen, indem er in der Nähe des Hauses und fast vor unseren Augen in anderthalb Stunden 18 Schnepfen und Becassinen schoss Unser Abschied von dem liebenswürdigen Oberst war herzlich, und vor dem Scheiden wurde das Wohl der beiderseitigen Länder und Heere noch in Champagner getrunken, den Muhamed bekanntlich seinen Gläubigen nicht verboten.

Unser Gepäck war unter der Obhut eines Kosaken nach der Poststation Aghamzalu, der nächsten bei Eriwan, vorausgeschickt worden, und wir selbst ritten auf einem näheren Wege dorthin, so den Umweg über Kamarlu vermeidend, welchen wir auf dem Hinwege lediglich des Klosters Chorwirab wegen gemacht hatten. Der Arax war auf diesem Wege des tiefen Wassers halber nicht zu durchreiten; eine von Kosaken 'bediente Fähre brachte uns auf das andere Ufer, während die abgesattelten Pferde nachschwammen. In Aghamzalu wurde uns die überraschende Nachricht, dass ein Kosak mit unserm Gepäck dort nicht gesehen worden sei; wir hatten also die Wahl entweder unbestimmte Zeit darauf zu warten, oder nach Eriwan weiter zu reiten, und unserem Gepäck zu überlassen, selbst dorthin zu finden. Wir wählten das letztere und trafen auch unweit des Dorfes den Kosaken bei einem

Tschaparposten, wo er, der erhaltenen Instruction zuwider, unsere Sachen abgeladen hatte. Es war wieder einige Energie nothwendig, um ihn zu bewegen, uns bis Eriwan zu begleiten. Auf dem Wege nach der Stadt fielen uns die ausgedehnten Melonenfelder auf, deren Erzeugnisse frisch vom Felde weg verkauft werden; der Eigenthümer schlägt bei seinem Stück Landes eine Bude auf und verkauft den Vorbeigehenden seine Früchte um einen lächerlich billigen Preis. Ausser der gewöhnlichen gelben Zuckermelone und der saftreichen, den Durst vorzüglich stillenden Wassermelone kennt man hier noch eine dritte Art, Dutmà genannt; sie hat Form und Grösse der Zuckermelone, aber auch im Zustand der völligen Reife hellgrünes Fleisch, und einen aromatischeren Geschmack als jene, auch soll sie, wie mir versichert wurde, nicht so fiebergefährlich sein.

Nach einem wegen der Hitze nicht recht erquicklichen fünfstündigen Ritt hatten wir die Stadt erreicht, wo uns Ali, im Gedanken an kurdische Räuber, schon mit Angst erwartet hatte. Den Abend besuchten wir noch unsere Lieblingspunkte, die Festung und die Moschee, allein von jener war die Aussicht trübe, da sich der Ararat mittlerweile in Wolken gehüllt hatte, aus dieser wurden wir von dem Tempelhüter gleich beim Eintritt auf recht grobe Art hinausgewiesen, und als wir durch den der Dunkelheit halber schon geschlossenen Bazar nach Hause gingen, erschienen dessen Nachtwächter mit Stöcken und bedeuteten uns, dass nach Sonnenuntergang jeder Eindringling als Dieb angesehen werde. Wir hatten eben heute kein Glück, und zum Ueberfluss erfuhren wir noch im Klub, wo wir zu Abend assen, dass das Bier ausgegangen war.

Am nächsten Morgen verliessen wir Eriwan auf der jämmerlichsten Telega, die mir je vorgekommen; sie bestand eigentlich nur aus Löchern, sollte aber nach der Versicherung des Polizeimeisters, der nicht im Stande gewesen sein wollte, uns einen Tarantass zu miethen, die beste der Station sein. Die neue Strasse zwischen dem Goktschasee und Eriwan war noch nicht fertig, und der alte Weg bis zur ersten

Station Eilar geradezu halsbrechend steinig, dazu kahl und langweilig; ein kleiner Regen hatte glücklicherweise die Luft abgekühlt, so dass wir nicht von der Hitze zu leiden hatten. Eine Escorte von Kosaken, welche man uns gänzlich überflüssiger Weise mitgegeben hatte, und die uns durch den jedesmaligen Aufenthalt bei den Ablösungen recht lästig zu werden drohte, schickten wir wieder zurück. Auf der ersten Station Eilar war bedeutende Grobheit zur Erlangung von Pferden nothwendig gewesen, auf der zweiten, Suchaja Fontanka, bis wohin die Güte des Weges und die Oede der Landschaft ziemlich dieselben geblieben waren, erhielten wir solche zwar gleich, dafür irrte sich jedoch der Postmeister bei der Bezahlung um einige Werst zu seinen Gunsten. Bis hierher waren wir fortwährend auf der Ostseite des Zengathales gestiegen; jetzt verliessen wir nach einigen Werst die grosse Strasse, bogen links in das Thal ein, überschritten den Fluss und erreichten über ein grosses Dorf Karavansarai unser heutiges Ziel Daratschitschach. Dieser Ort, jetzt von einer Malakanenkolonie Konstantinowskoje eingenommen, ist für Eriwan, was Borshom für Tiflis ist, eine Sommerfrische; er liegt 6500 Fuss hoch und vom Mai bis September flieht alles, was fliehen kann, aus Eriwans Hitze und Staub in das freundliche kleine Bergthal, in welchem niedrige Eichenwälder schon die Nähe der Grenze Grusiens verrathen.

Der General Karmalin, Gouverneur von Eriwan, hatte uns schon zu Tisch erwartet, allein die unvermeidlichen Verzögerungen auf den Poststationen hatten unsere Ankunft verspätet, und wir konnten ihm erst Abends unsere Aufwartung machen. Unser Mittagessen erhielten wir, drei Stunden nach geschehener Bestellung (so wenig war man auf Reisende eingerichtet) im „Klub“ des Ortes, einem Institut, das durch sein Tischtuch sattsam characterisirt wurde, und mussten in der Zwischenzeit unseren knurrenden Magen durch einen Spaziergang nach einer schönen Klosterruine oberhalb des Dorfes beschwichtigen; es war dies eine ziemlich gut erhaltene Kirche grusinischen Stiles, in deren Façade die Pietät der Anwohner mehrere hundert Exvotokreuze eingemeisselt hatte.

Der Abend verging uns sehr angenehm bei Musik und interessanter Unterhaltung mit unseren liebenswürdigen Wirthen. Wir hörten hier Authentisches über die Kurden des Gouvernements; sie sollen bei weitem besser als ihr Ruf sein, und werden von Tataren und Armeniern nur ihrer Vorliebe für fremdes Vieh wegen gehasst; Strassenräubereien kommen jedoch von ihrer Seite nicht mehr vor und der europäische Reisende hat gar nichts zu befürchten. Ihr Chef ist Dshafar-Agha, ein alter Stammeshäuptling, den die russische Regierung, um ihn zu gewinnen, zum Generalmajor ernannt hat; er sieht in seiner Nationaltracht mit den grossen Generalsepauletten recht stattlich aus, residirt aber jetzt auf türkischem Gebiete, bei den Euphratquellen. Auch über eine andere Bevölkerung der Gegend, die Malakanen, erhielten wir Aufschluss. Sie wohnen in zahlreichen Kolonien von Eriwan an längs der Tifliser Strasse bis nach dem Kurathal hinab, und sind ebenso, wie die Duchobortzen, eine hierher verpflanzte russische Sekte, deren religiöser Character recht dunkel zu sein scheint. Im Uebrigen haben sie mit den Duchobortzen viele Aehnlichkeit, namentlich was das Frachtfuhrwerk und das deutsche Gespann betrifft; doch tragen sie russische Bauerntracht und ihr Ruf soll dem der anderen Sekte nicht völlig ebenbürtig sein.

Nach einer eisig kalten Nacht brachen wir so früh als möglich auf, und erreichten um 11 Uhr die Station Jéllenowka am Goktschasee. Auf der vorigen Station Achty hatte der Posthalter im Verein mit dem Aufseher (Smatritjel) einen vergeblichen Versuch gemacht, uns um 13 Werst zu übervortheilen; erst nach unserer bestimmten Versicherung, dass wir ihn für einen gemeinen Betrüger hielten, stand er davon ab und fertigte mit der Miene beleidigter Unschuld eine andere Quittung aus. Der Goktschasee, den grössten Schweizerseen an Fläche gleichkommend und 6340 Fuss über dem Meere gelegen, hat mich recht enttäuscht; ich hatte viel von seinen Schönheiten reden hören, und dachte in ihm den Bodensee oder den Genfersee zu finden; statt dessen sah ich eine stille weite Wasserfläche, von einförmigen, kahlen

Bergen umgeben, ohne ein Dorf am Ufer und ohne ein Segel, das darüber hinglitt; der Eindruck der unheimlichen Oede wird noch vermehrt durch das graue kleine Kloster Sewanga, welches unfern des Ufers auf einer einsamen Felsenklippe liegt. Einen ganz anders grossartigen Eindruck machte mir später der Urûmiasee mit seinen herrlichen Bergen, seinen romantischen Inseln, und den üppigen Dörfern an seinem Ufer. Das Geniessbarste am Goktschasee sind, wie ich prosaischer Weise gestehen muss, seine vorzüglichen Lachsforellen, von denen wir ein ausgezeichnetes Exemplar in Daratschitschach gekostet hatten. Von Jellenowka beginnt die vollendete neue Strasse, an Kühnheit der Windungen und Güte des Baues keiner Schweizerstrasse nachstehend, — vorausgesetzt, dass man ihre Unterhaltung nicht vernachlässigt. Sie führt zwei Meilen lang hoch an der Bergwand längs des Sees hin und würde herrliche Blicke bieten, wenn die Scenerie nicht so einsam und traurig wäre; gleichwie um uns dafür zu entschädigen, liess sich vom höchsten Punkt der Strasse aus, dem Kloster Sewanga gegenüber, das Schneehaupt des Ararat zum letzten Male erblicken, um dann auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Bei Tschubukli, wo sich früher die Station befand, verlässt die Strasse den See, und steigt steil bis zur jetzigen Station Simeonowka, einem Malakanendorf, hart vor der 7124 Fuss hohen Wasserscheide gelegen. So plötzlich der Uebergang in der Scenerie bei Atzchur gewesen war, so überraschend war er auch hier; kaum hatten wir die Passhöhe hinter uns, als auch schon die steinige Oede Armeniens verschwand, und durch die herrlichen Eichen- und Buchenwälder Grusiens fuhren wir in endlosen Serpentinen hinunter in das Thal der Akstafa. Delidshan, der erste Ort im Gouvernement Jelissawetpol, und die Kreuzungsstation für die Linien von Tiflis, Eriwan und Alexandrapol, ist ein grosses sauberes Malakanendorf, dessen hölzerne Häuser, in der den deutschen Colonisten an der Molotschna entlehnten Form, lebhaft an den Schwarzwald erinnern. Es erwartete uns hier noch eine andere angenehme Ueberraschung: Die Poststationen sind, so lange die Strasse im

Thale der Akstafa bleibt, in den Händen von Malakanen, und man begegnet auf denselben einer Sauberkeit, Höflichkeit und Pünktlichkeit, wie man sie nirgends in Russland wieder trifft; auch erhält man oft statt der entsetzlichen Telega kleine offene Bretterwagen, auf denen man sich viel bequemer einrichten kann, als auf jener, und vor welchen zwei Pferde mit Leichtigkeit dieselbe Last ziehen, wie dort die unpractische Troika. Das Thal bleibt durchweg reizend; herrliche Wälder, mit Felspartien durchsetzt, Seitenthäler mit rauschenden Bächen, und freundliche Malakanendörfer am Wege, der von endlosen Kameelkaravanen belebt war; unsere Fahrt war höchst angenehm, und erst die einbrechende Dunkelheit nöthigte uns in der Station Karavansarai (Istibulach), einem recht grossen Dorfe, 14 Meilen von unserem letzten Nachtquartier und noch 18 Meilen von Tiflis, Halt zu machen.

Um eine solche Strecke, ohne Courierpass, an einem Tage zurückzulegen, ist grosse Eile auf den Stationen erforderlich, und da diese nur durch hohe Trinkgelder an die Jemschtschiks zu erreichen ist, so versprachen wir noch Abends den unsrigen einen ganzen Rubel, wenn sie Punkt fünf Uhr zur Abfahrt bereit sein würden. Sie hielten Wort und fuhren uns die erste Station von 18 Werst in nicht mehr als 55 Minuten; der Weg war gut und die freundliche Landschaft, der gestrigen ähnlich, in der Morgenfrische eher zum Bleiben einladend. Nahe der ersten Station sahen wir einige Schwadronen Kosaken auf dem Marsche nach Süden bivouakiren. Das Thal wurde allmählich breiter, die Wände niedriger, und am Horizonte zeigte sich schon die gelbe Steppe der Kura und hinter ihr, durch den Dunst des Morgens noch verhüllt und nur in den Umrissen zu erkennen, die Hauptkette des Kaukasus. Sie ist hier nicht mehr, was sie in Swanethien war, die ewige Schneegrenze wird selten erreicht, und die Kammhöhe ist so gleichmässig, dass die Kette eher das Aussehen einer Mauer, als eines Gebirgskammes hat; nur zu unserer Linken, im Nordnordwesten, schaute die schneeige Spitze des Kasbek, hell im Sonnen-

schein funkelnd, über die Vorberge herüber. Bei der Station Akstafinsk, wo sich nach rechts die Strasse nach Jelissawetpol (Gündsha) abzweigt, tritt der Weg in die Steppe der Kura, eine traurige Oede, nur selten von einem Tatarendorfe unterbrochen, dessen Hütten ganz in die Erde eingegraben sind und wie Maulwurfshaufen aussehen. Es existirt zwar auch hier eine chaussirte Strasse; sie ist aber so verfallen, dass bei trockenem Wetter kein Mensch sie benutzt, und der ganze Verkehr quer über die Steppe weg geht. Früher soll die Gegend durch Räuber sehr unsicher gewesen sein, welche namentlich an der rothen Brücke ihr Wesen trieben. Dies Bauwerk, welches seinen Namen von den Ziegeln herleitet, aus denen es errichtet ist, stammt noch aus der Perserzeit und macht einen recht soliden Eindruck; die Brücke führt über den wasserreichen Chram, einen Nebenfluss der Kura, dessen hin und wieder mit etwas Grün bedecktes Thal dem Auge einen wohlthuenden Gegensatz zu den gelben Steppen längs der Strasse bietet. Merkwürdig ist an der rothen Brücke der Umstand, dass die Landpfeiler hohl und zu Karavansarais hergerichtet sind. Wir erreichten die verrufene Stätte, bei welcher noch in dem letzten Jahre Raubanfälle vorgekommen sein sollen (was mir übrigens wenig glaubwürdig erscheint) gegen Mittag; die Weiterfahrt war recht wenig erfreulich, denn die Hitze und der Staub nahmen von Stunde zu Stunde zu und auf den Stationen hielt es immer schwerer, Pferde zu erlangen. Unterwegs begegneten uns noch einige Schwadronen des Kosakenregiments, welches wir am Morgen bivouakirend getroffen hatten. Der wenig erfreuliche Anblick der Marschkolonne bestätigte, was ich oben über die gegenwärtigen Verhältnisse im Kosakenheere gesagt habe. Zu zweien, dreien und vieren ritten die Kosaken, in eine Linie von 20 Werst Länge aufgelöst; die schlechte Haltung zu Pferde, und der Schmutz an Mann und Thier spotteten jeder Beschreibung. Nur um die Standarte einer Sotnie (Schwadron) hatten sich etwa 30 bis 40 Mann zusammengehalten, der Name des Regiments war auf der

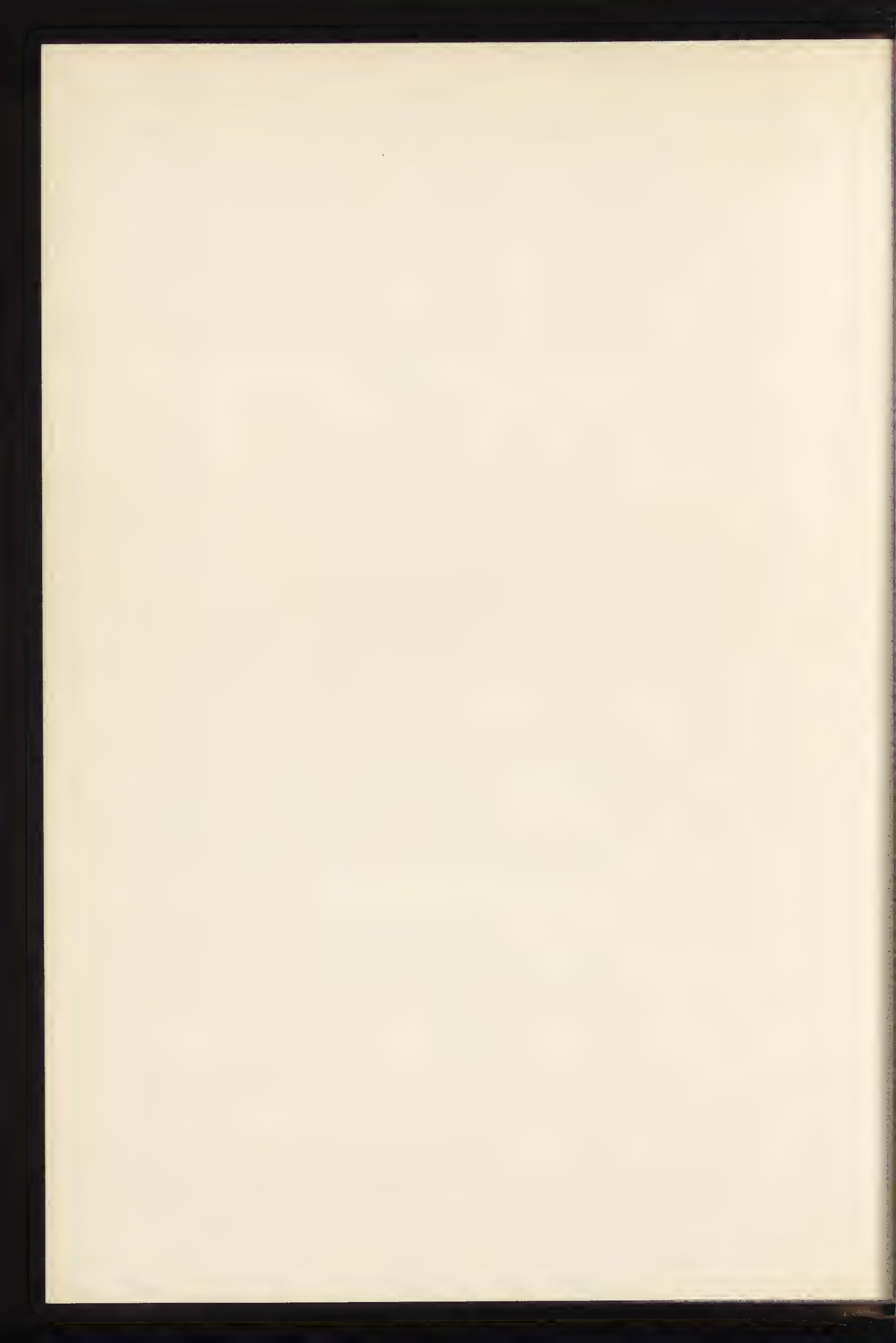
Standarte zu lesen: Es war das Chapjor'sche Regiment vom Kubanischen Heere.

Wenige Meilen vor Tiflis steigt die Strasse noch einmal über einen etwa 1000 Fuss hohen vorspringenden Bergrücken, anscheinend sehr unmotivirt, denn sie hätte mit geringen Mehrkosten zwischen demselben und der Kura durchgeführt werden können. Von der Höhe hat man wenigstens eine gute Aussicht auf das System des Mariencanals, welches zur Befruchtung der Karajaz-Steppe angelegt worden ist; es verbindet die Kura mit einem kleinen auf dem linken Ufer gelegenen See durch einen Haupt- und 17 Seitencanäle und wird, wenn der Erfolg den Erwartungen entspricht, über zwei Quadratmeilen Steppe in fruchtbares Land verwandeln. Die hiesige Gegend ist auch der Schauplatz der grossfürstlichen Wildschweinsjagden, von welchen oben die Rede gewesen ist. Am Nachmittag schien sich alles gegen uns verschwören zu wollen: betrunkene Posthalter und Pferdemangel verspäteten unser Fortkommen und auf der letzten Station vor Tiflis, von wo wir schon die Thürme der Stadt erkennen konnten, hätten wir beinahe nächtigen müssen. Wir erhielten nur eine Telega, und mussten Ali mit dem Gepäck die Sorge für sein Fortkommen selbst überlassen. Je mehr wir uns der Stadt näherten, desto belebter wurde die Strasse; Reihen von Wasserrädern schöpften aus der Kura das für die üppigen Gärten längs des Ufers erforderliche Wasser, städtische Wagen, von Spazierfahrten heimkehrend, Fussgänger in den buntesten Trachten, Lastkameele und Büffelkarren, und zu unserem Leidwesen städtisches Pflaster, das unsern, durch dreitägige Telegafahrt hartgeprüften Gliedmassen den Gnadenstoss gab. Durch weitausgedehnte Vorstädte gelangten wir in das Bazarviertel, wo trotz der Dämmerungsstunde noch das bunteste Leben herrschte, und um sieben Uhr wurden wir im Hôtel du Caucase von unserem inzwischen wiederhergestellten Kameraden begrüsst.

Vierter Abschnitt.

Von Tiflis bis Petrowsk.

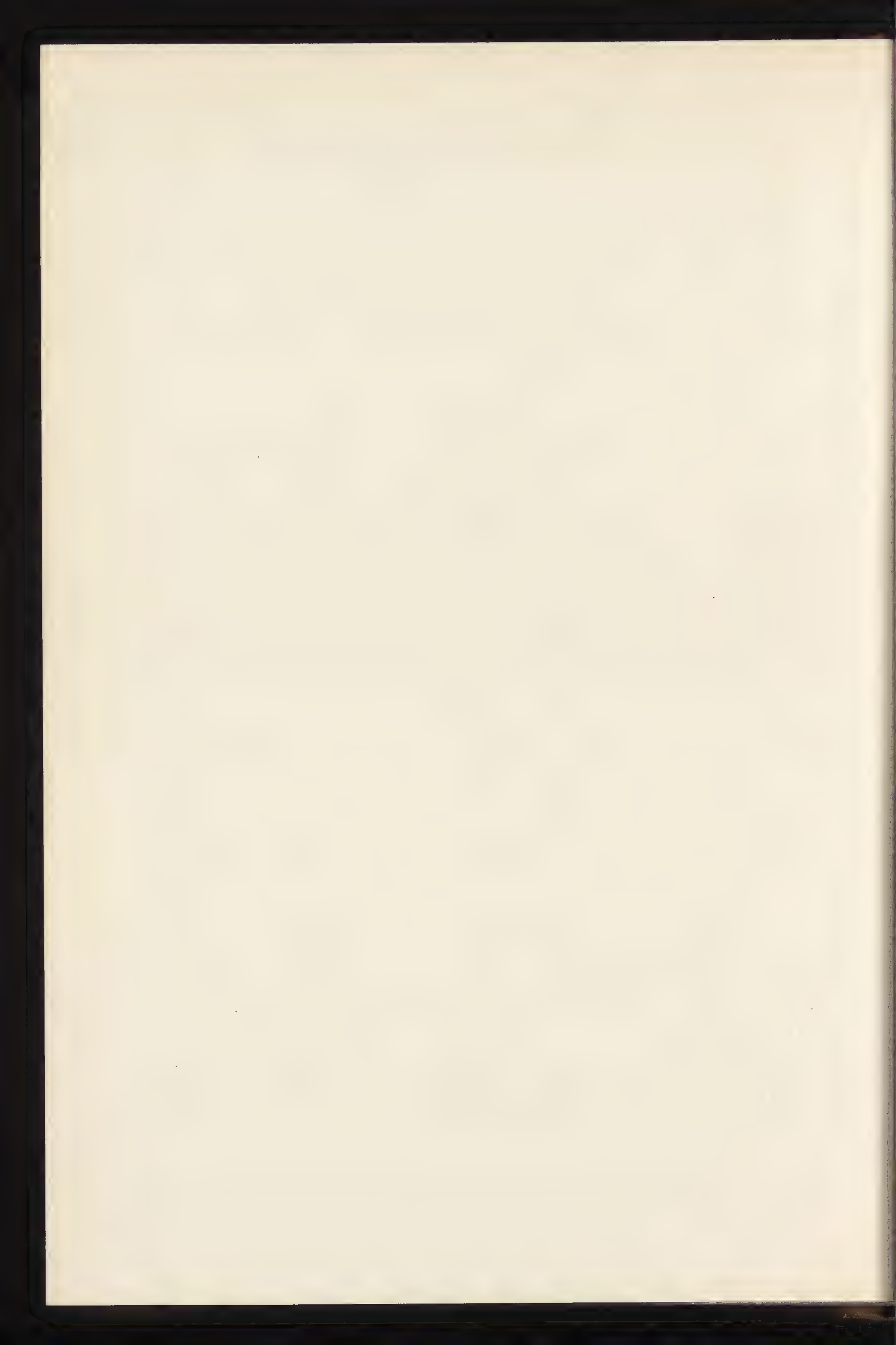
Tiflis. — Ausflug nach Kachetien. Die deutschen Colonieen. Signach. Telaw. Der Raub der Fürstinnen. Der Weinbau in Kaukasien. Achmeti. Tioneti. Die Chewsuren. Ananur. Der Kasbekpass. Die Osseten. Das Dariel. Wladikawkas. — Die Kämpfe im Kaukasus. Der rechte Flügel. Der linke Flügel. Der Muridismus. Schamyl. Nach Groznaja. Die Tschetschnia. Weden. Andi. Die Bevölkerung des Daghestan. Bottlich. Chunsak. Die Schlucht von Karadagh. — Gunib. Die Saltinskibrücke. Chodshalmachi. Urmi. Dshingutai. Temirchanschura. Petrowsk.





v. Thielmann, Reise.

TIFLIS.



Tiflis ist die Stadt der Contraste. Nur in Kairo findet man vielleicht ein ähnliches Gemisch von orientalischer Poesie und orientalischer Verkommenheit, europäischer Civilisation und europäischer Nüchternheit. Eine Illusion muss ich jedoch zerstören. Tiflis ist nicht die Stadt aus Bodenstedts „Tausend und ein Tag im Orient“. Auch ich erwartete Mirza Schaffys heitere Gestalt mit dem sauber geschorenen Scheitel abendlich Hafiz' Liebeslieder vor seiner Schönen singen zu hören, während diese auf dem flachen Dache des in duftenden Büschen versteckten Hauses, in die weisse Tschadra gehüllt, den Tönen lauscht; allein schon der erste Blick auf die Stadt liess das Bild verschwinden, Mirza Schaffy ist ein poetisches Märchen und das jetzige Tiflis nicht seine Stätte. Die Stadt ist in ihrem orientalischem Theile nur bei Tage malerisch, wenn das bunte Gewühl der Völker und Stämme die Gassen belebt; Abends verschwindet der farbige Duft des Bildes und statt Hafiz' unsterblicher Lieder hört man nur das Lallen eines betrunkenen Grusiners. Tiflis kann sich nicht wie andere Städte des Orients eines hohen Alters und einer ruhmreichen Vergangenheit rühmen; erst im späteren Mittelalter wurde die Residenz von dem alten grusischen Königssitz Mtzchet hieher verlegt, und von dieser Zeit datirt auch der Verfall des einst mächtigen Reiches. Perserzüge verheerten das Land und zerstörten die Stadt; nur wenige Kirchen und die mächtigen Trümmer des alten Schlosses, die hoch vom Felsen herabschauen, waren noch Zeugen der ruhmvollen

Herrschaft der Bagratiden. Als im Anfang dieses Jahrhunderts der letzte König aus diesem Geschlecht sein Land den Russen abtrat, um Schutz gegen die Perser zu suchen, fanden die neuen Herren Grusien als eine Wüste, und die Stadt in Trümmern und verödet. Seitdem hat sich vieles geändert; Tiflis wurde der Sitz des kaukasischen Statthalters und sämmtlicher Centralbehörden, es wurde der Mittelpunkt des Strassennetzes und steht mit dem Meere durch die jüngst eröffnete Eisenbahn in Verbindung; die alten Quartiere wurden aufgebaut, neue Stadttheile im Stile russischer Provinzialstädte schlossen sich daran, eine Colonie strebsamer Deutscher gründete eine freundliche Vorstadt. Jetzt ist die Stadt in fortwährendem Wachsen begriffen, und die Einwohnerzahl mag von 100,000 nicht mehr weit entfernt sein.

Die Lage der Stadt ist überwiegend hässlich. In einen engen Kessel zwischen kahlen gelben Bergen von unschönen Formen eingezwängt, entbehrt sie Luft und Grün, und sobald im Sommer die brütende Hitze den Aufenthalt unerträglich macht, flieht Alles in die Sommerfrischen im Gebirge, um erst im Spätherbst mit den ersten Regengüssen wiederzukehren. Die reissende Kura trennt die Stadt in zwei ungleiche Theile; anfangs in breitem Bette fliessend, tritt sie inmitten der Stadt zwischen jäh aufsteigenden Felsen in eine enge Schlucht; zwei Brücken, in kühnem Bogen hoch über das Wasser gespannt, verbinden hier im asiatischen Stadttheil die Ufer, während eine dritte weiter oben den Verkehr zwischen den russischen Quartieren vermittelt. Das offizielle Leben concentrirt sich im russischen Stadttheil auf dem rechten Kuraufer, hier sieht man breite Strassen mit stattlichen Häusern und eleganten Läden. Die Klage über die ungepflasterten Strassendämme mit ihren Staubwolken im Sommer und ihrem unergründlichen Schmutz im Winter, welche noch Dumas in seinem Buche in launigster Weise schildert, hat aufgehört; man findet jetzt besseres Pflaster als in den meisten russischen Städten, und jedenfalls weitaus besseres als in Petersburg und Moskau. Vorzüglich sind die Droschken; bequeme Wagen, gute Pferde und eine ver-

hältnissmässig (für den Kaukasus) billige Taxe. Es ist überhaupt auffällig, dass das Droschkenwesen, welches in Petersburg und Moskau noch antediluvianisch, und in Kiew und Odessa nur erträglich ist, sich in allen kaukasischen Städten, selbst in den kleinsten, zu einer Vollkommenheit herausgebildet hat, wie sie nur wenige europäische Städte aufweisen können; so habe ich beispielsweise nie bessere Pferde und Wagen gesehen, als in Bakù am kaspischen Meere. Der Güte des Fuhrwerks entspricht der hochfliegende Name desselben; die durchgehende Bezeichnung ist Phaeton, mag das Gefährt auch in seiner Bauart von diesem Typus noch so sehr abweichen. Unser Diener Ali übertrug gewohnheitsmässig den Namen auch auf den Kutscher, und Ovid würde sich wundern, wenn er die mannigfach abgerissenen und meist keineswegs poetischen Namensvettern seines Helden hier kennen lernte.

An imposanten Bauwerken ist der europäische Stadttheil nicht reich; das Palais des Grossfürsten-Statthalters ist ein schönes Gebäude ohne grossartig zu sein. Das Innere enthält einen spiegelreichen Saal im persischen Stil und Zimmer mit schönen Teppichen und Waffen, ist jedoch im Ganzen prunklos gehalten; ein Prachtstück ist ein Relief des Kaukasus, welches eine ganze Wand des grossfürstlichen Arbeitszimmers einnimmt, es steht der vortrefflichen fünfwerstigen Karte ebenbürtig zur Seite. Hinter dem Palais ist ein freundlicher, gut angelegter Park; auch im Sommer mit Wasser versorgt, bietet er einen erfreulichen Gegensatz zu dem kleinen öffentlichen Garten gegenüber, dessen Bäume von Hitze versengt und vom Staube erstickt ihre grauen Aeste traurig hängen lassen. Ein sehr bemerkenswerthes Gebäude ist das nahe gelegene kaukasische Museum. Es ist dies eine Schöpfung der neuesten Zeit, und eine der gelungensten in ihrer Art, welche ich kenne; das Land ist nach allen Richtungen hin durch seine Erzeugnisse und durch Proben seiner Natur vertreten. Der jetzige Director ist der in der wissenschaftlichen Welt wohl bekannte Naturforscher Dr. Radde: er hat sich seine Sporen in Sibirien verdient,

und ist seit einer Reihe von Jahren im Kaukasus thätig; unermüdlich im Durchstreifen des Landes, bis in die entlegensten Winkel des Hochgebirges hinein, gilt er für einen der besten Kenner der kaukasischen Natur, und die wissenschaftlichen Berichte über seine Ausflüge sind ein höchst schätzenswerthes Material für den Touristen, einzelne, wie beispielsweise die Monographie über die Längenhochthäler Imeretiens und Mingreliens, fast unentbehrlich. Viel Geschmack hat er bei der Aufstellung der zoologischen Abtheilung bewiesen; unähnlich unseren Museen, wo die ausgestopften Thiere schwadronsweise aufmarschirt und ausgerichtet stehen, zeigen sich die kaukasischen Vertreter in ihren natürlichen Stellungen, von dem Steinbock an, der an steilen Felsen emporklettert, bis zum Raben, der dem todten Kameel die Augen aushackt. Leider war zur Zeit unserer Anwesenheit der Director in Europa, sodass wir seiner kundigen Führung durch sein eigentliches Gebiet, die Zoologie und Botanik, entbehren mussten. Die übrigen Sammlungen sind bei der kurzen Existenz des Museums zwar noch nicht sehr reichhaltig, gleichwohl bieten sie einen guten Ueberblick über die Thätigkeit des Volkes; einen grossen Theil dieser Abtheilungen, welche zur internationalen Ausstellung nach Moskau ausgewandert war, hatte ich dort zu sehen Gelegenheit gehabt. Unweit des Palais und Museums liegt an einem unregelmässigen Platze das Theater, von aussen nicht sehr bemerkenswerth, innen jedoch ein zierliches Schmuckkästchen; jeden Winter sorgen russische Schauspieler und italiänische Opernsänger für die Unterhaltung der russischen Welt und für die Civilisation der grusinischen. An diesem Platze befinden sich auch die beiden ersten Gasthöfe der Stadt, das Hôtel du Caucase und Hôtel de l'Europe, beide gleichen Ranges. Wir hatten unser Absteigequartier in dem ersteren und können dasselbe für seine Sauberkeit und gute Küche nur loben, die Preise waren freilich kaukasisch, also drei bis viermal so hoch als in den besten Schweizer Gasthöfen, blieben aber hinter denen des Hôtel de France in Kutais,

der „kolchischen Harpyie“, wie es ein englischer Reisender treffend nennt, noch weit zurück.

Mit dem Platze am Theater schliesst Europa ab; wenige Schritte davon stehen wir mitten in Asien; hier ist der Bazar, der Brennpunkt des orientalischen Lebens Er ist, unähnlich den Bazaren in grösseren persischen oder türkischen Städten, nicht ein Complex von sich kreuzenden gewölbten oder wenigstens durch Matten vor der Sonne geschützten Hallen, sondern nur ein Gewirr enger Gassen und niedriger Häuser, deren Vorderseite ganz von Werkstätten eingenommen ist, welche zugleich als Läden dienen; das Schaufenster wird erspart, denn alles, was im Laden vorräthig, ist offen aufgehängt oder aufgeschichtet. Wenn der Bazar sich sonach freilich mit den prächtigen Marmorhöfen in Damascus oder den endlosen gewölbten Hallen in Baghdad und Tebriz nicht messen kann, so steht er ihnen an mannichfaltigem Interesse doch nicht nach. Zuerst das bunte Leben und Treiben der verschiedenen Völker. Der verschmitzte Armenier, der Herr des gesammten kaukasischen Handels, vielfach schon europäisch gekleidet, das stets vergnügte und weinselige Gesicht des Grusiners, der rothbärtige Tatar mit riesiger Schaffellmütze, der hagere hochgewachsene Perser, den seine schwarze Kullah noch einen Fuss höher erscheinen lässt, meist in die gelbbraune, bis zu den Knöcheln reichende Abbâ gehüllt: das sind die ständigen Typen des Verkehrs. Dazu gesellt sich allerlei wild aussehendes Volk: Osseten aus dem benachbarten Gebirge, untersetzte Tuschinen, an ihren schwarzen Filzkappen kenntlich, Lesghier mit ihren scharfgeschnittenen Gesichtern und kühnen Adlernasen, und als Contrast der deutsche Colonist in seiner altväterischen Tracht, und mit seinen Leiterwagen und Kummetgeschirren; dass auch russische Uniformen und europäische Civilkleider nicht fehlen, ist natürlich. Von Sonnenaufgang bis zum Abend, mit Ausnahme der heissen Mittagsstunden, drängt und schiebt sich die Menge, bietet und feilscht, und unverständlich ist es dem Neuling, wie bei dem Gewühl und Lärm ein Handel möglich ist. Die Verkäufer haben im Verkehr

mit Fremden überhaupt ein gutes Theil der Zurückhaltung verloren, welche dem orientalischen Kaufmann sonst eigen ist; während in Persien nie ein Verkäufer sich herablässt, seine Waaren dem Fremden anzupreisen, oder gar ihn zum Kauf zu drängen, wird in Tiflis der Europäer bei den Goldschmieden und Schwertfegern oft in zudringlicher Weise zum Kauf eingeladen. Dass der Unerfahrene auf das schmählichste übertheuert wird, gilt dem Orientalen als selbstverständlich; man thut daher wohl, sich nur unter kundiger Führung in Handel einzulassen, und vor Allem nie merken zu lassen, dass irgend ein Stück einem besonders gefällt: dessen Preis würde augenblicklich auf das Dreifache steigen.

Die Waaren, welche der Bazar bietet, sind freilich der mannichfaltigsten Art; dem kauflustigen Europäer wird die Auswahl jedoch dadurch erleichtert, dass, wie in allen asiatischen Städten, jedes Gewerbe seinen Bezirk hat; so tritt man zunächst in die Gasse der Goldschmiede, dann in die der Schwertfeger und andere. Die Goldschmiedekunst hat im Kaukasus stets in hohen Ehren gestanden; in Grusien hat sie sich, dem ritterlichen Sinn des Volkes und seiner Liebe zum Wein zu Ehren, vorzüglich auf Trinkgefässe und Waffenschmuck geworfen. Erstere haben die wunderlichsten Formen: die Hazarpesch (wörtlich „das Tausendwunder"), eine Art Bowlenlöffel mit geradem Stiel, dessen Kelle bis zu einer Vierteltunghe (eine Tunghe gleich fünf Flaschen) fasst, und welche der guten alten Sitte gemäss auf einen Zug geleert werden muss, die Kullah, von der Form einer kleinen Laute, deren Stiel sowohl als Einguss, als zum Mundstück dient, und die an einem Haken am Gürtel aufgehängt, dem Reisenden unsere Feldflasche ersetzt, sodann wunderliche Krüge mit mehreren spiralförmig gewundenen Hälsen und schliesslich Hörner und Becher jeder Art. Im Waffenschmuck hat sich eine Spezialität herausgebildet, in welcher es die Goldschmiede zu hoher Vollkommenheit bringen; es ist das niellirte Silber. Die Griffe der Schaschka und des Kindshal, die Gürtelbeschläge, die Patronenhülsen und das vielfache Geräth, das zum Anzug gehört, sind damit verziert. Ich

habe selbst bei Bauern derartige Stücke gesehen, die durch Feinheit der Zeichnung und der Ausführung jedem europäischen Goldschmied zur Ehre gereichen würden. Die Fabrikation der blanken Waffen steht dagegen leider nicht mehr auf ihrer früheren Höhe; die billige Solinger Waare macht ihr zu beträchtliche Concurrenz, und der kauflustige Fremde thut wohl, sich durch genaue Prüfung zu überzeugen, ob er nicht an der uralten Klinge, die ihm zu lächerlichen Preisen angeboten wird, ein deutsches Fabrikzeichen findet. Immerhin leisten andere Orte des Kaukasus, wie Wladikawkas und einige Dörfer im Daghestan, sehr Bedeutendes in der Schwertfegerkunst; in einem der letzteren, der Ortschaft Kubatschî im Kreise Dargô (nicht mit Dargo in der Tschetschnià zu verwechseln), hat sich die Tauschirkunst (Gold auf Stahl) in hoher Vollkommenheit erhalten. Eine grosse Unbequemlichkeit ist jedoch stets für den Fremden mit dem Ankauf von Waffen verbunden; der Schwertfeger der eine neue Klinge verkauft, hat weder ein Heft noch eine Scheide dazu, und ehe man beide bei dem Lederarbeiter und dem Goldschmied bestellt hat, vergeht viele Zeit und man hat Musse, Geduld zu lernen. Von den mannigfachen andern Waaren, welche derBazar bietet, haben für den Fremden vorzüglich die persischen Teppiche, Stickereien und Stoffe Interesse. Der grösseren Auswahl halber empfiehlt es sich jedoch, Einkäufe hiervon in einem der grossen Teppichläden im russischen Stadttheil zu machen; man wird dort nicht in dem Masse übervortheilt, wie es im Bazar geschieht, und findet auch bessere Waare Die Teppiche kommen zumeist aus Persien, geringere, im Vergleiche mit europäischen Fabrikaten aber noch recht achtenswerthe Sorten aus dem Gouvernement Baku und von Nucha. Letztere Stadt liefert auch, mit Rescht in Persien wetteifernd, die zierlichen seidengestickten Tücher, welche das Fabrikat von Konstantinopel, Brussa und Damaskus an Güte weit übertreffen; auch recht gefällige gemusterte Plüsche zu Divankissen geschnitten und mutakà genannt, werden hier fabricirt. Eine ausführlichere Uebersicht der persischen und kaukasischen Artikel, wie sie

zurück. Auch wir verlebten hier in Gesellschaft von Landsleuten gemüthliche Stunden, und hätten uns wohl in die Heimath zurückdenken können, wenn nicht die ungewohnten Klänge grusinischer Musiker uns an den Orient gemahnt hätten. Das Trio bestand aus Clarinette, Guitarre und Tambourin, und ihr Lied konnte Steine erweichen; während die letzteren in einförmiger Weise begleiteten, erging sich der Bläser in einer quäkenden Melodie ohne Ende und Abschluss; seine Kunst bestand vornehmlich darin, durch die Nase Athem zu schöpfen, während der Mund unablässig weiter blies, ein Kraftstück, welches ihm nach der Versicherung eines anwesenden deutschen Kapellmeisters kein europäischer Musiker nachmachen würde. Oberhalb der deutschen Colonie liegt noch der Bahnhof der Eisenbahn nach Poti, und ein öffentlicher Garten, von einem aus Persien verbannten Muschtehid (hohem kirchlichen Würdenträger) gestiftet, und nach ihm Muschtehide genannt. Im Frühjahr ist er allabendlich der Sammelpunkt der Tifliser Welt; jetzt jedoch hatte die Hitze Alles in das Gebirge verscheucht, und im Garten war keine Seele zu finden. Die besuchteste der Sommerfrischen ist das nur eine Meile südwestlich von der Stadt gelegene Kadshory: ein grosser Theil der Gesellschaft geht aber auch weiter nach der Waldeinsamkeit von Borshom oder Abastuman; das nahe Kachetien jedoch mit seinen herrlichen Punkten scheint bis jetzt von den Russen noch gänzlich unberücksichtigt gelassen zu werden.

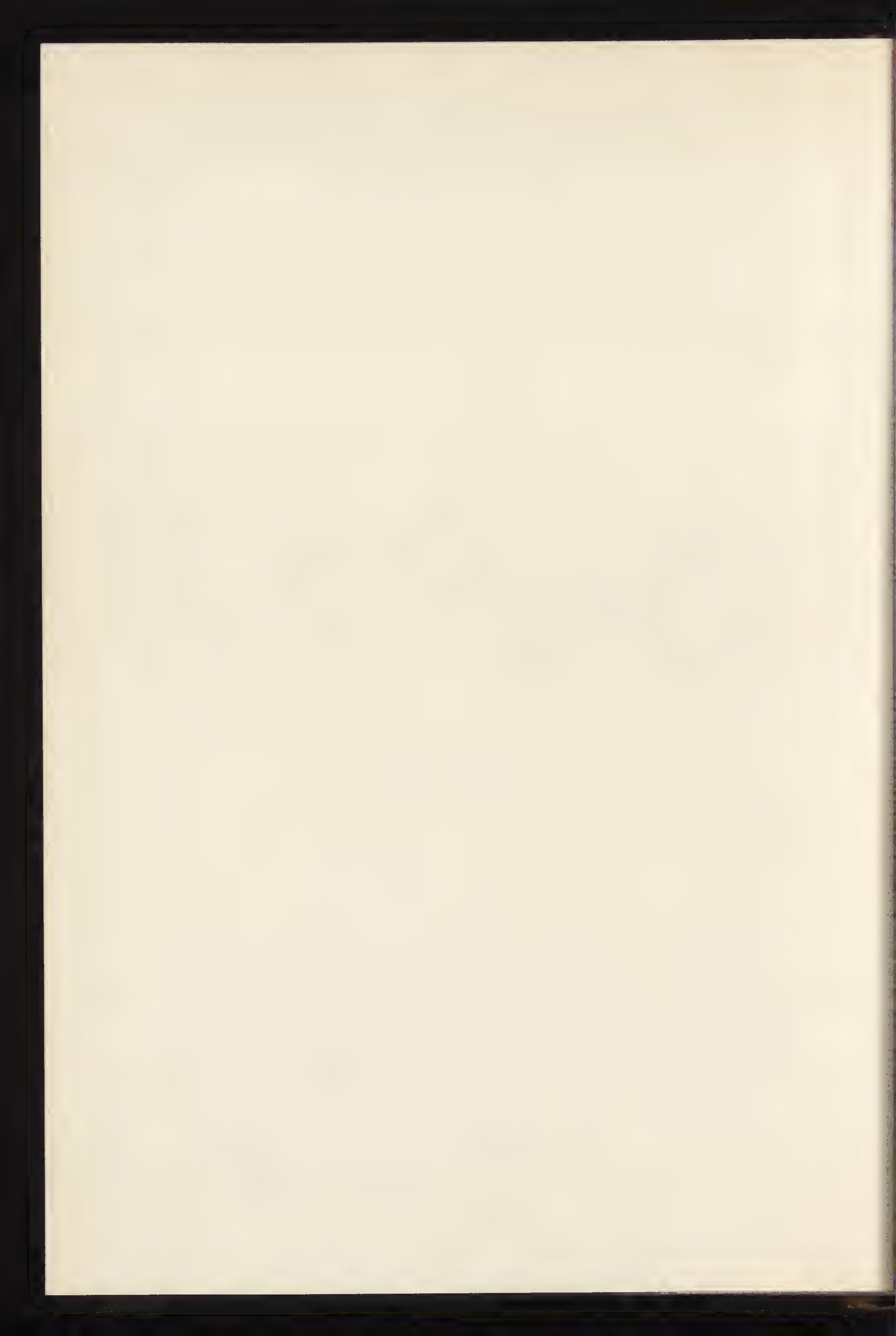
Uns vergingen die acht Tage unseres Aufenthalts in Tiflis, trotz der herrschenden Hitze, in angenehmster Weise; in dem zeitigen Verweser des Consulats, Herrn Bolton, fanden wir einen stets liebenswürdigen und sachkundigen Rathgeber, und sein Bureaudiener, der allen Deutschen in Tiflis wohlbekannte Michel, war uns eine unentbehrliche Stütze bei allen Einkäufen. Das Haus Siemens Brothers (die Berliner Firma ist Siemens & Halske) hat durch den englisch-indischen Telegraphen, den es gebaut, und welcher auf über 100 Meilen Länge durch Transkaukasien geht, sowie durch das Kupferbergwerk Kedabeg im Schamchorthale im kleinen Kaukasus,



XAV. BRENDAMOUR

v. Thielmann, Reise.

GRUSINER.



nördlich vom Goktschasee, bedeutende Interessen im Lande zu vertreten; zwei der Gebrüder Siemens, welche beide das preussische, beziehungsweise deutsche Consulat bekleidet hatten, waren in den letzten Jahren hier gestorben, und Herr Bolton augenblicklich Vertreter des Hauses. Inzwischen ist übrigens das Wahlconsulat in ein Berufsconsulat umgewandelt, und mit dem früheren Viceconsul in Alexandrien, Herrn Brüning, besetzt worden. Unseren weiteren Reiseplänen stellte sich eine unerwartete Schwierigkeit entgegen; es kostete uns grosse Mühe, etwas über den Zustand der Communicationen im nordwestlichen Persien zu erfahren, und namentlich wusste uns Niemand anzugeben, ob und auf welchem Wege man von Tebriz nach dem Tigris gelangen könne; ein Besuch beim persischen Generalconsul brachte etwas Licht in die Frage; wir erfuhren hier, dass eine Karawanenstrasse von Astara am kaspischen Meere über Ardebil in sieben Tagen nach Tebriz führe, und dass auch von dort auf ein sicheres Fortkommen nach Mossul zu rechnen sei. Hiernach entwarfen wir unseren Reiseplan. Von Tiflis aus wollten wir einen Abstecher nach Kachetien machen, sodann auf die grosse Strasse zurückkehrend den Kasbekpass überschreiten, einen Theil der Tschetschnià und das nördliche Daghestan durchreisen und bei Petrowsk an das caspische Meer gelangen; von dort aus gedachten wir zu Dampfschiff über Derbend, Bakù nach Lenkoran und zu Land weiter nach Tebriz zu gehen und schliesslich irgendwo die türkische Grenze zu überschreiten. Zwei Theile des Kaukasus liessen sich ohne Zeitverlust leider nicht mit dieser Route verbinden, einerseits die Gegend von Nucha und Schemacha mit dem als sehr schön geschilderten Südabhange der Hauptkette, dem eigentlichen Lesghistan, und andererseits der südöstliche Theil des kleinen Kaukasus, das sogenannte Karabagh, ein Landstrich, von welchem Petzholdt mit der grössten Anerkennung spricht. Auch gaben wir die beabsichtigte Tour nach Gori und den Ruinen von Uphlis-Tziche der Hitze wegen auf; wir konnten dies um so leichter thun, als uns von sachkundiger Seite versichert wurde, dass letztere

Höhlenstadt an Interesse weit hinter dem von uns besuchten Wardzia zurückstände. Wer längere Zeit in Tiflis zur Verfügung hat, sollte indess diesen Ausflug, der jetzt leicht mit der Eisenbahn zu machen ist, nicht versäumen, auch bietet die Umgegend noch andere sehenswerthe Punkte, wie das Kloster St. David, mit schöner Aussicht und fast unmittelbar über der Stadt gelegen, und das Kloster Martkobi, ein berühmter Wallfahrtsort, wenige Stunden nordöstlich; der Jäger findet im Karajaz, der Kurasteppe unterhalb Tiflis, allerhand Wild.

Die letzten Tage unseres Aufenthalts vergingen in den nothwendigsten Besorgungen; Kleinigkeiten, auf welche man in Europa mit Verachtung herabsieht, werden hier zu wichtigen Fragen, die Zusammensetzung unserer Conservenkiste und die Füllung unseres grossen Weinschlauches waren für uns Ereignisse, deren wohlthätige Wirkungen wir in Persien schliesslich in vollem Masse zu schätzen wussten. Auch erforderte die Instradirung der Route, behufs rechtzeitiger Benachrichtigung der bezüglichen Behörden, manchen Gang. Endlich war alles gepackt, alle nöthigen Papiere beschafft, durch Photographieen, welche in grosser Auswahl zu haben waren, der Grund zu einem Reisealbum gelegt und am Morgen des 28. September konnten wir wieder die verhasste Telega besteigen, die uns von Neuem den Bergen entgegenführen sollte; um auf dem Ausflug nach Kachetien möglichst leicht zu sein, schickten wir Ali mit sämmtlichem Gepäck direct nach der Poststation Ananur südlich des Kasbekpasses.

Unsere Vorsicht, die Poststationen von unserer Ankunft in Kenntniss setzen zu lassen, war nicht umsonst gewesen; auf allen Poststationen standen Pferde und Escorte für uns bereit und der so lästige Aufenthalt konnte auf das kürzeste Mass beschränkt werden, die Escorte entliessen wir selbstverständlich jedesmal mit Dank. Der Weg bis in das Thal der Jora war über alle Begriffe öde; er führte über die niedrigen kahlen Hügelketten, welche das Kurathal von Norden begrenzen, und war ebenso wie die Strasse von Eriwan

jenseits des Flusses von Pferdegerippen förmlich eingesäumt. Beim Abstieg in das Thal der Jora, eines kleinen Nebenflüsschens der Kura, welches im Lande der Chewsuren entspringt, änderte sich die Scenerie mit einem Schlage; vor uns lag ein freundliches, baumbeschattetes Dorf inmitten sauberer Felder und gut bewässerter Wiesen und Gärten: die deutsche Colonie Marienfeld mit ihren Schwestern Petersdorf und Freudenthal. Die Colonisten hier und in den anderen deutschen Dörfern des Kaukasus sind Würtemberger, welche nach den Freiheitskriegen aus religiöser Schwärmerei ihr Vaterland verliessen und von der Regierung Land sowohl nördlich als südlich der Hauptkette angewiesen erhielten; die Zahl der ciskaukasischen Colonieen ist sechs mit 1500 Einwohnern (1865), die der transkaukasischen neun mit 3400 Ansiedlern. Die letzteren Ortschaften sind, ausser den ebengenannten, Alexanderdorf, nördlich unweit Tiflis, Elisabeththal, Katharinenfeld und Alexanderhülfe, südwestlich der Stadt, Annenfeld und Helenenthal bei Jelissawetpol (Gündsha), ausserdem die keinen Ackerbau treibende Handwerkercolonie in der Vorstadt von Tiflis. Der Zustand dieser Colonien kann im Allgemeinen als ein recht gedeihlicher bezeichnet werden, die Ansiedler sind wegen ihres Fleisses und ihrer Redlichkeit im ganzen Lande beliebt, und befinden sich meist in wohlhabenden Umständen. Petzholdt, welcher die meisten der Colonien bereist hat, und welchem ich diese Notizen entlehne, gab Katharinenfeld den Vorzug, was Ackerbau und Aussehen des Dorfes betrifft, auch wird dort ein ausgedehnter Weinbau betrieben, und der Rebensaft einer menschlichen Behandlung unterworfen, im Gegensatz zu der landesüblichen welche darauf auszugehen scheint, aus den besten Trauben ungeniessbare Getränke zu erzielen. Nur ein Uebelstand wird von Petzholdt betont, die gänzliche Abgeschlossenheit der Ansiedler nicht allein ihren grusinischen und tatarischen Nachbarn gegenüber, sondern auch gegen ihr Heimathland. Einerseits wird hierdurch ein Hauptzweck der Colonisation verfehlt, nämlich die Veredelung des einheimischen Ackerbaus durch das gute Beispiel der Colo-

nisten, und andererseits kommen diese selbst, mangels Erneuerung und Auffrischung der heimathlichen Beziehungen, in ihrem Wesen zurück, wie sie denn beispielsweise bereits zum Theil ihre guten Brabanter Pflüge aufgegeben, und den primitiven grusinischen dafür angenommen haben; auch ihr Rindvieh wird bald kaum mehr besser sein, als das kaukasische Anders handelten die mennonitischen Ansiedler an der Molotschna in Südrussland; durch stete Wechselbeziehungen mit Deutschland schritten sie in der Landwirthschaft fort, und richteten vorzüglich ihr Augenmerk darauf, durch Bezug guter Stiere ihre zahlreichen Heerden vor dem Verkommen zu schützen; dass sie auch für ihre Nachbarn keine schlechten Lehrmeister gewesen sind, zeigen die inzwischen gleichfalls nach dem Kaukasus verpflanzten Malakanen und Duchobortzen, deren Landwirthschaft weit höher steht, als die anderer russischer Ansiedler, und welche zum Theil (die Duchobortzen) sogar die deutsche Bauerntracht angenommen haben.

Wir hätten von Marienfeld einen näheren Weg nach dem Hauptorte des oberen Kachetiens, Telaw, einschlagen können, indem wir nach Norden abbiegend die Gebirgskette zwischen den Flüssen Jora und Alazan bei Gambori zu Pferde überschritten, ein Weg, welcher uns als landschaftlich sehr lohnend geschildert wurde; wir zogen aber vor, die langweilige, heisse und staubige Poststrasse weiter zu verfolgen, um Signach und das untere Kachetien zu besuchen. Die Fahrt am Nachmittag war eine wahre Tortur, nur dadurch gemildert, dass wir auf den Stationen keinen Aufenthalt zu erleiden hatten und kein Postmeister unsere Nerven misshandelte; wir waren also herzlich froh, als wir mit dem Sinken der Sonne die Höhe über dem Thale des Alazan erreicht hatten, und in die stolz auf einem felsigen Vorsprung gelegene Stadt Signach einfuhren. Da uns Niemand zu erwarten schien, fuhren wir nach einem kleinen Gasthaus, wurden aber, kaum abgestiegen, von den Gehülfen des Polizeimeisters, Fürsten Tumanow, gebeten, bei einem armenischen Kaufmann, Herrn Saparow, die Nacht zu verbringen,

eine Einladung, der wir gern nachkamen Der kurze Aufenthalt in dem gastfreundlichen Hause war um so angenehmer, als der Neffe des Hausherrn und Vertreter seines Geschäfts in Marseille, Herr Karabegoff, fliessend französisch sprach, und meine Reisegefährten daher nicht genöthigt waren, sich mangels Kenntniss der russischen Sprache auszuschweigen. Wir erfuhren manches interessante über den Seidenbau, dessen Centrum Nucha ist, und über die lebhaften daraus entspringenden Handelsbeziehungen mit Frankreich und Italien, auch mussten wir, zu unserem Bedauern, von der guten Jagd in dem nahen waldreichen Lesghistan hören. Einigermassen enttäuscht sahen wir uns, als wir zum Nachtessen, aus besonderer Aufmerksamkeit, einen zwar sehr guten, aber hier, im Mittelpunkt des kaukasischen Weinbaus, nicht wohl angebrachten Marcobrunner erhielten. Dass wir nach funfzehnmeiliger Telegafahrt in Hitze und Staub auf den prachtvollen persischen Teppichen des Hauses sanft einschliefen, bedarf keiner Versicherung.

Bei der Abfahrt am nächsten Morgen hatten wir noch Musse, die herrliche Lage der Stadt zu bewundern; an tausend Fuss über dem Thale gelegen, überschaut sie die liebliche Landschaft längs des Höhenzugs zwischen Jora und Alazan mit ihren zahlreichen Dörfern und sauberen Feldern und Weinbergen, jenseits des Flusses dichte Wälder und unvermittelt aus diesen emporragend die Hauptkette des Kaukasus. Letztere hat mich hier einigermassen enttäuscht; weit entfernt von der grossartigen Mannichfaltigkeit, welche sie in Swanethien zeigte, sah sie hier einer einförmigen Mauer ähnlich, und nur wenige höherragende Spitzen trugen noch etwas Schnee. Die Stadt Signach selbst, mit 5000 Einwohnern, ist anderen grusinischen Städten ähnlich und bietet nichts Bemerkenswerthes, doch war sie am Abend unserer Ankunft voll heiteren Lebens; neben der eigentlichen Stadt liegt ein grosser ummauerter, aber mit Ausnahme einer kleinen Kirche ganz leerer Platz, auf welchem ein früherer König von Grusinien und Kachetien sein Volk vor den räuberischen Einfällen des Lesghier in Sicherheit zu bringen gedachte. Unser

Weg, eine neu angelegte Strasse, führte in Schlangenwindungen in das Thal des Alazan herab, und stets längs der Hügelreihe durch Dörfer, so dichtgereiht, dass wir auf der ganzen, über 60 Werst langen Strecke bis Telaw fast fortwährend zwischen Bauernhöfen fuhren. Nie habe ich auf der ganzen Reise so freundliche Dörfer gesehen wie hier; mit ihren Weingärten und Nussbäumen erinnerten sie lebhaft an Oberitalien. Der Menschenschlag war auffallend schön, und da beide Geschlechter heut am Sonntag sich in ihren besten Kleidern im Freien vergnügten, bot unsere Fahrt eine Fülle der reizendsten Bilder. Kurz vor Telaw erwartete uns ein grusinischer Fürst und Milizunteroffizier, welcher uns zum Kreischef geleiten sollte; er war der erste in einer langen Reihe von Fürsten, mit denen wir zusammen kommen sollten, fast so zahlreich, wie die Hühner, welche wir essen mussten; ich schalte hier die Bemerkung ein, dass keine Speise nach wenigen Tagen den Menschen so überdrüssig macht, wie das Huhn, und dass der Europäer selbst nach kurzem Aufenthalt in dem hühnerreichen Grusien und Kachetien den ersten tatarischen Hammel mit lüsternen Augen ansieht.

Telaw ist ein kleines Landstädtchen und war heute ungemein heiter, auf allen Plätzen und in allen Gärten feierte das Volk den Sonntag mit Musik und Tanz; sonst soll der Ort freilich nach der Versicherung des Kreischefs, Herrn Green, welcher uns sehr liebenswürdig aufnahm, über alle Massen langweilig sein, so langweilig, dass sich der Kreischef mit seiner Familie aufrichtig nach seinem früheren Posten, dem Städtchen Irbit in Westsibirien (politisch zum Gouvernement Perm gehörig und durch eine jährliche Messe berühmt) zurücksehnte. Zu unserm Bedauern erfuhren wir erst hier, dass vor wenigen Tagen bei dem benachbarten Kloster Allahwerdi ein jährlich wiederkehrendes Volksfest gefeiert worden sei, zu dem nicht allein ganz Kachetien, sondern auch die benachbarten christlichen Bergvölker der Tuschinen, Pschawen und Chewsuren in ihren mannichfaltigen Trachten wallfahrten; hätten wir eher davon gewusst, so wäre es uns nicht schwer gefallen, einen Ausflug von Tiflis

hieher zu machen, und einem der malerischsten Feste beizuwohnen, welche der Kaukasus bietet. Sodann mussten wir wieder, zu unserem stillen Neide, von dem Wildreichthum der Wälder jenseits des Alazan hören; Hirsche, Bären und Steinböcke sollen häufig und Leoparden nicht gerade selten sein; Fasanen hatte ich unterwegs in den Weinbergen selbst gesehen.

Unweit Telaw liegt auch Tzinondali, ein Schloss der in Kachetien reich begüterten fürstlichen Familie Tschawtschawadze und bekannt durch den Raub der Fürstinnen im Jahre 1854. Im Sommer dieses Jahres stieg unerwartet eine Schaar Lesghier vom Gebirge herab, überschritt den Alazan, was seit Jahrhunderten nicht geschehen war, und überfiel die wehrlose Familie, deren Haupt nur wenige Stunden oberhalb des Schlosses eine Abtheilung russischer Truppen gegen andere Aufständische geführt hatte. Die Fürstinnen Tschawtschawadze und Orbeliani wurden geraubt, und mit ihren Kindern, von welchen einige der Mordlust der Lesghier zum Opfer fielen, in das Daghestan zu Schamyl geschleppt, von welchem sie zwar gefangen gehalten, aber nicht schlecht behandelt wurden; eine französische Gouvernante, Frl. Drançay, theilte ihr Loos. Schamyl scheint es bei diesem rohen Streich hauptsächlich um Geld zu thun gewesen zu sein, denn er forderte zum Austausch der Damen, ausser der Freilassung seines Sohnes Dshemaleddin, der schon vor Jahren von den Russen gefangen genommen und in Petersburg erzogen worden war, eine ganze Wagenlast (Arba) Gold; später ging er auf hundert Papachs voll Silber (bei der Grösse dieser Kopfbedeckung auch keine kleine Summe) und schliesslich auf 40,000 Rubel hinunter. Der Austausch fand im folgenden Frühjahr statt, Schamyl hatte sich aber betreffs des schliesslichen Erfolges seines Unternehmens gewaltig getäuscht, denn der rohe Menschenraub gab den Klagen über das Unwesen im Daghestan neue Nahrung und war mit eine Haupttriebfeder zur energischen Wiederaufnahme der Offensive seitens der Russen; fünf Jahre später bereits, nach der Einnahme von Weden, war Schamyl ein Flüchtling und mit der Er-

stürmung von Gunib im Jahre 1859 hatte sein Reich ein Ende. Die ganze romantische Episode ist von Dumas in seiner Reisebeschreibung nicht allein sehr anziehend, sondern auch, entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, völlig wahr dargestellt worden; er muss offenbar gute Quellen hierbei benutzt haben.

Die Familie Tschawtschawadze hat das grosse Verdienst, für den Weinbau in Kachetien viel gethan zu haben, und vorzüglich auf eine bessere Bereitung des Weins ihr Augenmerk zu richten; auf ihren Gütern Tzinondali, Kwareli und anderen wächst nicht allein die beste kachetinische Traube, sondern ihr Product ist auch, mit dem weniger anderer Gutsbesitzer und einer von Deutschen gegründeten Fabrik, das einzige, welches in Flaschen haltbar ist; Transport scheint es freilich auch nicht vertragen zu können, denn eine Sendung, welche ich mir nach Deutschland hatte kommen lassen, war nach wenigen Monaten verdorben. Der Weinbau im Kaukasus liegt überhaupt noch sehr im Argen; ausser den ebenerwähnten Grundbesitzern kümmert sich selten Jemand um die Güte seines Products; für Veredelung der Reben geschieht nichts, ein Behacken des Weinbergs und ein Jäten des Unkrauts findet kaum statt, und schliesslich wird, um die Quantität des Weins zu erhöhen, der Weinberg noch bewässert. Der Most wird fast noch schlechter behandelt als die Rebe; man füllt ihn in riesige, in die Erde eingegrabene thönerne Krüge (Kufschins) und lässt ihn dort mit allerlei Schmutz, der in die schlecht verwahrten Gefässe fällt, zusammen gähren; ein Umfüllen findet kaum je statt, und wenn es ja einmal geschieht, so wird, statt mit einem Heber (dessen Gebrauch bei den eingegrabenen Krügen ohnehin unmöglich ist) mit langstieligen Schöpfkellen der Krug ausgeschöpft und selbstverständlich Wein und Hefe dabei durcheinander gerührt. Die Kufschins sind häufig wahre Ungethüme und als solche Meisterstücke der Töpferkunst, die grössten sollen bei acht Fuss Höhe und entsprechendem Durchmesser bis 6000 Flaschen halten und kosten auf der Fabrik 30 bis 35 Rubel; sie sind nicht glasirt, son-

dern werden durch Ausspülen mit geschmolzenem Rindstalg dicht gemacht. Nachdem der Wein im Kufschin ausgegohren hat, wird er entweder aus diesem selbst ausgeschänkt, wie ich dies in Imeretien häufig sah, oder zum Transport in Schläuche gefüllt, vom grossen Büffelschlauch an, der 2000 Flaschen fasst, bis zu unserem bescheidenen Ziegenschlauch, dessen Inhalt von 30 Flaschen besten Kachetiners uns in Persien später sehr zu statten kam. Dass ein solcher Schlauch appetitlich aussehe, lässt sich nicht behaupten; von weitem ähnelt eine Arba mit einem Büffel Wein darauf nur zu sehr einem heimischen Schinderkarren, der ein todtes Stück Vieh führt. In diesen Schläuchen nimmt der Wein einen eigenthümlich herben Geschmack an, der von dem Naphta herrührt, mit welchem die Felle dichtgemacht werden; es ist aber dieser Beigeschmack nach übereinstimmender Ansicht aller kaukasischen Weinkenner und nach meiner eigenen Erfahrung auf die Dauer keineswegs unangenehm; einige schreiben diesem Beigeschmack auch hygienische Wirkungen zu, nämlich die Fernhaltung des Katzenjammers, ebenfalls eine unleugbar gute Eigenschaft.

Schon in Telaw war uns mitgetheilt worden, dass uns ein einheimischer Grundbesitzer, Fürst Tscholochajew (grusinisch Tscholochaschwilli) als Gäste in seinem Hause erwarte, und schon halbwegs zwischen Telaw und seinem Gute Achmeti holte uns eine Schaar von 30 Reitern mit einem Fürsten Leonidze an der Spitze feierlich ein; bei der Schmalheit des Fahrweges, der streckenweise durch Wald führte, geschah es fortwährend, dass welche von den Reitern, die sich in dichtem Schwarme um unsere Telega drängten, mit ihren Pferden in den Graben stürzten, die allgemeine Fröhlichkeit erfuhr aber dadurch nicht den geringsten Eintrag. Nachdem wir die letzte Strecke noch zu Pferde zurückgelegt hatten, kamen wir gleichzeitig mit einem schweren Gewitter in Achmeti an und wurden vom Fürsten, früheren Kosakenoberst, und seinem Bruder, der geläufig französisch sprach empfangen. Nach und nach versammelte sich eine zahlreiche Herrengesellschaft, meist Verwandte und Gäste des Hausherrn, und

fast ausschliesslich Fürsten, unter andern auch ein früherer russischer Major, welcher lange in Riga gestanden, von dort aber leider nicht ein einziges Wort Deutsch mitgebracht hatte. Der Abend verlief äusserst heiter, und wir fanden Gelegenheit, unsere in Lailaschi in Mingrelien angefangenen Studien über den kaukasischen Trinkcomment hier zu vervollkommnen; während der Hausherr sich verhältnissmässig zurückhaltender benahm, wofür wir ihm Dank wussten, drangen die anderen Gäste scharf auf uns ein, sie hatten aber unsere Kehlen offenbar unterschätzt und selbst Fürst Leonidze, der kühnste unter ihnen, und vielleicht der schönste Mann, den wir im Kaukasus gesehen, wurde im Hörnertrinken von einem meiner Gefährten zum allgemeinen Erstaunen gründlich besiegt. Der Wein, eigenes Gewächs des Hausherrn, war übrigens leicht und angenehm zu trinken; er war noch nicht in Schläuchen gewesen und entbehrte daher den Naphtageschmack, so dass er einem leichten Marsalawein nicht unähnlich schmeckte. Während des Gastmahls zeigte uns der Fürst ein recht interessantes mittelalterliches Manuscript des grusinischen Heldengedichtes: „das Pantherfell", welches zur Zeit der Blüthe des kartalinischen Reichs, also wahrscheinlich unter der Königin Tamara im 11. Jahrhundert spielt; es war auf sehr festem und schönem Hanfpapier mit überaus zierlicher grusinischer Schrift (Mchedruli) geschrieben, und hatte Arabesken und Miniaturen, welche auf einen recht tüchtigen Künstler wiesen. Ein anderes Familienstück, das Portrait des letzten Königs von Grusien, Heraclius, erinnerte mehr an den Verlag von Gustav Kühn in Neu-Ruppin. Die Nacht war schon ziemlich weit vorgeschritten, als wir unsere Reisebetten auf dem Divan des Saales aufschlugen; die practische Einrichtung derselben verursachte noch allgemeine Begeisterung, vorzüglich bei dem Major aus Riga, dessen Incarnat sich bis zum wärmsten Purpur gesteigert hatte.

Die ganze Nacht über regnete es heftig, und der nächste Morgen war prächtig kühl. Unser Gastfreund hatte uns gute Pferde verschafft, und sämmtliche Gäste, mit Ausnahme des Majors, der nicht aufzufinden war, sowie ein zahlreiches

Gefolge von Dienern gaben uns das Geleit. Bald hinter Achmeti schloss sich das Thal des Alazan, und wir folgten dem Lauf eines Nebenflüsschens, des Ilto, durch einen Buchenwald, wie wir ihn schöner selbst in Swanethien nicht gesehen hatten. Der Reiz der herrlichen Landschaft wurde noch durch sehr melodische Lieder gehoben, welche unsere Begleiter vielstimmig mit reiner Intonation sangen; es überraschte uns dies um so mehr, als alles was wir bis dahin von grusinischer Musik gehört hatten — von dem Kirchengesang ganz zu geschweigen — auf unsere Nerven keineswegs wohlthätig gewirkt hatte. Selbstverständlich wurden wir auch aufgefordert, unsere Lieder zum Besten zu geben, und die deutschen Studentenmelodien ernteten denselben Beifall, wie wenige Wochen früher in Lailaschi. Dass unsere Begleiter es an Reiterkunststücken nicht fehlen liessen, war selbstverständlich, ihrer Geschicklichkeit im Auf- und Absitzen im schärfsten Carriere, wobei sie Gegenstände von der Erde aufhoben, mussten wir allen Beifall zollen. Der Höhenrücken, welcher das Gebiet des Alazan von dem der Jora trennt, ist hier nicht hoch, und es war noch nicht Mittag, als wir den kleinen Ort Tioneti im breiten, wiesenreichen Jorathale vor uns liegen sahen, ein Bild, das uns lebhaft an den Schwarzwald erinnerte. Die Aehnlichkeit schwand freilich, als wir nach einem langen Galopp über die Wiesen und quer durch die Jora hindurch beim Pristaw abstiegen, denn auf dem Hausflur lag ein frischgeschossener prachtvoller Steinbock, und auf dem Hofe standen wilde Gestalten in Harnischen und mit Schwert und Schild. Es waren dies Chewsuren aus den umliegenden Bergen, welche der Pristaw uns zur weiteren Begleitung hatte kommen lassen. Dieses merkwürdige Volk, welches kaum 5000 Seelen stark das wilde Gebirge nördlich von Tioneti bewohnt und sich von Jagd und etwas Schafzucht nährt, ist in seiner Erschei nung der malerischste Rest aus dem Mittelalter, den der Kaukasus aufzuweisen hat. Mit seinem Kettenpanzer, der altddeutschen Brünne gleich, seinem Helm, aus einer concaven Eisenplatte mit Nackenberge aus Ringen bestehend,

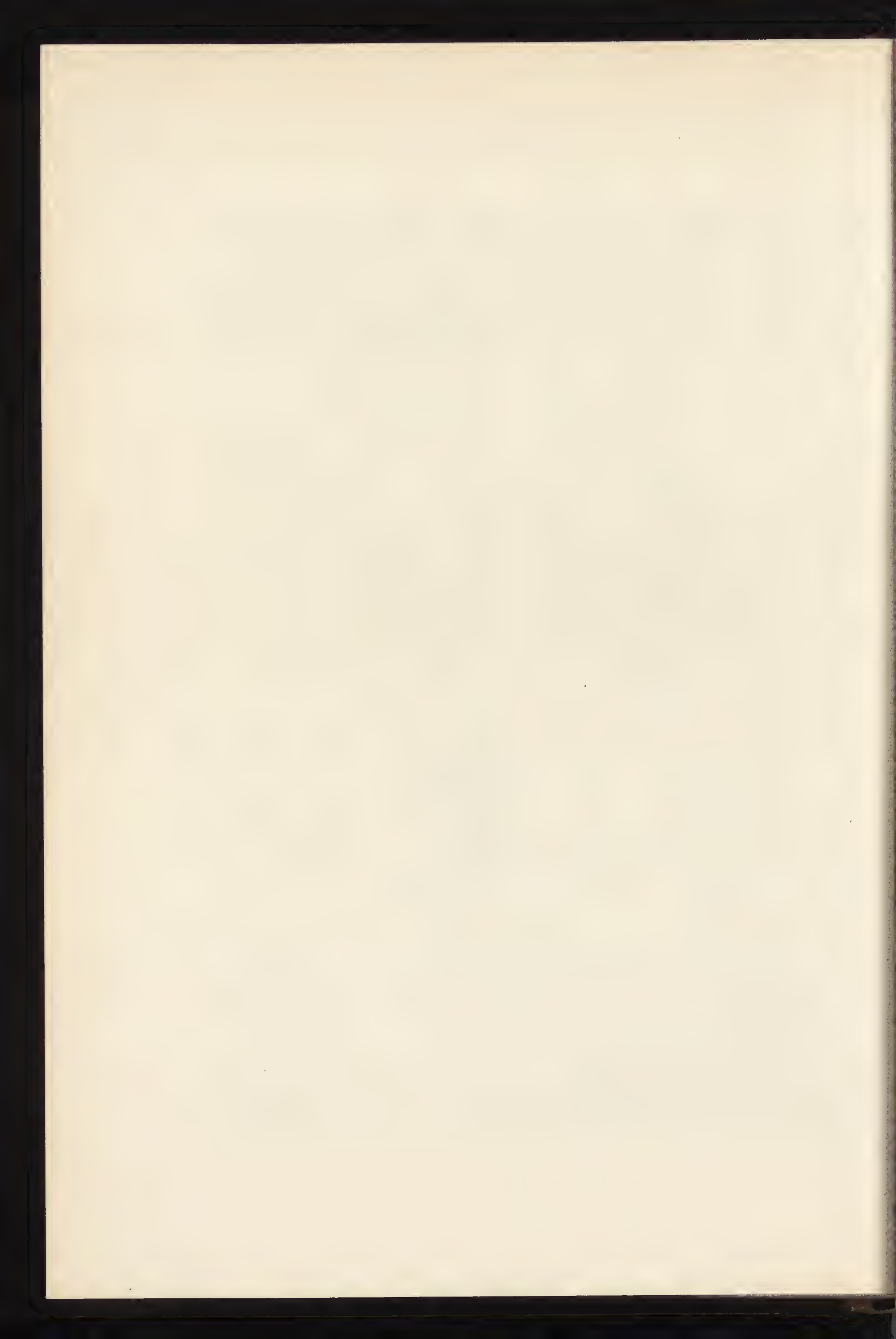
die nur die Augen frei lässt, seinem kleinen runden eisenbeschlagenen Schilde, der deutschen Tartsche, seinen Arm- und Beinschienen, gleicht der Chewsure lebhaft dem Reisigen aus den Kreuzzügen. Hierzu kommt noch der Rock, von schwarzem Wollenzeuge, bis zu den Knieen reichend und auf der Brust, den Schultern und den Aermeln mit aufgenähten kleinen rothen Kreuzen geschmückt; ich hörte auch noch von einem ähnlichen weissen Rock mit schwarzen Kreuzen, den ich aber nicht zu sehen bekam. Aus dieser Tracht, sowie aus dem Umstande, dass sie, wie auch die benachbarten Pschawen und Tuschinen seit unvordenklichen Zeiten Christen sind, hat man schliessen wollen, dass sie von versprengtem Volke aus den Kreuzzügen abstammen; dem entgegen steht jedoch ihre Sprache, welche wie die der Pschawen und Tuschinen kartalinischen Stammes ist. Für die Vermuthung, dass sie diese Sprache erst angenommen hätten, ist bei ihrer isolirten Lage inmitten wegeloser Bergwildnisse kein Raum, umsomehr, als andere verschlagene Völkerreste, wie die Bewohner von Kubatschi im Kreise Dargô in Daghestan, und die Udi in Lesghistan, obschon nur wenige Dörfer stark, die ihrige ganz unvermischt erhalten haben. Die Kampfspiele der Chewsuren, welche uns zum Besten gegeben wurden, waren sehr lebhaft und die Fechter selbst achteten es wenig, wenn ein mit dem Schilde schlecht parirter Hieb bis auf's Blut ging; sie lagen beim Säbelfechten ganz nach der deutschen Glacéauslage aus und bewiesen viel Geschick. Ein Instrument, welches sie führten, und welches ich sonst im Kaukasus nie, wohl aber in Oberbayern gefunden habe, ist der Schlagring, ein mit scharfgefeilten Zähnen versehenes Eisen, welches am rechten Daumen getragen wird, und dessen Wirkung nicht eben zart sein muss.

Nachdem wir stundenlang diesem Schauspiel zugesehen, und der Pristaw uns mit Forellen, den Schwarzwäldern in nichts nachstehend, gelabt hatte, erschienen frische Pferde zum Ritte nach Ananûr; die Chewsuren gaben uns das Geleit bis zur nahen Kreisgrenze, und von dort ritten wir mit



DUCHAN AM KASBEKPASS.

Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.



einigen Kosaken weiter. Die Waldlandschaft auf dem Passe, der in das Thal des Aragwa herabführte, war wieder herrlich; nur war die Gegend freier und das Laub war von der Sonne etwas verbrannt. Unmittelbar unter der Wasserscheide lag eine verfallene Kapelle und unter ihr staute sich das Wasser des Bächleins zu einem kleinen See; ein überaus liebliches Bild. Wir erreichten das Thal nahe dem Punkte, wo sich die beiden Hauptquellflüsse der Aragwa vereinigen; durch das Thal des westlichen Armes führt der Weg zum Kasbekpass, und durch ein anderes Seitenthal desselben zum Buslatschirpass, der zwar 200 Fuss niedriger als ersterer, aber nicht gangbar ist; auch durch das Thal des östlichen Zuflusses, sowie vom Thale der Jora aus kann man auf schwierigen Gebirgspfaden zu Pferde nach Wladikawkas gelangen. Ein Ritt von wenigen Werst im freundlichen Aragwathal brachte uns nach Ananur auf die grosse grusinische Heerstrasse, welche von Tiflis über Mtzchet die Thäler der Kura und der Aragwa hinaufführend letzteres nur auf eine kurze Strecke verlässt, um die Stadt Duschet zu berühren. Ananur besitzt eine Burg, welche im Mittelalter offenbar das Thal schliessen sollte, denn ihre Mauern, welche auch mehrere Kirchen einschliessen, ziehen sich ziemlich hoch den Berg hinauf, und das Ganze gewährt einen recht romantischen Anblick. Die Poststation Ananur ist, wie die meisten an der grossen Strasse, verhältnissmässig gut eingerichtet, wenn auch freilich statt der Betten nur hölzerne Bänke mit kopfkissenartigem Pfühl, aber gleichfalls von Holz, vorhanden sind — für die Reinlichkeit allerdings vorzuziehen. Ali war mit dem Gepäck bereits vor einem Tage eingetroffen, liess uns aber fühlen, dass er unsere Art, ohne jede Bedienung zu reisen, unter unserer Würde hielte, und dass auch sein Ansehen darunter leiden müsste.

Am nächsten Morgen bestiegen wir bereits bei Tagesgrauen die verhasste Telega; das Wetter war wieder frisch und schön und die Strasse so gut im Stande, dass wir die lange Station bis Passanaûr schnell zurücklegten. Hier wurde der gute Eindruck, den eine saubere neugebaute Poststation

auf uns machte, durch eine gleichfalls nur zu neue und zu saubere russische Kirche wieder verwischt, man hat die Geschmacklosigkeit begangen, in diese romantische Gegend, voller ehrwürdiger altersgrauer grusinischer Bauwerke, eine weissgetünchte Kirche mit fünf hellgrünen Kuppeln hinzusetzen, wie man sie in Russland allüberall sieht; allein dort in der Ebene schauen sie freundlich ins Land hinein, während hier die umliegenden Berge verwundert auf die seltsame Neuigkeit herabblicken. Auch bis zur nächsten Station Mleti hält sich die Strasse stets im Thale auf dem rechten Ufer der Aragwa; jenseits derselben überschreitet sie den Fluss und steigt an jähen Abhängen in kunstvollen Serpentinen fast 2000 Fuss bis zu der an 7000 Fuss hoch gelegenen Station Gudaûr. Die Blicke von der Strasse hinab in das Quellbecken der Aragwa sind grossartig und stehen keinem Schweizer Alpenpasse nach; die Hänge werden, wo es nur irgend angeht, noch bestellt, und an den minder steilen Aeckern war der landesübliche plumpe Pflug mit seinem endlosen Gespann von 16 paarweis gejochten Ochsen und Büffeln in voller Thätigkeit. Auf den steileren Feldern ist dies freilich nicht möglich, und von dort muss die Ernte, sowie das gewonnene Heu auf Schleifen in das Thal heruntergebracht werden, da der Abhang oft selbst Pferden kaum einen sicheren Tritt gestattet. Wir sahen viele solche Schlitten mit ihren Lasten die Hänge heruntergleiten, ein davor gespannter Mensch suchte soweit möglich die Schnelligkeit der Fahrt zu hemmen; selbst an den Stellen, wo dem Auge ein Anbau nicht mehr möglich schien, bewiesen die vorhandenen Rinnen, dass der Boden noch genutzt wurde, wenn auch nur durch Sammeln des Wildheus. Eine noch weiter gehende Ausnutzung der Berghänge habe ich freilich in Wälschtirol gesehen; dort war von einem ganz unzugänglich scheinenden Felsen ein Drath in schräger Richtung in das Thal gespannt, und an ihm flogen sausend die Ballen Wildheu hinunter. Vor der Station Gudaûr sahen wir zu unserem Schrecken eine mit acht Pferden bespannte Kutsche vor uns herfahren; wenn diese vor uns ankam, so hatten wir, da

man uns schon in Mleti Schwierigkeiten gemacht hatte, gar keine Aussicht mehr, Pferde zur Weiterfahrt zu erhalten. Der Kutscher, seiner Instruction getreu, weigerte sich dem schwerfälligen Ungethüm vorbeizufahren, und mir blieb nichts anderes übrig, als auszusteigen, und auf steilen Fusspfaden unseren Nebenbuhlern den Vorrang buchstäblich abzulaufen. Das Wagniss glückte, und durch sehr energisches Auftreten meinerseits war der Postmeister zu bewegen, uns wenigstens eine Troika, anstatt der von uns bereits vorausbezahlten zwei, zu versprechen. Die Speisekarte der Station war nicht reichhaltig, sie bestand aus Büffelbouillon und eingemachten Johannisbeeren; der Reisende, dessen Appetit auf 7000 Fuss Meereshöhe meist gut ist, sah sich genöthigt, von beiden bedeutende Mengen zu sich zu nehmen, um seinem Hunger gerecht zu werden.

Der Postmeister hielt Wort, und gab uns sogar seine allerbeste Troika, drei prachtvolle Rappen, denen die Telega ein Spielzeug schien. Die Strasse steigt über öde steinige Wände noch an 1000 Fuss, und erreicht bei 7977 Fuss auf dem Kreuzberg (so genannt nach einem bei Vollendung der Strasse dort errichteten Kreuz) die Wasserscheide zwischen Kura und Terek; die Benennung des Passes nach dem Kreuzberg scheint mir daher die angemessenste, wenn freilich auch der Name Kasbekpass nach dem nur eine Meile von der Strasse, aber drei Meilen von der Wasserscheide gelegenen Berge der gebräuchlichere ist. Der Name Darielpass hat aber gar keine Berechtigung, da die kurze Schlucht dieses Namens weit unterhalb der Passhöhe und nahe der Ebene liegt; mit demselben Recht würde man den Splügen den Viamalapass nennen können. Die Aussicht von der Höhe war mir als prachtvoll geschildert worden; ich fand mich daher einigermassen enttäuscht, als nach Norden vorliegende Berge alle Aussicht versperrten, und nach Süden auch nur der oberste Theil des Aragwathals sichtbar war. Die scharfen Windungen, in welchen sich die Strasse in das Terekthal hinabsenkt, legten unsere tüchtigen Pferde im schärfsten Trabe zurück, und es gehörte Equilibristik dazu, um uns bei

den scharfen Windungen vor dem Herausfallen aus der vollgepackten Telega zu bewahren. Bei Station Kobi erreichten wir, in 6500 Fuss Meereshöhe, die Thalsohle, ein wenig schönes Nassfeld, in welchem der Terek, von Nordwesten kommend und die Ausläufer des von hier nicht sichtbaren Kasbek bespülend, fortwährend Verwüstungen anrichtet; zur Rechten erhob sich hart über der Station ein Basaltfels, dessen abgebrochene wagerecht liegende Säulen mit ihrem regelmässigen sechseckigen Durchschnitt wie eine riesige Honigwabe aussahen. Der Postmeister in Kobi war betrunken; da er es bereits nach Freshfields Zeugniss vor mehreren Jahren gewesen war, so scheint die allerdings recht öde Lage der Station verstimmend auf das menschliche Gemüth zu wirken. Dafür sprach auch die rohe Art, ein Pferd zu beschlagen, von der wir Augenzeugen waren; das arme Thier wurde mittelst eines Gurtes, der ihm um den Bauch ging, an einem Gestell mit dem Hintertheil in die Höhe gezogen, worauf sich der Schmied in aller Bequemlichkeit an seine Arbeit machte. Eine andere Beschlagsmethode, die im Orient auch üblich ist, besteht darin, das Pferd an allen Vieren gefesselt auf die Seite zu werfen; hierbei wird durch untergelegtes Stroh wenigstens dafür gesorgt, dass es sich beim Fallen nicht verletzt. Auf einer so wenig einladenden Station war unseres Bleibens um so weniger, als die nächste Station Kasbek im Besitze von Betten sein sollte ein begehrenswerther Luxus; wir fuhren also weiter in die Abenddämmerung hinein. Das Thal des Terek verengerte sich, und auf den schroffen Wänden erhoben sich die zinnengekrönten Thürme der Ossetendörfer; das grösste derselben, Sion, sieht wie eine riesige Burg in das Thal hinab. Die finstern jähen Wände zu beiden Seiten, der rauschende Terek dicht unterhalb der Strasse, gewährten in der Abenddämmerung ein wild grossartiges Bild; erst kurz vor der Station, welche wir bei einbrechender Dunkelheit erreichten, erweitert sich das Thal wieder. Das Posthaus strafte seinen Ruf nicht Lügen; wir erhielten nicht nur gute Betten, sondern auch ein reichliches warmes Abendessen.

Am nächsten Morgen erwartete uns ein prachtvoller Anblick; während das Thal noch in nächtliches Dunkel gehüllt war, schaute das Schneehaupt des Kasbek, durch keine Wolke getrübt mit dem bleiernen Glanze, der den Schneebergen vor Sonnenaufgang eigen ist, zu uns herunter. Seine Grossartigkeit besteht weniger in seiner Form, als in dem Rahmen, der ihn umgiebt; steile Wände schliessen das Thal des Ortzwirigletscherbachs ein, und zwischen ihnen erblickt man, alles überragend, und ohne Nebenbuhler, den 16500 Fuss hohen kegelförmigen Gipfel. Ausser von dem Dorfe Kasbek, welches dem Berge den bei den Russen gebräuchlichen Namen gegeben hat (sein grusinischer Name ist Mkinwari), ist dieser nur von einem Punkt einige Werst weiter unten vom Terekthal aus zu sehen; hier rahmen ihn die Wände des Thales des Devdorakgletschers in ähnlicher Weise ein. Der Devdorakgletscher war vor mehreren Jahrzehnten die Ursache bedeutender Verheerungen; wie der Giétrozgletscher im Wallis, versperrte er durch rasches Wachsen dem Wasser den Abfluss, bis die angestauten Massen durchbrachen und das Terekthal arg verwüsteten. Die Regierung schickte Commissionen zur Begutachtung von Massregeln zur künftigen Verhinderung ähnlicher Unfälle, der Gletscher kam diesen aber zuvor und zog sich von selbst wieder zurück; die Gutachten jedoch, von welchem Freshfield einige Proben mittheilt, geben eben keinen hohen Begriff von der Gletscherkunde in der kaukasischen Beamtenwelt. Der Kasbek galt, nach einigen misslungenen Versuchen russischer Officiere, für unbesteigbar, bis Freshfield, Moore und Tucker mit dem Chamounixer Führer François Devouassoud ihn in den sechziger Jahren ohne allzugrosse Schwierigkeiten (für geübte Berggänger) überwanden; sie stiegen im Thal des Ortzwirigletschers bis in die Gegend des ewigen Schnees hinauf, übernachteten dort an der Südseite des Berges und erreichten am nächsten Morgen über ziemlich bequeme Firnfelder den Gipfel, von welchem sie auf der Nordseite herabstiegen, und durch das Devdorakthal die Station wieder erreichten. Die einheimischen Führer waren ihnen von gar keinem Nutzen

gewesen, ausser dass sie bis zur Schneegrenze als Träger dienten, weiter zu gehen weigerten sie sich. Mit denselben Führern bestieg ihn 1873 ein Russe aus Tiflis; auch er stiess trotz des ungünstigen Wetters auf keine nennenswerthen Schwierigkeiten. Von sonstigen Besteigungen des Kasbek habe ich nicht gehört; für Reisende, die geübte Berggänger und mit allen nöthigen Requisiten versehen sind, empfiehlt er sich wegen der Nähe der Poststrasse, während die swanethischen Bergriesen, an deren Grossartigkeit freilich der Kasbek nicht im Entferntesten hinanreicht, erst nach wochenlangen, mühseligen Reisen zu erreichen sind.

Das Terekthal ist bis zur Ebene hinab von Osseten bewohnt, demjenigen Bergvolke, mit welchem sich Ethnographen und Sprachforscher am meisten beschäftigt haben. Ihre arische Abstammung wird durch die Sprache, welche mit der persischen nahe verwandt ist, hinlänglich dargethan, vorzüglich merkwürdig sind jedoch die vielen Züge, welche auf eine Verwandtschaft mit dem germanischen Stamme hindeuten, so die Formen des Hausgeräthes, von denen der übrigen Bergvölker abweichend, manche Gebräuche und schliesslich das von ihnen gebraute Bier; es heisst ludi und soll dem Porter ähnlich sein, wird übrigens auch von den Chewsuren bereitet. Man hat auf Grund dieser Beziehungen mehrfach den Versuch gemacht, sie auf versprengtes Volk aus den Kreuzzügen zurückzuführen, wohl mit Unrecht, da ihre Sprache auf medopersischen Ursprung hinweist. Sie selbst nennen sich Iron, sind zum Theil Muhamedaner, zum Theil Christen, doch sollen manche Dorfschaften, beider Bekenntnisse, so lau in ihrer Ueberzeugung sein, dass man sie eher für Heiden ansprechen könnte. Mit der russischen Regierung haben sie, gelegentliche Räubereien ungerechnet, stets gut gestanden; es war dies von höchster Wichtigkeit, weil ein Aufstand im Terekthal den ganzen Verkehr zwischen den Ländern diesseits und jenseits der Berge lahm gelegt haben würde.

Unterhalb der Station Kasbek verengert sich das Thal zu einer wilden Schlucht, aus welcher noch einmal ein

kurzer Blick durch das Devdorakthal auf den Berg gestattet ist; weiterhin schliessen die Wände so eng zusammen, dass nur noch Raum für die Strasse und den brausenden Terek bleibt, und bald tritt die Strasse in den hochberühmten Engpass des Dariel. Auf eine Werst Länge thürmen sich die Berge senkrecht tausende von Fuss über dem Thale auf und nur einen schmalen Streifen blauen Himmels vermag das Auge von der Strasse aus zu erblicken; zur Zeit der Schneeschmelze soll das Brüllen des Terek in seinem felsigen Bett schauerlich sein. Das Dariel übertrifft die Via mala in Graubünden bei Weitem und verdient einen ersten Platz unter den Naturschönheiten des Kaukasus. Am Ende der Schlucht sperrt ein russisches Fort das Thal, und nahe dabei, an der Grenze des Gouvernements Tiflis und des Landes der Terek'schen Kosaken wird der Reisende — höchst prosaisch — nach steuerpflichtigem Tabak gefragt, für uns eine unerwartete Quälerei, da wir von dem verschiedenen Besteuerungsmodus des Tabaks nördlich und südlich des Kaukasus nichts ahnten. Von der nahen Station Lars an wird das Thal breiter, und es zeigt sich wieder Vegetation, welche weiter oben gänzlich fehlt; die Strasse fällt von hier auch nicht mehr stark. Das von Osten einmündende Thal der Kistinka ist schon von einem tschetschentzischen Stamme bewohnt, das erste Zeichen, dass man sich dem klassischen Boden der kaukasischen Kämpfe nähert. Nachdem uns noch auf der letzten Station Balta ohne jeden Grund die Pferde verweigert worden waren, und nur die sehr entschieden vorgebrachte Drohung einer Beschwerde bei sämmtlichen Instanzen des Russischen Reichs geholfen hatte, erreichten wir gegen Mittag Wladikawkas.

Die Stadt sieht einer russischen Provinzialstadt schon sehr ähnlich, breite gerade Strassen mit niedrigen Häusern, in der Mitte ein mit Anlagen geschmückter Platz mit dem Gouvernementsgebäude, und viel Uniformen auf den Strassen. Die Post dient zugleich als Gasthof und wetteifert als solcher mit der kolchischen Harpyie, dem Hôtel de France in Kutais; für den Platz auf dem Hausflur, welchen unser zusammen-

gebundenes Zelt einnahm, wurden uns zwei und ein halber Rubel auf die Rechnung gesetzt; zum Glück für künftige Reisende soll jedoch ein Grieche einen neuen Gasthof eröffnet haben, von welchem wir leider noch keinen Nutzen ziehen konnten. An Sehenswürdigkeiten ist die Stadt durchaus arm, und der Bazar bietet ausser Lederwaaren, welche hier in geschätzter Qualität angefertigt werden, nichts, was uns zum Kaufen hätte reizen können; von den gerühmten Klingen und Silberarbeiten vermochten wir beim besten Willen nichts zu entdecken. Der Gouverneur des Terek'schen Kosakengebiets, General Fürst Loris-Melikow, war abwesend, was wir um so mehr bedauerten, als wir aus Erfahrung wussten, welch günstigen Einfluss eine vorgängige obrigkeitliche Benachrichtigung auf Postmeister und Postillone ausübt. Es ging uns mit der Post umgekehrt, wie mit anderen Uebelständen; während wir uns an alles andere, an Hunger, Schmutz und Ungeziefer, allmählich zu gewöhnen anfingen, betrachteten wir jeden neuen Morgen die Telega mit erhöhtem Grauen. Da die Stadt wenig bot, die Aussicht, welche bei klarem Wetter einen Theil der Kette umfassen soll, durch Wolken, die sich inzwischen auf den Bergen gelagert hatten, gestört war, so blieb uns genügende Musse zur Nachholung unserer seit Tiflis arg vernachlässigten Tagebücher.

Von den kaukasischen Kriegen sind zum europäischen Publikum meist nur unbestimmte, fast sagenhafte Berichte gedrungen; man hörte von stolzen Bergvölkern, die im Vollgefühl ihrer Unabhängigkeit und Freiheit jeden Zoll ihres Landes den Russen mit ihrem Blute streitig machten, und eine poetische Anwandlung brachte die meisten Zeitungsleser offen auf die Seite Schamyls, den man sich als einen zweiten Andreas Hofer vorstellte. Verbunden mit sehr lückenhaften Kenntnissen von der Zusammenstellung der Bergbevölkerung, ihrer Gliederung nach Nationalitäten und ihren Wohnsitzen, brachten diese Anschauungen halb Europa während des Krymkrieges zu der Ueberzeugung, dass es nur etwas thätigerer Unterstützung seitens der Alliirten bedurft hätte, um den ganzen Kaukasus wie einen Mann zur Erhebung zu

bringen, und die Russen wieder in die Steppen zwischen dem Azow'schen Meer und dem caspischen zurückzudrängen. Man war daher recht erstaunt, als gar nicht lange nach dem Krymkrieg die Nachricht von der endlichen Besiegung und Gefangennahme Schamyls nach Europa drang, und der Kaukasus, abgesehen von einigen im westlichen Theile wohnenden kleinen Völkerschaften, deren Unterwerfung erst später stattfand, mit einem Schlage unter die volle Botmässigkeit der Russen gebracht worden war. Diese Unkenntniss der wahren Verhältnisse war eine nothwendige Folge des Mangels an bezüglicher Literatur. Die russischen Werke behandelten meist nur einzelne Expeditionen und kamen dem westeuropäischen Publicum kaum zu Gesicht, während die wenigen von Fremden veröffentlichten Erzählungen entweder aus Mangel genügender Kenntniss des Landes und wegen der Unzuverlässigkeit der benutzten Quellen das Geschehene unrichtig wiedergaben, wie beispielsweise Haxthausens Transcaucasia, oder, wie Dumas, der auf Grund recht guter Quellen geschrieben hat, das Ganze romanhaft entstellten. Das einzige umfassende Werk, welches die Geschichte der russischen Herrschaft im Kaukasus systematisch darstellt, mit gleichzeitiger Beschreibung des Landes und der Bevölkerung, ist erst jetzt im Erscheinen begriffen; es ist Dubrowins „Geschichte des Krieges und der Herrschaft der Russen im Kaukasus“ (Istorija woiny i wladytschestwa Russkich na Kawkazje, St. Petersburg, erster Theil, das Land und Volk 1871). Wiewohl freilich eine auch nur etwas eingehende Schilderung der Kämpfe hier nicht am Platze sein würde, so glaube ich doch zum Verständniss der nächsten Seiten, welche unsere Reise durch das Kriegstheater Schamyls beschreiben, eine kurse Uebersicht des Ganges der Operationen geben zu sollen.

Der Kaukasus besitzt zwei örtlich völlig getrennte und dem Character der Kämpfe nach durchaus verschiedene Kriegstheater, das des rechten und des linken Flügels, so genannt nach dem fingirten Standpunkt des Oberbefehlshabers in Petersburg. Ersterer umfasst das Land zwischen dem

schwarzen Meere und dem Kuban, bis zu einer Linie vom Elborus nach Suchum-Kaleh, und begreift die verschiedenen Stämme der sogenannten Tscherkessen und Abchasen, während letzterer den östlichen Kaukasus zwischen dem Terek nördlich und den Thälern des Alazan und der Kura südlich in sich schliesst, jedoch mit Ausnahme des östlichen Theils, des Chanats Kuba; die feindlichen Völkerschaften auf diesem Flügel waren die Tschetschentzen und die Stämme des Daghestan. Zwischen beiden Flügeln wohnten im Gebirge und an seinen Rändern die Karatschai- und Baksantataren, Kabardiner, Swanethen, Osseten, Chewsuren, Pschawen und Tuschinen, lauter Völker, welche entweder den Russen verbündet, oder ihnen wenigstens nicht feindlich gesinnt waren. Eine Verbindung zwischen beiden Flügeln, deren nächste Punkte über dreissig Meilen auseinander liegen, hat nie stattgefunden; ein einziges Mal versuchte Schamyl freilich, die Kabarda zu insurgiren und so den Anschluss an den rechten Flügel herzustellen, dieser Versuch misslang aber gänzlich.

Der Krieg auf dem rechten Flügel, welcher 1864 mit der Besiegung des letzten widerstrebenden kleinen Restes endigte, war nichts als eine Reihe vereinzelter Züge gegen die Stämme der Tscherkessen (Adighé) und Abchasen, welche auch ihrerseits eine gemeinsame Action nie unternommen haben; bald galt es einen Stamm für verübte Räubereien zu strafen, bald einen andern zur Anerkennung der russischen Oberhoheit durch Steuerzahlung zu zwingen. Dem Character des Landes zwischen dem Kuban und der hier noch niedrigen Hauptkette zufolge war der Krieg ein Buschkrieg, als Stützpunkte dienten die Kosakenlinien am Kuban und seinen Nebenflüssen, sowie einige in das Gebirge vorgeschobene Festungen, während vom schwarzen Meere aus eine Reihe von Küstenforts auf die Südseite der Hauptkette wirkte. Wenn auch eigentliche Schlachten hier nicht zu verzeichnen sind, so ist doch viel Blut geflossen, denn sobald es zum Kampfe kam, herrschte beiderseits grosse Erbitterung. Die verhältnissmässige Schwäche der einzelnen feindlichen Stämme liess jedoch diesen Flügel als den minder bedrohten erscheinen,

und sobald auf dem anderen die Lage kritisch wurde, so hörten hier die Expeditionen auf, und alle disponibeln Truppen wurden nach Osten gezogen; diesem Umstande ist es wohl auch zuzuschreiben, dass die schliessliche Unterwerfung hier erst fünf Jahre später erfolgte als dort. Wie ich oben bereits erwähnte, sind nach 1864 die tscherkessischen Stämme (die abchasischen weniger) zum grössten Theile, etwa 400,000 Mann stark, nach der Türkei ausgewandert, und in allerneuester Zeit (1874) geht das Gerücht, die noch verbliebenen, etwa 60,000 Mann, wollten in Folge der Einführung der allgemeinen Dienstpflicht in Russland dem Beispiele ihrer Genossen folgen und wie sie in Elend und Hunger verkommen.

Ganz anders stellte sich der Krieg auf dem linken Flügel dar. In der Tschetschnia lebten verschiedene Stämme, zwar der Sprache nach einander verwandt, aber doch vielfach unter einander verfehdet; den Russen wurde es daher leicht einzelne derselben an sich zu ziehen und sie als eine Waffe gegen die andern zu gebrauchen; ähnlich war das Verhältniss im Daghestan, nur mit dem Unterschied, dass hier nicht unbedeutende Landstriche in der Hand von Fürsten vereinigt waren, während die tschetschentzischen Stämme durchweg eine demokratische Verfassung hatten, und jeder derselben verhältnissmässig schwach war. So war es den Russen in den ersten drei Jahrzehnten des Jahrhunderts gelungen, im Daghestan auf friedlichem Wege durch Bündnisse mit mehreren einheimischen Fürsten sich Einfluss und eine Reihe fester Plätze zu verschaffen, während die Reihen der Kosakenstanitzen die Tschetschnia in ziemlicher Ruhe erhielten, und etwaige Kämpfe dort einen rein localen Character trugen. Dies änderte sich plötzlich zu Anfang der dreissiger Jahre. Ein fanatischer Priester, Mullah Mohammed, hatte schon seit Jahren die Erhebung der Moslemim gegen die Ungläubigen gepredigt, und seine Worte hatten manchen schlummernden Groll im Lande erweckt. Seine Lehre war nicht allein politisch wirksam, sie war auch eine Neuerung auf religiösem Gebiet; sie sollte den mit den Jahrhunderten verkommenen

und durch Spaltungen geschwächten Islam im Sinne des Stifters wieder verjüngen, und der heilige Krieg gegen die Ungläubigen sollte das äussere Mittel sein, um die Gemüther religiös zu entflammen. Diese Bewegung, nach dem Namen Murid (Anhänger, Schüler), welchen die Eingeweihten trugen, Muridismus genannt, ist in der neueren Geschichte des Islams eines der grössten Ereignisse; denn den alten dynastischen Streit um die Erbfolge des Propheten bei Seite lassend, wollte er Schiiten und Sunniten unter derselben Fahne vereinigen, ein Ding, welches seit dem Tode der Söhne Alis bei Kerbela, ausser den pantheistischen Secten der Sufis und etwa den Wahâbiten im südlichen Arabien, kein Neuerer gewagt hatte. Eine ähnliche reformatorische Bewegung im Sinne der ältesten Kirche machte sich wenige Jahre später, gänzlich unabhängig von dem Muridismus, in Persien geltend; es war dies die phantastische Lehre des Bâb; er und seine Anhänger wurden zwar vom Schach von Persien auf das grausamste ausgerottet, allein der Bâbismus glimmt noch jetzt unter der Asche in Persien weiter, und es ist nicht unmöglich, dass bei einem Thronwechsel oder sonstigen Bedrängnissen des Landes die Bewegung wieder in hellen Flammen auflodert. Für die Russen lag in dem Aufkommen des Muridismus eine ungeheure Gefahr; nicht allein, dass das Daghestan ihnen verloren gehen konnte, sondern es stand zu zu befürchten, dass wenn hier der Islam siegreich bliebe, die Bewegung sich über das ganze Tatarenvolk nicht allein des Kaukasus, sondern ganz Südrusslands ausbreiten würde. Der erste, der die Fahne des Aufruhrs erhob, war Kazi Mullah, ein Schüler des Mullah Mohammed; es gelang ihm, den Russen einige feste Plätze abzunehmen, und sie 1831, als ein falsches Gerücht von dem Einfalle der Perser in die Grenzprovinzen die Truppen nach Süden gezogen hatte, ganz aus Daghestan zu vertreiben. Allein sein Stern sank rasch; schon im nächsten Jahre fiel er bei dem erfolgreichen Sturme der Russen auf Himri, nahe der Vereinigung des Andischen und des Avarischen Koissu. An seiner Seite fiel schwer verwundet sein Schüler Schamyl, entkam aber auf unerklärte

Weise dem Tode und der Gefangenschaft. Kazi-Mullahs Nachfolger wurde Hamzad-Beg, ein wenig fähiger Mann. Den Zerwürfnissen unter den Fürsten und Stämmen Daghestans wusste er nur durch Grausamkeit und Hinterlist zu begegnen, und schon 1834 fiel er in der Moschee zu Chunsak im Chanate Awarien, dessen Herrscherfamilie er entthront und gemordet hatte, der Blutrache zum Opfer.

Jetzt trat Schamyl an die Spitze. Seine erste Zeit war nicht glücklich; er hatte in Taschaw-Hadshi einen Nebenbuhler um dem Oberbefehl, und der Herrscher von Awarien, aus dem Stamme der von Hamzad-Beg ermordeten Chane und selbst deren Rächer, war offen zu den Russen übergetreten; Schamyl verlor hierdurch einen grossen Theil des tüchtigsten aller Bergvölker, der im nördlichsten Dhagestan wohnenden Awaren, 1837 musste er sogar sich unterwerfen und dem Kaiser Treue schwören, ein Schwur, der ihn später nicht sehr schwer gedrückt hat. Schon 1839 sahen sich die Russen in Folge erneuter Unruhen genöthigt, Schamyl wieder anzugreifen; die furchtbar blutige Erstürmung von Achulgo, unweit Himri, bei welcher er wieder wie durch ein Wunder der Gefangenschaft entging, und die vielfachen siegreichen Kämpfe des nächsten Jahres brachten ihnen aber keine bleibenden Vortheile; Schamyls Macht wuchs durch die Unterwerfung Taschaw-Hadshis unter seinen Oberbefehl und vor Allem durch den Uebertritt des Chan Hadshi-Murad von Awarien, und auch aus den Kämpfen der Jahre 1841 und 1842 ging er, wiewohl mehrfach geschlagen, so doch ungeschwächt hervor. Die beiden nächsten Jahre vergingen verhältnissmässig ruhig, aber 1845 trat ein entscheidender Wendepunkt in der Kriegführung ein.

Der zum Statthalter neu ernannte Fürst Worontzoff erkannte, dass das bisher befolgte System der Russen ein fehlerhaftes sei; bisher waren vereinzelte Expeditionen tief in das Land hinein gemacht, und damit, trotz vielfacher Siege, nichts bleibendes ausgerichtet worden, weil die Rückzugslinien zu lang, und mangels guter Wege eine dauernde Verbindung zwischen den einzelnen Posten nicht herzustellen

war; die Folge war gewesen, dass das Land kaum nach dem Rückzug der eigentlichen Expeditionstruppen schon wieder insurgirt war. Worontzoff fasste den Plan, die ganzen russischen Linien langsam, aber stetig gegen das Herz des Daghestan vorzuschieben, und schliesslich den Aufruhr in seinem Mittelpunkt für immer zu ersticken. Zum Verständniss dieses Planes ist ein Ueberblick über die örtliche Beschaffenheit des Kriegstheaters erforderlich. Das Daghestan und die Tschetschnia sind durchaus verschieden; während ersteres ein wildzerrissenes, und von tief eingeschnittenen Thälern durchfurchtes Hochplateau bildet, ohne jede Spur von Baumwuchs, ist der Abfall des Nordrandes dieses Plateaus, westlich die kleine, östlich die grosse Tschetschnia genannt, dicht mit Waldung und Buschwerk bestanden; der eigentlich gebirgige Theil derselben ist kaum einige Meilen breit, weiter nördlich geht sie in ein Hügelland und schliesslich in die Steppe über. Dieser Verschiedenheit entsprechend, floss in der Tschetschnia das meiste Blut auf Ueberfällen und in Hinterhalten, auf welche sich die Tschetschentzen meisterhaft verstanden; im Daghestan dagegen war es die Erstürmung fester Stellungen und namentlich die Einnahme der in unzugänglichen Felsenwinkeln angelegten Dörfer, welche die russischen Truppen decimirte. Die Operationslinie der Russen im Norden war bei Beginn der Kämpfe die Reihe der Kosakenstanitzen am Terek, von Kizljar bis Mozdok gewesen; im Laufe des Krieges war dieselbe jedoch weiter an das Gebirge bis zur Sunsha vorgeschoben worden; von Wladikawkas bis Groznaja zog sich eine Reihe Stanitzen längs dieses Flusses hin, und sodann quer durch die Steppe bis zum caspischen Meere. Nach Westen waren die Russen durch das wilde, von den befreundeten Stämmen der Tuschinen, Pschawen und Chewsuren bewohnte Gebirge vor Einfällen der Daghestaner geschützt, und im Süden zog sich die sogenannte lesghische Linie längs des Alazanthales bis in die Gegend von Nucha; diese hatte eine wesentlich defensive Bedeutung, denn ein Angriff über die Hauptkette des Kaukasus hinüber war nicht gut denkbar. Oestlich von Nucha

und im Chanate Kuba war weniger Gefahr, da die dort wohnenden lesghischen Stämme ziemlich ruhig waren und Schamyl seine ganze Kraft auf das nördliche Daghestan vereinigte; erst am caspischen Meere, bei Derbent, begannen wieder einzelne russische Plätze, welche sich im Norden an die Linie in der Tschetschnia anschlossen. Der Plan des Fürsten Worontzoff ging dahin, vor Allem diese Linie so zu verstärken, dass eine Durchbrechung derselben unmöglich sei, und sodann mit breiten Trancheeen, unter Zerstörung der Wälder, zum Schutze der Truppen vor Ueberfällen und Hinterhalten, in die Tschetschnia vorzudringen, den Kreis um Schamyl immer enger zu ziehen, und ihn schliesslich in seinem letzten Schlupfwinkel unschädlich zu machen. Leider wurde dieser Plan schon im ersten Jahre seiner Statthalterschaft durchkreuzt; auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers und wider seine eigene Ueberzeugung musste er die verhängnissvolle Expedition nach Dargo, Schamyls festestem Stützpunkt in der Tschetschnia, antreten. Der inmitten schwer zugänglicher Berge und Wälder gelegene Ort wurde auch genommen, allein auf dem Rückmarsche fand sich das russische Heer von allen Seiten umzingelt; die Verluste waren furchtbar, und vielleicht wäre kein Mann entkommen, wenn nicht ein treugebliebener Tschetschentze die Nachricht zu dem sieben Meilen entfernt in Herzel-Aûl stehenden General Freitag hätte bringen können, welcher durch einen berühmten Marsch die Reste des Heeres befreite. Die Folgen blieben nicht aus; schon im nächsten Jahre durchbrach Schamyl die Sunshalinie, und drang bis in die Kabarda vor; sein Versuch, die Stämme des rechten Flügels sich anzuschliessen, misslang freilich. Die übrige Zeit seiner Amtsdauer (bis 1854) verfolgte Worontzoff consequent sein System; er hätte vielleicht den endlichen Schlag noch selbst führen können, wenn nicht der Krymkrieg störend dazwischen getreten wäre. So wurde für gesicherte Communicationen zwischen den einzelnen Punkten gesorgt, die im Rücken der Angriffslinie wohnenden Tschetschentzen wurden grösstentheils dauernd unterworfen, und breite Einschnitte, über welche keine Kugel

hinübertrug, in die dichten Buchenwälder im Süden der Linie gemacht; die in der Zwischenzeit vorgenommenen Expeditionen in das Daghestan waren zwar nicht von grossem Erfolge, brachten jedoch mehrere feste Plätze im Osten in die Hände der Russen. Bald nach dem Krymkrieg trug das Worontzoff'sche System seine Früchte; von der Tschetschnia war nur ein kleiner Theil noch Schamyl treu geblieben, im östlichen und südlichen Daghestan sein Einfluss schon geschwunden. Im Winter von 1858 zu 1859 erfochten endlich die Russen den ersten grossen Sieg; Weden, Schamyls Hauptstadt in der Tschetschnia, wurde genommen und er selbst musste flüchten. Monatelang hielt er sich in einer wilden Felsschlucht im Thale des Andischen Koissu verborgen, während ein Stamm nach dem andern sich den Russen unterwarf. Im nächsten Sommer sammelte er seine letzten Getreuen und besetzte mit ihnen den Berg Gunib zwischen dem Awarischen und dem Karakoissu, eine uneinnehmbar scheinende natürliche Festung. Hier umzingelte ihn die russische Armee unter Fürst Barjatinski und bei der Erstürmung desselben am 25. August (6. September) wurde Schamyl ein Gefangener. Zum Aufenthalt wurde ihm die kleine Stadt Kaluga, südwestlich von Moskau, angewiesen; er lebte hier in ehrenvoller Gefangenschaft, bis ihm 1868 der Kaiser verstattete, nach Mekka überzusiedeln, wo er hochbetagt und erblindet in jüngster Zeit verstorben sein soll.

Schamyl, Ende des vorigen Jahrhunderts in Himri geboren, war unzweifelhaft ein aussergewöhnlich hochbegabter Mensch; es war aber keineswegs das Ideal, für welches er lange gegolten hat. Mit seinen unleugbar grossen Eigenschaften, seinen Kenntnissen, seinem Scharfsinn, seinem Muth und seiner unbezwinglichen Energie verband er alle Fehler des orientalischen Despoten. Er war herrschsüchtig und grausam, mit der furchtbarsten Strenge bedrückte er die ihm untergebenen Stämme, und der geringste Ungehorsam wurde mit dem Tode bestraft; die Heiligkeit des Eides hat er mehr als einmal verletzt, und dass sein ascetischer Lebenswandel

zum grössten Theile zur Ausbreitung seines Rufes und seiner Macht dienen sollte, ist mehr als wahrscheinlich. Nach seinem Falle athmeten die Stämme des Daghestan frei auf, und begaben sich willig unter die russische Herrschaft, deren Druck gegenüber der Tyrannei Schamyl's nicht gefühlt wurde; der seitherige Verlauf der Dinge lässt mit Sicherheit erhoffen dass die Ruhe dort nicht wieder gestört werden wird. Wenn auch vereinzelte Fälle von Mordthaten noch vorkommen, so sind sie doch nur das Werk von Fanatikern oder entspringen aus persönlicher Rachsucht; eine Schilderhebung hat nicht mehr stattgefunden, würde auch keine Aussicht auf Erfolg haben, da das Strassennetz inzwischen vervollkommnet ist, und die Russen als Herren der festen Plätze im ganzen Lande jederzeit im Stande sind, einen etwaigen Aufstand sofort zu localisiren und zu ersticken. Soviel mir bekannt, erkennen die Bewohner des Daghestan den jetzigen Zustand der Dinge auch dankbar an, und haben durch Eintritt in die russische Localmiliz vielfach ihre versöhnliche Gesinnung kundgegeben; es ist daher mehr als wahrscheinlich, dass auch der jüngste Stein des Anstosses für viele mohamedanische Unterthanen Russlands, die allgemeine Dienstpflicht, ohne allzugrosse Schwierigkeiten bei ihnen wird Eingang finden können. In der Tschetschnia freilich folgten verschiedene Aûls dem Beispiele der Tscherkessenstämme und wanderten nach der Türkei aus; es scheint ihnen dort aber so schlecht zu behagen, dass zur Zeit meiner Anwesenheit im Kaukasus bereits mehrfach Gesuche derselben um Rücküberlassung ihrer Ländereien vorlagen.

Unser Ausmarsch aus Wladikawkas war nicht sehr fröhlich; es hatte die ganze Nacht geregnet und wir mussten befürchten, den Weg unpassirbar zu finden; doch hatte glücklicherweise die Steppe, durch welche sich die Strasse nach Groznaja zieht, nur soviel Regen bekommen, als erforderlich war, den Staub zu löschen und den Weg weich und angenehm fahrbar zu machen. Da wir auf allen Punkten unserer Route von Tiflis aus bereits angemeldet waren, so konnten wir auch hier, wie wir in Kachetien gethan, uns

ohne Bedenken von unserm Hauptgepäck trennen; wir thaten dies um so lieber, als im Daghestan die Wege unfahrbar sein sollten, und die Fortschaffung des Gepäcks in diesem bergigen Terrain viele Pferde erfordert nnd manchen Aerger und Zeitverlust verursacht haben würde. Unser Weg führte erst in nördlicher Richtung in die Steppe hinein, und sodann, scharf nach Osten wendend, das Thal der Sunsha herab; zur Rechten hatten wir die waldige Tschetschnia, deren Berge aber in schwere Regenwolken gehüllt waren, zur Linken einen öden, kahlen Höhenzug, welcher mit einem zweiten ihm parallel laufenden das Thal der Sunsha von dem des Terek scheidet. Jenseits dieser Höhen, die den Namen Greben (russisch: Kamm) führen, liegen am Terek die Stanitzen der Grebentzkoi-Kosaken, der berühmtesten unter den Helden des dreissigjährigen Kampfes. Am Wege fanden wir zunächst tatarische (oder kumykische) Dörfer, in welchen ich zum ersten und letztem Male eingespannte Kameele sah; das hochbeinige Riesenthier in einer Gabel vor einem ebenso hochrädrigen Karren sah unwiderstehlich komisch aus. Später kamen wir ausschliesslich durch Kosakenstanitzen, grosse in regelmässigen Vierecken angelegte befestigte Dörfer mit Wällen und Thoren. Bei näherer Prüfung sind die Vertheidigungsmittel freilich so schrecklich nicht; ein halb eingefallner Graben und dahinter ein wenig über mannshoher Erdwall mit Dornhecken, die manche Lücke zeigen, das Ganze kein grösseres Hinderniss als ein Knick in Holstein; zur Zeit der Kriege freilich mögen sie besser im Stande und stark genug gewesen sein, um einen Ueberfall der Tschetschentzen abzuhalten. Das Innere der Stanitzen war sauber gehalten und in der Mitte befand sich stets ein freundlicher grüner Platz mit der Dorfkirche. Schon in der ersten Stanitze fanden wir einen unerwarteten Zuwachs zu unserer Reisegesellschaft. Ein weissbärtiger, würdig aussehender Kosak in rothem Beschmet, die Brust mit dem Georgskreuz geschmückt, bat um die Erlaubniss, als blinder Passagier mitfahren zu dürfen; da wir zwei Telegen und nur wenig Gepäck hatten, wurde sie ihm unter der Bedingung

gern gewährt, dass er auf den Poststationen für rasches Umspannen zu sorgen habe. Er that auch sein Möglichstes, aber an dem passiven Widerstande der Posthalter und der Trägheit der Jemtschiks scheiterte auch sein guter Wille. Auf jeder Station erlitten wir Verspätungen, und einmal spannte auf freiem Felde unser Jemtschik ohne ein Wort der Erklärung plötzlich eines der Pferde aus, setzte sich darauf und war im Nu am Horizont verschwunden; wir sahen ihm erstaunt nach und dachten bereits an ein Nachtquartier unter freiem Himmel, als derselbe nach Verlauf einer halben Stunde wieder zurückkehrte; er hatte seine Peitsche vergessen und war nach der Station zurückgeritten, um dies Zeichen seiner Würde zu holen. Je weiter wir kamen, desto öder wurde die Gegend; auf der tschetschentzischen Seite hatte sich alles in grauen Nebel gehüllt und die einförmigen Hügelketten zu unserer Linken dienten auch nicht zur Belebung der Landschaft. Einen eigenthümlichen, fast melancholischen Eindruck machten die endlosen Reihen von Kurgans (vorhistorische Hünengräber), welche sich auf ihnen hinzogen und welche ich in solcher Menge nirgends wieder gesehen habe. Man findet sie in der ganzen südrussischen Steppe; über die Völker, welche sie erbaut, ist nichts bekannt, und die Eröffnung einiger derselben hat keinerlei Anhalt zur Schätzung ihres Alters verschafft. Bei Eintritt der Dämmerung hatten wir erst die vorletzte Station erreicht, und mussten zu unserem nicht geringen Missvergnügen das alte Lied vom Pferdemangel, diesmal auf Wahrheit beruhend, hören. Da erschien im kritischen Momente ein Rettungsengel in der Person des Gouvernementsadjutanten; er wusste von unserer Ankunft und liess uns vom Postmeister die Couriertroika geben, auf welche wir mit unserer Kronspadaroshna keinen Anspruch hatten. Mit einiger Mühe brachten wir unser Gepäck und uns selbst in eine Telega hinein, und unser Kosak klemmte sich auf eine mir unerklärt gebliebene Weise zwischen der Hinterachse und dem Kasten fest. Erst bei völliger Dunkelheit erreichten wir Groznaja, das seinen Namen „die Schreckliche“ keineswegs rechtfertigt, denn es

unterscheidet sich von den andern Stanitzen nur durch seine Grösse, während seine Wälle mit Spaten und Hacke leicht zu erobern wären. Bei seiner Gründung scheint keine rechte Einigkeit geherrscht zu haben; während es gewöhnlich als Femininum behandelt wird, schreiben einige Groznyj, „der Schreckliche“, andere Groznoje „das Schreckliche“; richtiger wäre vielleicht gewesen die Stadt Grjaznaja, die Schmutzige, zu nennen. Wider alles Verhoffen fanden wir einen leidlich sauberen Gasthof und ein ganz erträgliches Abendessen; der Stadtcommandant, welchem wir noch einen bei der Dunkelheit und den tiefen Pfützen auf den Strassen verwegen zu nennenden Besuch machten, versprach uns einen Wagen und Escorte nach Weden zu verschaffen.

Am nächsten Morgen hielt ein urweltlicher Kasten vor unserer Thür, ähnlich demjenigen, welcher uns von Sebastopol nach Baghtschesarai geführt hatte; er war so niedrig, dass man nur gebückt in ihm sitzen konnte, bei dem regnerischen Wetter aber immerhin der offenen Telega vorzuziehen. Kaum hatten wir den Ort verlassen, als der Regen mit erneuter Wuth losbrach, so heftig, dass wir die zur Seite reitenden tschetschentzischen Milizen mit ihren rothen Baschlyks nur in ihren Umrissen erkennen konnten; wir fühlten ein menschliches Rühren mit ihnen und schickten die gänzlich überflüssige Escorte zurück. Einen Abstecher nach dem unweit zu unserer Rechten gelegenen Lager bei Wozdwishenskoje, welchen wir ursprünglich beabsichtigt hatten, gaben wir angesichts der aufgeweichten Wege ohne Bedauern auf und schlugen die gerade Strasse nach Weden ein. Zu unserem Glücke waren noch keine Brücken vom Wasser fortgerissen, denn sonst hätte unser ganzer Ausflug in das Daghestan buchstäblich zu Wasser werden können. Der reissende Argun, den wir bei der kleinen Festung Berdykel auf einer langen Holzbrücke passirten, schien nicht übel Lust zu haben, diese auf seinem Wege zum Terek mitzunehmen. Einige Werst weiter überschritten wir den Dshalko bei dem Aûl Hermendshik, berühmt durch ein siegreiches Gefecht der Russen (unter General Weljaminow) gegen die Tsche-

tschentzen. Mit Mühe schleppten uns die Pferde noch bis zum Fort Ersenoi, am Fusse der Berge, und hier erklärte uns der Kutscher, es sei unmöglich weiter gegen das Wetter zu kämpfen. Er hatte Recht, denn die Räder waren stellenweis bis in die Achsen in den Schlamm eingesunken. Zu unserem Glück besass das Fort einen für seine ländliche Lage ganz aussergewöhnlich reich versorgten Duchan; er führte nicht allein Sardinen in Büchsen, sondern auch Porter und der Wirth bereitete uns eine ausgezeichnete Kohlsuppe, den berühmten russischen Schtschi. Auch klärte sich der Himmel allmählich auf, und durch die Aussicht auf ein gutes Trinkgeld ermuthigt, spannte unser Kutscher wieder ein. Die buschigen Steppen hörten nun auf und der Weg trat in das freundlich grüne Thal des Chulchulau; zu beiden Seiten war bis auf Schussweite (400 Schritt) ein Streifen abgeholzt, dahinter erhob sich aber der Buchenwald in seiner vollen Pracht und Herrlichkeit, jetzt doppelt schön, nachdem die ersten Herbstregen ihn wieder erfrischt hatten. Da das Wasser hier besseren Ablauf hatte als in der Steppe, war der Weg gut passirbar und noch vor Einbruch der Dämmerung hielten wir vor dem Hause des Kreischefs von Weden, Fürsten Eristaw, wo wir die echte kaukasische Gastfreundschaft fanden. Der Name Eristaw gehört nicht einer Familie allein an; er wurde vielmehr von den grusinischen Königen den Statthaltern einiger Landstriche als Titel beigelegt (seine wörtliche Uebersetzung ist Volkshaupt) und blieb, da diese Stellen de facto häufig erblich waren, in der Familie; so kommt es, dass man Fürsten Eristaw überall, von Gurien bis Kachetien findet. Unser Gastfreund war schon lange Jahre unter den Bergvölkern, und versicherte mir, dass mit ihnen bei einer mit der nöthigen Strenge gepaarten patriarchalischen Regierung ausgezeichnet auszukommen sei; mit Rücksicht auf die dem Asiaten innewohnende grössere Gewandtheit in diesem Regime hat auch die russische Regierung die meisten Districtsstellen mit Grusinern und anderen Kaukasiern besetzt, der einzige Russe, welchen wir im Daghestan in einer höheren Stellung fanden, war der

Commandant des Gunib'schen Districts, General Komaroff. Unruhen waren seit Schamyls Unterwerfung im hiesigen Bezirke gar nicht vorgefallen, und nur ein einziges Mal hatte ein Fanatiker, der sich selbst zum Imâm proclamirte und als solcher eine gelbe Schalmà (Turbantuch) anlegte, das Volk zu insurgiren versucht. Obgleich sein Anhang äusserst gering war, wurde er der Regierung doch lästig; einige wohlgesinnte Tschetschentzen, denen dies mitgetheilt worden, erschienen auch bald mit seinem Kopfe beim Kreischef, der die gelbe Schalma noch aufbewahrt. Zu unserem Bedauern war Fürst Eristaw mit seiner liebenswürdigen Frau, einer Tifliserin, durch eine abendliche Taufe, die zu einer merkwürdigen Stunde (10 Uhr Abends) angesetzt war und sich schliesslich bis 3 Uhr Morgens verlängerte, genöthigt, uns zu verlassen; an seiner Stelle machte uns ein Verwandter, Fürst Tarchanow, beim Abendessen die Honneurs. Wir hatten erwartet, im Orte selbst noch irgend welche Spuren von Schamyl und von der Erstürmung im Jahre 1859 zu finden, es war aber nichts vorhanden, denn der Aûl Weden ist zerstört, und die russische Festung, amtlich Wedjenò genannt, liegt einige hundert Schritt davon; sie ist so modern und civilisirt, dass sie selbst Strassenbeleuchtung besitzt, die wir in Groznaja schmerzlich vermissten. Die Lage ist eine recht feste; auf einem wiesenreichen Plateau zwischen zwei tief eingeschnittenen Bächen erbaut und rings von undurchdringlichen Wäldern umgeben, beherrscht sie die einzige in das westliche Daghestan führende fahrbare Strasse. Dargô, das Ziel der verunglückten Expedition des Jahres 1845, liegt in gerader Linie nur 12 Werst weiter östlich in ähnlicher Umgebung im Thale des Aksai; bei den furchtbaren Waldwildnissen und den engen Schluchten, durch welche damals der Rückzug der Russen ging, sind deren Verluste leicht begreiflich.

Am nächsten Morgen lag noch dicker Nebel auf Weden; die frische Luft schien aber einen schönen Tag zu versprechen. Die Pferde, welche Fürst Eristaw für uns hatte kommen lassen, waren ausgezeichnet, und die beiden Tschetschentzen,

unsere Führer, ein Paar prächtige Menschen; der eine von ihnen, der etwas Russisch verstand, sah mit seinem blonden Vollbart rein germanisch aus. Statt der Fahrstrasse, welche einen weiten Bogen nach Westen macht, schlugen wir auf den Rath des Fürsten den zwar weit beschwerlicheren, aber lohnenderen Weg über Andi ein; wir hatten es nicht zu bereuen, denn die Blicke, die sich uns stets wechselnd bis zum Abend darboten, gehören zu dem schönsten, was uns der Kaukasus hat sehen lassen. Ehe wir abritten, zeigte uns ein Zwischenfall noch recht, auf welche Kleinigkeiten man bei solchen Reisen Acht zu geben hat. Die Stricke, welche unsere Tschetschentzen mitgebracht hatten, waren für das Gepäck zu kurz, und es dauerte über eine halbe Stunde, bis im Orte ein genügender Strick aufzutreiben war; man muss eben mit allem Nothwendigen selbst versehen sein und darf sich nie darauf verlassen, auch nur die geringste Kleinigkeit am Orte zu finden. Sieben Werst oberhalb Weden, bei Chorotschoi, verliessen wir die Strasse und ritten im engen, schluchtähnlichen Thale des Chulchulan aufwärts inmitten der herrlichsten Vegetation, von schroffen Felsen durchsetzt; an manchen Stellen traten die Wände so nahe zusammen, dass nur das Bett des munteren Bachs zum Reiten frei blieb, unsere Pferde waren solche Wege aber gewöhnt und schritten rasch bergauf. Bald zerrissen die Nebel und die Sonne, die wir tagelang nicht gesehen, schien freundlich hernieder. Je höher wir stiegen, desto lichter wurden die Buchen, und grüne Matten, von kleinen Schafheerden belebt, traten an ihre Stelle. Der Anblick, der sich uns auf der etwa 6000 Fuss hohen Wasserscheide darbot, war unbeschreiblich grossartig: Mit einem Zauberschlage verschwanden die grünen Matten, vor uns starrten jähe Felsmassen, von schauerlichen Klüften durchschnitten; es war das Daghestan, was sich in seiner ganzen grossartigen Wildheit vor uns entfaltete. 2000 Fuss unter uns lag in einem Felsenkessel, von senkrechten Wänden eingerahmt, der grosse Aûl Andi, dahinter öffnete sich das Thal des andischen Koissu und jenseits desselben reihte sich Berg an Berg, Kette an Kette

bis zu den hohen schneebedeckten Bergen, welche von der Hauptkette des Kaukasus ausgehend die Quellen des andischen und awarischen Koissu speisen. Das Bild wurde noch grossartiger durch die Mannigfaltigkeit der Färbung; im Thale des Koissu standen schwere schwarze Gewitter, während bei Andi der blaue Himmel hell die rothbraunen Felsen beschien. Der Abstieg nach Andi war zwar keineswegs gefährlich, aber doch so steil, dass wir zu Fusse gingen und unseren Pferden überliessen, uns zu folgen. Im Aûl angekommen, wurden wir aufgefordert bei einem früheren Naib (Unterbefehlshaber) Schamyls abzusteigen, wir folgten der Einladung, fanden ihn zu unserem Erstaunen aber nicht zu Hause; doch gab uns dieser Aufenthal Gelegenheit einen interessanten Blick in das Innere eines daghestanischen Hauses und in das Hauptgewerbe Andis, die Fabrication der Burken, zu thun. Diese kaukasischen Regenmäntel bestehen aus langer schwarzer Schafwolle, welche so verfilzt wird, dass die innere Seite glatt ist, während die äussere zottig bleibt. Die fertige Burka, ein halbkreisförmiges Stück von 8 Fuss Durchmesser, wird an einem Riemen um den Hals gehängt und hält den stärksten Regen ab, weil das Wasser an der zottigen Aussenseite abläuft, ohne in den Filz einzudringen; sie hat aber ausser ihrer Schwere noch den Nachtheil, dass sie den Körper nicht vollständig umgiebt und desshalb bei jedem Wechsel des Windes nach der Seite gehangen werden muss, woher der Regen kommt. Die Fabrication ist lediglich Sache der Frauen; sie legen die Wolle in lange Strähne und bedienen sich beim Flechten und Verfilzen derselben, soviel ich sehen konnte, nur der Hände. Uebrigens waren die Frauen hier nicht so hässlich, wie sonst bei den Bergvölkern, nur wurden sie sehr durch ihre Tracht, einen weiten graublauen Kittel mit ebensolchen Beinkleidern, entstellt, auch trug ein dicker Wulst von Tuch auf ihrem Kopfe nicht zu ihrer Verschönerung bei. Der Preis der Burken, von denen wir recht gute Stücke zu 5 Rubel kauften, ist je nach der Grösse und Güte von 3 bis 10 Rubel; ein Prachtstück von feinster schwarzer Wolle, die wie Seide glänzte

und das doppelt so gross war als die gewöhnlichen, sollte 30 Rubel kosten; die jährliche Gesammtproduction ist 8000 Stück. Früher war Andi ein Hauptmarkt im Gebirge und die gesuchteste Waare waren Gefangene, welche die Tschetschentzen von ihren Raubzügen dorthin brachten; jetzt hat freilich dieser lucrative Handel aufhören müssen.

Ich muss hier einige Bemerkungen über die Bewohner des Daghestan einschalten, hauptsächlich desshalb, weil über ihre Abstammung, ihre Namen und ihre Sprachen in den meisten Büchern eine heillose Verwirrung herrscht. Meine



Lesghier.

Quelle ist das gründliche Buch von Dubrowin, welcher seinerseits sich auf die anerkannt zuverlässigen Forschungen des Herrn von Uslar stützt. Es ist wahrscheinlich, wenn

auch nicht ganz sicher, dass die Bewohner des Daghestan und der Südabhänge der Hauptkette bis zur Grenze der grusinischen und tatarischen Bevölkerung, unter sich von gleicher Abstammung, oder wenigstens gleichartig verschmolzen sind; dafür sprechen die durchgehend gleichartigen Sitten und der ziemlich übereinstimmende Typus der Bevölkerung, hagere Gestalten mit scharfgeschnittenen Gesichtern und kühnen Adlernasen; eine Ausnahme machen einige kleine Völker völlig verschiedener Race, wie die Udi und die Kubatschi. Den Daghestanern selbst ist die gemeinsame Abstammung nicht zum Bewusstsein gekommen; sie haben keinen gemeinsamen Namen und kennen nur ihre engeren Stammgenossenschaften; der Name Lesghier, welcher von den Russen insgemein, vorzüglich aber für die südlichen Daghestaner gebraucht wird, bezeichnet bei diesen selbst weder das Volk, noch einen einzelnen Stamm; er soll nach Einigen „Bergbewohner", nach Anderen „Räuber" bedeuten. Der Name Dido, den ihnen Bodenstedt beilegt, kommt nur einem einzelnen Stamme im Westen zu.

Der einzige bedeutendere Stamm, welcher eine gewissermassen hervorragende Stellung einnimmt, sind die Awaren, welche sich selbst Maarulal „Bergbewohner" nennen; sie gelten als die geistig befähigtsten und als die besten Krieger. Die verschiedenen Genossenschaften, welche zu diesem Stamme gehören, früher jedoch politisch völlig selbstständige Körper bildeten (das „Chanat" Awarien war nur einer derselben), ziehen sich in einem breiten Streifen von der Nordspitze des Daghestan bei Tschir-jurt bis zur Grenze Kachetiens bei Zakataly. Der übrigen Stämme und Genossenschaften Zahl ist Legion; manche, wie beispielsweise Andi, bestehen nur aus einigen wenigen Ortschaften. Einige wurden vor der Unterwerfung von Fürsten beherrscht, andere regierten sich selbst, und zwischen ihnen herrschten unaufhörliche Fehden. Noch grösser ist der Wirrwarr der Sprachen; es steht noch keineswegs fest, ob die hunderte von Dialecten überhaupt gemeinsamen Ursprungs sind, man hat vielmehr bis jetzt nur eine Anzahl Familien zu unterscheiden gewusst;

diese sind die awarische (in zwei Hauptdialecten), kazikumychsche, andische, dargosche und kürinische; neben ihnen giebt es freilich noch manche, welche kaum gekannt und noch weniger untersucht sind, so gestattet sich beispielsweise das Dorf Inuch, vom Stamme der Dido, bei nur dreissig Familien den Luxus einer eigenen, seinen Nachbarn unverständlichen Sprache Etwas Literatur (mit arabischer Schrift) besitzt nur die awarische Sprache. Der Klang aller daghestanischen Sprachen ist unbeschreiblich rauh und grob, mir klang selbst das Grusinische dagegen milde. Der Reisende, welcher etwas türkisch versteht, wird sich übrigens unschwer verständigen können, da durch die tatarische Nachbarschaft die Kenntniss dieser Sprache ziemlich verbreitet ist.

Der Charakter des Daghestaners ist sehr verschieden geschildert worden; nach den besten Quellen scheint ein recht tüchtiger Grund in ihnen vorhanden zu sein; sie sind zwar theilweis roh und waren früher auch gewaltthätig und blutgierig, andererseits besitzen sie aber eine Eigenschaft, welche den meisten Asiaten abgeht, den Fleiss. Durch die rauhe Natur ihres Landes auf beste Ausnutzung aller Nahrungsquellen angewiesen, sind sie gute Ackerbauer und die Hausindustrie, vorzüglich Weberei, steht bei ihnen auf hoher Stufe; im Kriege hat Schamyl sogar eine Geschützgiesserei errichten können. Ihre Dörfer, denen eine Moschee fast nie fehlt, sind aus derben steinernen Häusern zusammengesetzt; der Mangel an Holz zwingt sie zu einer soliden Bauart. Da die Formen aber roh sind, und die terrassenförmige Anlage der Ortschaften an Bergabhängen jede wohlthuende Regelmässigkeit ausschliesst, sehen sie von Weitem kaum anders aus, als wüste Trümmerhaufen; auch Andi, obwohl ein wohlhabender Ort, macht hiervon keine Ausnahme, und bezüglich einer Photographie desselben, welche ich später in Petrowsk zu kaufen fand, bin ich in Europa öfters gefragt worden, ob dies einer der zerstörten Aûle weiland Schamyls sei.

Da unser Gastfreund nicht erschien, und auch von dem uns verheissenen, und nach einem anstrengenden Ritt von uns nicht ungern erwarteten Frühstück nichts zu sehen war,

setzten wir unsern Weg mit leerem Magen fort; die grossartige Gegend sollte uns dafür entschädigen. Wir folgten zunächst dem Bache, der oberhalb Andi entspringend, zwischen Bottlich und Tkchloch in den Andischen Koissu fällt; dieser letztere selbst führt seinen Namen nicht nach dem Aûl, der meilenweit von ihm entfernt liegt, sondern nach dem gleichnamigen Gaue, den er durchströmt. Das Thal selbst war recht öde; nur zahlreiche Rebhühnervölker trieben in den Klüften ihr Wesen. Allmählich stiegen wir am rechten Ufer empor, der Weg wurde immer steiler und steiniger, und schliesslich derart, dass ein europäisches Pferd wohl kaum fortgekommen wäre, allein unsere vortrefflichen Thiere schienen trotz der anstrengenden Morgentour und ungeachtet dessen, dass sie in Andi nichts zu fressen bekommen hatten, auch diesen zweiten Pass, der nicht niedriger war als der erste, für eine Kleinigkeit zu halten. So lange wir stiegen, hatten wir nur den Rückblick auf die steilen Wände, die den Kessel von Andi im Norden und Osten einschliessen; von der Höhe jedoch entfaltete sich wieder ein grossartiges neues Panorama. Unter uns lag der Kessel von Bottlich, und in ihm der Aûl von Gärten und herrlichen alten Bäumen umgeben; vor uns und zu unserer Linken die finsteren Klüfte, durch welche der Koissu in den Kessel eintritt und ihn wieder verlässt; den Fahrweg, welchen wir am Morgen verlassen hatten, sahen wir zu unserer Rechten in endlosen Serpentinen längs einer steilen Wand in das Thal hinabführen. Die Beleuchtung war wieder herrlich, und eines der schwarzen Gewitter, welches im Süden stand, schien sich uns zu nähern; instinctmässig witterten die Pferde die Gefahr, und schlugen ihren raschsten Schritt an, um trocken herunterzukommen. Nachdem wir den wenig unter der Passhöhe gelegenen kleinen Aûl Tschancho passirt, begann der Abstieg auf einem Wege, der dem auf der anderen Seite in nichts nachstand; allein unsere Pferde, ihres Trittes sicher, gingen auf dem kaum fussbreiten, steilen und steinigen Pfade, mit dem Abgrunde zur Seite, ohne Scheu, und noch vor Anbruch der Dunkelheit und trocken erreichten wir das

Thal. Der Aûl lag aber noch einige Werst weiter, und als wir ihn durchritten, brannten schon auf allen Höfen die Feuer, an denen das Abendessen gekocht wurde; der Anblick der bärtigen wilden Gestalten, die um die Gluth lagerten, war eines Malers wohl werth. Das Gebäude des Commandanten, ein grosses steinernes Haus mit völlig europäischer Einrichtung, lag jenseits des Aûls und es war schon völlig Nacht, als wir dort abstiegen und vom Fürsten Orbeliani, Stellvertreter des Commandirenden, auf das Liebenswürdigste empfangen wurden; letzterer selbst, Fürst Nico Tschawtschawadze, eine im ganzen Kaukasus wohlbekannte Persönlichkeit, war zufällig abwesend. Ich traf hier auch einen französischen Marineoffizier, welchen ich in Petersburg bereits kennen gelernt hatte; er hatte eine mit der von uns projectirten fast identische Tour vom caspischen Meere aus gemacht, und wollte jetzt über Wladikawkas nach Tiflis. In der Voraussetzung, dass der im vorigen Jahre (1871) mit grossen Kosten für die Reise des Kaisers erbaute Fahrweg noch benutzbar sein würde, hatte er sich in Temirchanschura einen Tarantass verschafft und auf diesem seine Tour angetreten; der Weg war aber derart bereits zerstört, dass mehrfach sein Gefährt von Menschen hatte über die schlimmsten Stellen hinübergetragen werden müssen, — eine unwahrscheinlich klingende Behauptung, welche wir jedoch später an Ort und Stelle völlig begründet fanden. Unser Abendessen verlief, da auch Fürst Orbeliani französisch sprach, recht heiter; nur liess uns das Gewitter, welches sich mit furchtbarer Gewalt über uns entlud, befürchten, dass die nächsten Tage uns wieder dasselbe Wetter bringen möchten, welches wir erst eben in der Steppe gehabt hatten. Wir konnten uns nur mit dem Gedanken trösten, dass sich das schlechte Wetter im Kessel von Bottlich gefangen habe, und seine Wuth hier austobe. Trotz seiner hohen Lage (über 3000 Fuss) hat Bottlich infolge des Schutzes, den ihm die mächtigen Wände von allen Seiten gewähren, ein mildes Klima; herrliche Nussbäume und Wein gedeihen hier, freilich tritt dafür auch das Fieber auf. Um von Bottlich nach

Tiflis zu gelangen, kann man, statt des weiten Umweges über Wladikawkas, einen Weg gerade über die Berge einschlagen; er führt über Agualli, Tindi, Chwarschi, Ilanchewi, Kidirô (Kederi) in vier bis sechs Tagen nach Kwareli in Kachetien, und soll, nach dem Zeugniss zweier mir bekannter Reisenden, zwar beschwerlich, aber recht lohnend sein.

Es regnete die ganze Nacht hindurch, zu unserem Glücke jedoch nur im Kessel von Bottlich. Wir verliessen ihn am nächsten Morgen in östlicher Richtung und gelangten durch kleine Seitenthäler an das Ufer des Koissu dort, wo der Bach von Andi seine grauen Gewässer ihm zuführte. Beide waren stark geschwollen, und der Koissu machte trotz seines kurzen Laufes einen sehr achtunggebietenden Eindruck. Das Thal desselben war ausserordentlich fruchtbar; saubere Korn- und Maisfelder und schöne Weingärten, deren Früchte freilich nur zum Essen dienen. Rechts und links erhoben sich die Wände fast senkrecht über dem Thal, und an der nördlichen zeigten mir unsere Führer die wilde Felsschlucht, in welcher sich Schamyl nach der Einnahme von Weden monatelang versteckt hielt. Unsere Führer waren zwei prächtige Leute. Der ältere von ihnen, ein Rothkopf vom echten Daghestaner Typus, wie ihn Horschelts Bilder so getreu wiedergeben, hatte noch unter Schamyl gedient; sehr komisch war die Art, wie er sich über die Unterwerfung des Daghestan aussprach, er sagte mir wörtlich: Прежде мы крѣпко боялись отъ Шамыла, а теперь крѣпко боимся отъ Русскихъ, „früher fürchteten wir uns gewaltig vor Schamyl, und jetzt fürchten wir uns gewaltig vor den Russen". Der jüngere war ein bildschöner, schlanker Mann mit blondem Bart und rein germanischem Gesichtsausdruck; er musste recht wohlhabend sein, denn er hatte für mindestens 200 Rubel Silber an seinen Waffen und seiner Kleidung, einer tadellosen weissen Tscherkesska, auch besass er, wie uns der Andere mittheilte, zwei Frauen, immerhin ein kostspieliges Object. Sonst ist hier, wie fast im ganzen Orient, beim Volke die Monogamie vorherrschend. Beide Begleiter waren Awaren und freiwillig in die russische Localmiliz eingetreten, sie er-

hielten 120 Rubel Sold, mussten sich aber Pferd und Waffen selbst stellen. Ihre Sprache war das entsetzlich klingende Awarisch, doch konnten sie sich mit uns mit einigem Russisch und einigen türkischen Worten gut unterhalten, zu unserem Erstaunen lasen sie auch fliessend die arabische Schrift auf türkischen Münzen. Sehr erheiternd war ihre Neugierde, oder vielmehr ihr Wissensdrang; in der ersten Stunde unserer Bekanntschaft hatten sie uns vollständig über Deutschlands Lage und seine Producte ausgefragt; als sie von 40 Millionen Einwohnern hörten, kam die sehr naive Frage, ob diese alle in einem Aûl zusammenwohnten; Schamyl hatte, sagten sie, nie mehr als eine halbe Million in seiner Macht gehabt. Kurz vor dem Aûl Tkchloch (unaussprechlich, die Karte begnügt sich mit Tlok), der reizend zwischen Wein- und Obstgärten versteckt liegt, begegnete uns ein stattlicher Zug reichgekleideter Leute; es waren Dorfälteste, die sich nach Bottlich begaben Der von Tkchloch, welcher gleichfalls dabei war, schloss sich sofort uns an, um uns die Honneurs des Aûl zu machen. Vor dem Dorfe erwartete uns ein hochkomischer Anblick. Die ganze männliche Bevölkerung befand sich im Koissu, um Holz, welches von oberhalb her in einzelnen Stämmen geflösst wurde, aufzufangen und zu bergen. Jedesmal, wenn der reissende Strom einen Stamm ihnen entrissen hatte, stürmte die ganze Rotte im Badekostüm am Ufer abwärts, um ihn weiter unten wieder aufzufangen. Das Holz selbst kam, da das Daghestan so gut wie keines besitzt, von den Quellen des Koissu im Lande der Tuschinen.

Nach einer kurzen Frühstücksrast, welche unsere Begleiter zur Verrichtung des Mittagsgebetes benutzten (sie waren überhaupt in der Beobachtung ihrer religiösen Vorschriften sehr streng und verrichteten ihre Gebete in etwas zeitraubender Weise), ritten wir auf frischen Pferden weiter. Die langen Zickzacks der Strasse auf einem steilen Saumpfade abschneidend gelangten wir bald auf einen steilen Kamm mit herrlichen Rückblicken auf das Thal des Koissu und ein enges Seitenthal mit anderen, fast kokett gruppirten

Aûls. Aus der Vogelperspective konnte man recht sehen, mit welcher ungemeinen Sorgfalt jeder brauchbare Fleck an den Bergabhängen durch Mauern und Terrassirungen zu Ackerland umgeschaffen wird; auch fielen mir einige Ortschaften, welche wir durchritten, durch Sauberkeit und anscheinende Wohlhabenheit auf. Nachdem wir auf der Höhe des Kammes eine Strecke fast ebenen Weg gehabt hatten, welche Ali, unser zweiter Begleiter, zu Reiterkunststückchen sehr passend verwendete, begann der zweite Anstieg bis zur Passhöhe; ehe wir dieselbe jedoch erreichten, kam die vorgeschriebene Zeit für das Nachmittagsgebet heran, das unsere Führer mit peinlichster Beobachtung aller Waschungen verrichteten. Die erwartete Aussicht von der Passhöhe (6000′) enttäuschte uns; das Plateau von Chunsak, nur wenige hundert Fuss unter unserm Standpunkt gelegen, war recht einförmig, und dahinter sahen wir nur die Spitzen des Gunib und des grotesk geformten Kofferberges, welche sich uns am nächsten Morgen ganz anders grossartig zeigen sollten. In Chunsak waren wir bereits durch einen Boten angemeldet und der Empfang seitens des Commandanten Fürsten Nakaschidze, eines Guriers, war ausgezeichnet. Auch sein Haus war, wie das in Bottlich, völlig europäisch eingerichtet, und zum ersten Male seit Tiflis wurde uns hier wieder der Luxus eines Bettes zu Theil; das Haus lag übrigens nicht in der ganz in moderner Weise erbauten Festung, sondern inmitten des zwei Werst von derselben entfernten Aûls, ein Zeichen, dass man die Gegend für vollkommen beruhigt hält. Die nächste Umgebung ist freilich reich an blutigen Reminiscenzen und unweit des Aûls wurde uns ein steiler Fels gezeigt, von welchem herab Schamyl angeblich hunderte von Widerspänstigen hat stürzen lassen. In einem Dorfe einige Meilen nördlich von Chunsak, Untzukull (Onsokuli der Karte) ist eine merkwürdige Industrie ausschliesslich heimisch, man verfertigt dort mit grosser Geschicklichkeit und viel Geschmack Incrustationen von Silberfäden auf Holz, Fürst Nakaschidze besass hiervon eine ganze Schreibtischgarnitur.

Mein Versuch, Proben dieser niedlichen Arbeit auf dem Bazar in Temirchanschura aufzutreiben, blieb jedoch erfolglos.

Am nächsten Morgen hatten wir die Wahl, auf einem näheren Wege direct in das Thal des Awarischen Koissu hinabzusteigen, oder der Fahrstrasse bis zum östlichen Ende des Plateaus von Chunsak zu folgen. Wir wählten das letztere, um uns die als grossartig geschilderte Aussicht vom Rande der Hochebene nicht entgehen zu lassen. Unsere Begleiter jedoch, denen weniger an der Aussicht lag, als an der Möglichkeit, bald wieder nach Hause zu kommen, versuchten uns direct in das Thal hinab zu führen; zu unserem Glücke zeigte die Karte den einzuschlagenden Weg hinlänglich genau, wir schickten desshalb nur das Gepäck auf dem näheren Wege voraus, und ritten selber zurück. Nachdem wir den Aûl und die Festung passirt, brachte uns ein erfrischender Galopp von neun Werst an den Rand des Plateaus, welches hier über 3000 Fuss fast senkrecht in das Thal des Awarischen Koissu abfällt. Die Aussicht übertraf unsere kühnsten Erwartungen; während in den Thälern ein graues Wolkenmeer auf und ab wogte, schauten die Berge im hellsten Morgensonnenschein von den fernen schneebedeckten Gipfeln des südlichen Daghestan bis zu den beiden grotesk-majestätischen Felscolossen uns gegenüber, dem Gunib und dem Kofferberg Ich kann sie nicht besser beschreiben, als wenn ich sie mit dem Königstein und dem Lilienstein in der sächsischen Schweiz vergleiche, wohlverstanden in zehnfach grösserem Massstabe. Ueber die merkwürdige Gestaltung des Gunib habe ich unten näheres gesagt; der Kofferberg trägt seinen Namen von der viereckigen Form seines in senkrechten Wänden abfallenden Gipfels, der auf einer breiten massigen Basis ruht, die Anwohner nennen ihn Tailimeêr, die Russen Tschemodan-garà. Aehnlich in ihrer Gesammtwirkung muss die berühmte Aussicht vom Felsen von Karanai oberhalb Himri sein, welche Dumas in seinem Reisewerke mit grosser Ortskenntniss beschreibt; von Temirchanschura ist dieser Ausflug in einem Tage unschwer zu machen. Zum Abstieg in das Thal benutzten wir nicht die Fahr-

strasse, welche sich in weiten Serpentinen hinabzieht, sondern, auf den sicheren Tritt unserer Pferde vertrauend, einen ohne Uebertreibung halsbrechend zu nennenden näheren Weg. Bei 4500 Fuss Meereshöhe, 1000 Fuss unterhalb des Plateaus, traten wir in die Wolkenschicht ein; sie hatte nur 500′ Dicke. Wie mit einem Zauberschlage lag ein neues Bild vor uns, das enge, stellenweis angebaute Thal des Awarischen Koissu mit der Festung Karadagh zu unseren Füssen und uns gegenüber schwarze Wände, von zwei tiefen Klüften durchschnitten. Es war dies zur Rechten das schluchtähnliche von jähen Felsen eingefriedigte Thal, das sich an den Aûls



Der Kofferberg

Koroda und Kujada vorbei zum Westfuss des Gunib zieht, zur Linken die Bergspalte, welche wir auf unserem Weitermarsche nach Gunib passiren sollten, und die unter dem Namen Karadachskoje uschtschelje, Karadaghscher Engpass, im ganzen Kaukasus berühmt ist. Die Bezeichnung Karadagh (türkisch „schwarzer Berg"), welchen auch die Festung im Thale führt, ist eigentlich nicht am Orte, da beide ihren Namen von dem nahen Aûle Koroda erhalten haben. Bald waren wir im Thale, der tosende Koissu wurde auf einer einbogigeu steinernen Brücke überschritten, und vor dem Hause des Festungskommandanten Halt gemacht. Unsere Absicht war eigentlich gewesen, sofort nach Gunib weiter zu

reiten; allein die Einladung zum Mittagessen geschah seitens des Majors Schabrowski in so liebenswürdiger Weise, dass wir ihr gern Folge leisteten. Unser Gepäck wurde indess, um Zeitverlust zu vermeiden, gleich weitergeschickt; der ihm zur Escorte beigegebene russische Soldat meldete sich zu meinem grossen Erstaunen auf Deutsch bei mir, er war ein polnischer Jude, der erste seiner Art, der uns begegnete, obschon deren viel im Kaukasus sein sollen. Nach genügender Mittagsrast und herzlichem Abschied von unserem freundlichen Wirth setzten wir auf frischen Pferden unseren Marsch fort. Die Fahrstrasse, welche die enge Schlucht nicht passiren kann, und einen meilenweiten Umweg über Murada macht, verliessen wir bald hinter der Festung, und ritten im Bette eines aus den Felsen zu unserer Rechten kommenden kleinen Baches aufwärts. Immer näher traten die Wände zusammen, bis schliesslich auf mehrere hundert Schritt Länge nur Raum für einen Reiter zwischen ihnen blieb, ein würdiges Seitenspiel zur Pfäfferser Schlucht in der Schweiz; ein inmitten der Kluft abgefeuerter Schuss brachte ein donnerähnliches Getöse hervor. Sobald Regen fällt, ist die Spalte nicht zu passiren, da der Bach, von den kahlen Felswänden ringsum gespeist, in wenigen Augenblicken mannshoch anschwillt, so plötzlich, dass mehrfach Unvorsichtige, welche die Schlucht bei schlechtem Wetter durchritten, von den anschwellenden Wassermassen fortgerissen und ertränkt worden sind. Auf der anderen Seite öffnete sich ein freundliches kleines Thal, dessen geschützte Lage einiges Grün hatte aufkommen lassen, in der kahlen Grossartigkeit des Daghestan ein erfreulicher Anblick. Nahe dem Eingange der Spalte befindet sich hier ein Bergwerk, in welchem Kohlen gewonnen werden sollen; nach anderen Angaben ist es nur ein bituminöser Schiefer, der ein mässiges Brennmaterial abgiebt. Schwindelerregend war eine Art Felspfad, stellenweis nur aus Stricken bestehend, auf welchem Verwegene den wilden Honig einsammeln; obwohl ich selbst an Berge gewöhnt, und für meine eigene Person schwindelfrei bin, so wurde ich doch von einem wahren Schauder ergriffen, als

ich an die Möglichkeit dachte, dass ein Mensch des geringen Gewinnstes wegen hier seinen Hals wagen könnte. Die Passhöhe war unbedeutend, und der nordöstlichen Wand des Gunib folgend, stiegen wir durch freundliche gartenreiche Aûls in das Thal des Karakoissu herab; zu unserer Rechten erhoben sich senkrecht die mächtigen Wände von Schamyls letztem festen Platz, auf deren äusserstem Vorsprung, wie ein Adlernest, das Haus des russischen Commandanten erbaut ist. Nachdem wir fast bis zur Thalsohle hinabgestiegen, mussten wir wieder in ermüdenden Serpentinen zum Vorplateau des Gunib, welches die russische Militaircolonie trägt, emporklimmen; oben fanden wir ein kleines Kronshaus bereits zu unserem Empfang eingerichtet. Der Befehlshaber des Bezirks und zugleich Obercommandant der Festung, General Komaroff, war abwesend, und uns blieb, seit Wladikawkas zum ersten Male, Musse zur Nachholung unserer Tagebücher.

Der nächste Tag war einer eingehenden Besichtigung des berühmten Berges gewidmet. Seine Gestalt ist — allerdings recht prosaisch — mit der eines nicht vollständig aufgeklappten Whisttisches zu vergleichen. Bei einer der furchtbaren Umwälzungen, welche die Hochebene des Daghestan zerrissen, wurde eine Masse von einer Meile Länge und der halben Breite tausende von Fuss in die Höhe gehoben, und ehe sie zum Stehen kam, derartig geknickt, dass sich in der Mitte eine längliche flache Rinne bildete, während die Seitenwände nach aussen senkrecht abfallen. Am Ostende der Berges befindet sich ein schwellenförmiges schmales Vorplateau, über welches ein schwieriger, aber immerhin practicabler Weg (jetzt zum Fahrweg ausgebaut) auf den Berg führt; jetzt trägt dieses Vorplateau auf 4000 Fuss Meereshöhe die russischen Kasernen und Soldatenhäuser. Hier concentrirte Schamyl, der sich im Frühjahr 1859 mit dem Reste seiner Getreuen auf den Berg zurückgezogen hatte, seine Kräfte, nicht ahnend, dass ein Mensch es wagen würde, die furchtbaren Felswände der anderen Seiten zu erklimmen; er selbst leitete die Vertheidigung von dem weiter oben in-

mitten des eigentlichen Plateaus gelegenen Aûl. Die Streitkräfte der Russen hatten die Thäler rings um den Berg besetzt, ihre Hauptmacht stand Schamyl gegenüber auf der Ostseite, das Hauptquartier des Fürsten Barjátinski befand sich auf einem vorspringenden Hügel jenseits des Karakoissu. Eine Erstürmung schien unmöglich, an eine Aushungerung war ebenso wenig zu denken, da Schamyl genügende Vorräthe bis zum Winter besass, und ein auf dem Plateau entspringender Bach ihm Wasser in Menge bot; sollte daher nicht durch den Eintritt der kalten Jahreszeit, welche die Verpflegung des Heeres und die Fortsetzung der Belagerung unmöglich machte, der ganze Erfolg des Jahres vereitelt werden, so blieb nur ein Handstreich übrig. Er gelang. In der Nacht zum 25. August (6 September) erklommen einige Compagnieen des Apscheronschen und des Daghestanschen Regiments die Höhe durch zwei kaum passirbare Felsenrisse im Westen und Südwesten, welche ein einzelner Mann mit Steinwürfen leicht vertheidigt haben würde. Mit Morgengrauen standen sie oberhalb des Aûls und nach kurzem Gefecht zogen sich Schamyls Muriden, an jeder Gegenwehr verzweifelnd, in den Aûl zurück. Jetzt erstieg auch die Hauptmacht der Russen den Berg von Osten, und Schamyl wurde aufgefordert, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Er soll lange geschwankt haben; wohl mochte er bedenken, dass ihm nach soviel Treulosigkeiten und Grausamkeiten das Leben schwerlich geschenkt werden würde. Endlich entschloss er sich, ohne Waffen vor dem Sieger zu erscheinen, und um 4 Uhr Nachmittags fand die denkwürdige, durch Horschelts Bild verherrlichte Zusammenkunft zwischen dem Fürsten Barjátinski und ihm statt, welche dem dreissigjährigen Kampfe ein Ende machte.

Ein sechsstündiger Ritt führte uns zu allen denkwürdigen Punkten. Wir stiegen zunächst auf steilem Zickzackwege, der stellenweis von Viaducten getragen wird, vom Vorplateau bis zum Rande der eigentlichen Hochfläche empor; jeder Schritt Weges und jede Felsschlucht ist hier von den Russen gewaltig befestigt worden, so dass eine Wiedereinnahme der

eigentlichen Festung Gunib durch die Bergvölker wohl zu den Unmöglichkeiten gehört, selbst wenn es ihnen je gelingen sollte, den Berg von hinten, wie einst die Russen gethan, zu erklimmen. Dem Laufe des kleinen Baches folgend, welcher das Wasser einiger weiter oben gelegener Quellen hinabführt, erreichten wir bald den historischen Stein des Fürsten Barjátinski. Das auch in Deutschland wohlbekannte Bild von Horschelt, dem besten aller Darsteller der kaukasischen Kämpfe, zeigt den Fürsten auf diesem Steine sitzend und umgeben von seinem Stabe; ihm gegenüber steht Schamyl gesenkten Hauptes und hinter ihm einige trotzige Kerls in Harnisch und Helmkappe, „russentreue chewsurische Milizen"; im Hintergrunde sieht man den Aûl und die Felswände am Nordrand des Gunib, während der Vordergrund von russischen Truppen eingenommen wird. Der dargestellte Moment bezeichnet das Ende eines dreissigjährigen Krieges, und der Stein, der dem Sieger zum Thron diente, ist der Schlussstein der Unterwerfung des Kaukasus. Der Stein selbst trägt die lakonische Inschrift: 1859. — 25 A. — Вечеромъ 4 часа. — Князь Барятинскій. (1859. 25. August. 4 Uhr Abends. Fürst Barjátinski.) Leider hat Pietät über ihm einen geschmacklosen Kiosk errichtet, an dessen Alltäglichkeit nur der Name Kieselak fehlt. Der Aûl liegt wenige hundert Schritt weiter; er ist bis auf das von Schamyl selbst bewohnte Haus völlig zerstört; rings um ihn lassen aber die noch gut erhaltenen terrassirten Felder erkennen, dass trotz der hohen Lage ein fleissiger Ackerbau hier betrieben wurde. Das Schamylsche Haus unterscheidet sich in nichts von anderen Wohnhäusern im Daghestan; das Wohnzimmer des Propheten liegt am Ende einer kleinen Veranda und ist eben gross genug, dass ein Mensch darin schlafen kann; im Erdgeschoss befinden sich nur Ställe. Unweit des Hauses wird das Gefängniss gezeigt, ein unterirdischer Keller ohne Luft und Licht, der kalten Grausamkeit Schamyls völlig angemessen. Zur Anwesenheit des Kaisers im Jahre 1871 ist nördlich vom Dorfe ein Tunnel durch den Rand des Berges gebrochen worden, durch welchen ein Weg nach dem Passe

von Karadagh führt; er bietet beim Heraustreten einen überraschenden Blick auf die Thäler und Berge im Norden. Dieser Blick war wohl hauptsächlich der Grund zur Herstellung des Tunnels; denn der Weg wird nach einigen tüchtigen Regengüssen nicht mehr lange passirbar sein. Um vom Tunnel nach der höchsten Spitze des Gunib im Südwesten zu gelangen, musste die Mulde oberhalb des Aûls wieder passirt werden; wir erreichten sodann in einer kleinen Stunde den Punkt an der Westseite des Berges, wo die kühnen Soldaten des Apscheronschen Regiments jenen Handstreich ausführten, der den Sieg der Russen über Schamyl besiegelte. Fast senkrecht stürzt hier der Gunib in das Thal von Kujada und Koroda ab, und nur eine schmale Rinne, wo der Fuss oft kaum auf vorspringenden Felskanten Platz findet, führt hinauf. Schamyl hielt eine Ersteigung von hier aus für so unmöglich, dass er den Ort nicht einmal hatte bewachen lassen. An dieser Stelle, welche von einer der grössten Heldenthaten der russischen Armee zeugt, war 1871 das kaiserliche Zelt aufgeschlagen, auch war von hier, bis wohin der Weg fahrbar gemacht worden, ein guter Reitpfad bis auf die höchste Spitze geführt; der Kaiser benutzte ihn jedoch nicht, vielmehr erstiegen nur zwei Offiziere aus dem Gefolge den Gipfel. Da unsere Pferde frisch waren, liessen wir uns dies nicht nehmen, und eine herrliche Aussicht belohnte die kleine Mühe. Das ganze nördliche Daghestan war sichtbar; die höheren Berge trugen schon ihre winterliche Decke, während der Gipfel des Gunib (7718 Fuss) noch ganz frei, und die Luft um uns sommerlich warm war. Im Westen lag uns gegenüber die groteske Gestalt des Kofferbergs; den Fuss des Gunib umzogen tief eingeschnittene Thäler, in welche wir fast senkrecht hinabblickten. Für einen Geologen muss der Blick doppelten Reiz haben; selbst wir, als Laien, konnten deutlich erkennen, wie das ursprüngliche Hochplateau des Daghestan durch furchtbare Umwälzungen zerrissen, die Schichten verschoben, und schliesslich die Thäler durch die nagende Gewalt des Wassers ausgewaschen worden sind. Lange verweilten wir oben; der Rück-

weg führte uns an der Südseite des Berges an der Schlucht vorbei, wo das Daghestansche Regiment nicht minder kühn als jenes andere die Höhe erklommen hatte. Als wir unser Haus erreichten, hatten die Nachfolger dieser Helden ein höchst prosaisches Nachmittagsexercitium. Zu Tisch waren wir im Hause des Kommandanten, General Komaroff, das wie ein Adlernest auf dem Felsrande über dem Karakoissu hängt; der Blick vom Balkon hinab in die Tiefe ist schauerlich. Zum Abschiede wurde uns recht gutes Wetter zum Ritte nach Temirchanschura gewünscht; ein frommer Wunsch, der leider nicht in Erfüllung gehen sollte.

Beim Anbruch des nächsten Morgens regnete es in Strömen, kein gutes Omen in einem Land, wo ein tüchtiger Guss ganze Landstrecken von der Verbindung mit der Welt abschneiden kann. Man hatte uns gerathen, nicht den kürzeren Weg über Gergebil und Aimaki nach Temirchanschura (87 Werst) zu nehmen, weil er möglicherweise unpassirbar sei; dagegen sei der längere über Chodshalmachi jedenfalls benutzbar, und er biete auch den Vortheil, dass die ersten 42 Werst fahrbar seien. Uns war vor Allem daran gelegen, so schnell als möglich nach Temirchanschura und Petrowsk zu gelangen, da das Dampfschiff von dort am übernächsten Tage (11. October) nach Baku abgehen sollte. Versäumten wir es, so hatten wir entweder acht Tage in Petrowsk liegen zu bleiben, oder uns bei den aufgeweichten Wegen wieder der Telega anzuvertrauen, beides Aussichten, die uns nicht eben lachten. Wir hatten also um Ueberlassung eines Wagens für die ersten 42 Werst bis Chodshalmachi und um Benachrichtigung der Ortschaften weiterhin behufs Gestellung von frischen Pferden gebeten; beides war uns bereitwilligst gewährt worden, und wir konnten hoffen, durch einen angestrengten Ritt Temirchanschura trotz der 17 Meilen Entfernung noch am Abend zu erreichen. Anfangs ging alles gut; wie versprochen, hielt um fünf Uhr ein geräumiger und bequemer Tarantass mit fünf derben Truppenpferden vor unserer Thür, ein Soldat lenkte vom Bock, ein anderer vom Sattel. Im Trabe ging es von der Festung die langen Serpentinen hinunter in das

Thal des Karakoissu nnd auf einer guten Brücke über denselben hinüber. Der Weg, welcher noch ganz leidlich war, hielt sich sodann am rechten Ufer des Flusses bis zu der berühmten Saltinskibrücke, so genannt nach dem zur rechten Hand in den Bergen gelegenen Aûl Salty. Die Brücke selbst gilt als eines der Wunderwerke im Kaukasus, und wir waren gespannt, sie zu sehen. Eine Enttäuschung wurde uns aber nicht erspart; die kühne Brücke, welche nach unseren Gewährsleuten hunderte von Fussen über dem Wasser die Ufer verbinden sollte, ist ein prosaisches eisernes Gitterwerk, und zur Zerstörung jedes malerischen Eindrucks ziegelroth angestrichen; die Lage freilich ist grossartig und an achtzig Fuss tief unter der Strasse schäumt der Koissu, zwischen senkrechten Felsen eingeschlossen. Als der Kaiser 1871 die Stelle passirte, war die Brücke mit Teppichen behangen, und auf ihr das Frühstückszelt aufgeschlagen; damals freilich, als tausende von Reitern die Gegend belebten, mag das Auge einen schöneren Eindruck empfangen haben, als denjenigen, den uns der rothe Kasten bei Regen und Wind bot. An der Brücke trennen sich die Wege: über sie hinüber führt die Strasse nach Murada und weiter nach Karadagh und Chunsak, geradeaus im Thale abwärts nach Gergebil (der oben erwähnte kürzere Weg nach Temirchanschura), und zur Rechten über den Kuppapass nach Chodshalmachi. Wir schlugen den letzteren ein und stiegen in langen Serpentinen aufwärts. Der Weg hatte übrigens nicht viel vom Regen gelitten und wir kamen gut vorwärts; auch klärte sich das Wetter auf und es boten sich uns einige recht hübsche Blicke. Chodshalmachi liegt reizend inmitten von üppigen Gärten, eine wahre Oase in dieser Bergwildniss. Der Kazikumychsche Koissu, der vierte dieses Namens, durchströmt das Thal, um sich 2 Meilen weiter mit dem Karakoissu und sodann mit dem Awarischen Koissu zu vereinigen; dieser bildet mit dem Andischen Koissu bei Himri, dem Geburtsort Schamyls, den Sulak, der nördlich von Petrowsk ins Meer fällt. Kurz vor Chodshalmachi verschwindet der Kazikumychsche Koissu auf eine kurze Strecke unter den

Felsen seines Bettes, ähnlich der Perte du Rhone bei Genf. Bei der Brücke meldete sich bereits ein Milizoffizier mit frischen Pferden; in wenigen Minuten waren unsere Sättel ausgepackt, aufgelegt, das Gepäck auf ein Saumthier geladen und alles zum Weitermarsch bereit. Da zeigte sich die erste ernstliche Schwierigkeit; der Weg, welcher über einen mässig hohen Pass nach Osten führte, war so aufgeweicht und lehmig, dass die Pferde nur im langsamsten Schritt und fortwährend ausgleitend von der Stelle kamen. Die Wahrscheinlichkeit, Temirchanschura noch am Abend zu erreichen, wurde immer geringer, und von dem Kutischi'schen Posten, unserem nächsten Pferderelais, kamen wir erst um 2 Uhr Nachmittags weiter. Von hier führt ein naher Weg über Dischlagar nach Derbend; wir waren aber auf die Strasse über Temirchanschura angewiesen, weil Ali mit unserem Gepäck dort auf uns wartete. Die Gegend wurde jetzt öde, die Berge niedriger und unsere Stimmung trüber. Alles schien sich gegen uns zu verschwören; der Himmel bezog sich wieder, das Gepäck blieb zurück und unsere neuen Pferde waren so klein, dass selbst das letzte Loch unserer Gurte nicht reichte und unsere Sättel lose sassen, ein höchst fataler Umstand, welcher einem meiner Reisegefährten zu einem tüchtigen Sturze verhalf, glücklicherweise ohne schlimme Folgen. In Urmi, einem ziemlich grossen Aûl, mussten wir lange auf unser zurückgebliebenes Gepäck warten; der Dorfälteste lud uns freundlich ein, bei ihm Thee zu trinken, und über verschiedene Dächer, deren Geländer von aufgeschichteten Mistziegeln gebildet wurden, gelangten wir in sein ganz ansehnliches Gemach. Gegen Sonnenuntergang kamen wir endlich weiter; der Dorfälteste, der ebenso wie unser bisheriger Begleiter ein Mann von den besten Manieren war wie man sie schwerlich in Europa bei Bauern finden wird, liess sich nicht nehmen, selbst mit uns zu reiten, eine Gefälligkeit, die ihm theuer zu stehen kam. Denn kaum hatten wir die ersten von den 50 Werst zurückgelegt, welche uns noch von Temirchanschura trennten, als ein Unwetter losbrach, wie ich es seitdem nicht wieder erlebt habe. Sturm

und sündfluthlicher Regen und undurchdringliche Dunkelheit machten den Ritt zu einem wahrhaft schauerlichen Unternehmen. Der Dorfälteste hatte aber versprochen, uns bis zum Aûl Dshingutai, 29 Werst von Urmi, zu bringen, und setzte seine Ehre darein, uns nicht sitzen zu lassen. Wie die Gegend ausgesehen haben mag, durch welche wir ritten, ist mir völlig unbekannt; so dunkel war es, dass wir jede Leitung der Pferde aufgeben mussten, und es ihnen überliessen, so gut wie möglich hinter unserm Führer, der oft auf fünf Schritt nicht zu erkennen war, zu folgen. Bisweilen zeigte uns ein Blitz hart neben dem abschüssigen Wege einen tiefen Abgrund, bald trafen wir Hirten, die sich unter überhängende Felsen geflüchtet hatten, und deren wilde Gestalten von flackernden Feuern dämonisch beleuchtet wurden, bald ritten wir durch Bäche, deren Lauf nur hörbar und deren Tiefe uns unbekannt war — allein trotz aller Fährlichkeiten erreichten wir nach sechsstündigem Marsche Dshingutai ohne Schaden genommen zu haben, freilich aber bis auf die Haut durchnässt. Hier hatte man am Abend für uns frische Pferde bereit gehalten, hatte dieselben aber, da unsere Ankunft bei einem solchen Wetter nicht zu erwarten stand, inzwischen wieder nach Hause geschickt. Wir waren aber so gründlich bereits durchnässt, dass wir auch die letzten 21 Werst noch durchreiten wollten, um dann in Temirchanschura, wo wir uns erwartet glaubten, etwas Ruhe geniessen zu können. Mit bestem Dank verabschiedeten wir uns von unserem braven Führer, und ritten um Mitternacht weiter; allein kaum hatten wir das Dorf verlassen, als auch unsere neuen Begleiter verschwunden waren. Vielleicht hatten sie uns in der Dunkelheit verloren, wahrscheinlich jedoch zogen sie ein warmes Zimmer dem nächtlichen Ritt bei Sturm und Regen vor; bei uns blieb nur ein junger Bursche, der das Packpferd führte, kein Wort ausser Awarisch sprach und den Weg nicht zu kennen schien. Wir mussten uns also lediglich auf unsere Pferde verlassen, und diese wichen auch, trotz des unergründlichen Schmutzes, der Strasse und Feld in gleich tiefen Sumpf verwandelt hatte, nicht von dem rich-

tigen Wege ab. Mit lautem Hurrah begrüssten wir die Telegraphenstangen, welche die von rechts kommende Derbender Strasse begleiteten; wir wussten nun, dass Temirchanschura nicht mehr weit, und der Weg nicht zu verfehlen sei. Endlich, gegen halb vier Uhr, zogen wir in die finsteren Strassen der Stadt ein; dass ein Gasthaus existirte, war uns unbekannt, von unserem Begleiter war auch keine Auskunft zu erlangen, und wir ritten planlos so lange in der Stadt umher, bis wir auf eine Schildwache stiessen. Wie wir später unterkamen, will ich lieber verschweigen, um auf die kaukasische Gastfreundschaft, die uns in so reichlichem Masse und mit solcher Liebenswürdigkeit bisher geboten worden war, nicht noch zuletzt einen Makel zu werfen; nur will ich erwähnen, dass uns am nächsten Morgen nach kaum vier Stunden Schlaf unser Quartier bereits gekündigt wurde. Wir hatten geglaubt, nach einem siebzehnmeiligen Marsch bei solchem Wetter ein Anrecht auf mehr Ruhe zu haben. Eine Droschke, die selbst hier recht gut war, brachte uns nach der Post, wo wir von Ali mit lauter Freude empfangen wurden, er hatte unser Gepäck getreulich durch unergründliche Wege hierher gebracht, freilich auch zuletzt sechs Pferde vor die Telega spannen müssen.

Da Temirchanschura des Sehenswerthen gar nichts bot, bestellten wir sofort Pferde nach Petrowsk, fanden auch zu unserer Befriedigung einen guten Tarantass zu miethen, so dass uns die Telega diesmal erspart blieb. Für künftige Reisende sei bemerkt, dass die Stadt einen Gasthof besitzt, über dessen Güte mir jedoch nichts bekannt ist. Temirchanschura ist der Sitz des Gouverneurs, und wird gewöhnlich abgekürzt Schura genannt; in der Nähe befindet sich Karanai, mit der berühmten von Dumas beschriebenen Aussicht, welche der vom Plateau von Chunsak kaum nachstehen mag; der Ausflug, welcher in einem Tage leicht zu machen ist, kann bei klarem Wetter jedem Reisenden empfohlen werden. Um 1 Uhr verliessen wir die Stadt; niedrige, kahle Höhenzüge boten wenig Reiz, nur einige Aûls lagen malerisch am Abhang. Die letzte Bergkette wird vom Schura-

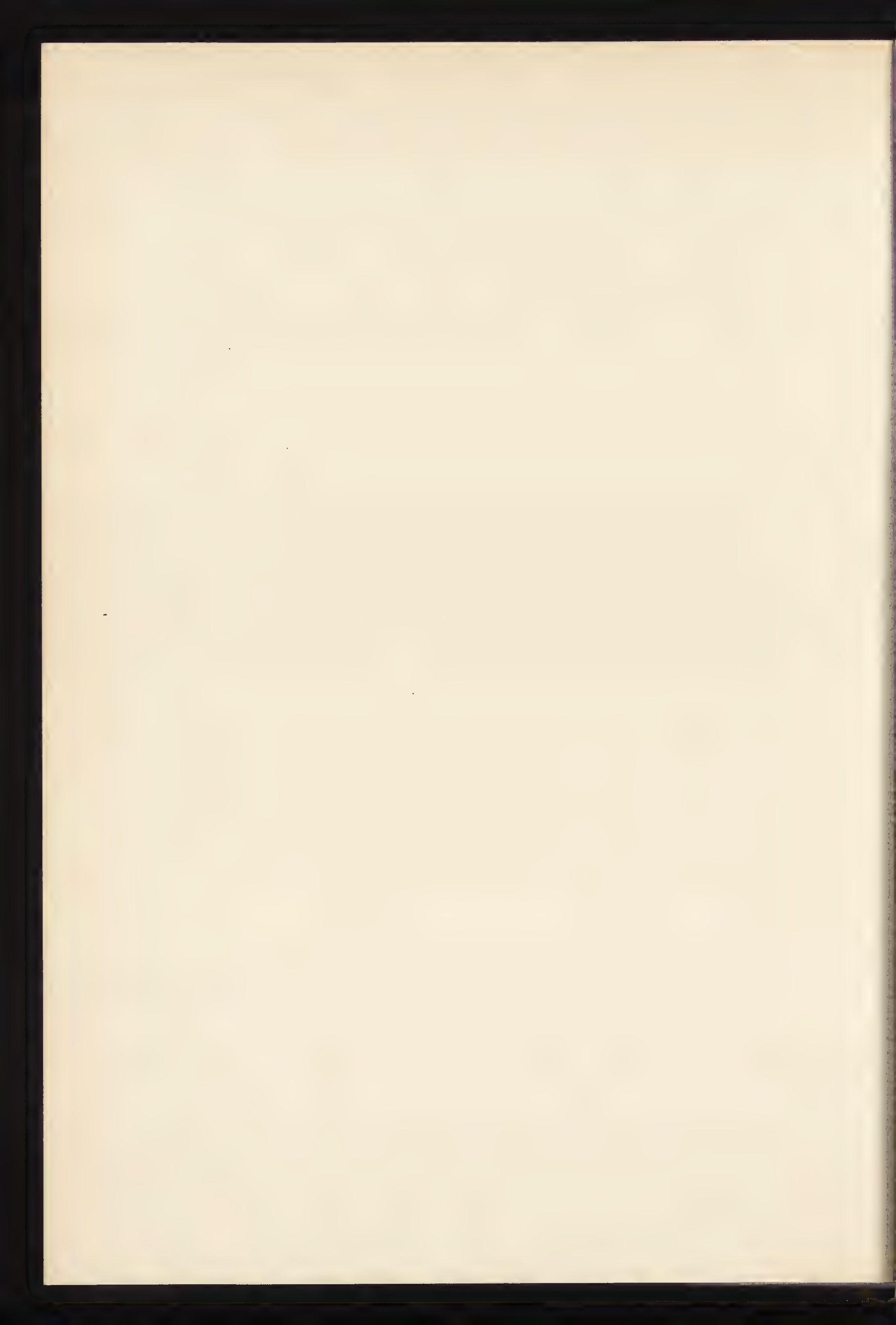
ozen, jetzt durch die Regengüsse geschwollen, durchbrochen; die Strasse folgt seinem Laufe und erreicht bald dahinter die Station Kum-tor-kaleh, bei einem kühn auf einem Bergvorsprung gelegenen befestigten Aûl; hier fängt schon die Steppe an und im Hintergrunde erblickt man den blauen Streifen des caspischen Meeres. Die Station schien von unserer Ankunft benachrichtigt zu sein; denn obschon wir vor unsere zwei Wagen zehn Pferde brauchten, war der Umspann in wenigen Minuten beendet. Die Strasse nach Petrowsk war gut im Stande, und die Jemtschiks legten mit einem langen Galopp alle Ehre ein. Am Thore von Petrowsk empfing uns der Polizeimeister mit der obligaten Kosakenescorte, und überhob uns aller Sorge um unser Nachtquartier, indem er uns ein geräumiges Zimmer im Club des Ortes anwies.

Unsere erste Sorge war, die Abfahrtszeit des Dampfschiffs zu erfahren; man konnte uns aber nur mittheilen, dass dasselbe von Astrachan noch nicht angekommen, und dass des schlechten Wetters halber die Abfahrt nicht zu bestimmen sei. Während der zwei Tage, welche wir so gewartet hatten, war unsere wichtigste Beschäftigung das Trocknen unserer Sachen, was uns trotz eines riesigen Feuers in der Küche nur sehr unvollkommen gelang. Ausflüge in die Umgegend durften wir nicht unternehmen, um das Dampfschiff nicht zu versäumen, und die Stadt selbst bot nichts als die trostloseste Langeweile, die lediglich unseren Tagebüchern zu Gute kam. Petrowsk ist eine wesentlich moderne Schöpfung; eine nach Norden vorspringende Landzunge liess den Ankerplatz günstig erscheinen, und die Regierung baute einen zwar nur kleinen, aber nicht unbequemen Hafen, welcher gegen die See durch zwei ziemlich lange Molen geschützt ist. So ist Petrowsk der Eingangspunkt für alle von der Wolga nach dem Kaukasus verschifften Güter, welche von hier über über Wladikawkas in das Centrum des Landes gelangen; die östlichen Theile werden mehr von Baku aus versorgt. Trotzdem die Wolga die bedeutendste Handelsstrasse Russlands ist, und die Messe von Nishnij-Nowgorod enorme Gütermengen in Umlauf setzt, fehlt

es Petrowsk dennoch an guten Communicationsmitteln mit seinem Hinterlande, um zu einer solchen Bedeutung zu gelangen, wie Poti sie bereits erreicht hat. Es ist übrigens schon die Verlängerung der Rostoff-Wladikawkaser Bahn durch die Steppe nach Petrowsk in Aussicht genommen, eine Linie, die nicht theuer zu stehen kommen kann, und die auf den Verkehr dieses Hafens einen grossen Einfluss üben wird. Die Dampfschifffahrt auf dem caspischen Meere liegt zum grössten Theil (die Passagierbeförderung ausschliesslich) in den Händen der Wolgadampfschifffahrt „Kaukasus und Merkur" (Кавказъ и Меркурій). Ihre Schiffe gehen im Sommer zweimal wöchentlich von Astrachan bis Baku, und von dort einmal wöchentlich über Lenkoran, Astara, Enzeli (Hafen von Rescht in Persien), Mesched-i-sir nach Astrabad im südöstlichen Winkel des caspischen Meeres; im Winter fällt die Hälfte der Fahrten aus, und einige Monate lang sperrt das Eis jeden Verkehr mit Astrachan. Ein Uebelstand für diese Linien ist die geringe Tiefe vor den Wolgamündungen, Passagiere und Güter müssen auf flachen Schleppbarken von Astrachan bis zu einem Punkte mehrere Meilen von der Küste transportirt werden, und erst hier, auf offener See, findet die Ueberladung auf den Dampfer statt. Auch die Rheden an den persischen Küsten sind bei schlechtem Wetter sehr gefährlich, und es ist vorgekommen, dass Schiffe nach langem Kreuzen an dieser Küste wieder haben unverrichteter Sache nach Baku zurückkehren müssen. Die Stadt Petrowsk selbst trägt völlig den Typus einer russischen Provinzialstadt, breite Gassen, niedrige Häuser und wenig Leben. Sie wird überragt von einem ziemlich ausgedehnten Fort, neben welchem ein Leuchtthurm, in Frankreich ganz aus Eisen construirt, die Einfahrt in den Hafen sichert. Wenige Werst hinter der Stadt erheben sich die Vorberge des Daghestan, niedrige, spärlich mit Fichtengestrüpp bestandene Ketten. Die Landschaft gehörte früher zur Herrschaft des Schamchal von Tarku, aus einer alten Herrscherfamilie, die früher hier grosse Macht besessen; Tarku selbst liegt unweit der Stadt, und darüber stand einst die russische Festung Burnoje, der Schau-

platz einer furchtbar blutigen Belagerung durch die Bergvölker.

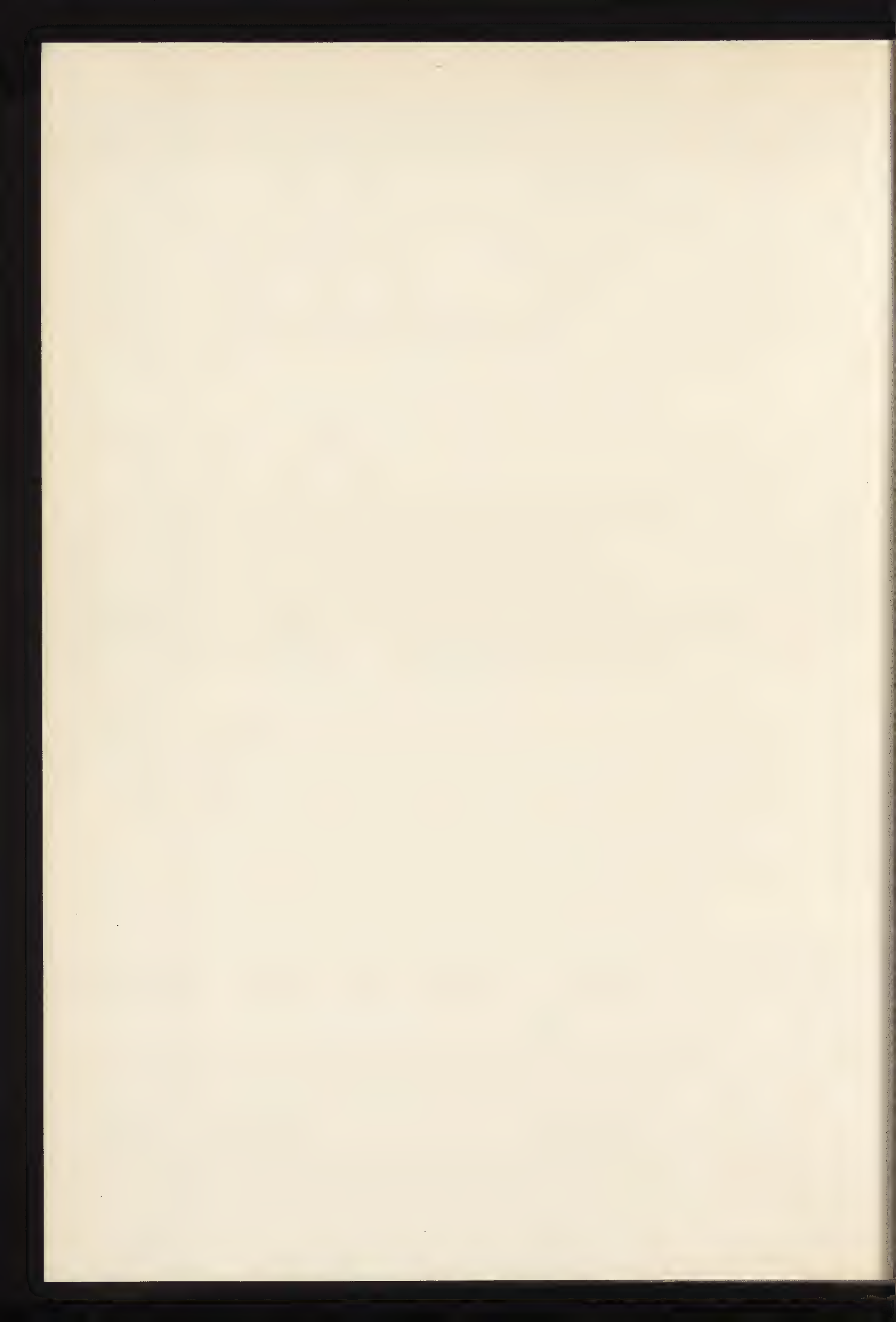
Ich habe selten eine Stadt gesehen, wo der ganzen Bevölkerung der Ausdruck der langen Weile so auf dem Gesicht geschrieben stand, wie in Petrowsk; so sass beispielsweise der dienstfreie Theil der Garnison fast vollzählig auf dem Hafendamm und warf mit Steinen nach den Fischen, die in Menge herumschwammen; die Thiere mussten krank sein, denn sie schwammen dicht an der Oberfläche und schienen nicht untertauchen zu können, durch die Steinwürfe geängstigt, kamen sie bis dicht an das Ufer und liessen sich mit den Händen greifen. Wir wussten schliesslich nichts besseres zu thun, als uns dieser interessanten Beschäftigung anzuschliessen. Trotz eines solchen augenscheinlichen Ueberflusses an Nahrungsmitteln war es schlechterdings nicht möglich, im Klub etwas anderes, als ein zähes Stück Rindfleisch zu erhalten; auch war der Schmutz daselbst so unergründlich, dass wir uns auf die Strecke zwischen Urmi und Temirchanschura zurückversetzt glaubten, nur hatte er dort den Vorzug, rein mineralischer Natur zu sein, was der Irländer durch „clean dirt“, im Gegensatz zu „dirty dirt“ bezeichnet. Endlich wurden unsere Wünsche erfüllt; am Abend des dritten Tages (12. October) sahen wir die Lichter eines Dampfers, der in den Hafen einlief, und eine Stunde später befanden wir uns wohlbehalten an Bord des „Turkmen“. Die Preise für Billets und Gepäck waren, mangels jeder Concurrenz, so exorbitant, dass der Tarif sich würdig jeder kaukasischen Gasthofsrechnung an die Seite stellen konnte.



Fünfter Abschnitt.

Von Petrowsk bis Tebriz.

Fahrt auf dem caspischen Meere. Derbent. Baku. Die heiligen Feuer. Lenkoran. Astara. Bergpass von Talysch nach Azerbeidshan. — Namin. Persische Gastfreundschaft. Ardebil. Das Mausoleum des Scheich Sefi. Persische Tscherwadare. Weg nach Tebriz. Serab. Die grosse Strasse. Ankunft in Tebriz. — Tebriz. Die europäische Colonie. Villa des persischen Thronfolgers. Die Burg. Lage der Stadt. Die blaue Moschee. Der Handel von Tebriz. Der Bazar. Teppiche. Dellâle. Zustände in Persien.



Mit der Morgendämmerung des 13. Octobers setzte sich unser Schiff in Bewegung. Leider mussten wir bald zu unserem Missgeschick merken, dass wir aus dem Regen in die Traufe gekommen waren, denn aller Schmutz, den wir in Petrowsk zu erdulden gehabt hatten, war Sauberkeit gegenüber dem Zustande des „Turkmen“. Der Name schien für das Schiff nicht übel gewählt, denn die Völkerschaft der Turkmenen am Ostufer des caspischen Meeres steht auch nicht im Rufe der Reinlichkeit. Eine eigentliche Cajüte war überhaupt nicht vorhanden; zwei kleine Aufbauten auf dem Deck, die grössere für die Herrenwelt, die kleinere für die nur durch ein oder zwei Wesen vertretene Damenwelt bestimmt, vertraten deren Stelle, dagegen fehlte ein drittes Etablissement, welches in Gasthöfen gewöhnlich mit der kabbalistischen Nummer 00 bezeichnet wird, gänzlich, und diese Abwesenheit machte den Aufenthalt auf dem Schiff für europäische Nerven und Nasen beinahe unerträglich. Unsere Mitpassagiere in der ersten Classe, etwa ein halbes Dutzend, schienen sich mit dem caspischen Meer und den Eigenthümlichkeiten des Schiffs völlig ausgesöhnt zu haben; sie lagen anscheinend sehr gleichgültig in der Pseudocajüte herum und assen sogar von den Mahlzeiten, welche ein unaussprechlich schmieriges Wesen zweimal des Tages uns auftischte; wir selbst, obwohl durch manches schlechte Unterkommen und schliesslich durch Petrowsk nicht gerade verwöhnt, konnten

sie kaum anrühren. Die Passagiere des Vorderdecks waren meist Perser und Tataren, sie lagen zu neun Zehnteln in Klumpen zusammen und verschliefen ihr Missgeschick; das Zehntel, das wach war, rauchte seinen Kalian und stierte gedankenlos in die Luft.

Wäre das Schiff etwas erträglicher gewesen, so hätte unsere Fahrt eine recht angenehme sein können, denn das Wetter war prachtvoll und die See spiegelglatt. Zu unserer Rechten, kaum eine Meile vom Schiff entfernt, stiegen die Vorberge des Daghestan empor und über ihnen schauten die frischbeschneiten Gipfel der centralen Landschaften desselben, das Karakaitach und Kazikumych zu uns herüber. Nachmittags warfen wir auf der Rhede von Derbent Anker. Leider erlaubte uns die kurz bemessene Zeit des Aufenthalts nicht, an das Land zu gehen und die interessante Stadt zu besichtigen. Sowohl Petzholdt und Dumas als andere Reisende, die ich selbst gesprochen, stimmen darin überein, dass Derbent einen Besuch wohl verdient, und wären die Wege durch die jüngsten Regentage nicht so schlecht gewesen, so hätten wir gern die interessante Landroute über Derbent und Kuba nach Baku eingeschlagen. Die Stadt Derbent zieht sich zwischen zinnengekrönten Mauern wie ein langer Faden von den Bergen zur See hinab und bietet einen äusserst malerischen Anblick; das Innere derselben soll den allgemeinen tatarischen Character tragen und eine ihrer Hauptsehenswürdigkeiten eine Moschee sein, in welcher Mohammed selbst gepredigt hat — allerdings etwas unwahrscheinlich, da er seinen Fuss nie in diese Gegenden setzte; nichts destoweniger zeichnet sich die Geistlichkeit dieser Moschee noch jetzt durch ihren Fanatismus und ihre Intoleranz aus. Von der anderen grossen Merkwürdigkeit Derbents, der kaukasischen Mauer, konnten wir vom Schiff aus trotz aller Anstrengung nicht das Geringste entdecken. Sie zieht sich von der Stadt aus mehrere Meilen weit über die Berge und sperrte ihrer Zeit den Hauptpass von Ost-Asien nach Europa — denn ein Uebergang quer durch den unwirthbaren Kaukasus selbst galt im Mittelalter nicht für möglich. Wie alles Grosse und

Gigantische im Orient ist diese Mauer, von welcher noch bedeutende Ueberreste die Berge krönen sollen, selbstverständlich ein Werk Iskenders, d. h. Alexanders des Grossen, gewesen; ihr eigentlicher Zweck mochte wohl der sein, die räuberischen Nomadenhorden der nördlichen Steppe von den im Mittelalter in höchster Blüthe stehenden Chanaten Transkaukasiens und des nördlichen Persiens fern zu halten.

Auf der Rhede von Derbent lernten wir eine eigenthümliche Erscheinung kennen, auf welche uns jener französische Marineoffizier, den wir in Bottlich trafen, schon vorbereitet hatte. Während anscheinend das Meer spiegelglatt war, gerieth das Schiff plötzlich in das heftigste Rollen, vermuthlich eine Folge von langen und eben wegen ihrer Länge dem Auge kaum bemerkbaren Wellen. Gegen Sonnenuntergang lichteten wir die Anker und Abends versöhnte uns der herrliche Mondschein mit den Mängeln unserer zeitweiligen Behausung. Der nächste Morgen brachte uns leider ein gänzlich verändertes Bild: statt hoher, schneebedeckter Berge die traurige öde Küste der Halbinsel Apscheron und statt klaren Himmels und ruhiger See graue Regenwolken, kalten Wind und weissschäumende Wellen. Im Laufe des Vormittags fuhren wir zwischen den trostlosen naphtaduftenden Inseln hindurch, welche östlich vor der Halbinsel gelagert sind, und gegen Mittag erreichten wir die äusserste Spitze des Kaukasus und zugleich den östlichsten Punkt unserer Reise, das Cap Schachoff, welches, wie eine Sichel vorspringend, die Halbinsel Apscheron abschliesst. Wegen des widrigen Windes wurde von hier an unsere Fahrt eine ziemlich langsame und es war schon halb vier Uhr Nachmittags, als wir an dem Hafendamm von Baku anlegten. Ehe wir ans Land stiegen, überraschte uns Ali mit der unerfreulichen Nachricht, dass er unterlassen habe, sich in Kutais einen Pass zu beschaffen und daher nicht im Stande sein werde uns über die Grenze zu folgen; ich sah schon alle die Schwierigkeiten und Zeitverluste vor mir, welche mit der Beschaffung von Papieren verbunden sind, und gab bereits den Gedanken auf von Baku etwas zu sehen, da das Schiff nach Persien am nächsten

Morgen abgehen sollte. Glücklicherweise verlief die Sache leichter als ich gedacht hatte; der Gouverneur, welchem ich mein Anliegen sofort vortrug, befahl für Ali auf Grund seiner übrigen ordnungsmässigen Papiere einen Auslandspass auszustellen, und uns blieb der Nachmittag und Abend zu einer flüchtigen Besichtigung der Stadt und einem Besuch der sehr interessanten sogenannten heiligen Feuer. Die Stadt selbst bietet ausser dem bunten Getümmel, welches jeden Ort im Orient characterisirt, herzlich wenig; ihre Lage inmitten einer unendlich öden und kahlen Landschaft ist recht traurig und auch im Hafen war zur Zeit unserer Durchreise wenig Leben. Die Strasse längs des Hafens hat in neuester Zeit grosse stattliche Steinhäuser erhalten und weist recht wohl bestellte Läden auf, in welchen selbst Sardinen und Gänseleberpastete zu haben waren; das Innere der Stadt ist dagegen rein orientalisch. Der Palast der früheren Chane ist ein zerfallenes weitläufiges Gehäude mit schön ornamentirtem Thore, dessen zarte Arabesken indess von der engen Strasse aus nur schlecht gesehen werden (besser vom Dache eines der gegenüberliegenden Häuser), und die einzige sonstige Merkwürdigkeit ist ein eigenthümlich gestalteter Thurm am Meere, von welchem Dumas eine sehr romanhafte Geschichte erzählt; ein Chan von Baku baute ihn auf Wunsch seiner Tochter immer höher und höher und als schliesslich das letzte Stockwerk vollendet war, stürtzte sich diese von oben herab in das Meer. Zartgefühl und Liebe, welche ihren Entschluss veranlassten, sind jedoch im Orient zu unbekannte Dinge, um einen solchen Roman, der an den Ufern des Rheins recht am Orte wäre, nach dem prosaischen Baku verpflanzen zu dürfen. Im Bazar herrschte viel Leben und doch sahen wir nichts aussergewöhnliches oder neues; ein Geldwechsler, welcher ziemlich einen Scheffel Silbergeld vor sich stehen hatte, setzte unser letztes russisches Papier in persische Qrans um, eine Vorsicht unsererseits, die sich schliesslich als gänzlich überflüssig erwies, denn in Nordpersien nimmt man viel lieber das russische Kleingeld (20 und 15 Kopekenstücke), als die einheimischen, oft verfälschten und beschnittenen und

stets jämmerlich schlecht geprägten Qrans; das russische Silbergeld bedingt sogar gegen 10% Agio gegenüber dem ebenfalls in Persien gern gesehenen russischen Golde.

Den Abend benutzten wir zu einer Fahrt nach den berühmten Feuern. Ein russischer Offizier, der fertig türkisch und persisch sprach, war so freundlich uns Wagen zu besorgen und uns selbst zu begleiten. Er hatte früher im Auftrage der Regierung an der Vermessung der persisch-türkischen Grenze Theil genommen und besass umfassende Kenntnisse über jene Grenzstriche; ihm verdanken wir vorzüglich die ersten genauen Angaben über die Route von Tebriz nach Mossul, über welche man in Tiflis gar nichts und in Tebriz selbst auch nur wenig wusste. Die Wagen, welche er uns beschafft hatte, waren das Vorzüglichste, was ich je von Miethsfuhrwerk gesehen habe; elegante Kaleschen mit vortrefflichen Pferden bespannt, selbst der tatarische Kutscher sauber und fast elegant gekleidet; der Preis der Fahrt (hin und zurück 34 Werst) war allerdings auch sieben Rubel pro Wagen. Nachdem wir uns aus dem engen Gassengewirre herausgewunden hatten, schlugen die Kutscher einen scharfen Trab an und bald befanden wir uns in der öden Steppe, wo nichts mehr die Nähe einer Stadt verkündete. Als die Nacht hereinbrach, konnten wir schon einen hellen Schein am Horizonte wahrnehmen und eine Stunde später befanden wir uns in einem weiten Flammenmeere, das vor und hinter uns, zu unserer Rechten und Linken seine lodernden Zungen aus dem Boden hervorstreckte. Wir fuhren zunächst in den weiten Hof der Kókereff'schen Petroleumraffinerie, welche — höchst prosaischer Weise – an den Tempel des heiligen Feuers unmittelbar angebaut ist. Der Raum war durch mehrere riesige Flammen fast taghell erleuchtet und bot mit seinen weissgetünchten Häusern und Fabrikgebäuden trotz seiner banalen Bestimmung einen magischen Anblick. Der Director der Fabrik, ein Deutscher, machte in zuvorkommender Weise unseren Führer und erklärte uns das merkwürdige Phänomen, worüber von jeher so viel gefabelt worden ist und das fast jedem deutschen

Schulknaben aus seinem Lesebuche bekannt sein mag. Der ganze Boden der Halbinsel Apscheron ist mit Naphta getränkt und liefert dieselbe in grossen Mengen; die stärkste Quelle ist einige Werst von Surachaneh, dem Orte wo der Feuertempel steht, entfernt, sie liegt bei Balachaneh und springt gegen 35 Fuss hoch; andere Quellen sind schwächer und die geringsten von ihnen werden nur von den Tataren ausgebeutet, welche die angesammelte Naphta in Krüge schöpfen und an die Fabriken liefern. Diese Naphtaquellen stehen mit den Feuern jedoch nur in indirectem Zusammenhang; die Gase nämlich, welche sich aus den Naphtalagern entwickeln, streichen in den Spalten des rissigen Bodens fort und kommen stellenweise weit entfernt von den eigentlichen Quellen zum Vorschein; sie sind sehr entzündlich und an manchen Orten braucht man nur ein Loch in den Boden zu stossen und ein brennendes Zündholz darüber zu halten, um sofort eine mächtige Flamme emporschlagen zu sehen. Diese Gase wurden früher lediglich zu häuslichen Zwecken verwendet; man brannte Kalk mit ihnen, indem man die Steine über der Flamme einfach rostartig aufstellte, man buk Brod darauf und leitete die Flammen in die Hütten zur Beleuchtung. Jetzt haben die Gase eine grosse Wichtigkeit für die Fabrikation des Petroleums und ausser der erwähnten Fabrik von Kókereff verdanken ihnen noch andere grosse Etablissements (von Mirzájeff und Verschiedenen) ihre Existenz. Um einen constanten Vorrath an Gasen und einen stets gesicherten Zufluss zu haben, fängt man sie in den Fabriken in grossen gemauerten Brunnen auf, von welchen aus sie in Röhren ihrem Zwecke zugeführt werden. Die Menge ist so reichlich, dass in der Kókereff'schen Fabrik nicht allein die Dampfkessel und die Destillationsapparate mit Gas geheizt werden, sondern auch die Beleuchtungsflammen auf dem Hofe bei Tage brennen bleiben. Auch auf dem Meere, unweit Baku, zeigen sich Flammen, diese rühren jedoch wahrscheinlich nicht von Gasen, sondern von flüssiger Naphta her, die auf der Oberfläche des Wassers schwimmt; der Anblick dieses Wasserfeuerwerks soll bei windstillem Wetter überaus gross-

artig sein, der geringste Windstoss löscht jedoch die Flammen sofort aus. Das Innere der Fabrik bot nichts sehenswerthes; die Naphta, welche im Urzustande wie grünliche Wagenschmiere aussieht, sehr stark riecht und höchst feuergefährlich ist, verwandelt sich durch zweimalige Destillation in eine farblose klare Flüssigkeit, in welcher ein brennendes Schwefelholz verlischt, ohne sie zu entzünden. Die Gesammtproduction der Fabriken geht, nach Abrechnung des unbedeutenden Verbrauchs im Lande, nach Russland, wo das Kerosin, wie das Petroleum dort genannt wird, das vegetabilische Oel fast völlig verdrängt hat; merkwürdiger Weise werden die Fässer, welche die Fabrik selbst mit zweckmässigen Maschinen (Handarbeit ist hier zu theuer, da es keine Böttcher im Orient giebt) herstellt, aus Holz aus dem Gouvernement Wjatka im nordöstlichen Russland geschnitten; der Transport über volle 300 Meilen Wasser in den Flüssen Kama, Wolga und über das caspische Meer ist also wohlfeiler, als aus den Wäldern des nahen Kreises Kuba oder des kaum zwanzig Meilen entfernten Kreises Lenkoran, dessen reiche Holzbestände bis an das Meer reichen. Wie mir der Fabrikdirector mittheilte, liegt die Schwierigkeit vorzüglich darin, Arbeiter zum Fällen des Holzes im Winter zu finden; die Eingebornen sind diese schwere Arbeit nicht gewohnt und russische Arbeiter kommen zu theuer zu stehen.

Aus der Fabrik traten wir in den Feuertempel, Ateschgah genannt; der Priester empfing uns an der Schwelle desselben und führte uns in seine saubere, mit einem Altare und einer Matte, sowie einigen Flammen ausgestattete Zelle. Es war ein schöner, hochgewachsener Mann mit edlen Zügen und von würdevollem Benehmen, seine Tracht war ein langer weisser Talar und ein Turban von gleicher Farbe. Von der Parsigemeinde zu Bombay wird der Priester jeweilig hierher entsandt, um nach Ablauf einiger Jahre abgelöst zu werden; bisweilen findet sich auch ein Pilgrim aus Ostpersien (Jezd, Kerman) oder Indien hier ein, der einige Monate oder Jahre am heiligen Orte verweilt. Einheimische Gebern (Feueranbeter) giebt es jedoch seit Jahrhunderten nicht mehr; seit

dem Sturze des Sassanidenreichs in der Schlacht bei Kadesia hat der Islam schonungslos mit der alten Nationalreligion der Iranier aufgeräumt, und ausser den prosperirenden Gemeinden der nach Indien geflüchteten Parsi bestehen nur vereinzelte Gruppen in Ostpersien, welche sich in recht gedrückter Lage befinden. Nachdem der Priester uns bewillkommnet hatte, begann eine Ceremonie, von der ich nicht recht sagen kann, ob sie uns zu Ehren stattfand oder ob sie Ahuramazda dargebracht wurde. Zunächst wurden mit Wiener Schwefelhölzern, von denen eine Schachtel neben der „ewigen Flamme“ in der Ecke der Zelle mit der Heiligkeit des Orts ebenso seltsam contrastirte wie mehrere an die Wände angeklebte bunte Bilderbogen von deutschen Jahrmärkten, eine Menge Flammen um und auf dem Altar entzündet, dann trat der Priester vor denselben, nahm seinen Turban ab, so dass seine prachtvollen schwarzen Locken auf seine Schultern herabfielen und umgürtete sich mit dem Turbantuch. Nach einigen Verbeugungen sang er eine Art Liturgie mit wohlklingender Stimme und nicht unmelodischem Tonfall, wobei er sich fortwährend mit einer kleinen Klingel begleitete; den Beschluss bildete ein Opfer von Kandiszucker an einen kleinen Götzen auf dem Altar; der Opferkandis wurde danach auch uns angeboten und den von uns als Gegenopfer dargebrachten Rubel wies der Priester mit Würde nicht zurück. Der Tempel befindet sich in der Lage, von den spärlichen Gaben einzelner Reisender und der Vermiethung seiner Flammen zum Kalkbrennen seinen Priester ernähren zu müssen. Nach der Ceremonie, während welcher die Wärme der Zelle durch die Menge der Flammen zu einer unerträglichen Hitze gesteigert worden war, traten wir in den Hof des Tempels, wo eine prächtige Illumination unser harrte. Aus den Zinnen der Umfassungsmauern und den vier Thürmen eines in der Mitte stehenden quadratischen Gebäudes schlugen Flammen auf, welche den ganzen Raum magisch beleuchteten; früher sollen die Leitungen zu den Mauern und Thürmen noch vollständiger gewesen sein. Die Umfassungsmauern sowohl wie das Mittelgebäude, über dessen

Bedeutung ich nichts erfahren konnte, waren mit Inschriften zum Andenken an hiergewesene Pilger bedeckt; diese Inschriften waren fast ausnahmslos in Devanâgarîschrift abgefasst, allein keine war in Sanskrit, manche schienen überhaupt lediglich Schreibübungen zu sein, denn der Priester, welcher Hindustani, Hindi und vermuthlich auch Parsi verstand, gestand ebenfalls einen Sinn aus ihnen nicht herauslesen zu können. Zend verstand er nach seiner eigenen Angabe nicht, ebensowenig Sanskrit, die Unterhaltung wurde mit ihm durch unseren Begleiter auf persisch geführt, wovon der Priester einige Kenntniss hatte. Nachdem wir noch die Aussicht vom Dache des Tempels auf das weite Flammenmeer ringsum genossen und der Priester ein schauerliches Glockenconcert im Mittelgebäude des Hofes verübt hatte, bestiegen wir wieder unsere Wagen Unterwegs fiel ein sündfluthlicher Regen; während wir unter dem Verdeck des Wagens Schutz gegen das strömende Wasser suchten, schien der Kutscher auf dem Bocke, dem der Regen gerade in das Gesicht peitschte, immer heiterer zu werden und auf unsere Frage, ob ihm der Regen nicht störend sei, erwiederte er mit grösster Ruhe: Was thut es mir, wenn ich nass werde, jetzt wird ja die Gerste billig und das ist mir viel mehr werth! In Baku gingen wir sofort an Bord des Dampfers, der uns nach Astara oder Lenkoran bringen sollte; es war der „Michael“, ein im Allgemeinen schlecht beleumdetes Schiff der Gesellschaft „Kawkaz i Merkurij“, das uns jedoch nach unseren Erfahrungen auf dem Turkmen wie ein schwimmender Palast vorkam; auch hatten wir während unseres kurzen Verbleibens auf demselben weder über Schmutz, noch über schlechte Verpflegung zu klagen.

Mit dem Morgengrauen lichtete der Michael die Anker und fuhr in die stürmische See hinaus; Windstösse und heftige Regengüsse machten die Fahrt wenig erfreulich und beim Frühstück bewiesen die Passagiere schwachen Appetit. Der Steuermann, ein Deutscher, der uns sein Erstaunen, Landsleute auf der Reise nach Persien hier zu finden, nicht verschwieg, rieth uns jedenfalls schon in Lenkoran auszu-

steigen, da die Rhede von Astara, unserem Bestimmungsorte, zu unsicher sei, um bei dem herrschenden Wetter dort anzulegen; wir würden sonst leicht eine unfreiwillige Fahrt nach Enzeli oder gar bis Astrabad mitmachen müssen. Wir gingen hierauf ein, zur grossen Freude Alis, dem so Gelegenheit geboten wurde, Lenkoran, seine Heimath, und seine alte Mutter wieder zu sehen. Vormittags passirten wir die Rhede von Saljan an der Mündung der Kura, wo eine nicht unbedeutende Menge von Schiffen im Schutze des weit in das Meer vorspringenden Kuradeltas lag; es findet hier sehr bedeutender Fischfang statt und die gesalzenen Fische von Saljan versehen die christliche Bevölkerung des Kaukasus mit Fastenspeise, die Muhamedaner dagegen sind durchweg Verächter der Fischkost. Auch Caviar soll in Saljan in Menge gewonnen werden. Die Kura selbst ist für den Verkehr in das Innere des Landes fast ohne Bedeutung, da sie nur eine kurze Strecke oberhalb ihrer Vereinigung mit dem Arax in der Steppe Mughan schiffbar ist.

Um zwei Uhr Nachmittags hielten wir auf der Rhede von Lenkoran. Das Land war als ein grüner Streifen in einer Seemeile Entfernung sichtbar, die Berge jedoch gänzlich in Wolken gehüllt. Auf einen Signalschuss vom Michael erschien nach einer Weile ein Boot zu unserer Aufnahme. Die Uebersiedelung war nicht leicht, da die See hoch ging und die kleine Nussschale wie verzweifelt auf den Wellen neben dem Dampfer auf und nieder tanzte. Endlich konnte sie bis zur Treppe gelangen, wir fielen hinein so gut es ging und unser Gepäck flog uns nach — wie durch ein Wunder fiel kein Stück in das Meer noch uns auf den Kopf. Unsere Bemannung hatte tüchtig zu arbeiten, um mit den schwachen kleinen Rudern, deren Schaufel herzförmig geschnitten war, uns dem Lande näher zu bringen; wenn es gar nicht gehen wollte, setzten sie sich durch Anrufung Mohammeds, Alis und anderer schiitischer Heiligen wieder in frischen Muth. Endlich unter einem donnernden „Jâ Mehemed, jâ Ali“ der Mannschaft setzte uns die Brandung weit hinauf auf den Strand und ein Haufen zerlumpter Bevölkerung sprang auf uns zu,

um uns ausserhalb des Bereichs der Wogen und in's Trockene zu bringen. Ersteres gelang ihnen, letzteres weniger, denn das Land bestand aus unergründlichem Urschlamm, etwa wie Poti zu Dumas' Zeiten. Ein kleiner Beamter, der von der Ankunft von Europäern gehört hatte, bot uns sofort seine Wohnung an, denn ein Gasthof oder ein Kronshaus besteht noch nicht in Lenkoran. Wir folgten ihm durch verschiedene Sümpfe mit niedrigen Holzhäusern zu beiden Seiten und fanden ganz unerwartet ein sauberes kleines Zimmerchen, zu unserem Kummer wieder mit den ewigen Jahrmarkts-bilderbogen geschmückt, welche uns hier im Orient schon sattsam geärgert haben. Diesmal war es eine Tigerjagd in Ostindien, wo ein Engländer vom Elephanten herab in ein Rudel Tiger hineinschiesst und eine Hetzjagd auf Hirsche in Deutschland, wo der böse Junker die Ernte des Bauern zu Schanden reitet. Der Anzahl der Bittsteller nach, welche unsere Thür um ein Trinkgeld belagerten, schien die ganze Bevölkerung von Lenkoran an der Fortschaffung unseres Gepäcks Antheil genommen zu haben; übrigens waren sie in der Höhe ihrer Forderungen bescheiden. Mein Gang zum Kreischef war bei dem Zustand des Bodens und dem strömenden Regen keine leichte Sache; der Kreischef selbst war auch höchlich erstaunt, dass wir bei solchem Wetter in sein Reich vorzudringen gewagt hätten. Er erklärte mir anfangs rund heraus, dass an ein Weiterreisen für's erste nicht zu denken sei, da alle Flüsse angeschwollen und unpassirbar seien. Uns konnte jedoch ein unbestimmter Aufenthalt in diesem Froschnest nicht behagen, um so mehr, als das Wetter noch nach mehr Regen aussah und die Flüsse mit jedem Tag unpassirbarer zu werden drohten; wir mussten daher bedacht sein, so schnell als möglich das trockene Hochplateau von Azerbeidshân zu gewinnen. Auf meinen Vorschlag, uns für den nächsten Tag Pferde stellen zu lassen, ging er nur zögernd und erst dann ein, als ich ihm ausdrücklich versicherte, dass ich alle Verantwortlichkeit auf mich nähme. Unser Gespräch ging sodann auf Lenkoran's Berühmtheit, die Tigerjagd, über; er theilte mir aber zu meiner Enttäu-

schung mit, dass in Folge hoher Schussprämien der Tiger in seinem Kreise so sehr abgenommen habe, dass es ihm selbst in den drei Jahren seines Aufenthalts noch nicht gelungen sei, ein gutes Fell aufzutreiben; einzelne schwache Exemplare würden allerdings noch jedes Jahr geschossen. Im Uebrigen scheint der Tiger sowohl hier als in den persischen Provinzen Gilân und Mazanderan viel harmloser zu sein als in Ostindien; von Verwüstungen im Viehstande hört man wenig, und Menschen soll er nie angreifen. Auch der berühmte Tiger, welcher sich nach Dumas' Erzählung quer über den Weg von Lenkoran nach Astara legte und von jedem Passanten ein Stück Fleisch oder ein Huhn als Tribut forderte, ist eine Fabel, historisch ist dagegen die Erzählung von jenem anderen Tiger, der in das Haus eines russischen Colonisten eindrang und von der resoluten Bäuerin mit einem Beil erschlagen wurde.

Nachdem die Frage der weiteren Fortschaffung mit dem Kreischef erledigt war, trat ich befriedigt meinen nassen Pfad nach Hause an, auf welchem die Laterne meines Wirths mich glücklich vor allen mehr als knietiefen Wasserlöchern rettete. Zu unserm Bedauern kam Ali von seinem Wege recht betrübt zurück; er hatte seine Mutter, die Wittwe Tubinisi, gänzlich erblindet gefunden und seine einzige Schwester war gestorben.

Der Kreischef hatte sein Versprechen gehalten und die Bestellung der nöthigen Pferde angeordnet; seine Befehle schienen aber auf starken passiven Widerstand gestossen zu sein, denn am nächsten Morgen mussten die uns zucommandirten Kosaken jedes einzelne Thier mit dem zugehörigen Begleiter erst mühsam herbeiholen und es wurde 10 Uhr, ehe wir fortkamen. Der Regen hatte inzwischen aufgehört und die Luft war angenehm mild geworden, die Berge waren noch in dichten Nebel gehüllt und man konnte nur undeutlich ungeheure Waldungen auf ihnen erkennen. Dicht hinter der Stadt, deren jetzt zerfallene Mauern einst von dem heldenmüthigen General Kotljarewski gestürmt wurden, hatten wir das erste Hinderniss zu passiren, vor welchem uns der Kreis-

chef gewarnt hatte; die Lenkoranka war stark angeschwollen und schoss wie ein Pfeil in ihrem ziemlich hundert Schritt breiten Bette hin. Für uns und unser Gepäck war ein kleines Boot (Einbaum) vorhanden, die Pferde wurden abgesattelt und schwammen, ohne sich zu besinnen, durch das reissende Wasser durch; die Passage war also gänzlich ungefährlich und weit leichter, als sie uns der Kreischef geschildert hatte, und wir betrachteten dies als ein günstiges Omen für die uns weiterhin bevorstehenden Fährlichkeiten. Nur einer unserer Kosaken, der seinen Muth zeigen und durch das Wasser reiten wollte, wurde mit seinem Pferde vom Strome fortgerissen und verschwand für einige Augenblicke unter den Wellen, zu seinem Glücke trieb ihn der Strom jedoch auf eine Sandbank, von wo er sich auf das jenseitige Ufer retten konnte, seine Laune schien nicht darunter gelitten zu haben und von uns für die Durchnässung entschädigt, ritt er nach der Stadt zurück, um sich zu trocknen. Unser Weg zog sich nun stets längs des Meeres hin, meist so nah, dass die Wellen die Hufe unserer Pferde bespülten, zu unserer Rechten hatten wir bald undurchdringliches, üppig grünes Gebüsch, bald weite rohrbewachsene Sümpfe, von einer Unzahl von Wassergeflügel, Enten, Pelicanen und schönen weissen Löffelreihern belebt. Später führte der Weg durch Wälder von wilden Granatbäumen, deren reife Früchte zur Verfügung jedes Wanderers standen; der angenehm säuerliche Geschmack der saftigen Kernhülle ist namentlich an heissen Tagen erfrischend und gilt die Frucht auch in fieberreichen Gegenden als durchaus ungefährlich. Nachdem wir noch zwei weitere Flüsse auf einer Fähre und einer etwas lebensmüde scheinenden Brücke passirt, ritten wir noch früh am Nachmittag in den russisch-persischen Grenzort Astara ein. Der russische Grenzoffizier, der unsere Pässe in Empfang nahm, wiederholte im Wesentlichen, was uns der Kreischef gesagt hatte: der Astaratschai sei gänzlich unpassirbar uud der Weg längs der persischen Seite des Flusses daher für uns nicht zu benutzen; dagegen sei der Weg auf der russischen Seite stellenweis so gefährlich,

dass bei dem jetzigen schlechten Wetter an ihn gar nicht zu denken sei. Die Schlussfolgerung war: Warten sie ein Paar Tage, vielleicht wird das Wetter dann besser. Unser Entschluss drang aber schliesslich auch hier durch und Pferde wurden für den nächsten Morgen versprochen.

Nachdem dies erledigt, ritten wir nach unserem Menzil (persische Bezeichnung für Unterkommen) bei Mirza Nesrullah, früher wohlhabendem Kaufmann in Schemacha, der durch das Erdbeben jener Stadt sein ganzes Vermögen eingebüsst hatte und sich jetzt an seinem Geburtsort Astara anscheinend recht kümmerlich von Speditionsgeschäft nährte; er machte den Eindruck eines gebildeten Mannes und empfing uns in zuvorkommender Weise. Zu unserem nicht geringen Erstaunen fiel ihm Ali beim Eintritt in das Haus sofort um den Hals und küsste ihn weidlich ab; wie sich herausstellte, standen beide im zarten Verhältniss von Onkel und Neffe zu einander. Bei der Menge von Flüssen, Bächen und anderen Gewässern lag die Frage nach einem Lachs nahe und kaum hatten wir den Wunsch ausgesprochen, als auch schon unser Wirth einen seiner Söhne ausschickte uns einen zu fangen; nach einer halben Stunde kam dieser bereits mit einem frischgefangenen schönen Exemplar zurück, dem letzten Fisch, den wir für mehrere Monate sehen sollten, denn die Perser verachten alle Fischspeisen. Die Hauptnahrung hier zu Lande ist Reis, der in vorzüglicher Qualität gedeiht; er wird meist in Form von Tschillaw, in Wasserdampf gekocht, gegessen; zum Mitnehmen auf Märschen wird er vom Volke so dick eingekocht, dass er die Consistenz des Brodes annimmt; für einen europäischen Magen mag er in diesem Zustand allerdings etwas schwerverdaulich sein. Die Bevölkerung des Kreises Lenkoran (früher Chanat Talysch) besteht aus Nachkommen der alten Meder, wie gleichfalls die der persischen Provinzen Gilân und Mazanderân; ihre Sprache ist ein vom eigentlichen Persisch ziemlich abweichender Dialect, jedoch verstehen sie ausnahmslos sowohl persisch als tatarisch. Ihr Typus scheint auf eine ziemlich starke Mischung mit tür-

kischem Blute hinzudeuten, was nicht auffallend erscheint, da sie rings von türkisch-tatarischer Bevölkerung umgeben sind.

Am nächsten Morgen erschienen die Pferde wieder langsam und unpünktlich: der Grenzoffizier theilte uns mit, dass zwar jenseits des Flusses persische Tscherwadare mit genügenden Pferden vorhanden seien, da die Unpassirbarkeit des Wassers sie jedoch verhinderte zu uns zu kommen, so habe er für uns Pferde zunächst bis zum letzten russischen Kosakenposten im Gebirge besorgt; von dort werde der Ketchuda (Schulze) des nächsten persischen Dorfes, welcher von unserer Ankunft bereits in Kenntniss gesetzt sei, die Weiterbeförderung übernehmen. Da wir mit derartigen Vertröstungen und ihrem wahren Werthe bereits hinlänglich vertraut waren, so liess ich durch Mirza Nesrullah die Besitzer der uns gestellten Pferde fragen, für welchen Preis sie unsere Beförderung bis Ardebil in Persien übernehmen würden; sie forderten jedoch eine so lächerliche Summe, dass ich von weiteren Unterhandlungen abstand und unser Fortkommen jenseit der Grenze dem guten Glück überliess. Nachdem wir unsern freundlichen Wirth durch ein reichliches Gastgeschenk entschädigt, worunter ein mehrklingiges Federmesser vorzüglich seine Bewunderung erregte, setzten wir uns, escortirt von nicht weniger als 24 Kosaken und geleitet vom Adjuncten des Grenzoffiziers, der uns durch riesige Gummigaloschen zu imponiren suchte, allmählich in Marsch. Ich sage allmählich, denn es dauerte geraume Zeit, ehe sich die ganze Karavane vollzählig zusammengefunden hatte. Das Wetter war trübe und mild und wäre der Weg nicht so entsetzlich sumpfig gewesen, so hätte unser Ritt sehr angenehm sein können. Die Dörfer, welche wir in dem schmalen Streifen Landes zwischen dem Meer und dem Gebirge passirten, bestanden aus Holzhütten, die wie in Polynesien auf hohen Pfahlgerüsten standen und nur vermittelst Leitern zugänglich waren. Die Pflanzenwelt war äusserst üppig, wenn auch die Schlinggewächse nicht dieselbe hervorragende Rolle spielten wie beispielsweise in Mingrelien, und Buchsbaum und Lorbeer fast gänzlich fehlten; selbst die Thierwelt hatte einen tropischen Anstrich, denn

das einheimische Rindvieh ist eine Art Buckelochse, dem indischen Zebu verwandt. In Entfernungen von drei bis vier Werst hüteten Kosakenposten die Grenze, die Mannschaft stand, von unserer Ankunft benachrichtigt, im Paradeanzug vor dem Wachthause aufmarschirt. Je näher wir dem Gebirge kamen, desto schwieriger wurde der Weg; brausende Bäche mussten durchritten, überschwemmte Reisfelder durchwatet werden und bisweilen bestand der Weg nur aus einem schmalen schlüpfrigen Pfade zwischen steinigen Wänden und tief eingeschnittenen, pfeilschnell dahinschiessenden Gewässern. Die Passage des Istisu, des grössten unter den Nebenflüssen des Astaratschai, war schwierig und gefährlich; nur mit grösster Vorsicht und nicht ohne tüchtige Durchnässung kamen wir an das andere Ufer. Nach vierstündigem Marsch hatten wir den Kaschbinskischen Posten etwa 1000 Fuss über dem Meere erreicht, wo uns nach der Versicherung des Grenzoffiziers frische Pferde des persischen Ketchuda erwarten sollten. Allein es war weder von den Pferden noch vom Ketchuda das geringste zu sehen; auch war der Posten selbst erst im Bau begriffen und noch gar nicht mit Mannschaft belegt, die einzigen ortsanwesenden Bewohner waren ein russischer Zimmermann aus Saratow, der den Bau leitete, und zwei persische Handlanger. Als ich unsern Begleiter, den Adjuncten des Grenzoffiziers, um seinen Rath fragte, hatte er die Dreistigkeit mir zu antworten, wir möchten nur warten, die frischen Pferde würden gewiss bald kommen. Ehe ich ihm auf solche alberne Redensart die gebührende Antwort zu Theil werden lassen konnte, hatte er sein Pferd herumgedreht und war im Glanze seiner Gummigaloschen mit sämmtlichen 24 Kosaken verschwunden. Unsere Pferdetreiber, die uns von militairischer Hülfe entblösst sahen, fingen nun auch an ungeduldig zu werden und forderten trotzig ihre Entlassung und ihren Lohn. Sie zu entlassen wäre höchst unvorsichtig gewesen, denn die Existenz des persischen Ketchuda und seiner Pferde stand nicht einmal fest, geschweige denn sein baldiges Erscheinen; wir mussten desshalb zu einem etwas gewaltthätigen Mittel schreiten, wenn wir uns nicht in

die angenehme Aussicht versetzen wollten, unser Gepäck selbst über einen unwegsamen sechstausend Fuss hohen Pass zu tragen. Ich erklärte also den Leuten rundweg, dass von einer Entlassung und Bezahlung gar keine Rede sei und dass sie uns am nächsten Tage bis zu einem persischen Orte zu bringen hätten, wo es uns möglich sein würde frische Pferde zu beschaffen; auf eine Unterhandlung wegen des zu zahlenden Preises liesse ich mich in keiner Weise ein, sondern würde ihnen seiner Zeit geben, was mir billig dünkte. Auch warnte ich jeden, sich etwa über Nacht heimlich zu entfernen, denn wenn am nächsten Morgen auch nur ein Pferd fehle, so würde ich nach Astara zurückreiten und die ganze Gesellschaft den Behörden zur strengsten Bestrafung übergeben. Meine Festigkeit hatte vollständig den gewünschten Erfolg; nachdem sie sich murrend zurückgezogen und eine Weile berathen hatten, erschien der Obmann wieder vor mir und erklärte, dass sie sich völlig meinen Entschliessungen fügten und mir den zu zahlenden Preis gänzlich überliessen.

Unsere nächste Sorge war uns in dem Gebäude häuslich einzurichten; dies war nicht ganz leicht, da der einzige unter Dach befindliche Theil die Rudimente eines künftigen Heubodens waren; man gelangte zu ihm auf einem Instrumente, von dem schwer zu entscheiden war, ob es ein Brett oder eine Leiter vorstellen sollte. Der Zimmermann aus Saratow schaffte uns trockenes Holz zum Kochen und unsere Erbswurst mit dem einheimischen Reis, vorzüglich aber der kachetinische Inhalt unseres Weinschlauchs stimmten uns trotz Schmutz und Regen schliesslich zufrieden und heiter. Der nächste Morgen brach trübe und regnerisch an, um so störender für uns, als der Zimmermann uns versicherte, dass der Weg über die Massen schwierig sei und wir vor Abend kein Obdach erreichen würden. Wir brachen desshalb so zeitig wie möglich auf, hinterliessen unserem improvisirten Wirth einiges Chinin, dessen er dringend zu bedürfen schien, und stiegen auf dem steilen Grat, der die Thäler des Astaratschai und des Istisu trennt, aufwärts. Der Weg spottete aller Beschreibung; steile Wände, in welchen stellenweise

Stufen hatten gehauen werden müssen, um den Pferden einen Tritt zu verschaffen, waren zu erklettern und der Regen hatte Steine und Gras so schlüpfrig gemacht, dass bei den tiefen Abgründen zu beiden Seiten das Reiten kein Vergnügen war. Zum Glück hatten unsere Pferde, so jämmerlich und abgetrieben sie auch aussahen, einen sichern Tritt und nur selten kam es vor, dass eines stolperte oder gar fiel; eines unserer Packpferde erwarb sich hier unsere vollste Bewunderung durch seine Klugheit und Gewandtheit; ich habe den Fall im dritten Abschnitt, gelegentlich unseres Ritts nach Wardzia, erwähnt. Bei schönem Wetter muss die Gegend prachtvoll sein; so oft der Nebel und der strömende Regen auf kurze Zeit nachliessen, sahen wir in üppig bewaldete Thäler hernieder und im Hintergrunde säumte das Meer die Landschaft. Von Tigern und Leoparden war jedoch nichts zu sehen und nur einzelne im Walde zerstreute Stacheln verriethen die Anwesenheit des unschuldigen Stachelschweins. Je höher wir stiegen, desto steiler wurde der Grat und desto empfindlicher die Kälte, und als wir gegen Mittag ein nur wenig unter der Passhöhe gelegenes kleines Plateau Erzebagh (Rizabagh der fünfwerstigen Karte) erreicht hatten, waren unsere Pferde todtmüde und wir fast gänzlich erstarrt. Glücklicherweise wurde nun der Weg bequemer; er zog sich im Bogen nach Süden und überschritt den Grenzfluss Astaratschai nahe seiner Quelle; hier oben war derselbe, der uns wenige Meilen unterhalb jeden Durchweg versperrte, ein freundlich plätscherndes kleines Wässerchen. Es war halb drei Uhr, als wir, vielleicht die ersten Europäer an dieser Stelle, Russland verliessen und das Reich Schah Nasreddins betraten. Bald war die Passhöhe in 6500 Fuss Meereshöhe und mit ihr das Hochplateau von Iran erreicht. Wie auf dem Uebergang von Grusien nach Armenien oder von der Tschetschnia zum Daghestan, so war auch hier der Character der Landschaft wie mit einem Zauberschlage verändert. Alle Vegetation hörte auf und in sanften Linien senkte sich das nach dem Meere so steil und schroff abfallende Gebirge zum Hochplateau herab, dessen Fläche hier fast 5000 Fuss Meereshöhe

hat. Der Anblick der traurigen gelbbraunen Gegend war wenig erfreulich und unsere Erwartung, den uns in geringer Entfernung gegenüberliegenden Bergriesen Sawalandagh, von gleicher Höhe mit dem Montblanc, zu erblicken, wurde getäuscht, denn auch über Azerbeidshan lagen schwere graue Wolken. Um ein Nachtquartier waren wir für heute nicht verlegen; Ali, welcher als Knabe einst einen Esel mit einer Ladung Apfelsinen nach Ardebil getrieben hatte, wusste von der Nähe eines reichen persischen Gutsbesitzers, Sultan Achmed-Chan, welcher ihm mit grossem Tross und Dienerschaft auf der Landstrasse begegnet war und der in seiner Erinnerung eine überaus prächtige und vornehme Erscheinung war. Aus Chanogja, dem ersten persischen Dorfe, welches wir betraten und wo die Bevölkerung alsbald zusammenlief, um uns wie Wunderthiere anzustaunen, wurde ein Berittener nach Namin, dem Sitze des reichen Mannes, entsandt, um für uns ein Nachtlager unter seinem gastlichen Dache zu erbitten. Als wir mit Einbruch der Dunkelheit Namin erreichten, begegnete uns schon der Bote mit der Nachricht, dass Sultan Achmed-Chan es sich zur Ehre schätzen würde, uns aufzunehmen. Vor einem grossen, aber unscheinbaren Hause des Dorfes, dessen Name merkwürdiger Weise auf allen Karten prangt, obgleich es ein ganz kleines Nest ist, stiegen wir vom Pferde, kletterten die allen persischen Treppen gemeinsamen unmässig hohen und steilen Stufen hinauf und betraten das für uns hergerichtete Gastzimmer Vorher hatten wir uns der persischen Sitte gemäss unseres Schuhwerks entledigt, um die Teppiche nicht mit dem Schmutz der Strasse in Berührung zu bringen, eine recht löbliche Gewohnheit, die dem Einheimischen weit leichter fällt als dem Europäer, da ersterer über seinen dicken, aus bunter Wolle gewirkten Socken nur Pantoffeln trägt, mit welchen er geschickt auch durch den tiefsten Schmutz zu manövriren weiss. Unser Zimmer zeigte von dem Streben des Besitzers nach europäischer Civilisation, denn es besass Glasthüren, einen eisernen Tisch und mehrere eiserne Gartenstühle. Als verständiger Mann sorgte er auch alsbald für unser leibliches Wohl und gleich nach unserer

Ankunft erschien vorzüglicher Thee, der unsern erstarrten Gliedern sehr wohl that und die Ankündigung, dass ein warmes Abendessen bald nachfolgen werde. Der Besuch, den wir unserm Wirthe in seinem Zimmer abstatteten, war von kurzer Dauer, da es Freitag Abend war und er im Begriff stand in die Moschee zu gehen; ein Mullah, der in der Ecke kauerte und im Koran zu lesen schien, warf uns von Zeit zu Zeit einen giftigen Blick zu, dass wir Ungläubige es gewagt hatten, am heiligen Tage das Haus mit unserer Gegenwart zu verunreinigen. Alsbald erschien auch das Essen; es war in seiner Zusammensetzung rein persisch, wurde aber insofern europäisch aufgetragen als im Hause sogar Porzellanteller, sowie Messer und Gabeln vorhanden waren, ein Luxus, der bei einem Perser auf dem Lande doppelt überraschen musste. Die Krone der persischen Kochkunst bildet der Tschillaw, eine schneeweisse Pyramide von gedämpftem Reis, an dessen Vorzüglichkeit kein europäisches Reisgericht heranreicht. Jedes einzelne Korn ist aussen trocken anzufühlen, enthält aber innen den vollen Saft; die Bereitung, welche eine besondere Geschicklichkeit erfordert, ist in Polak's Werke über Persien ausführlich beschrieben[1]).

---

[1]) Das Recept ist folgendes: Man lässt den Reis 1 — 1½ Stunden in kaltem Wasser stehen, um den Rest der schleimigen Bestandtheile zu entfernen und siebt ihn dann durch. Hierauf füllt man einen grossen Kupfertopf zur Hälfte mit gesalzenem Wasser und stellt ihn, durch einen gewölbten, genau schliessenden Hut bedeckt, an offenes starkes Feuer. Sobald das Wasser siedet, wirft man schnell den Reis hinein, lässt ihn 8 — 10 Minuten kochen und macht dann die Probe; fängt er an etwas zu schwellen, so dass er zwischen den Fingern zerdrückt werden kann, so giesst man das Wasser ab und lässt ihn wieder ganz trocken werden. Nun thut man Butter, etwa ein Loth auf ein Pfund Reis, in den Topf, löscht sie, nachdem sie gehörig braun geschmort ist, mit ein wenig Wasser und streut den Reis locker darauf. Alsdann wird der Topf vom Feuer zurückgezogen und mit dem Hut bedeckt, die Fugen werden mittelst eines nassen Lappens oder mit Thon hermetisch verschlossen. In diesem Zustand stellt man den Topf über glühende Kohlen, deren man auch oben auf den Hut zu legen pflegt und lässt ihn 1 — 1½ Stunden stehen, bis der Reis im Dampf gehörig gar geworden.

Ob es möglich ist mit unserem Reis einen guten Tschillaw herzustellen, steht dahin, denn mir schien der persische Reis von weit besserer Qualität zu sein als derjenige, der nach Europa kommt. Das Brot war das in ellenlangen dünnen Fladen gebackene Lawasch, welches zugleich als Tischtuch und Serviette dient; die übrigen Speisen waren Ragouts aus Hammelfleisch mit Pflaumen, Zwiebeln, saurem Rahm und allerhand Gewürzen. Zu trinken erhielten wir einen süsslichen Scherbet, der mit den wohlbekannten, aus Holz in zierlich durchbrochener Arbeit geformten persischen Löffeln genossen wurde; die Abwesenheit von Spirituosen entschuldigte der Haushofmeister mit der Gewohnheit seines Herrn, den Schlüssel zum Schnapskeller stets bei sich zu tragen, eine Annahme, welcher die rosige Färbung der Nase des Hausherrn viel Glaubwürdigkeit verlieh. Nach dem Essen wurden uns gute Betten auf dem Teppich bereitet und unter dem Klange der aus der gegenüberliegenden Moschee zu uns herüberschallenden Gebete und Gesänge schliefen wir nach den Strapazen des Tages ungewiegt und schnell ein.

Am nächsten Morgen wurden unsere Leute aus Astara abgelohnt und entlassen; sie waren mit dem, was sie erhielten, mehr als zufrieden und zogen unter lauten Dankesbezeigungen von dannen. Der Abschied von unserem Gastfreund hatte viel komisches. Er hatte, um möglichst prächtig zu erscheinen und um uns einen hohen Begriff von seiner europäischen Bildung zu geben, statt des persischen Shawlkleides, welches er am Abend vorher trug, eine russische Phantasieuniform mit Generalsachselstücken angelegt, zu welcher eine gelbe Hose mit rother Biese und die gewirkten persischen Strümpfe nicht recht passen wollten; seine Nase schmückte eine riesige blaue Brille, die dem Gesichte einen gelehrt-komischen Anstrich gab. Seine Uniform sowie sein Titel „Seif-el-mülk“, (Schwert des Reiches), den ihm der Schah verliehen hat, brachten mich zu der Vermuthung, dass er einen hohen militairischen Rang bekleide; er läugnete dies aber und setzte hinzu, dass er die Uniform lediglich uns zu Ehren angelegt habe. Für diese zarte Rücksicht mussten wir ihm begreiflich

einige Liebenswürdigkeiten über sein Haus und die freundliche Aufnahme sagen, die wir bei ihm gefunden, und unter solchen und ähnlichen Redeblumen verstrich unser Abschiedsbesuch; auch einige Fragen über den jüngsten Krieg flossen in die Unterhaltung. Nachdem der Kalian, die allgemein übliche persische Wasserpfeife mit geradem Rohr, zum drittenmal die Runde gemacht, was stets als Zeichen zum Aufbruch gilt, empfahlen wir uns; die nöthigen Pferde hatte uns unser Wirth gestellt und auch für eine Ehrenescorte gesorgt.

Die drei Meilen Weges von Namin nach Ardebil führten über eine einförmige braungelbe Hochebene, spärlich mit elenden Dörfern besetzt, deren Lehmhütten vom Boden kaum abstachen. Früher muss die Gegend weit wohlhabender gewesen sein, denn wir stiessen auf eine Menge alter steinerner Brücken, neben denen sich die Bäche mitunter ein neues Bett gegraben hatten, so dass das Bauwerk ganz auf dem Trockenen stand. An Wasser scheint es der Gegend nicht zu fehlen, da der benachbarte Sawalandagh mit seinem ewigen Schnee auch im Sommer die Bäche nährt; sein Gipfel war immer noch in Wolken verhüllt, so dass wir nur seine an acht Meilen im Durchmesser haltende Basis sehen konnten. Wie uns Ali mittheilte, nomadisirt hier und bis nach dem russischen Theile der Steppe Mughan der türkische Stamm der Schachsewan, dessen Angehörige allgemein als Räuber und Diebe berüchtigt sind und vor denen gewaltige Angst unter der Landbevölkerung herrschen soll; wir sahen nur einige recht zerlumpte Mitglieder desselben, welche uns vorzüglich durch einen schönen zottigen Windhund von goldgelber Farbe auffielen, den sie mit sich führten; er ähnelte auffallend einem seiner Zeit in Heidelberg zu grosser Berühmtheit gelangten Hunde, dem vielen alten Heidelberger Studenten bekannten Allasch. Uebrigens hatte Ali ausser seiner ewigen Furcht vor Räubern heute noch einen andern Kummer; die Diener unseres Gastfreundes hatten ihn wegen seines gegen die Sitte der Moslem üppig wuchernden Haarwuchses einen verkappten Armenier genannt und diese Kränkung schien er gar nicht verwinden zu können.

In Ardebil zogen wir unter allgemeinem Jubel der Bevölkerung ein; das Volk schien noch nie einen Europäer gesehen zu haben, denn im Bazar liess alle Welt die Arbeit liegen und drängte sich neugierig um uns herum; von einem Schwarm von hunderten gefolgt, stiegen wir im Hause des russischen Tapirbaschi, eines Grusiners Sultanoff, ab. Die Stellung des Tapirbaschi vereinigt die Obmannschaft über die in russischer Unterthanenschaft oder unter russischem Schutze stehenden Kaufleute des Orts mit den Befugnissen eines Consularagenten gegenüber den persischen Behörden. Russische Unterthanen, meist Armenier oder Tataren aus Transkaukasien, sind in Nordpersien so zahlreich ansässig, dass fast eine jede Stadt ihren russischen Tapirbaschi besitzt. Der unsrige war augenblicklich auf Reisen abwesend und statt seiner empfing uns sein Verwalter Minas Bek, ein Armenier. Die Nachricht von unserer Ankunft verbreitete sich mit Windeseile in der ganzen Stadt und kaum eine Stunde nach unserer Ankunft füllte sich das Haus mit russischen Unterthanen und Schutzgenossen, welche uns ihre Aufwartung zu machen kamen. Wir empfingen eine Deputation derselben und bekamen von ihnen ganz interessante Dinge zu hören. Grenzenlos war ihre Missachtung des Schahs und der ganzen persischen Regierung, und im Vertrauen auf den stets wirksamen russischen Schutz wurden über den Landesvater zu Teheran die lästerlichsten Ansichten kundgegeben und die merkwürdigsten Dinge erzählt. Den Nachmittag verwandten wir zu einem Gange durch den Bazar und in der Umgegend der Stadt. Ersterer war so belebt und so ausgedehnt, dass ich wohl versucht bin die Einwohnerzahl der Stadt, welche von Ritter (1843) auf nur 4000 Seelen geschätzt wird, eher auf 20,000 anzuschlagen. Alle Artikel, die zu haben waren, schienen uns lächerlich billig; beispielsweise kostete eine kurze Jacke aus Schafpelz (allerdings ohne Futter) 4 Qran, eine Pelzmütze 1 Qran, ein Paar grobe lederne Schuhe 1½ Qran; ein Qran gilt wenig mehr als ein Franc. Teppiche waren nicht zu sehen, dagegen wurden in der Abtheilung der Kupferschmiede recht hübsche Kannen und Schüsseln nach guten

alten Mustern gefertigt; während anderswo in Persien bereits geschmacklose Nachahmung europäischer Formen die Oberhand zu gewinnen beginnt. Das Kupfer zu diesen Sachen kommt, soviel ich erfuhr, aus den in der Landschaft Karadagh nordwestlich von Ardebil gelegenen Minen; es muss sehr billig sein, denn der Verkaufspreis der fertigen Waare ist kaum höher als der Kupferwerth nach europäischem Massstabe. Die Lage der Stadt nahe dem Meere und auf der Strasse von Tebriz nach Astara macht den Ort zum Stapelplatz der russischen Waaren für den östlichen Theil der Provinz Azerbeidshan. Sonst bietet die Lage der Stadt kein sehr erfreuliches Bild; abgesehen von einigen grünen Weidenbäumen, welche die Ufer des kleinen Balyklysu zieren, sieht man weder Baum noch Strauch auf Meilen weit in der Runde; der Fluss selbst windet sich langsam durch die kahle Ebene um den Ostfuss des Sawalandagh herum und strömt dann dem Arax zu. Vor der Stadt liegt ein trauriges Exemplar einer europäisch-persischen Festung; zu Anfang des Jahrhunderts von französischen Ingenieuren erbaut, wurde sie 1828 von Paskiewitsch eingenommen und seitdem geht sie, gänzlich verlassen, ihrem Verfall entgegen. Die gesammte Bettlerzunft der Stadt schien ihre unentgeldliche Wohnung darin aufgeschlagen zu haben und deren Beispiel wirkte so ansteckend, dass selbst eine Art von Wachtposten, der den Haupteingang hütete, sich bewogen fand seine Hand bittend nach uns auszustrecken. Die übrigen Eingänge waren unbewacht; sie bestanden einfach aus Stellen, wo die Mauer von selbst eingefallen war.

Nach den Strapazen der letzten Zeit gönnten wir uns einen Ruhetag um so eher, als wir ohnehin nicht weiter kommen konnten, denn der für uns zum Ritt nach Tebriz gemiethete Tscherwadar war mit seinen Vorbereitungen zur Reise noch nicht fertig. Wir hatten unserem Wirthe den Wunsch ausgesprochen, Ardebils grösste Sehenswürdigkeit, das Mausoleum des 1334 verstorbenen Scheich Sefi, eines grossen Heiligen, zu besichtigen und er hatte beim Mullah desshalb anfragen lassen. Auf die erste Anfrage kam zur

Erwiederung die alberne Ausflucht, die Schlüssel seien verlegt und wir möchten in einigen Tagen kommen, auf eine zweite Anfrage eine ähnliche Lüge und erst auf eine dritte, etwas dringliche Aufforderung entschloss sich der Mullah uns die Besichtigung zu gestatten. Das Mausoleum war eines Besuches mehr als werth. Durch einen Vorhof, der als heiliger Ort Vielen als Grabstätte diente, traten wir in den eigentlichen Hof der Moschee, wo trotz des nagenden Zahns der Zeit doch noch imposante und prachtvolle Ueberreste der einstigen Ausschmückung mit bunten Fliessen sichtbar waren. Die Kunst grosse Flächen mit bunt glasirten Ornamenten auszuschmücken stand im Mittelalter in Persien in hoher Blüthe, und vorzüglich sind es die tief ultramarinblauen Grundtöne mit weisser halberhabener Schrift, welche von wunderbar schöner Wirkung sind. In Persien sind die berühmtesten dieser Bauwerke jetzt Ruinen, wie beispielsweise die blaue Moschee in Tebriz, dagegen sind an den heiligen Stätten der Schiiten in Mesopotamien, in Meschhed Ali, Kerbela, Kazem bei Baghdad und Imam-es-Samera noch herrliche Proben dieser Kunst erhalten. Das Innere des Mausoleums, welches wir nach Ablegung unseres Schuhzeugs betraten, bot des Merkwürdigen viel: der Boden war mit uralten Teppichen belegt und grosse Broncegefässe von seltsamer Gestalt standen darauf; im Hintergrunde hinter einem vergoldeten Gitter stand, von kostbaren Stoffen verdeckt, der Sarg des Scheich Sefi und in einer Seitenkapelle der Katafalk eines andern Heiligen, des Scheich Ismael, letzterer vorzüglich ein Meisterstück an Mosaikarbeit aus Holz, Elfenbein, Perlmutter und Gold. Die berühmte Bibliothek des Scheich Sefi, weiland die grösste in Persien, existirt nicht mehr; sie wurde von Paskiewitsch nach der Einnahme nach Petersburg geschickt und dort der kaiserlichen Bibliothek einverleibt. Dagegen besitzt der Scheich Sefi noch einen anderen Schatz, welcher auf Erden vielleicht nicht seines Gleichen hat; es ist dies eine Sammlung von altchinesischem und persischem Porzellan, Weihgeschenken persischer Herrscher, die den Boden einer grossen gewölbten Halle bedecken und als Unica möglicher-

weise von unschätzbarem Werthe sind. Die Anzahl der Stücke, worunter riesige Schüsseln und Schalen, ist so gross, dass sie oft zu sechs und acht übereinander geschichtet sind, um sie in der Halle unterzubringen; mit 2000 Stück ist die Sammlung vielleicht noch zu niedrig geschätzt. Leider hat ein grosser Theil derselben durch schlechte Behandlung Sprünge und Risse erhalten und ausnahmslos ist Alles mit fingerdickem Staube bedeckt. Jedenfalls hätte die Welt und die Kunst dabei gewonnen, wenn Paskiewitsch auch diese Sammlung nach Petersburg gesandt hätte. Als wir Abschied vom Mullah nahmen und Ali ihm in unserem Auftrage einen goldenen Zoll der Dankbarkeit spendete, wagte der Geistliche die schüchterne Anspielung, dass Paskiewitsch bei seinem Besuche dem Heiligen 80 Tuman hinterlassen habe und dass er von uns doch unmöglich weniger erwarten könne, wir vertrösteten ihn jedoch auf bessere Zeiten.

Auf unsern Kreuz- und Querzügen durch die Stadt trafen wir auch noch eine andere gänzlich in Trümmern liegende Moschee, welche ihrer Zeit gleichfalls sehr schön gewesen sein muss; jetzt war freilich herzlich wenig davon übrig. Einen sehr komischen Anblick gewährten die vielen in der Stadt allenthalben zerstreuten Badstuben; ihr Zeichen ist stets ein groteskes Fresko über der Thür, welches den persischen Nationalhelden Rustem darstellt, wie er einen rothen Teufel mit seinem Schwerte in zwei Theile spaltet — woher diese Beziehung kommt, konnte ich nicht erfahren. In der inneren Einrichtung stehen übrigens die Bäder in Persien den türkischen weit nach. Eine Eigenthümlichkeit von Ardebil lernten wir zu unserem Glücke nicht kennen; es ist dies die giftige Wanze von Mianeh, welche auch hier heimisch sein soll. Ihr Stich ist, wenn auch nicht tödtlich, wie die Fabel sagt, so doch schmerzhaft und störend für den Europäer, während der Einheimische mit ihrem Giftstoff von Jugend auf geimpft ist und den Stich kaum spürt. Dafür machten wir in der Nacht eine andere üble Erfahrung; wegen der strengen Nachtkälte hatte man uns das übliche Kohlenbecken in das Zimmer gestellt und wir hatten die Unvor-

sichtigkeit begangen es vor dem Schlafengehen nicht zu entfernen; die Folge waren heftige Kopfschmerzen und allgemeine Benommenheit am nächsten Morgen, die erst nach längerem Aufenthalte in frischer Luft wichen.

Für Touristen ist die gebräuchlichste Art, in Persien zu reisen, das Miethen eines Tscherwadars. Diese Leute besitzen den nöthigen Apparat an Reit- und Packpferden, Maulthieren und Pferdeknechten und verdingen sich zu ziemlich festen Sätzen für bestimmte Strecken; der mittlere Preis scheint zwei bis drei Qran für das Pferd und den Tag zu sein, die Pferdeknechte erhalten am Ende der Reise ein Trinkgeld. Im Allgemeinen stehen die Tscherwadare sowohl was ihre Ehrlichkeit betrifft, als wegen ihrer sonstigen schlechten Eigenschaften in recht üblem Rufe und ich selbst habe mit dem der ganzen europäischen Colonie in Tebriz bekannten Tscherwadar Mahmud, welcher mir als der ehrlichste und zuverlässigste aller Tscherwadare in Persien empfohlen worden war, wenig erfreuliche Erfahrungen gemacht. Von den Dragomans in Palästina und Syrien unterscheidet sich der Tscherwadar vorzüglich dadurch, dass er sich lediglich um die Fortschaffung des Reisenden kümmert; im Uebrigen rührt weder er noch seine Knechte je die Hand zu der geringsten Dienstleistung; es folgt hieraus, dass der Reisende stets mit Diener und Koch versehen sein muss, wenn er nicht verhungern will. Unausstehlich wird der Tscherwadar oft durch seine grenzenlose Tyrannei: er reitet, wann er will, ohne den Reisenden zu fragen, ob ihm die Zeit genehm sei, er trommelt den Schläfer schon um Mitternacht aus dem Bett, wenn der Abmarsch erst um 4 Uhr angesetzt ist; kein Stück Gepäck wird aufgeladen, ehe nicht das letzte Stück Bettzeug gerollt und verpackt ist, und der Reisende hat dann das Vergnügen, müde und fröstelnd einige Stunden im Hofe zu warten, bis der Tscherwadar und seine Knechte die Gnade haben fertig zu sein. Solche Dinge, welche das erste Mal humoristisch erscheinen, reizen bei längeren Reisen durch ihre ewige Wiederholung die Nerven des Reisenden und es gehört viel Gleichmuth dazu, um sie mit Ruhe zu ertragen.

Dass der Tscherwadar mit seinen Landsleuten auch den Hang zur Lüge und Betrügerei theilt, ist selbstverständlich; auch sagt man ihm eine andere Eigenschaft nach, welche dem persischen Character sonst fremd ist, die Grobheit. Die Pferde der Tscherwadare sind meist kräftige und ausdauernde Thiere, fromm und sehr leicht zu reiten; die Packthiere tragen zwei Centner und darüber und als die besten gelten die Maulthiere, ich selbst habe jedoch wenig Maulthiere in den Karavanen gesehen. Das Gepäck wird zu beiden Seiten des Packsattels, einer riesigen mit Stroh ausgestopften Maschine, die fast den ganzen Rücken des Pferdes bedeckt, möglichst im Gleichgewicht befestigt; unsere Knechte packten stets langsam, aber so sicher, dass nie ein Stück rutschte oder gar herunterfiel, nur mussten wir uns vor dem Abmarsch stets selbst überzeugen, dass nichts vergessen worden war. Sehr erfreulich war es zu sehen wie gut die Pferde von den Knechten gepflegt wurden; mochte der Marsch auch noch so lang gewesen sein und die Knechte, die stets zu Fuss neben den Pferden hergehen, auch noch so gerechten Anspruch auf Ruhe haben, so legten sie sich doch nicht eher schlafen als bis das letzte Pferd gründlich rein geputzt war. Auch an Futter fehlte es den Pferden nie; sie sahen trotz der starken Märsche glatt und wohlgenährt aus. Die Reise beginnt meist einige Stunden vor Sonnenaufgang und dauert bis gegen Mittag; im Sommer reitet man auch wohl von Abend bis Morgen. Die täglich zurückgelegte Entfernung ist, wie zu Xenophons Zeiten, 5 bis 6 Farsak; doch ist der Farsak (in den türkisch redenden Landestheilen aghatsch genannt) nicht mehr wie damals ein festes Mass von 24 Stadien, sondern ein sehr dehnbarer Begriff; mir sind Farsak von $^2/_3$ Meilen und andere von $1^1/_2$ Meilen vorgekommen, im Durchschnitt mag man eine Meile rechnen. Für den Einheimischen ist Entfernung überhaupt ein vager Begriff; er weiss nur, dass die Karavanen von einem bestimmten Orte zu einem andern in einem Tage zu marschiren pflegen und desshalb nimmt er die Entfernung dieser Orte auf 6 Farsak, als das gewöhnlich Tagesmass einer Karavane an. Der Marsch wird meist

ohne jede Ruhepause zurückgelegt und da die Thiere einen raschen Schritt haben (andere Gangarten werden nicht geduldet), so sind sechs Meilen Weges in acht Zeitstunden leicht zurückgelegt. Alle vier bis fünf Tage wird ein Ruhetag gemacht und der durchschnittliche tägliche Fortschritt stellt sich sonach auf etwa fünf Meilen.

Der Tscherwadar, den wir mit acht Pferden bis Tebriz gemiethet hatten, war insofern eine Ausnahme, als er weder flegelhaft war, noch unsere Wünsche betreffs der Zeit des Abritts durchkreuzte; auch hat er keinen Versuch gemacht uns zu betrügen. Grosse Pünktlichkeit war freilich nicht seine Sache und am Tage des Abmarsches wurde er erst um 10 Uhr Vormittags mit seinen Vorbereitungen fertig. Von Minas Bek und seinem Golam (Amtsdiener) geleitet, ritten wir aus Ardebil hinaus; ausserdem hatte sich uns ein Escorteur angeschlossen, der mit allerhand Mordgewehr behangen war und einen äusserst kriegerischen Eindruck machte. Sein Gewehr trug ein mistgabelförmiges Doppelbajonett, dessen Bedeutung mir anfänglich unklar war; es war, wie ich später sah, lediglich eine bewegliche Gabel zum Auflegen des Gewehrs, denn diese urweltlichen Feuerwaffen sind so plump geschäftet, dass an ein freihändiges Schiessen nicht zu denken ist. Es stellte sich übrigens bald heraus, dass der Escorteur keineswegs zu unserer Sicherheit mitritt, sondern lediglich zu seiner eigenen, und dass er trotz des ganzen Arsenals, das er am Leibe trug, ein jämmerlicher Feigling war. Unser Weg führte in dem einförmigen Thale des Balyklysu aufwärts; nach einer Stunde Rittes verabschiedete sich Minas Bek von uns und Nachmittags erreichten wir unser erstes Nachtquartier, das kleine Dorf Nêr (Nijar der Kiepertschen Karte). Kaum hatten wir uns dem Dorfe genähert, als auch schon ein Bewohner uns in höflichster Weise sein Haus zum Nachtlager anbot und fanden wir bei ihm ein kleines ganz sauberes Zimmerchen mit Strohmatten; die Schattenseite des Quartiers war der Haushund, welcher uns als unberechtigte Eindringlinge betrachtete und jedesmal auf uns losfuhr sobald wir einen Fuss aus unserem Zimmer hinaussetzten.

Nachdem wir am nächsten Morgen angesichts der gesammten andächtig zuschauenden Dorfbevölkerung unsere Toilette am Bache gemacht hatten, setzten wir unsere Reise fort. Wir hatten heute die Wasserscheide zwischen dem Balyklysu und dem Adshytschai zu überschreiten; der Ausläufer des Sawalandagh, welcher die beiden Thäler und somit das Gebiet des caspischen Meeres von dem des Urûmiasees trennt, ist aber nur niedrig und wurde in einer Stunde mässigen Steigens überwunden. Auf der westlichen Seite stiegen wir ziemlich steil hinab bis zu einem grossen gartenreichen Dorfe und hatten dann noch einen zweiten Bergvorsprung zu überwinden, ehe wir die weite Ebene von Serab erblickten. Die Aussicht von dieser letzteren Höhe war recht hübsch: unter uns ein weites anscheinend gut bewässertes und ziemlich bebautes Thal, im Süden von hohen steilen Bergen eingefasst, während im Norden zu unserer Rechten die Ausläufer des Sawalandagh und die Berge der Landschaft Karadagh in sanfteren Linien verliefen. Serab selbst war nicht zu sehen und wir verzweifelten fast, es zu erreichen, denn die sechs Farsak, welche die Entfernung betragen sollte, zogen sich länger und länger und wurden zu vollen acht deutschen Meilen, ehe wir die ersten Gärten des Ortes erreichten; auch hatten wir unterwegs einen heftigen Regenguss auszustehen, der unserem Gepäck, welches erst in Ardebil von den Regentagen von Temirchanschura und Lenkoran getrocknet war, mit neuer Durchnässung drohte. Die Gärten von Serab liessen einen grösseren Ort erwarten, sie waren nicht nur sehr ausgedehnt, sondern auch mit hohen, gut in Stand gehaltenen Mauern umgeben. Der Ort selbst war freundlich und ausserordentlich belebt; er rühmt sich ausserdem heilkräftiger Quellen, welche zu Zeiten von Kranken zahlreich besucht werden sollen. Von irgend welcher Badeeinrichtung ist natürlich keine Rede, der Kranke wohnt nach seiner Wahl im Karavansarai oder unter seinem eigenen Zelt und steigt in die Quelle wann und wie es ihm beliebt. Wir fanden nach einigem Suchen ein Unterkommen bei einem Nachkommen des Propheten mit riesigem grünen Tur-

ban und prachtvoller schiefer Nase, bei dem die Hoffnung auf einen kleinen Gewinn die eigene Heiligkeit momentan in den Hintergrund treten liess. Unser Quartier war freilich nur eine Abtheilung im Pferdestalle, aber es war sauber und durch die Nähe der Pferde von Ungeziefer geschützt, und unser Abendessen fiel so reichlich aus, wie es seit langer Zeit nicht der Fall gewesen war. Es ist bedauerlich, wie materiell der Mensch auf Reisen im Orient werden kann; unleugbar ist jedoch das Factum, dass die Nahrungsfrage eine weit hervorragendere Stellung im Geiste einnimmt, als höhere Interessen, und dass auf Reisen, wie die unsere, selbst der zart und poetisch angelegte Mensch einen fetten Hammel mit einerseits liebevollen, andererseits mordgierigen Blicken ansieht. Unsere Nachtruhe war leider keine ungestörte, denn die Hammel des Hausherrn, die vor unserem durch kein Glas geschützten Fenster nächtigten, hatten sich bei dem heutigen Regen erkältet und husteten uns ein schauriges Nachtconcert.

Die Karte, welche uns hierher ziemlich treu geleitet hatte, verliess uns nunmehr gänzlich; wir sahen Berge, von denen sie nichts wusste und legten Entfernungen zurück, welche uns nach der Karte bis Tebriz hätten bringen müssen, und schliesslich waren wir am Abend des langen Marschtages doch noch starke acht Meilen von der Stadt entfernt. Zunächst folgten wir von Serab dem Laufe des Adshytschai abwärts und überschritten denselben einige Werst unterhalb des Städtchens; nun folgte eine trostlose Salzsteppe, auf welcher nur Gerippe eine Art Weg bezeichneten und deren Boden von den Salzkrystallen wie eine Schneefläche schillerte und bei jedem Tritt des Pferdes knirschte. Ein elendes Dorf, Namens Kurdkendi, unterbrach die eintönige Oede. Für die geringen Reize des Weges entschädigte uns die herrliche Aussicht, die wir den ganzen Vormittag genossen; zum ersten Male seit Wochen war wieder ganz klarer Himmel und uns gegenüber erhob sich das mächtige Schaendgebirge mit seinen von ewigem Schnee bedeckten Gipfeln, während hinter uns der Sawalandagh seinen bisher von Wolken ver-

hüllten Gipfel zeigte. Er überraschte uns durch die Alltäglichkeit seiner Erscheinung; wir hatten uns unter einem Berge von der Höhe des Montblanc eine gewaltige Erscheinung vorgestellt und sahen statt dessen einen flachen Kegel, eher einem grossen Erdhaufen gleich, der in sanften unschönen Linien von seiner breiten Basis bis zu seiner weissen Schneekappe anstieg. Dagegen zeigte das Sehaendgebirge schroffe Abstürze und grossartige Formen. Ali war von der Aussicht wenig erbaut, ihn beschäftigte heute wieder einmal der Gedanke an Räuber, vor denen er eine unsägliche Angst hatte und er ruhte nicht eher, als bis wir unsere Gewehre aus den Futteralen nahmen und letztere ihm zu seinem Schutz umhingen. Am Nachmittag hatten wir ein eigenthümliches Schauspiel; mehrere Gewitter zogen nacheinander über uns hinüber, sie waren nur wenige hundert Schritt breit und hatten dagegen eine Länge von drei bis vier Meilen, die man genau schätzen konnte, da man sah, wie sie auf beiden Seiten an die das weite Thal begrenzenden Gebirgszüge anstiessen. Während die ersten derselben uns nur kurze Zeit in Finsterniss hüllten, überschüttete uns das letzte mit einem furchtbar heftigen Hagelschauer; wenige Minuten später war jedoch wieder der schönste Sonnenschein. Verwundert sahen wir uns um, die Sonne hatte gänzlich ihre Stellung verändert und ehe wir uns darüber klar wurden, ob wir während des Hagels eine andere Richtung eingeschlagen hätten, zeigte sich die wirkliche Sonne in weitem Abstand von der zuerst von uns gesehenen Nebensonne, die wir für das Original gehalten hatten. Das Phänomen dauerte fast eine Viertelstunde und dann verschwand die Nebensonne allmählich. Gegen Abend wandten wir uns links nach dem Gebirge zu, in welchem sich ein tief eingeschnittenes Seitenthal öffnete; es war das Thal des Udshan tschai, den wir noch zu überschreiten hatten, um unser heutiges Nachtquartier, das kleine Dörfchen Kalah, zu erreichen. Hier war das einzige bewohnbare Haus bereits von durchreisenden Kaufleuten eingenommen; Ali wusste aber Rath, er stürzte sofort hinein und erzählte den Andern soviel von unserer Macht und unserem hohen

Range, dass diese es vorzogen das Haus schleunigst zu räumen, um nicht mit so gefährlichen Leuten in Conflict zu gerathen. Hier zeigte sich recht der Muth unseres bewaffneten Begleiters; als wir ihm vorschlugen am nächsten Tage nach Tebriz vorauszureiten, um unsere Ankunft dort anzumelden, weigerte er sich rundweg, sich von uns auch nur einen Augenblick zu trennen und schützte ganz aufrichtig seine schreckliche Angst vor Räubern vor. Schliesslich willigte er ein vorauszureiten sobald wir die grosse Strasse erreicht haben würden; dort hielt er bei dem starken Verkehr seine werthe Person wahrscheinlich für genügend gesichert.

Um Tebriz noch bei Tage zu erreichen, brachen wir schon bei finsterer Nacht auf; einige Verzögerung erlitten wir durch eines unserer Packpferde, das im Dunkel sich auf Abwege begeben hatte und lange nicht wiederzufinden war. Als der Tag zu grauen anfing, hörten wir hinter uns plötzlich ein herzzerreissendes Geschrei; wir drehten um und wurden Zeugen einer überaus komischen Scene. Zwischen unserem Tscherwadar und einem anderen Maulthiertreiber hatte sich um eine von dem unsrigen ohne Bezahlung aus dem Waarenballen des anderen geraubte Apfelsine eine heftige Prügelei entsponnen und hageldicht fielen die Schläge der wuchtigen Knotenstöcke auf die Köpfe. Die beiderseitigen Knechte standen herum und schrieen aus Leibeskräften, ohne in den Kampf ihrer Herrn einzugreifen, während unser Escorteur mit gezücktem Schwerte daneben hielt. Bei dem Mangel jeglicher Waffe auf feindlicher Seite war sein Muth bedeutend gestiegen und er wartete wahrscheinlich nur auf unsere Ankunft, um vor unseren Augen an dem feindlichen Tscherwadar sein Müthchen zu kühlen. Als dieser drei flintenbewaffnete Europäer hinzukommen sah, hielt er sein letztes Stündlein für nahe und flehte auf den Knieen um Gnade. Sie wurde ihm gern gewährt und dankbaren Herzens und ohne auf die geraubte Apfelsine zurückzukommen, zog er von dannen. In dem grossen Dorf Arischtenâb, wo wir unser Frühstück zu halten gedachten, da unsere mitgenommenen Vorräthe sich schon stark auf der Neige befanden, war nichts zu haben als

schlechtes Lawasch, ranzige Schafbutter und wilder Honig, und es gehörte ein ziemlich ausgehungerter Magen dazu, um an dieser schmalen Kost Wohlgefallen zu finden. Bald hinter dem Dorfe erreichten wir den salzigen kleinen Tschibli-see (Kuru-göl der russischen 5werstigen Karte) und gewahrten zu unserem Erstaunen, dass die ganze, etwa eine Werst im Durchmesser haltende Oberfläche mit Wasserwild buchstäblich bedeckt war; es waren Taucher, Enten und ein schwarz-gelb-weiss gezeichneter Vogel, halb Ente, halb Gans, die ihn bevölkerten. Wenn wir auch anfangs zu Schuss kamen, so war es der sumpfigen Ufer halber doch unmöglich die geschossenen Thiere zu holen. Wir liessen desshalb das Morden sein und begnügten uns blind in die Luft zu schiessen, um die Vögel zum Auffliegen zu bringen; so oft sich auch nur ein Theil derselben aufthat, entstand ein Geräusch wie ferner Donner, und wenn sie einfielen, klang es als ob eine Felsmasse in's Wasser stürzte. Bald hinter dem See erblickten wir einen alten guten Bekannten aus dem Kaukasus: den ostindischen Telegraphen mit seinen zierlichen Eisenstangen. Es war, als ob man mit einem Schlage in die europäische Civilisation zurückversetzt würde. Die grosse Strasse von Teheran nach Tebriz, längs deren sich der Telegraph hinzieht, war äusserst belebt; fortwährend begegneten wir nun Karavanen von Kameelen, Pferden und Eseln, während rings umher abgepackte Karavanen weideten; an manchen Stellen waren die Bergabhänge mit grasenden Kameelen förmlich bedeckt und glaube ich eher zu niedrig zu greifen, wenn ich die Zahl der Kameele allein auf der etwa fünfmeiligen Strecke bis Tebriz auf 2000 anschlage. Die Esel waren ganz unzählbar, sie waren meist gross und kräftig und hatten ein auffallend verschmitzt aussehendes Gesicht; es war letzteres die Folge davon, dass man ihnen die Nüstern bis zur halben Höhe der Nase aufgeschlitzt hatte, ob aus sanitätischen Rücksichten oder lediglich zur Verschönerung, weiss ich nicht. Davon, dass auch die grosse Strasse ihre Opfer fordert, zeugten todte Thiere und Gerippe aller Art, an einer Stelle lag links der Strasse ein Esel mit abgeschnittenem Halse, während

ihm gegenüber ein junges Kameel starb; in dem Karavanserai Tschibli, einem soliden Steinbau aus der Zeit Abbas' des Grossen, lag sogar ein verwesendes Pferd in einer der Zellen, mitten unter lebenden Menschen und Thieren. Trotz dieses regen Verkehrs, welcher der Gegend viele Zufuhrquellen öffnen musste, ist vorzüglich hier die jüngste Hungersnoth schrecklich aufgetreten und frisch angelegte Kirchhöfe zeugen von der Menge der Opfer; die Ernte des letzten Jahres war aber günstig und die Noth wurde bald vergessen, an Vorkehrungsmassregeln gegen künftiges Unglück denkt im Orient Niemand. In dem grossen Dorfe Sejdabad sahen wir das erste Zeichen von der Nähe der Stadt Tebriz: ein Kutschwagen von urweltlicher Form mit dem persischen Wappen (Löwe und Sonne) auf dem Schlage, stand lebensmüde an das Tschaparchaneh gelehnt. Wie wir hörten hatte der persische Thronfolger die Unvorsichtigkeit begangen, in diesem Kasten die Reise von Tebriz nach Teheran anzutreten; allein schon hier war der Wagen im Schmutze stecken geblieben und der Prinz hatte seine Reise zu Pferd fortsetzen müssen. Allem Anschein nach wird der Wagen am jüngsten Tage noch auf demselben Flecke stehn, wenn der Postmeister es nicht vorzieht Feuer mit ihm zu machen. Sejdabad ist auch der Ort, wo vornehme Reisende die Kleider zu wechseln pflegen, um sauber in Tebriz einzuziehen, eine Etiquette, welche der reisende Perser zu beobachten nie verabsäumt. Von hier gelangten wir über einen unbedeutenden Berg in das freundliche Thal von Basmindsh; wir glaubten die Stadt nun bald erreicht zu haben, doch zog sich der Weg noch endlos lang an den Bergwänden hin und die Sonne ging schon zur Rüste, als wir, um einen Vorsprung biegend, das weite Meer der Häuser und Gärten von Tebriz vor uns liegen sahen. Der Escorteur hatte seine Botschaft getreulich ausgerichtet, unsere Anmeldung war an die richtige Adresse gelangt und am Thor harrte unser bereits einer der Herren des Schweizer Hauses, an welches wir empfohlen waren. Noch fast eine Meile hatten wir durch das Gewirre der Strassen und Gassen zu reiten, ehe wir die Schwelle des gast-

lichen Hauses erreichten, wo eine achttägige Ruhe unser harrte.

Die Aufnahme, die wir bei Herrn Würth, Vertreter des Hauses Ziegler & Co. zu Manchester, fanden, war eine überaus herzliche und wohlthuende, und das Gefühl, sich nach monatelangem Umherirren unter Fremden, wilden und zahmen, wieder im Schooss einer Familie von Landsleuten zu befinden, entschädigt den Reisenden für viele Strapazen und Mühsale. Es ist vorzüglich der Klang der Muttersprache, welcher wohlthuend wirkt und man hat das Gefühl, als ob ein beengender Bann, den der gezwungene Gebrauch einer fremden Sprache oder gar eines Dollmetschers um Herz und Sinne gelegt habe, mit einem Male gehoben werde. Unser Gastfreund war schon lange Jahre in Persien und er und seine Frau hatten sich so eingelebt, dass im Hause fast eben so viel türkisch als deutsch geredet wurde; schwerlich mag wohl ein Deutscher durch Tebriz gezogen sein, ohne bei diesem gastfreien Hause vorgesprochen zu haben. Unsere Ankunft fiel gerade in die Essensstunde und eine gute deutsche Hausmannskost, mit persischem Weine gewürzt, mundete uns vortrefflich. Letzterer wird von den Europäern selber aus den vorzüglichen Tebrizer Trauben gekeltert und gleicht mit seinem leicht feurigen Geschmack am meisten dem Marsalawein, wie man ihn in Sicilien trinkt, nicht in Deutschland oder England, denn zur Ausfuhr wird er mit Sprit versetzt. Da fertiger Wein in Tebriz nicht zu kaufen ist, vielmehr jede Haushaltung für ihren Bedarf selbst zu sorgen hat, so tritt fast alljährlich im Herbst eine Periode ein, wo der alte Wein knapp wird und der neue noch nicht trinkbar ist — eine schlimme Zeit, weil man zu dem für Europäer in Persien stets ungesunden Wasser greifen muss. Eine andere Leckerei, welche wir seit langer Zeit zum ersten Male wieder sahen, war unsere heimische Kartoffel; sie ist hier sowohl wie in anderen Gegenden des Orients (Mossul und Baghdad) von den Engländern eingeführt worden und gedeiht vortrefflich; dem Europäer, der sie längere Zeit hat entbehren müssen, kann ein grösserer Genuss kaum geboten werden.

Am Abend unserer Ankunft versammelte sich die ganze europäische Colonie im Hause und obschon wir seit 4 Uhr Morgens auf den Beinen waren, hielten wir doch wacker bis nach Mitternacht aus. Auf dem Dache wurde ein Feuerwerk mit einer Sorglosigkeit abgebrannt, als ob Tebriz aus Stein und Eisen gebaut wäre, statt aus Holz und Lehm. Die Raketen nahmen die Diener in die Hand und zündeten sie ohne weitere Vorbereitung mit einem Schwefelholz an und es wurde wenig darauf geachtet, ob auch einmal eine Rakete zur Seite ging statt in die Höhe zu steigen. Feuerwerk ist überhaupt in Persien allgemein beliebt und auf mehreren anderen Dächern der Stadt sah man gleichfalls bengalische Flammen und aufsteigende Leuchtkugeln. Der weitere Verlauf der Gesellschaft war ein sehr heiterer und schliesslich wurde sogar gesungen. Einen drolligen Eindruck machten dabei die griechischen Nationallieder, welche einige anwesende Herrn dieser Nationalität zum Besten gaben; Griechenland besass bis zu seiner Emancipation keine eigentlichen Nationallieder und musste sich den für ein freies Volk nöthigen Bedarf daran erst beschaffen; da ihm nun zwar eine sehr bildsame Sprache, nicht aber ein Melodieenschatz zu Gebote stand, so dichtete es sich den Text selber und entlehnte die Melodieen zum grössten Theil deutschen Studentenliedern. So hörten wir das blutgierige Lied: „*Τον Τουρκον τον να σφαξομεν*“ nach der Melodie: „Bemooster Bursche ziehe ich aus“ singen; böse gemeint war es aber durchaus nicht, denn der türkische Generalconsul stand dabei und freute sich seines Lebens.

Die europäische Bevölkerung von Tebriz bestand zur Zeit unserer Anwesenheit nur aus 22 erwachsenen männlichen Mitgliedern, wovon etwa die Hälfte durch die Beamten der verschiedenen Consulate, die andere von Kaufleuten gebildet wurde. England, Russland und die Türkei haben in Tebriz wegen der Wichtigkeit ihrer commerciellen und nachbarschaftlichen Verhältnisse Generalconsulate errichtet, Frankreich besitzt ein Consulat, dessen hauptsächliche Aufgabe zu sein scheint, die katholischen Missionare am Urûmiasee in

ihren ewigen Häkeleien mit ihren amerikanischen Collegen und Concurrenten, welche unter englischem Schutze stehen, zu unterstützen. Eine Zeit lang bewilligte sich auch Belgien den Luxus eines Consulats in Tebriz. Die bedeutendsten Repräsentanten des europäischen Handels sind das Haus Ziegler & Co., dessen Vertreter uns aufgenommen hatte, und ein griechisches Haus; von Wichtigkeit ist auch eine russische Transportgesellschaft. Im Allgemeinen pflegen im Orient unter den von der grossen Strasse entlegneren europäischen Colonien so viel Coterieen zu bestehen als Mitglieder vorhanden sind; in Tebriz war das Verhältniss günstiger, denn wenn auch Mancher mit Manchem nicht verkehrte, so gab es doch keine eigentlichen feindlichen Lager. Allgemeiner Vertrauensmann und ohne einen Feind unter Europäern und Persern war der türkische Generalconsul, ein wohlgenährter stets heiterer Lebemann, dem viel Verstand und vorzüglich viel savoir-faire, was in Persien dem Verstande vorgeht, nachgerühmt wurde. Dabei war er in seinem Aeussern kein fanatischer Moslem und verstand ein gutes Glas Wein vollkommen zu würdigen. Russlands und Englands Vertreter geniessen in Tebriz das der Machtstellung ihrer Länder entsprechende Ansehen. Die ganze europäische Colonie wohnt im selben Stadtviertel zusammen und besitzt ausser anderen Vorrechten die Annehmlichkeit einer von der persischen Garnison gestellten Ehrenwache. Diese Ehrenwache hat jedoch auch ihre Kehrseite; der Regimentscommandeur denkt folgerichtig: „cujus commodum, ejus et incommodum“, und überlässt es den Europäern die Leute zu bezahlen, während er den von der Regierung gezahlten Sold in die Tasche steckt oder „isst“, wie der persische Kunstausdruck lautet. In Persien wird überhaupt alles gegessen: Ehre, Ruhm, Geld und Bastonnade. Als ich mit unserm Gastfreund einmal an der Wache vorbeiging, unterliess der Posten den schuldigen Gruss und erwiderte auf die Frage, wesshalb er nicht präsentire: „Wir haben heut noch keinen Sold bekommen“. Häufig, namentlich Sonntags, macht die europäische Gesellschaft gemeinsame Spaziergänge in der Stadt und da will es

die Sitte, dass die Ehrenwache mit Stöcken bewaffnet voranschreite, während die Europäer in feierlichem Leichenschritt folgen. Bei solchen Gelegenheiten zeigt sich das persische Militair in seinem vollen Glanze: abgetragene Uniformen europäischer Heere, welche die Lieferanten wahrscheinlich um ein Spottgeld ankaufen und dem Schah für neu anrechnen, zerlumpte Beinkleider, eine Bauernpelzmütze und Mangel jeglichen Schuhwerks; das Luntengewehr ist höchstens zum Dreinschlagen zu gebrauchen. Unter den Helden, welche uns voraufgingen, befand sich eine alte englische Sepoy-Uniform, eine Zuavenjacke und verschiedene andere Kleidungsstücke, die bereits so verschossen und zerlumpt waren, dass man über ihren Ursprung im Unklaren blieb.

Auf einem dieser gemeinsamen Spaziergänge kamen wir zur Villa des persischen Thronfolgers, welche dieser im Sommer einige Zeit zu bewohnen pflegt; er ist Statthalter der Provinz Azerbeidshan, war aber jetzt nach Teheran berufen worden, um für die bevorstehende Reise seines Vaters nach Europa in die Geheimnisse der Thronverwesung eingeweiht zu werden. Seine Villa war dasselbe Gebäude, welches seiner Zeit dem preussischen Gesandten v. Minutoli zum Quartier während seines Aufenthalts in Tebriz angewiesen war; sie liegt im Hintergrund weitläufiger Höfe und inmitten eines grossen Gartens, wenn man einen Raum, in welchem reihenweis gepflanzte Obstbäume beliebiger Verwilderung überlassen werden, so nennen will; irgendwelche Pflege wird ihm nicht zu Theil. Vor der Villa zeigt sich die Liebhaberei des Besitzers für Wasserfahrten in einem kleinen Bassin mit einem lebensmüden und lebensgefährlichen Kahn und hinter dem Hause dient eine Art Menagerie wissenschaftlichen Zwecken; sie besteht aus zwei grossen Käfigen, von denen der eine Rebhühner, der andere Kaninchen enthält. Vermuthlich ist der Obermundkoch des Prinzen zugleich Director des zoologischen Gartens. Die Villa selbst ist ein freundliches, etwas verfallenes Gebäude mit einem kuppelgekrönten Pavillon, zu welchem eine halsbrechend steile Treppe hinaufführt; das Innere der Säle ist im soge-

nannten persischen Geschmack decorirt und enthält Fresken, Werke eines persischen Künstlers, der sich nach europäischen Mustern gebildet hat. Wenn auch diese Malereien auf den



Villa des persischen Thronfolgers in Tebriz.

ersten Blick lächerlich erscheinen, so zeugen sie doch von einer nicht geringen Anlage des Volks zu bildenden Künsten, welcher nur Ausdauer und logischer Verstand fehlt; ein

Napoléon I. des Tebrizer Künstlers war beispielsweise weit mehr werth als viele dergleichen in Versailles.

Ein anderer Sonntagsspaziergang führte die ganze europäische Colonie auf die Burg, wo der Thee eingenommen wurde. Dieses mächtige Bauwerk stammt aus dem Mittelalter und ist jetzt eine Ruine; wie uns mitgetheilt wurde, soll es ursprünglich zu einer Moschee bestimmt gewesen sein, eine Annahme, mit der die Mächtigkeit der Mauern schlecht im Einklang steht. An dem erhaltenen Theile des Gebäudes sind die Mauern volle 120 Fuss hoch und unten gegen 25 Fuss stark; die Wand, welche keine Strebepfeiler besitzt, macht bei diesen Dimensionen einen höchst imposanten Eindruck, wenngleich das Material nur Backstein ist. Die Aussicht von oben war prachtvoll; wir überblickten die ganze Stadt, in deren Mittelpunkt die Burg liegt. Denkwürdig ist sie durch ein historisches Ereigniss und durch ein Wunder, welches sich jüngst auf ihr ereignet haben soll. Ersteres ist die 1848 an ihren Mauern vollzogene Erschiessung des Bâb, jenes Propheten, welcher den Islam reformiren wollte und der nicht fern davon war die Kadsharendynastie vom Throne Persiens zu stossen; das zweite ist die Geschichte von einer Frau, welche auf richterlichen Urtheilsspruch von der Höhe der Festung gestürzt werden sollte. Als man sie fallen liess, wurde sie jedoch durch ihre Kleider in der Schwebe erhalten und sanft in den Garten eines gegenüberliegenden Hauses getragen. Wenn die Geschichte richtig ist, so beruhte jedenfalls die Annahme des Richters, dass sie eine leichte Person sei, auf Wahrheit. In den Höfen der Burg befindet sich das Zeughaus, dessen Inhalt sich besonderer Fürsorge des Thronfolgers erfreut. Er soll von Kanonen und Gewehren etwas verstehen und von letzteren eine sehr vollständige Sammlung der neuesten Modelle besitzen, auch selbst, wie sein Vater, kein schlechter Schütze sein. Sonst werden ihm andere Kenntnisse freilich nicht nachgerühmt und um die Verwaltung der ihm anvertrauten Provinz Azerbeidshan kümmert er sich nicht im geringsten, sondern lässt seine Vertrauten schalten, walten und stehlen. Was ich von Ka-

nonen in dem besagten Arsenal sah, war altes Gerümpel aus vergangenen Jahrhunderten und meist so schwer, dass bei der Wegelosigkeit Persiens an ein Manövriren mit diesen Instrumenten nicht wohl gedacht werden kann; eine gezogene Batterie mit Keilverschluss, aber anscheinend nicht von Krupp, war der einzige Vertreter moderner Waffen. Wenn die übrigen Zeughäuser des Landes eben so gut ausgestattet sind wie dieses und die Soldaten eben solche Helden wie die, welche wir gesehen, so mag die Aeusserung eines russischen Offiziers wohl ihre Richtigkeit haben, welcher sagte: Mit einer Compagnie ist Persien ohne Schwertstreich zu erobern, mit einem Bataillon ist es schon schwerer und ein ganzes Regiment kommt sicher vor Hunger um.

Im weiten Kreise rings um die Burg dehnt sich die Stadt aus; eine zerfallene Mauer umzieht im Innern derselben die zunächst der Burg gelegenen Stadttheile, während ein etwas besser erhaltener Wall das Ganze umschliesst. Der Raum, den die Stadt einnimmt, wird nicht viel geringer sein als Petersburg oder Moskau, wiewohl die Einwohnerzahl nur auf 100,000 geschätzt wird (Zählungen kennt man im Orient nicht), denn innerhalb des Stadtwalls liegen ausgedehnte Gärten und wüste Räume. Das viele Grün, das man in solcher Ausdehnung in Persien selten zu sehen bekommt, giebt der ohnehin schön gelegenen Stadt einen freundlichen Character; von der Burg oder von dem Hause unseres Gastfreundes aus gesehen, gleicht sie einer Oase mitten in grossartiger Bergwildniss; im Süden die schneeigen Gipfel des Sehaendgebirges, im Nordosten eine prachtvolle dunkelrothe Felswand, während im Westen der Blick über eine weite wohlangebaute Ebene bis zu dem zackigen Gipfel der Halbinsel Schahi am Urûmiasee schweift; den Seespiegel selbst konnten wir, trotz herrlichen klaren Wetters, nicht erkennen. Die hohe Lage der Stadt (4944 engl. Fuss über dem Meer) macht dasKlima im Allgemeinen gesund, doch ist auch hier die Sommerhitze so gross, dass die ganze Bevölkerung, die nicht durch Geschäfte zurückgehalten wird, und einen Sommeraufenthalt erschwingen kann, in die kühleren Thäler

des Sehaendgebirges bei Sejdabad und anderen Dörtern flüchtet; auch die europäische Colonie schlägt alsdann ihre Zelte im Gebirge auf[1]. Das Innere der Stadt ähnelt allen persischen Städten; schmale, krumme, ungepflasterte Gassen, welchen die Wohnhäuser ihre Hinterseite zudrehen, so dass man stets zwischen zwei schmierigen Lehmwänden geht. Selbstverständlich gleicht eine Strasse der anderen auf ein Haar, und da die ewigen Krümmungen das Geradeaussehen verhindern, so ist der Fremde ohne Führer gänzlich verrathen und verkauft; ich selbst verirrte mich auf dem kurzen Wege vom Bazar zum Hause unseres Gastfreunds, den ich schon mehrere Male gemacht hatte, so gründlich, dass ich schliesslich nicht die leiseste Ahnung hatte, wo ich mich befand, und von einem mir wohlbekannten Bettler, der meine Verlegenheit bemerkte, auf den richtigen Weg gebracht werden musste. Die Bettler sind zahlreich, doch habe ich sie nie unbescheiden gefunden; zur Zeit der letzten Hungersnoth soll das Elend jedoch schrecklich gewesen sein. Auffallend war mir in den Strassen die geringe Anzahl der Hunde, die doch sonst jede Stadt im Orient in hellen Haufen bevölkern; vermuthlich hat die Hungersnoth stark unter ihnen aufgeräumt. Eine andere grosse Schattenseite der Strassen sind die unzähligen Löcher der Wasserleitungen; bei Tag kann man mit genügender Vorsicht ihnen ausweichen, bei Nacht jedoch muss man stets dicht hinter der Laterne des voranschreitenden Dieners bleiben, wenn man nicht seine gesunden Glieder wagen will. Ohne eine Laterne Abends zu gehen, ist auch aus polizeilichen Sicherheitsgründen verboten, und uns passirte es einmal, nur wenige Schritte von unserem Hause, dass uns die Schildwache anrief und beinahe arretirt hätte, weil wir ohne Laterne waren; übrigens hat das Diebsgewerbe

---

[1]) Der Name Tebriz bedeutet: teb-riz, fieberverscheuchend; er soll der Stadt im Mittelalter wegen ihrer gesunden Lage beigelegt sein. Das einen türkisch-tatarischen Dialect, das sogenannte Adzerbeidshanisch, redende Volk spricht den Namen Tabryz oder Tarbyz aus; daher stammt wohl die in Europa gebräuchliche, gänzlich falsche Form: Tauris. Am correctesten schreiben die Engländer: Tabreez.

in Tebriz unter dieser polizeilichen Massnahme noch nicht gelitten, und Raub und Mord sind nichts ungewöhnliches, der Europäer ist jedoch, wenigstens vor offener Gewalt, sicher. Die persischen Laternen (fanus) sind zum Voranleuchten sehr geeignet; sie bestehen aus einem riesigen Cylinder von geölter Leinwand, der sich zusammenschieben lässt, und oben und unten von durchbrochenen Kupferdeckeln, fast stets von zierlicher Arbeit, geschlossen ist; diese Laternen geben einen milden genügend hellen Schein, ohne das Auge zu blenden, wie unsere Glaslaternen es thun, auch verlöschen sie selbst beim stärksten Winde nicht. Wie wenig sonst der Zustand der Strassen den Einwohnern oder der Polizei Sorge macht, davon hatten wir ein schlagendes Beispiel vor unserem Hause: Der Besitzer der gegenüberliegenden Baustelle baute sich ein neues Haus und die Maurer gruben ohne die geringste Scheu einfach die Strasse ab, um sich die nöthige Erde zu ihrem Mörtel zu verschaffen. Wenn das Haus fertig sein wird, so wird wohl durch Regengüsse und sonstige Zufälle die Strasse wieder auf ihr altes Niveau kommen.

Das einzige bemerkenswerthe Bauwerk ausser der Burg und der Villa des Thronfolgers ist die Ruine der blauen Moschee. Dieses früher hochberühmte Bauwerk ist recht gründlich ruinirt; jetzt stehen nur noch wenige Pfeiler und an den übriggebliebenen blauen Glasuren und den grossen Platten durchscheinenden Alabasters aus Maragha, womit der untere Theil der Wände bekleidet war, kann man kaum mehr erkennen, wie herrlich das Bauwerk gewesen sein muss. Gross war die Moschee übrigens nicht; sie hatte etwa den Umfang einer mässigen Dorfkirche bei uns. Was sonst von Moscheen in der Stadt ist, ist gänzlich unbedeutend, und bei der Niedrigkeit der persischen Minarets (häufig fehlen sie auch ganz) übersieht man sie leicht gänzlich.

Die grosse Bedeutung der Stadt Tebriz liegt in ihrer commerciellen Wichtigkeit; sie ist als grösste Stadt Persiens nicht allein der Mittelpunkt eines bedeutenden Localverkehrs, sondern sie ist durch ihre Lage auch zum Hauptstapelplatz

für den europäischen Handel mit Persien geworden. Die Handelswege von Europa nach Persien sind zwei: Ueber Trapezunt und Erzerum, und über Poti, Tiflis und Eriwan. Ersterer Weg war früher der am meisten benutzte; er hat in neuester Zeit jedoch schon bedeutend der Concurrenz von Tiflis weichen müssen, und wird bald ganz aufgegeben sein. Die russische Regierung lässt sich sehr angelegen sein, durch



Persische Bettler.

Verbesserung der Strasse Tiflis-Eriwan und durch Erleichterung der Zollbehandlung der Transitwaaren den Verkehr auf ihr Gebiet zu ziehen, während die türkische Regierung durch Beibehaltung des Transitzolls an der Grenze und vielfache Plackereien sich den Handel gründlich ruinirt. Im Allgemeinen ist der Handel in Persien ein gewagtes Unternehmen mit grossen Gewinnen und grossen Verlusten; ein

sicheres Geschäft lässt sich bei der sprüchwörtlichen Unreellität der persischen Kundschaft kaum machen. Dazu kommt, dass den soliden europäischen Häusern eine starke Concurrenz von persischen Schwindlern gemacht wird, welche hauptsächlich von Konstantinopel aus ihr Wesen treiben. Auch in vielen anderen Beziehungen ist der Kaufmann in Tebriz nicht auf Rosen gebettet. Post und Telegraph, diese Hauptförderer des Handels, liegen sehr im Argen. Die persische Post ist derart, dass kein Handlungshaus ihr je einen Brief anvertraut, die ganze Correspondenz geht durch die Couriere der Gesandtschaften und Consulate; der persische Telegraph scheint auch seine Hauptaufgabe darin zu suchen, die Telegramme zu entstellen und zu verzögern, und leider darf der ostindische Telegraph, welcher durch Tebriz geht, nach und aus Persien Depeschen nicht annehmen. Ehe Tebriz eine Eisenbahn erhält, dürften wohl noch lange Jahre vergehen; mir scheint wenigstens das Project einer Bahn von Tiflis über Eriwan an die persische Grenze ziemlich unausführbar, oder jedenfalls nur mit einem solchen Kostenaufwand möglich, dass an eine Rentabilität nicht zu denken ist. Eine gute Strasse würde dieselben Dienste leisten und nicht den zehnten Theil kosten.

Selbstverständlich brachten wir einen grossen Theil des Tages im Bazar, dem Brennpunkt des Lebens in jeder orientalischen Stadt, zu. Es giebt hier jeden Tag für den Europäer etwas Neues zu sehen, nur fehlen leider gänzlich die in der Türkei so zahlreichen Kaffeehäuser, von denen man in gemächlicher Musse auf das bunte Treiben herabschauen kann. Hier in Persien muss man sich im Gewühle selbst drängen und stossen lassen. Der Bazar besteht aus mehreren Reihen hoher gewölbter Gänge, hin und wieder durch offene Höfe und achteckige Hallen unterbrochen; wie überall im Orient, sind die Gewerbe getrennt. Ruhig geht es in dem Quartiere der Teppichhändler her, wo meist bessere Kundschaft ist, wüstes Gedränge ist dagegen vor den Läden der Kurzwaarenhändler und vorzüglich Morgens in den Räumen der Grünkram- und Obstverkäufer, deren Ba-

zars, statt der Wölbung nur durch quer über die Strasse gespannte Matten vor der Sonne geschützt, in der ganzen Stadt zerstreut sind. Wahrhaft ohrenzerreissend ist das Getöse bei den Kupferschmieden, die an das äusserste Ende des grossen Bazars verbannt sind, und auch in dem langen Gange der Schuster hört man klopfen, dass man sich in eine Schmiede versetzt glaubt. Wenngleich der Orientale im Allgemeinen eher träge ist, so kann er doch auf kurze Zeit recht angestrengt arbeiten, und nie werde ich die Schmiede vergessen, welche zu vieren mit einer Schnelligkeit und Kraft auf das glühende Eisen losschlugen, wie ich in Europa nie gesehen habe; merkwürdig war namentlich, wie die vier in schnellem Tacte dieselbe Stelle des Eisens trafen, ohne dass je ein Hammer den anderen streifte.

Die Auswahl, die wir im Bazar trafen, war geringer, als wir vermuthet hatten; wie uns mitgetheilt wurde, hat die letzte Hungersnoth unter den Lastthieren gewaltig aufgeräumt und aus dem Innern sind fast gar keine Karavanen eingetroffen. Doch gab eine Zusammenstellung der verschiedenartigsten Gegenstände, welche durch das Haus Ziegler & Co. für die Wiener Weltausstellung zusammengebracht worden waren, und der Absendung harrten, Gelegenheit, die Producte Persiens jeder Art und in jeder Güte kennen zu lernen. Den ersten Rang nahmen begreiflicher Weise die Teppiche ein. Die eigentlich currente Waare sind die Teppiche von Ferahan mit ihrem in stumpfen Farben gehaltenen Blumengewinde und dem mit stylistischen Figuren auf grünem Grunde geschmückten Rande; die weniger dichten Chorassaner Teppiche mit ihren lebhaften Farben sind seltener und werden in Persien selbst weniger geschätzt, während die unendlich fein gemusterten Teppiche von Senneh in Kurdistan oft hohe Liebhaberpreise bedingen; ausserdem findet man noch allerhand andere teppichartige Gewebe, vorzüglich die leichten buntgewirkten Decken aus Kurdistan, die recht billig sind, und die warmen weichen persischen Filzteppiche mit eingedruckten Mustern. Der Engrospreis der Ferahan-Teppiche bester Qualität war zur Zeit 28 Qran der Quadrat-

pik, also wenig über 6 Thaler der Quadratmeter, und dabei sind diese Teppiche fast unverwüstlich; die übrigen Gattungen bedingen nach ihrer Güte und Seltenheit verschiedene Preise, sehr billig waren die kurdischen Decken (6 bis 8 Thaler das Stück) und die Filzteppiche. Der Europäer hat beim Ankauf von Teppichen vorzüglich darauf zu sehen, dass sie auf beiden Seiten gleich breit sind; ungleich gewebte Exemplare pflegen im Lande selbst so gut wie unverkäuflich zu sein, und werden desshalb mit Vorliebe an Fremde aufgeschwatzt; auch muss man sich vor Brüchen im Teppich hüten, wie sie durch schlechte und zu enge Verpackung entstehen. Shawls waren im Bazar kaum vorhanden, da die Karavanen aus Jezd und Kerman ausgeblieben waren, und von den shawlartigen Seidenstoffen, von welchen wir die reichste Auswahl in Tiflis gefunden hatten, sahen wir hier nur einige Stück. Die anderen persischen Erzeugnisse sind mehr merkwürdig, als schön oder brauchbar; der Fremde pflegt sich mit einer Menge von Dingen zu belasten, mit denen er nachher nichts anzufangen weiss und welche ihm auf der Reise nur zur Last sind. Zum grossen Theil trägt hierzu die Unterhaltung bei, welche das Handeln mit Persern an und für sich gewährt, und vorzüglich die Geschicklichkeit der Dellâle, den Fremden zum Ankauf zu bewegen. Der Dellâl ist der unvermeidliche Vermittter jeden Handels und stets eine Quelle vielen Spasses. Kaum waren wir in Tebriz angekommen, als auch schon Meschhedi Sadyk, ein ziemlich neunzigjähriger Perser aus Ispahan, der trotz langen Aufenthalts in Tebriz nur persisch sprach, erschien, um uns seinen Gruss darzubringen und um unsere werthe Kundschaft zu bitten. Ich habe nie eine so vollendete Shylockfigur gesehen; trotz seines hohen Alters lief er vom Morgen bis Abend unermüdlich mit seinen Raritäten und nachgemachten Antiken umher, und wahrhaft kindlich war seine Freude, wenn er jemanden über das Ohr gehauen hatte. Als er einst einen andern Dellâl bei uns fand, hielt er uns eine lange Rede über die Schlechtigkeit dieser Menschen, welche nichtsahnende Fremde in ihre Garne locken wollten, und bot uns

sodann alte Waffen und anderen Kram zum hundertfachen seines Werthes an. Auf die Frage nach seiner Photographie erklärte er sich gern bereit, dieselbe für die geehrten Excellenzen abnehmen zu lassen, nur verlangte er für sein Gesicht die bescheidene Summe von 100 Tuman, denn soviel, meinte er, sei es mindestens werth [1]). So kauften wir denn im Laufe der Tage ein nicht unbedeutendes Häufchen guter und schlechter Sachen zusammen, hüteten uns aber wohl,



Meschhedi Sadyk.

unser Gepäck damit zu belasten; die ganze Sendung ging über Tiflis nach Europa, wo sie fünf Monate später auch wohlbehalten anlangte.

Im Uebrigen verstrich unsere Zeit so angenehm, als nur möglich; am Tage Spaziergänge in der Stadt und im Bazar,

[1]) Inzwischen scheint Meschhedi Sadyk mit seinen Ansprüchen heruntergegangen zu sein, denn bald nachdem ich obiges geschrieben, erhielt ich von befreundeter Hand aus Tebriz die wohlgelungene Photographie des berühmten Dellâls zugesandt; der Holzschnitt im Text mag sein Andenken verewigen.

die stets wechselnde Bilder und neue Eindrücke boten, und Abends in der gastfreien europäischen Gesellschaft, namentlich häufig beim englischen Generalconsul, einem einst vielgenannten Helden aus dem Krimkriege, dem sein jetziger Posten nach vieljähriger Amtsthätigkeit auf den Fidschiinseln sehr civilisirt erschien. Engländer haben im Orient stets das Talent, sich heimisch einzurichten, und auch dieses Haus machte keine Ausnahme; es besass sogar ein Billard, vermuthlich das einzige in Persien, welches den weiten Weg von England über Trapezunt, und von dort zu Kameel nach Tebriz glücklich zurückgelegt hatte. Allein auf die Dauer genügt dem Europäer kein noch so heimisch ausgestattetes Leben in der Fremde, und stets sehnt er sich trotz der grossen Freiheit, die ihm das Leben im Orient bietet, und die manchem neuen Ankömmling zuerst ausserordentlich zusagt, nach der Heimath mit ihren vielfachen Schranken zurück, und Gegenstand allgemeinen Neides ist der, der endlich Gelegenheit findet, heimzureisen.

Auch für uns wurde es Zeit, an die Weiterreise zu denken; Vorräthe mussten angeschafft, Erkundigungen eingezogen und vor Allem ein Tscherwadar gemiethet werden. Betreffs der ersten Frage fanden wir die beste Unterstützung durch Rath und That bei unserer liebenswürdigen Hausfrau, der wir aufrichtigen Dank schulden; eine unschätzbare Gabe war uns ein Sack Kartoffeln, der grösste Leckerbissen des Europäers im Orient, und auch für Getränke auf dem weiten Weg nach Assyrien wurde entsprechend gesorgt. Betreffs der einzuschlagenden Route erhielten wir genaue Nachrichten bis Souk-Bulak in Kurdistan, und die Gewissheit, dass von dort irgendwie nach Mossul zu kommen sei; die Route über Wan gaben wir auf, weil uns Niemand das geringste über den Weg von Wan nach dem Tigris sagen konnte. Ein Tscherwadar wurde in der Person des Kurden Mahmud gefunden, dessen gute Eigenschaften, besonders seine Ehrlichkeit, uns nicht genug gerühmt werden konnten. Im Vertrauen hierauf unterliessen wir — sehr zu unserm Schaden — einen schriftlichen Vertrag mit ihm zu machen, und engagirten ihn

für die Reise bis Souk-Bulak, nachdem er uns vor Zeugen versprochen, uns für 32 Tuman, wenn wir es wünschten, von dort nach Mossul zu bringen. Endlich war Alles genügend vorbereitet, und die Abreise wurde auf den nächsten Mittwoch festgesetzt. Wieder ein Zeichen unserer Unerfahrenheit in orientalischen Sitten; denn wir hätten wissen sollen, dass ein Perser ungern, und ein abergläubischer Kurde um keinen Preis eine Reise am Mittwoch, dem Unglückstage, antritt. Richtig erschienen denn auch am Mittwoch weder Pferde noch Tscherwadar und wir gaben, nicht ungern übrigens, unserem Aufenthalte in der gastfreien Stadt noch einen Tag zu.

Was wir über Persien im Allgemeinen in Tebriz hörten, war wenig erfreulich Das Land leidet an einer schlechten Regierung, die Regierung an einem schlechten Volke, und das Volk an einem undankbaren Lande, ein circulus vitiosus, aus dem nicht herauszukommen ist. Seit dem Tode des Emir Mirza Taghi Chan, der mit eiserner Faust Ruhe und Ordnung geschafft hatte und den der Schah aus Eifersucht auf seine Macht ermorden liess, haben sich die Zustände stets verschlechtert. Wenn auch offene Unruhen in letzter Zeit nicht vorgekommen sind, so ist doch der Zustand des Landes keineswegs ein friedlicher, und jedes bedeutende Ereigniss, wie eine neue Hungersnoth oder ein Thronwechsel kann die grössten Umwälzungen herbeiführen. Der Schah ist eine grosse Null und der Thronfolger eine kleine. Bedauernswerth ist der Unfug, der mit dem Schah auf seiner Reise in Europa getrieben worden ist; er bildet sich in seiner lächerlichen Eitelkeit jetzt vermuthlich ein, dass es den Herrschern in Europa nur darum zu thun war, sich der Freundschaft seiner mächtigen Person zu versichern. Mit neuen Uniformen und einem Stückchen Eisenbahn ist Persien nicht zu civilisiren, und es ist stark zu bezweifeln, ob das Land je einer besseren Zukunft entgegen geführt werden kann, so lange es von Persern bewohnt ist. Wenigstens ist noch kein Beispiel in der Geschichte bekannt, dass ein orientalisches Volk sich von seinem Ruin wieder aufgerichtet

hätte; es fehlen ihm hierzu Thatkraft und Ausdauer. Kurze Glanzperioden, wie die eines Abbas oder Nadir Schah beweisen eben nur die Fähigkeit einzelner Männer, sich über das Niveau des Gewöhnlichen zu erheben, nach ihrem Tode sinkt alles in den früheren Zustand zurück, wo nicht tiefer.

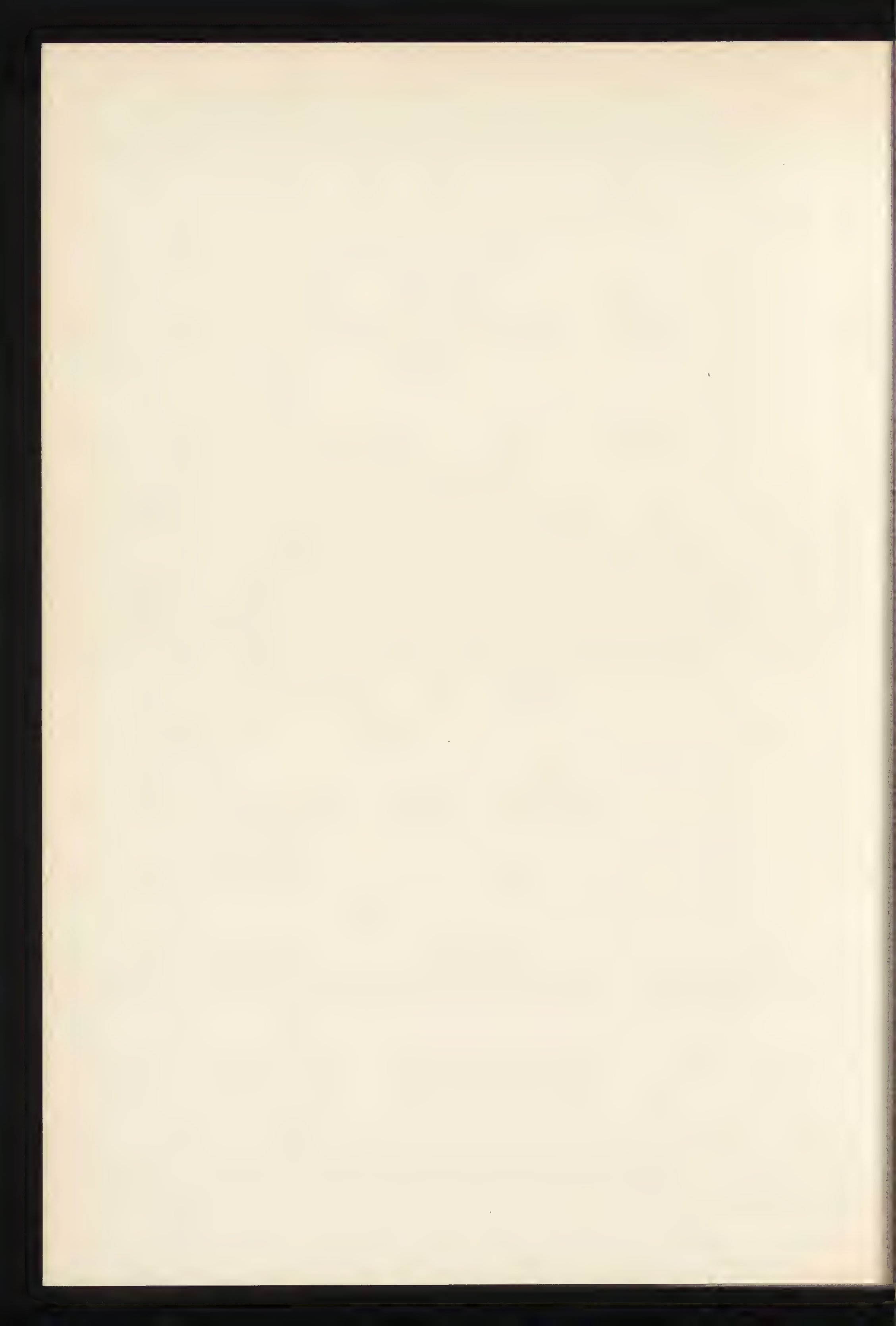
Wenn europäische Zeitungen von Reformen in Persien sprechen, so beweist dies nur ihre gänzliche Unkenntniss persischer Zustände; und das Reuter'sche Project, Persien in Generalentrepise zu nehmen, war lediglich eine Speculation auf das Geld leichtgläubiger Europäer. Dass dieser Schwindel ein schleuniges Ende finden würde, war vorauszusehen, und man muss dem Schah Dank wissen, dass er sein Wort brach, ehe das stets leichtsinnige Europa sein gutes Geld dem Baron Reuter hergegeben hatte. Der volkswirthschaftliche Zustand des Landes ist ein überaus trauriger; ein regenloses Jahr führt unrettbar Hungersnoth im Gefolge, der selbst die reiche Ernte der benachbarten Provinz nicht abhelfen kann, da Wege und Transportmittel fehlen. Der Bauernstand ist schwer bedrückt und gänzlich verarmt; was würde es ihm nützen, Vorräthe zu sammeln, da sie doch nur die Beute habgieriger Beamter werden würden? Eigentliche Industrie ist nicht vorhanden (die Teppichweberei ist lediglich Hausindustrie), und wo sich vielleicht in einer Stadt Wohlstand zeigt, da wird er durch die Regierung prompt unterdrückt. Der Beamtenstand ist ganz unglaublich depravirt — eine merkwürdige Analogie zwischen dem uncivilisirten Persien und dem übercivilisirten America. Niemand hat das jetzige Persien treffender geschildert, als der biedere Olearius, der es im siebzehnten Jahrhundert als Gesandter eines Herzogs von Holstein besuchte; er schliesst sein Tagebuch mit den Worten:

„Ich habe Persien in Persien gesucht,
„Und habe meinen Weg wohl hundertmal verflucht."

Sechster Abschnitt.

Von Tebriz bis Baghdad.

Nach dem Urûmiasee. Serderud. Goigân. Die Chaldäer. Die Marmorbrüche. Chanian. Binab. Tschillik. — Souk-Bulak. Die Kurden. Besuch beim Chan. Eine Hetzjagd. Uebergänge nach der Türkei. Unser Pilgrim. Paschy. Lahidshân. Rajât. Raub und Diebstahl. Das Thal des Rewanduztschai. Dergala. — Rewanduz. Die kurdische Bevölkerung. Audienz bei dem Kaimakam. Ein Abenteuer. Koniatman. Eintritt nach Assyrien. Derrebrusch. Ein Kurdenhäuptling. Uebergang über den grossen Zab. Schlachtfeld von Gaugamela. Duserreh. Tezcharab. — Mossul Die Ruinen von Ninive. Kojundshuk. Chorsabad. Unser Kellek. — Die Tigrisfahrt. Nimrud. Wasserhebemaschinen. Kalah Schergat. Tekrit. Sâmera. Palmenwälder. Kazem. Ankunft in Baghdad.



Mit dem Morgengrauen des letzten October erschienen unsere Pferde von zwei stämmigen Kurden geführt; wir liessen das Gepäck vorausmarschiren und nahmen herzlichen Abschied von unsern freundlichen Wirthen. Derselbe Herr, welcher uns bei unserer Ankunft von Ardebil am Thore von Tebriz empfangen hatte, gab uns auch diesmal auf seinem feurigen Schimmel das Geleit. Endlos lang waren wieder die Vorstädte, die wir zu durchreiten hatten und in dem Gewirre der engen krummen Gassen und der Gartenmauern verirrten wir uns so gründlich, dass der richtige Weg schliesslich weitab links von uns lag, als wir das freie Feld erreicht hatten. Ein scharfer Galopp über Feld, Graben und Hecken brachte uns bald auf die Strasse nach Binab zu unserer Karavane; hier verliess uns unser Begleiter und wir waren wieder ganz unter Asiaten. Doch waren wir nicht zum Schweigen verdammt, denn mit uns ritt ein alter Armenier, Namens Thomas, mit seinem Sohne, welche beide etwas französisch sprachen; eine sehr erbauliche Gesellschaft waren sie übrigens nicht, der Vater war ein mürrischer Alter, der auf seine Güter in Sulduz, einem Landstrich südwestlich des Urûmiasees, reiste, vermuthlich um aus seinen Bauern einiges herauszupressen, und der Sohn ein unglückliches Wurm von 20 Jahren, der — unglaublich für einen Orientalen — zum ersten Male auf einem Pferde sass und sich dort keinesweges behaglich zu fühlen schien, auch war sein euro-

päischer Stadtanzug das denkbar unbequemste für einen solchen Ritt. Unsere Ankunft bei der Karavane war das Zeichen zu einer neuen Plage für ihn; sobald sein Vater sah, dass wir unsere Gewehre selbst trugen, nöthigte er ihn, auch seine verrostete Doppelflinte, die er wohlweislich einem Knechte anvertraut hatte, auf den eigenen Rücken zu nehmen und so sah das unglückliche Opferlamm unbeschreiblich gedrückt und trübselig aus. Ausser den beiden Armeniern hatte sich uns, mit Rücksicht auf die sichere Gelegenheit, noch allerhand Volk angeschlossen, das zwar nicht gerade uns im Wege war, aber eben so gut hätte fortbleiben können; nur ein einziger von ihnen, ein vergnügter Mekkapilger auf einem munteren kleinen Esel, machte eine Ausnahme, er wurde uns später ein recht nützlicher Begleiter.

Der Weg bot an sich wenig Abwechselung, doch waren die Blicke auf die zackigen Gipfel der Halbinsel Schahi im Urûmiasee recht schön, dessen Wasserspiegel selbst wir noch nicht sehen konnten; auch zeigten sich zu unserer Linken die schneeigen Gipfel des Sehaendgebirges und in weiter Ferne die mächtigen Bergketten von Kurdistan. Schon gegen Mittag erreichten wir das grosse Karavansarai von Serderud, einen äusserst leichten und luftigen Bau, mit welchem Herr Isaak Grünfeld aus Galizien Persien beglückt hat; einige Tage später lernten wir diesen Herrn selbst kennen. Es war uns wenig daran gelegen schon zu so früher Tagesstunde Quartiere zu beziehen, allein der Tscherwadar war immer noch nicht zu sehen und seine Knechte weigerten sich beharrlich, gegen ihre Instruction uns weiter zu führen. Wir gaben schliesslich nach und bezogen ein kleines Zimmer ohne jedes Möbel und mit unverglasten Fenstern, durch welche der Wind munter hindurchpfiff. Am Nachmittag blieb uns Musse genug, das Karavansarai gründlich zu besichtigen; die Ställe waren geräumig, aber so leicht gebaut, dass man bei jedem Schritt auf dem flachen Dache — der allgemeinen Promenade im Orient — durchzubrechen glaubte. Höchst pittoresk war der Anblick des grossen Hofes am Abend, als er sich mit Kameelen und anderen Karavanen gefüllt hatte;

im Kreise waren die Kameele um ihre Führer gelagert und warteten mit weit vorgestrecktem Halse auf ihr Abendbrot, einen riesigen Mehlkloss, der ihnen in den Hals geschoben wird und sichtbar langsam bis zum Magen hinabgleitet — dazwischen Pferde, Esel und allerhand Volk, beim Scheine des Abendroths und der Kochfeuer im Hofe ein malerisch bunter Anblick. Endlich erschien auch unser Tscherwadar Mahmud, ein Kurde mit mächtigem rothgefärbten Vollbart; er nahm unsere Vorwürfe wegen seiner Unpünktlichkeit sehr gleichmüthig hin und sein Gesicht schien zu sagen: Wartet nur, es kommt noch ganz anders. So kam es auch; schon um Mitternacht, nachdem wir kaum vier Stunden Schlafs genossen hatten, weckte uns der alte Armenier mit furchtbarem Getöse, weil der Tscherwadar abreiten wolle; missvergnügt schnürten wir unsere Sachen zusammen und stiegen in den Hof hinunter. Hier war aber weder der Tscherwadar noch seine Knechte auf den Beinen und als ersterer schliesslich geweckt worden, erklärte er kühl, dass er nie daran gedacht habe vor Tagesanbruch zu reiten und liess uns schläfrig und fröstelnd zwei Stunden im Hofe sitzen. Begreiflicherweise wurde unsere Stimmung gegen den Armenier, den Störer unserer Nachtruhe, keine hervorragend freundliche.

Für den eisig kalten Morgen entschädigte uns ein Sonnenaufgang von einer Farbenpracht, wie wir ihn noch nie gesehen; und doch war er nur ein schwaches Vorspiel zu den Wundern, die wir in Mossul und Baghdad erblicken sollten. Die Strasse, die sich stets längs der Ausläufer des Sehaend hinzieht, war recht belebt; zahlreiche Karavanen, zum Theil mit schönen Teppichen aus der Landschaft Ferahan beladen, begegneten uns und auch die grossen Karavansarais zu Seiten des Weges zeugten von starkem Verkehr. Allmählich zeigte sich die Nähe des Sees; da er keinen Abfluss hat, ist sein Niveau steten Schwankungen ausgesetzt und in nassen Jahren verwandelt er seine flachen Ufer in undurchdringlichen Sumpf. Dank dem trockenen Herbstwetter konnten wir jedoch den steinigen Weg am Rande des Gebirges verlassen und quer durch die Fläche reitend ein bedeutendes Stück abschneiden;

nur hin und wieder mahnte eine Sumpflache daran, dass das Terrain zwischen dem See und dem Land streitig ist. Auch unser heutiger Marsch war nicht lang und ehe noch die Nachmittagssonne das Reiten durch ihre Strahlen ungemüthlich zu machen drohte, hatten wir das Karavansarai in dem grossen Dorfe Goigân erreicht; es fand sich auch hier ein ganz erträgliches Zimmerchen für uns. Die Umgegend des Ortes ist von wasserreichen Bächen durchzogen, welche vom Sehaend herabströmen und bietet ein überaus freundliches Bild: grosse und anscheinend wohlhabende Ortschaften im Grün ihrer ausgedehnten Obstgärten versteckt und von wohlangebauten Feldern umgeben; Obst war denn auch in Fülle und in ausgezeichneter Qualität zu haben. Der Spiegel des Sees war noch immer nicht sichtbar und um uns zu überzeugen, dass der Urûmiasee nicht allein auf der Karte existire, bestiegen wir am Nachmittag einen mit Grabstätten bedeckten Hügel vor dem Flecken. Die kleine Mühe wurde durch die Aussicht reichlich entschädigt: während zu unseren Füssen sich die blühende Landschaft längs des Gebirges bis zu der kleinen Stadt Dehkargan ausdehnte, fast mit der Lombardei zu vergleichen, wenn ihr nicht die weissen Kirchthürme gefehlt hätten, glitzerte vor uns, nur eine kleine Stunde entfernt, der See im Abendsonnenschein; sein Nordende verdeckte uns die Halbinsel Schahi, während er sich nach Süden in die blaue Ferne verlor. Uns gegenüber erhoben sich einer zinnengekrönten Mauer gleich die Berge von Kurdistan und des Chaldäerlandes, ein noch wenig bekanntes Stück Erde. Die Chaldäer, welche den Abhang des Gebirges nach dem See zu bewohnen, sind Persien unterthan und sollen, Dank dem fruchtbaren Boden ihres vom nahen Gebirge aus wohlbewässerten Landstrichs, sich in ziemlich blühenden Verhältnissen befinden; jenseits der türkischen Grenze jedoch ist rauhes Gebirgsland, das Quellgebiet des grossen Zab, bewohnt von wilden Stämmen, welche auch jetzt der türkischen Oberhoheit nur nominell unterworfen sind. Das Volk der Chaldäer, sowohl auf türkischem als auf persischem Gebiet, ist christlich und wird, mit Unrecht übrigens,

als eine nestorianische Secte bezeichnet, so dass man, in Persien vorzüglich, den Namen Nestorianer generell für jeden Chaldäer gebraucht; ausser den beiden Missionen auf persischem Gebiet, der französischen und der amerikanischen, befindet sich auch eine solche von französischen Dominicanern in Mossul, welche unter den Chaldäern der Türkei wirkt. Ueber den Ursprung des Chaldäervolkes ist viel gestritten worden; während einige in ihnen die nach dem babylonischen Exil verlorenen zehn Stämme Israel finden wollen, halten sie andere, wohl mit mehr Recht, für die in das Gebirge versprengten Nachkommen der alten Assyrer.

Als wir mit Einbruch der Dunkelheit unser Karavansarai wieder erreichten, fanden wir unsere Pferdeknechte eifrig mit dem Putzen der Pferde beschäftigt, ein erfreuliches Zeichen guter Pflege, für welche auch der vortreffliche Futterzustand der Thiere sprach. Unsere Knechte waren überhaupt tüchtige Leute; beim Aufbruch packten sie zwar langsam aber sicher das Gepäck auf, so dass nie ein Stück lose wurde oder herabfiel, dann liefen sie unverdrossen den ganzen Marsch, der oft bis acht und neun Meilen lang war, neben den Pferden her, und Abends, wenn alles zur Ruhe ging, hatten sie mit dem Futtern und Putzen der Thiere noch vollauf zu thun. Ihnen sowohl als den Pferden sah man die kurdische Heimath an; die Leute trugen merkwürdige Röcke aus buntgestreiftem gewirkten Stoff, während die Pferde reich mit Quasten, Troddeln und teppichartig gewebtem Schmuck bedeckt waren, dessen Zeichnung und Zusammenstellung an die alleredelsten kurdischen Teppiche, bekanntlich die schönsten in Persien, erinnerte. Ehe wir zur Ruhe gingen, gaben wir strengsten Befehl an Ali, den Armenier abzuweisen, falls er wieder zu nächtlicher Stunde uns im Schlafe stören wollte; die Vorsicht erwies sich als nützlich, denn um Mitternacht erhob der Alte wieder sein übliches Getöse, wurde aber von Ali schnell zur Ruhe gebracht. Südlich von Goigân treten die Berge unmittelbar an den See heran und bei dem Dorfe Chanaga zog sich der Weg hart an das Wasser, so dass wir uns von dessen salzi-

gem Geschmack überzeugen konnten; sonst führte er durch öde Hügelketten unweit des Sees hindurch. In dieser Gegend sind die Brüche des berühmten Tebrizer Marmors, welche Ritter, Theil IX, 845 ff. eingehend beschreibt. Der Marmor concrescirt als Sinterstein in sumpfartigen Quellen, in welchen jeder Sommer eine neue wenig über papierstarke Schicht ansetzen lässt. In vielen Jahrzehnten ist der Stein bis zu einem Fuss Dicke herangewachsen und wegen seiner schichtartigen Structur lässt er sich leicht in schöne grosse Tafeln ausarbeiten, welche zum Schmuck der Wände in Prachtgebäuden dienen. Der Stein ist meist hellgeblich und durchscheinend, doch fanden wir am Wege auch viele Proben von buntgefärbten Steinen, an welchen sich die Jahresschichten ebenso deutlich zählen liessen wie die Jahresringe am Baume Sehr schöne Platten enthält beispielsweise die Ruine der blauen Moschee in Tebriz; sie sind von ganz heller Farbe und fast krystallklar.

Die Gegend musste einmal wieder unsicher sein, denn Ali zeigte schreckliche Angst und bezeichnete einen Trupp von zehn Reitern, welche aus einem Seitenthale einbogen und uns eine Strecke weit geleiteten, mit grösster Bestimmtheit als Räuber, die von einem missglückten Zuge heimkehrten. Wenn sie es wirklich waren, so hatten ihnen unsere Gewehre den gebührenden Respect eingeflösst, denn uns gegenüber benahmen sie sich als recht bescheidene Wanderer. Der Weg, welcher sich ziemlich weit vom See abgezogen hatte, so dass man nur hier und da den Spiegel durch eine Lücke in den Hügeln hatte erblicken können, stieg jetzt wieder in das flache Uferland hinab und führte uns durch einige freundlich gelegene Dörfer nach unserem Nachtquartier Chanian, wo wir uns und unsere Sachen, so gut es ging, in der winzigen Stube eines Bauernhauses unterzubringen suchten, denn bis zu einem Karavansarai hat es der kleine Ort noch nicht gebracht. Als wir hiermit noch beschäftigt waren bot sich uns ein im höchsten Grade tragikomisches Bild: der junge Armenier erschien in trübseligster Verfassung im Hofthore, sein Pferd am Zügel führend. Auf unsere Frage nach

seinem Kummer erwiderte er treuherzig: „Ich halte das Leben nicht mehr lange aus; Nachts lässt mich mein Vater nicht schlafen und am Tage muss ich zu Pferde sitzen, jetzt bin ich vor Müdigkeit heruntergefallen und lieber gleich unten geblieben.“ Wir mussten an uns halten, um ihn nicht auszulachen; sein Leiden muss auch so schlimm nicht gewesen sein, denn am nächsten Tage ritt er stramm seine neun Meilen mit uns, ohne weiter an Sterben zu denken.

Ein merkwürdiger offenbar künstlicher Hügel in geringer Entfernung vom Dorfe hatte unsere Aufmerksamkeit erregt, da wir schon am Morgen an mehreren Tumulis von ziemlicher Höhe vorbeigekommen waren, welche allerdings nur Grabsteine mit arabischer Inschrift trugen. Wir machten uns daher Nachmittags zu Fuss auf den Weg, der sich schliesslich als weit länger erwies als wir vermuthet hatten; verschiedene Canäle mussten auf hölzernen Wasserleitungen in unsicherer Weise passirt werden, bis wir ein kleines Nachbardorf erreichten, neben welchem jener Hügel lag; zu unserem Erstaunen erregten wir bei der Bevölkerung, die doch schwerlich je einen Europäer gesehen hatte, nicht die geringste Aufmerksamkeit. Der Hügel war von dachförmiger Gestalt bei 60 Fuss Höhe und etwa hundert Schritt Länge; er bestand anscheinend ganz aus Scherben wie der Monte Testaccio in Rom, dagegen waren irgendwelche Denkmäler auf ihm nicht zu entdecken. Herrlich war wieder die Aussicht; sie ähnelte der gestrigen, nur lagen uns die mächtigen kurdischen Gebirge näher und den Vordergrund im See bildeten die malerischen Gruppen von felsigen Eilanden, welche, von Menschen unbewohnt, von Wildschafen und Ziegen wimmeln sollen. Ein farbenprächtiger Sonnenuntergang erhöhte den landschaftlichen Reiz der Gegend, welcher es auch an mythischem Interesse nicht mangelt, denn hierher versetzt die Sage die Geburt Zoroasters. Als wir mit der Dunkelheit unser Dorf wieder erreichten fanden wir Ali aufgelöst vor Angst; er hatte bei unserer langen (und unbewaffneten) Abwesenheit nicht anders gedacht, als dass wir bösen Menschen

in die Hände gefallen wären und dass diese nächstens kommen würden, um unsere Erbschaft anzutreten.

Da wir am folgenden Tage einen langen Marsch von 9 Meilen vorhatten, so wurde schon bei dunkler Nacht um halb drei Uhr aufgebrochen. Alis Angst vor Räubern fand bald eine merkwürdige Bestätigung, denn unweit vom Dorfe lag ein augenscheinlich ganz kürzlich erschlagener Mann am Wege. Wir fragten Mahmud, ob er nicht zurückreiten und die Sache im Dorfe melden wolle, er zuckte aber mit den Achseln und gab die bezeichnende Antwort: Wird er davon wieder lebendig? Wir zogen für künftig nun doch vor, uns von unseren Gewehren möglichst wenig zu trennen. Der Weg trat bald wieder in das Ueberschwemmungsgebiet des Sees, und um der Strasse den weiten Umweg längs des Bergsaumes zu sparen, war ein mächtiger Steindamm fast eine Meile lang durch den Sumpf aufgeschüttet, die einzige Kunststrasse, die ich in Persien gesehen. Sie stammt entschieden aus früheren Jahrhunderten und ist so dauerhaft ausgeführt, dass sie noch manches Jahrhundert erleben mag. Die kleine freundliche Landstadt Binab, an den äussersten südwestlichen Ausläufern des Sehaend gelegen, erreichten wir bei Sonnenaufgang und unser Erscheinen erregte solches Aufsehen, dass trotz der frühen Morgenstunde während der kurzen Zeit, welche das Beschlagen eines Pferdes in Anspruch nahm, sich hunderte, wo nicht tausende um uns sammelten und mit dem grössten Interesse unser Frühstück beobachteten. Während das Volk in stummer Andacht uns zusah, drängte sich ein zerlumpter Derwisch mit geschwungener Holzkeule und lautem Geschrei durch die Menge, lediglich um uns glückliche Reise zu wünschen und ein kleines Viaticum für sich zu erbitten; für einen Panabat (vier sgr.) folgten uns seine eifrigsten Segenswünsche. Jenseits des Städtchens, dessen Bazar recht ansehnlich war, führte eine lange und schön gebaute Bogenbrücke über das jetzt ganz trocken liegende Bett des Sofitschai und dann begann wieder das flache sumpfige Seeufer.

Im Winter und Frühjahr ist nur mit grossen Umwegen von Binab nach Soukbulak zu gelangen; die Niederung ist alsdann ganz unpassirbar und die Karavanen müssen dem Bergrande bis zur Stadt Mîjanduab (Merhemetabad) folgen und können erst dort das Thal des Flusses Dshaghatu überschreiten. Die Karte liegt in dieser Gegend noch recht im Argen. Kiepert verzeichnet den Lauf des Dshaghatu nur eine Meile südlich von Binab und verlegt das Dorf Tschillik an den Tataû; in Wirklichkeit mussten wir sieben Stunden von Binab zum Dshaghatu reiten und dessen Lauf mag daher ungefähr mit dem Kiepert'schen Tataû übereinstimmen, während dieser selbst einige Meilen weiter westlich zu legen ist. Zwischen Binab und dem Dshaghatu trafen wir nur ein unbedeutendes ausgetrocknetes Flussbett, welches mit dem stets wasserreichen Dshaghatu nicht verwechselt werden kann. Der Ritt über den trocken liegenden Sumpf war bei der brennenden Sonne (Anfang November!) nicht erfreulich, um so mehr, als die Gegend gänzlich menschenleer war und wir nur in weiter Ferne hin und wieder ein Paar schwarze Nomadenzelte erblickten; dafür entschädigten uns die Berge von Kurdistan, welche immer näher rückten und uns mit ihren Schneegipfeln Kühlung versprachen. Erst Nachmittags erreichten wir den Fluss Dshaghatu, die Grenzscheide zwischen dem türkisch-tatarischen und dem kurdischen Volksstamm; wenig weiter östlich ist auch die Grenze zwischen den Turko-Tataren und den eigentlichen Persern. Der Fluss war ziemlich hundert Schritt breit und sein krystallklares Wasser strömte schnell über Kiesel dahin, doch war er jetzt nur fusstief und leicht zu überschreiten. Das Dorf Tschillik auf seinem linken Ufer, das letzte von Tataren bewohnte, bot uns ein enges, aber sonst ganz gutes Quartier, und gleichsam um uns in Kurdistan zu begrüssen, ritt bei unserer Ankunft ein kurdischer Häuptling in reicher Tracht und mit zahlreichem Gefolge an uns vorüber — ein höchst malerisches Bild.

Gegenüber dem Armenier, der es wieder auf unsere Nachtruhe abgesehen hatte, setzten wir durch, dass erst um Sonnenaufgang aufgebrochen wurde, zumal Souk Bulak nur

sechs Meilen noch entfernt war. Den beabsichtigten Abstecher nach dem mit Keilinschriften bedeckten Kalkfelsen Taschtepe mussten wir aufgeben, da derselbe einen Umweg von mehreren Meilen nach Südosten erfordert haben würde; wir konnten dies auch ohne Gewissensbisse thun, da die Inschrift nach Ritters Angabe von Rawlinson bereits gelesen oder vielmehr unleserlich befunden worden war. Anfangs hatten wir noch eine kurze Strecke über das Ueberschwemmungsgebiet des Sees zu reiten, dessen Schilfsümpfe hier von Wildschweinen wimmeln sollen, dann hob sich das Land ein wenig und es folgte eine gut bewässerte und fleissig angebaute Ebene, von einem Netze von Canälen durchzogen und von den Ausläufern der kurdischen Berge eingeschlossen. Hierher ist jedenfalls der Fluss Tataû zu verlegen, welcher offenbar mit dem von Souk-Bulak kommenden Bache identisch ist, oder ihn wenigstens aufnimmt; allein bei der Menge der sich kreuzenden und wieder vereinigenden Wasserläufe war es völlig unmöglich den eigentlichen Strom herauszufinden. Sämmtliche Canäle wimmelten von Fischen und Schildkröten, die der Mensch hier völlig unbelästigt lässt und die sich in Folge dessen fast mit den Händen greifen li.ssen.

Der erste Kurde, der uns lanzenbewaffnet zu Pferde begegnete, schien ein fahrender Troubadour zu sein; nach der ersten Begrüssung holte er eine kleine Clarinette aus seinem Wamms hervor und gab uns darauf eine lange Melodie zum Besten; Bescheidenheit zierte ihn übrigens nicht, denn nach beendetem Concert forderte er nicht etwa Dank, sondern eine klingende Belohnnng und erklärte sich erst mit einem Qran zufrieden. Die kurdischen Dörfer am Wege unterschieden sich in ihrer Bauart nicht wesentlich von den persischen, doch gab ihnen die für uns ganz neue Staffage ein heiteres Aussehen; die Männer in ihrer bunten Tracht stachen angenehm von den einförmig braunen Persern ab und die Frauen, kräftig gebaute und meist hübsche Erscheinungen, waren unverschleiert und gafften uns neugierig an. Es war ein wohlthuender Anblick nach den vermummten grauen Gestalten, welche die Strassen der persischen Dörfer

und Städte bevölkern. In dem Dorfe Hadshikosch musste unser Tscherwadar sehr bekannt sein; alle Welt drängte sich, um ihn zu begrüssen, wobei an uns natürlich die üblichen Bitten um Arznei für alle möglichen Leiden gestellt wurden. Wir fanden bei dieser Gelegenheit einen schönen und fein gearbeiteten Kettenpanzer für sehr billiges Geld zu kaufen. Von den Ruinen alter Feueraltäre, welche das Thal, das sich gegen Souk-Bulak allmählich verengert, schmücken sollen, konnten wir trotz aller Aufmerksamkeit nicht das geringste entdecken; dass aber in der Gegend noch Ruinen und wahrscheinlich auch Keilinschriften existiren, davon zeugten die vielen Schätze, welche nach Mahmuds Mittheilungen rings in den Bergen verborgen sein sollen und welche der orientalische Aberglaube bekanntlich stets an die Stelle alter Tempel und Inschriften verlegt. Mahmud hatte seine Wissenschaft von einem weisen Manne, welcher alle Schätze der Umgegend in einem grossen Buch aufgezeichnet hatte, bisher aber noch keinen gehoben zu haben schien.

In Souk-Bulak (mundartlich Soutsch Bulach ausgesprochen) nahm uns ein Armenier in Empfang, welchen der von unserer Ankunft bereits verständigte Stellvertreter des russischen Tapirbaschi uns entgegen gesandt hatte; er führte uns in ein gut gebautes, aber gänzlich möbelloses Haus, in welchem wir wenigstens Raum hatten, uns auszubreiten. Kaum waren wir installirt, als auch schon sein Herr, ein Mitglied der bedeutenden armenischen Colonie bei Isfahan, in Begleitung des schon genannten Herrn Grünfeld erschien, um uns zu bewillkommnen. Letzterer war ein weitgereister und welterfahrener Mann; aus Galizien gebürtig, war er vom Schicksal hieher verschlagen worden und schien recht zu prosperiren; in ganz Azerbeidshan und Kurdistan unter seinem Vornamen Isaac bekannt, war er Banquier, Grundbesitzer und Geschäftsmann im weitesten Sinne des Worts, und wenigstens schien der Kurdenchan hierselbst finanziell stark von ihm abzuhängen. Wir konnten uns Glück wünschen, denn ohne seine Vermittelung wären wir in arge Verlegenheit gerathen. Unser Tscherwadar Mahmud nämlich,

welcher sich in Tebriz verpflichtet hatte, uns für 3 Tuman per Tag von Souk Bulak bis Mossul zu bringen, und im Vertrauen auf dessen guten Ruf wir die Abfassung eines schriftlichen Contractes unterlassen hatten, war plötzlich anderen Sinnes geworden, und verlangte, statt der ihm zukommenden 30 oder 33 Tuman die unverschämte Summe von 68. Auf seine Wortbrüchigkeit hingewiesen, schützte er schlechte Wege, Räuber und dergleichen vor, und fügte mit feinem Lächeln hinzu, wir seien sicher zu noble Herren, um ihn in Schaden gerathen zu lassen. Herr Grünfeld, dessen Vermittelung wir anriefen, meinte, es gebe zwei Wege für uns: Entweder könnten wir Mahmud vor den Chan führen und ihm die Bastonnade angedeihen lassen, welche kleine Gefälligkeit der Chan uns sicher nicht abschlagen würde; allein dann würden wir schwerlich einen andern Tscherwadar finden, da jeder besorgen müsste, in Mossul von uns mit gleicher Münze bezahlt zu werden. Er empfahl uns daher den zweiten, allerdings theureren, aber zweckmässigeren Weg, nämlich von der Forderung Mahmuds möglichst viel abzuhandeln. Wir gingen hierauf ein, und durch Herrn Grünfelds Ueberredungskunst wurde Mahmud auf die freilich immer noch übermässige Summe von 53 Tuman herabgestimmt. Da den nächsten Tag Ruhetag, und den übernächsten Mittwoch war, an welchem Mahmud um keinen Preis ausmarschirt wäre, so blieben uns noch volle zwei Tage für Souk-Bulak übrig.

Bald nach unserer Ankunft hatten wir eine sehr angenehme Ueberraschung. In Tebriz waren Briefe für uns angekommen, und unser Gastfreund hatte uns dieselben durch einen Boten zu Fuss nachgesandt, welcher die 31 Meilen lange Strecke in drei und einem halben Tage zurücklegte. Man sieht, dass die Perser ebenso wie in alten Zeiten gute Fussgänger sind; auch war die Leistung nicht eben theuer, denn für den ganzen Weg hin und zurück erhielt der Bote nur vier Rubel, die er mit sichtlicher Befriedigung in Empfang nahm. Gegen Mittag hatten wir unsern Besuch beim Chan angemeldet, welcher uns am Abend vorher das Pesch-

kesch (Gastgeschenk), bestehend aus einem Hut Zucker und zwölf Birnen, geschickt hatte; wir hatten diese Aufmerksamkeit, der Sitte gemäss, mit einem Geldgeschenk an die überbringenden Diener und einem Stereoscop nebst Bildern für den Chan erwidert. Zu einer früheren Stunde ihn zu besuchen, wäre nicht schicklich gewesen, da seit drei Tagen der Fastenmonat Ramazan angebrochen war, den die Gläubigen dadurch feiern, dass sie die Nächte durchjubeln und die Tage verschlafen; freilich können sich nur die Wohlhabenderen diese Frömmigkeit gestatten. Den ganzen Vormittag verbrachten wir in den Strassen des Städtchens, das sich zwar in seiner Bauart in Nichts von einer persischen Stadt unterscheidet, dem aber der Typus der Bewohner und ihre Tracht einen wesentlich heitereren Stempel aufdrückt. Die hiesigen Kurden, zum Stamme Mikri gehörig, sind von auffallend schönem Wuchse und offenen, regelmässigen Gesichtszügen; sie können sich dreist dem georgischen Volke an die Seite stellen. Ein schwarzer wohlgepflegter Schnurrbart giebt dem Gesichte etwas kriegerisches, während die grossen Augen mitunter allerdings einen etwas bornirten Ausdruck haben. Die Kleidung besteht aus halbweiten leinenen Beinkleidern bis unter das Knie, Lederschuhen mit wollenen Puscheln und persischen gewirkten Strümpfen; über dem ziemlich kurzen Kittel wird eine ärmellose Jacke von ganz dickem und grobem Wollenstoffe getragen, welche wie ein nachgeahmtes Panzerhemde aussieht und die Brust sehr eng einschliesst. Im Gürtel, dessen Schnalle stets mit silbernen Rosetten verziert ist, steckt der krumme Dolch, der früher auch in Persien heimisch, dort jetzt durch das Tscherkessenmesser verdrängt ist; als Kopfbedeckung dient eine enganliegende Filzkappe, mit einem blau oder roth geblümten Tuche umwunden. Zu Pferde führt der Kurde stets Lanze und Schild, erstere aus Bambus, letzteres aus Rhinozeroshaut, und beide, wie mir versichert wurde, aus Indien über Baghdad importirt. Das weibliche Geschlecht verschleiert sich nicht, und sticht hierdurch sehr wohlthuend gegen die stets verhüllten und scheu sich drückenden Per-

serinnen ab; die Gestalt ist meist kräftig, und die Gesichtszüge, regelmässig aber häufig grob, werden hier noch nicht wie im türkischen Kurdistan durch Tätowiren verunstaltet. Auch die Männer sind im Verkehr mit Fremden offener als die Perser, und vorzüglich haben sie, als Sunniten, keine Vorurtheile gegen das Zusammensein und Zusammenessen mit Christen. Die Sprache ist das Kurdische, bekanntlich dem Persischen ziemlich nahe verwandt, doch versteht jedermann auch türkisch und persisch.

Im Bazar suchten wir vergeblich nach den berühmten kurdischen Teppichen, von welchen, wie meist in kleinen Städten, gar kein Vorrath war, auch gelang es uns nicht, eine jener schönen Stickereien aufzutreiben, wie sie unsere Packpferde trugen; dagegen waren andere Stickereien auf Leder und Tuch recht hübsch und auffallend billig, so kostete ein Sattel aus rothem Leder mit reichgestickter Decke nur 6 Rubel. An den Silberarbeiten fielen uns die eigenthümlichen, in ganz Kurdistan bis Mossul wiederkehrenden Rosetten auf, sie haben eine kegelförmige Gestalt und scheinen aus lauter Silberperlen zusammengesetzt zu sein. Ausser dem Bazar bietet die Stadt nichts Sehenswürdiges; ihre Lage zwischen kahlen Bergen an einer Biegung des kleinen munteren Baches ist kesselartig und ziemlich eintönig, nur vom Ufer des Baches aus gesehen, wo weit ausgedehnte Färbereien und Bleichen sich hinziehen, macht sie einen freundlichen Eindruck. Als einer meiner Gefährten hier eine Skizze der Stadt aufnahm, versammelte sich um ihn eine Schaar würdiger Honoratioren, welche dem werdenden Werke beifällig zuschauten und die der Stadt widerfahrende Ehre gebührend zu schätzen schienen. Sonst wurden wir hier weniger der Gegenstand der allgemeinen Neugier, als in anderen orientalischen Städten, obgleich ein Europäer hier in Souk-Bulak sicher ein selten gesehenes Wesen ist

Als wir nach Hause zurückkehrten, fanden wir bereits unsere Ehrenescorte für den Besuch beim Chan auf uns wartend, zwölf Kriegsknechte und eine Schaar anderer Diener; als Dolmetscher begleitete uns Herr Grünfeld

Mechmed Ali Chan Mikri, ein schöner aber wildaussehender Mann in den Dreissigern, empfing uns in einem schon sehr delabrirten Saale, welchem drei Stühle aus gebogenem Holz, Wiener Fabrikat, einen besonderen Glanz verliehen; da sie zusammen aber nur sechs heile Beine hatten, so war das Sitzen auf ihnen eine stete Turnübung. Die Unterhaltung drehte sich um den jüngsten Krieg, und wurde mit der naiven Frage eröffnet, wir möchten ihm aufrichtig (er sagte wörtlich: nicht persisch, sondern wahrhaftig) mittheilen, wie gross die preussische Uebermacht gewesen sei, denn bisher hätten die Franzosen für unbesiegbar gegolten. Nach den üblichen allgemeinen Redensarten und nachdem er uns zum nächsten Tage zu einer Jagd eingeladen, empfahlen wir uns, um auch seinem Wekil Achmed Chan unsere Aufwartung zu machen. Während wir in feierlichem Schritt durch enge Gassen wanderten, sahen wir zu unserem Schrecken, wie die ominösen Stühle aus dem Fenster herausgereicht und zu Achmed Chan vorausgetragen wurden, um unsern Empfang dort ebenso glänzend zu gestalten. Der Wekil war ein freundlicher Mann, der sich hauptsächlich für Waffen und Pferde zu interessiren schien, uns viel über unsere Hinterlader, die er am Tage zuvor gesehen, ausfragte, und uns seine recht schönen arabischen Pferde zeigte, unter denen eine prächtige Schimmelstute von mindestens fünf Fuss sechs Zoll Höhe vorzüglich unsere Bewunderung erregte. Auch hier hat man die traurige Angewohnheit, edle Pferde stets in dicke Decken zu hüllen, um sie schön im Haar zu erhalten; sie werden dadurch sehr empfindlich gegen Erkältungen und neigen viel mehr zu Druckschäden, als andere, deren Rücken abgehärtet ist. Nach Herrn Grünfelds Mittheilungen, der hier in alle Verhältnisse eingeweiht war, ist übrigens der Chan sowohl, als sein Wekil nicht eben auf Rosen gebettet; wenn auch die Würde des Chans als Stammeshäuptling der Mikrikurden seit siebenhundert Jahren in seiner Familie erblich ist und ihm vom Schah nicht genommen werden kann, so muss er doch sein Amt als Gouverneur des Bezirks von Souk-Bulak jedes Jahr durch Geschenke und Bestechungen

von der Regierung erkaufen, eine jährliche Summe von etwa 12000 Tuman, die er zu hohen Zinsen (bis 50 %) aufnimmt, und durch Steuerdruck, Erpressungen, gelegentlich auch wohl durch einen kleinen Raubzug, im Laufe des Jahres mit dem gebührenden Gewinn für die eigene Tasche wieder beitreibt. Wir sollten gleich am nächsten Tage ein Beispiel dieser patriarchalischen Regierung kennen lernen.

Am folgenden Nachmittage schickte der Chan uns Pferde zur Jagd, recht gute Thiere, aber mit den unbequemen orientalischen Sätteln, die uns Anfangs viel zu schaffen machten. Vor dem Thore versammelte sich die bunte Jagdgesellschaft, aus den Vornehmen des Stammes und etwa dreissig Mann lanzenbewaffneten Gefolges bestehend; die meisten trugen reiche kurdische Tracht, deren lebhafte Farben an den gelben Bergwänden ein überaus malerisches Bild gaben, nur der Chan und einige seiner Verwandten hatten die persische angelegt, ein würdiger alter Herr trug sogar an seiner Pelzmütze den in Persien gebräuchlichen Augenschirm aus grüner Pappe, was ihm ein etwas schulmeisterliches Aussehen verschaffte. Auf einen Wink des Chans sprengte alles die Berglehne hinan, voran die ausgezeichneten Windhunde, und hinter ihnen der ganze Tross, stets in einer Linie ausgerichtet; dazu spielten zwei Flötenbläser fortwährend den Lieblingsmarsch des einst berühmten Räuberhauptmanns Kjöroghlu, auch ein Falke war für alle Fälle mitgenommen, kam aber nicht zur Geltung. Hasen schienen nicht selten zu sein, nach Verlauf einer Stunde hatten die Hunde deren zwei geliefert, während zwei andere im zerklüfteten Gestein entkamen. Nun wurden Reiterstückchen uns vorgemacht, worin die Kurden aber weit hinter dem zurückblieben, was wir im Kaukasus gesehen hatten, und schliesslich bat man uns, unsere Flinten zu zeigen. Das Laden und Abfeuern eines Léfaucheuxgewehres machte den denkbar grössten Effect, und ein Kugelschuss auf 600 Schritt rief allgemeine Bewunderung hervor, obgleich er auf's Gerathewohl abgefeuert wurde; mir schien es, als ob weniger die Möglichkeit, auf solche Entfernung einen Gegenstand zu treffen, Erstaunen

erregte, als die Vorzüglichkeit des Gewehres welches eine Kugel überhaupt soweit trug. Die Gewehre der Kurden erwiesen sich dagegen als sehr unschuldiges Spielzeug; erst der zehnte Schuss ging los, und die Kugel fiel auf hundert Schritt kraftlos zur Erde. Auf dem Rückwege wurden wir Augenzeugen eines sehr wenig patriarchalischen Regierungsactes seitens des Chans. Zwei Kurden kamen plötzlich über die Berge gesprengt, ritten an ihn heran und trugen ihm mit sehr erregter Stimme vor, dass ihr Dorf über Nacht völlig ausgeplündert worden sei. Der Chan erwiderte kein Wort und ritt ruhig weiter, was den einen der beiden Kurden so erbitterte, dass er den Turban von seinem Kopfe nahm und dem Chan mit verächtlicher Geberde vor die Füsse warf, aber auch dies rührte ihn wenig, und dem Kurden blieb schliesslich nichts anderes übrig, als seinen Turban wieder vom Boden aufzuheben. Wie uns Herr Grünfeld mittheilte, waren die vermeintlichen Räuber wahrscheinlich nichts anderes, als Abgesandte des Chans, der sich in Geldnoth zu befinden scheine, und in der Wahl seiner Mittel nicht eben scrupulös war. Eine Beschwerde in Teheran nützt in solchen Fällen nichts, denn der Chan hat stets die Ausrede bei der Hand, dass die Geplünderten Aufrührer und Schlechtgesinnte gewesen seien, und er sie lediglich im Interesse der Regierung habe züchtigen müssen, und auch wenn die Regierung sich ins Mittel legen wollte, hätte sie hier im Kurdistan kaum die Macht dazu. Nach der Rückkehr in die Stadt empfahlen wir uns dem Chan und ritten nach Hause, um die Vorbereitungen zur morgigen Abreise zu treffen.

Um von Souk-Bulak über Rewanduz nach Mossul zu gelangen, kann man zwei Wege einschlagen. Der nördlichere führt durch die Landschaft Sulduz, südwestlich vom See gelegen, nach Uschnî (auch Uschnû genannt), und von dort über den angeblich gegen 10000 Fuss hohen Kellischinpass, an einer altpersischen Keilinschrift vorbei, durch das Thal des Sidakatschai nach Rewanduz. Da frühere Reisende den Pass als sehr romantisch schildern, und uns die noch nie

gesehene Keilinschrift reizte, so lag ursprünglich dieser Weg in unserer Absicht, Mahmud weigerte sich aber beharrlich, unter dem Vorgeben dass der Weg zu beschwerlich und zu weit sei, beides Angaben, die richtig gewesen sein mögen, sein wirklicher Grund schien jedoch der zu sein, dass er den Weg nicht kannte. Der andere, nur einige Meilen weiter südlich gelegene, und vom Kellischin nur durch den Gebirgsstock des Scheich Iwa getrennte Pass ist nach Angabe der Kiepert'schen Karte 1849 von dem Engländer Perkins, und seitdem von einem Schweizer überstiegen; sonstige Nachrichten fehlen darüber. Mahmud nannte ihn den Garuschimpass und schilderte ihn als leicht und bequem. Wir wählten also diesen, und hatten später die Wahl nicht zu bereuen, denn an landschaftlichen Reizen kann ihn der andere kaum übertreffen. Betreffs der Wildheit der Eingebornen, welche als die wildesten unter allen Kurdenstämmen berüchtigt sind, beruhigte uns Herr Grünfeld völlig; er sagte, es sei ganz undenkbar, dass drei wohlbewaffneten Europäern jemand zu nahe zu treten wagen würde, nur möchten wir stets unsere Gewehre möglichst zur Schau tragen. Herr Grünfeld hat selbst weite Reisen ganz allein unternommen, und obgleich er im Lande dafür bekannt ist, dass er meist Geld mit sich führt, so hat doch seine Doppelflinte alle Welt in gebührendem Respecte erhalten.

Der Chan hatte leider nicht unterlassen, uns eine Leibwache von sechs Lanzenträgern mitzugeben, durch deren Saumseligkeit wir erst um 9 Uhr abreiten konnten; auch unterwegs machten sie sich durch zudringliche Unverschämtheiten höchst unnütz. Unseren Tross von Begleitern, einschliesslich des Armeniers, liessen wir in Souk-Bulak zurück; nur einem einzigen hatten wir gern erlaubt, sich uns anzuschliessen, es war dies jener Mekkapilger, welcher uns zu Esel von Tebriz aus begleitet hatte. Hadshi Mechmed Dshafar war eine Persönlichkeit, wie man sie nur im Orient findet; in Kerbela von persischen Eltern vor 38 Jahren geboren, in Baghdad ansässig, hatte er ziemlich die ganze Welt durchstreift, hatte Mekka besucht, war zwei Jahre in Indien ge-

wesen, und kam jetzt aus Kerman, dem äussersten Osten Persiens. Sein treuer Begleiter war ein achtzehnjähriger Esel, der sich völlig mit ihm eingelebt hatte, und das intelligenteste Langohr war, das mir je zu Gesicht gekommen ist. Was eigentlich der Stand und der Reisezweck des Pilgrim war, habe ich nicht herausbekommen können; er war offenbar ein gebildeter Mann, sprach ausser arabisch, türkisch und persisch noch hindustani, kannte sämmtliche persischen Dichter auswendig, und schrieb vor allen Dingen eine wunderschöne Handschrift, im Orient stets das Kennzeichen eines gebildeten Mannes. Dabei hatte er ein feines vornehmes Gesicht und stets wohlgepflegte Hände, was uns um so mehr verwunderte, als er seinen Esel selbst besorgte, und sein ganzes Gepäck aus einem Teppich und einem Kalian bestand. Erst in Mossul erfuhren wir, dass er zu der in Persien streng verbotenen und verfolgten Secte der Bâbi gehörte; möglich also, dass er unter der Maske des Pilgrim reformatorische und hochverrätherische Pläne verbarg. Uns gegenüber war er jedenfalls ein harmloser Mensch und guter Begleiter, der sich auf alle Weise nützlich zu machen suchte, und unter Umständen Zucker klein schlug und Knöpfe annähte.

Unser Weg führte anfangs im engen Thale des Flusses von Souk-Bulak aufwärts, und erstieg sodann die kahlen und gänzlich menschenleeren Berge auf dessen linkem Ufer. Wir ritten nun stundenlang durch eine öde Gebirgslandschaft ohne Abwechselung und Aussicht, nur blitzte von Zeit zu Zeit der ferne Spiegel des Urûmiasees in der Ferne. Erst spät am Nachmittag erreichten wir die Wasserscheide des kleinen Zab, bei nur 6000 Fuss Höhe, und hatten von hier noch einen schönen Abschiedsblick nach dem See und dem schon in blauer Ferne verschwindenden schneebedeckten Sehaendgebirge. Der vom Stamme der Balbas-Kurden (Bilbos bei Ritter) bewohnte Gau Lahidshân, welcher die Quellen des kleinen Zab speist, liegt gegen 5500 Fuss hoch, und unser Abstieg von der Wasserscheide bis zur Festung Paschy, dem Hauptorte des Gaus war ganz kurz; ein directer

Weg, aber mit höherem Pass, welchen die Kiepertsche Karte verzeichnet, führt von Souk-Bulak über Legwin hieher. Der Ort, den die russische Karte Passoa, Kiepert dagegen Pisaw und Peshwa schreibt, schien, von weitem gesehen, ein recht trotziges Castell zu besitzen; in der Nähe verschwand jedoch diese Herrlichkeit, und es blieb nur eine verfallene Mauer übrig, die einen grossen leeren Platz und das kleine Haus des Chans schützte. An diesen, Achmed Agha mit Namen, waren wir empfohlen; er gab uns aber ein im Orient ganz unerhörtes Beispiel von Ungastlichkeit, und wies uns trotz des Schreibens des Chans von Souk-Bulak grob von seiner Schwelle fort. Ein Bauer unten im Dorfe war freundlicher gesonnen und räumte uns das beste Zimmer in seinem Hause, nämlich seinen Kuhstall, ein; wir mussten diesen obendrein mit einem Esel theilen, allein dieser benahm sich so musterhaft, wie sich ein Esel nur benehmen kann. Als wir eben dabei waren, unser frugales Mahl zu verzehren, wurden wir durch die Kuhheerde gestört, welche verwundert schien, ihren Platz besetzt zu finden, sie wurde aber an uns vorbei in den Harem getrieben, wo sie mit den Damen des Hauses zusammen nächtigen sollte. Letztere waren von einer entsetzlichen Neugier beseelt, und besonders schienen die Stoffe unserer Mäntel sie zu interessiren, ebenso fielen uns die Männer, deren Gesichtsausdruck weit roher und wilder war, als der der Kurden in Souk Bulak, durch ihre übrigens nicht böse gemeinte Zudringlichkeit lästig. Wie immer, wurde unsere ärztliche Hülfe in Anspruch genommen, und als der Chan von den von uns freigebig vertheilten vergoldeten Pillen hörte, schickte er zu uns herunter und liess uns bitten, die Bauernhütte mit seinem Haus zu vertauschen; wir dankten jedoch für diese verspätete Gastfreundschaft. Vielen Aerger bereiteteten uns noch die vom Chan aus Souk-Bulak mitgegebenen Escorteure; nachdem sie den ganzen Tag über uns stets im Wege gewesen waren, verlangten sie jetzt für die geleisteten Dienste in unverschämter Weise einen Tuman für jeden; die Alternative, sich mit unserm reichlichen Trinkgeld zufrieden zu erklären,

oder schliesslich gar nichts zu gewärtigen, brachte sie endlich zur Vernunft.

Der Gau Lahidshân stellt sich als eine etwa vier Meilen lange und eben so breite Ebene dar, im Westen von der Riesenmauer des Zagrosgebirges, der Grenzscheide zwischen Türkei und Persien, auf den anderen Seiten von kaum minder hohen wilden und kahlen Gebirgen eingeschlossen. Er wird durchströmt von den beiden Quellflüssen des kleinen Zab, welcher wenige Meilen unterhalb ihrer Vereinigung in einem schon von Paschy aus erkennbaren tiefen Spalt das Gebirge durchbricht und dem Tigris zuströmt; ein ähnlicher, aber nicht so tief eingeschnittener Sattel lag gerade vor uns, es war der Garuschimpass, welchen wir passiren sollten. Die beiden Quellflüsse des Zab, von welchen wir den östlichen zweimal, den westlichen einmal zu durchreiten hatten, fielen uns durch ihren für einen nur vier Meilen langen Lauf ungewöhnlichen Wasserreichthum auf; vermuthlich sammelt das hohe Gebirge im Winter soviel Schnee an, dass es ein ausgedehntes Quellensystem bis zum Herbst speisen kann, nichtsdestoweniger waren jedoch Berge und Thäler völlig kahl. Zwischen beiden Flüssen war ein tiefer Sumpf zu passiren, in welchem der Pilgrim mit seinem Esel beinahe stecken blieb, dann hob sich das Terrain allmählich und bei dem Dorfe Hani, welches die russische Karte irrthümlich als zerstört verzeichnet, wurde der Fuss der Berge erreicht. Nach der Schilderung eines früheren Reisenden in Ritters Geographie (IX, 599 ff.), welcher die Zagroskette südlich vom Durchbruch des kleinen Zab überschritten hatte, machten wir uns nun auf einen äusserst schwierigen Bergübergang gefasst; zu unserem grössten Erstaunen erreichten wir aber schon nach einstündigem Anstieg auf steilem, aber sonst nicht beschwerlichem Wege auf einem Hügel von etwa 1200 Fuss Erhebung über dem Thal die türkische Grenze; die eigentliche Wasserscheide lag noch tiefer, als jener Hügel, und kann ich deren Meereshöhe nur auf 6000 Fuss anschlagen. War der Uebergang aus dem üppig bewaldeten Lande Talysch am caspischen Meere zum kahlen Hochplateau von

Iran überraschend gewesen, so war es dieser nicht minder; denn kaum waren wir einige Minuten jenseits der Wasserscheide geritten, als auch schon plätschernde Bäche von allen Seiten herabstürzten, der Boden sich mit grünem Rasen bedeckte und schöne immergrüne Eichenwälder sich an den Bergwänden zeigten. Der Abschied von den kahlen gelben Gebirgen Persiens wurde uns also leicht gemacht. Nach mehrstündigem Ritt durch ein grossartiges und dabei doch liebliches Thal erreichten wir Rajât, den türkischen Grenzort, wo uns ein türkischer Beamter auf das liebenswürdigste in Empfang nahm und in seinem recht sauberen Hause unterbrachte. Unser Ferman versetzte ihn in die gebührende Ehrfurcht; doch hinderte ihn dieses Document nicht, uns 10 Piaster für das Visum eines jeden, in Wirklichkeit gar nicht vorhandenen Passes abzunehmen. Die hiesigen Kurden unterscheiden sich im Aeusseren nicht von ihren persischen Nachbarn, sind aber nach der Versicherung unseres Türken ein diebisches und unverträgliches Volk; wir sollten dies bald bestätigt finden. Am Abend feierten wir unseren Eintritt in die Türkei auf diesem nicht ganz gewöhnlichen Wege durch eine solenne Bowle aus Tebrizer Liebesgaben, während unsere Mannschaft sich an einem Pillaw von riesenhaften Dimensionen gütlich that.

Als am nächsten Morgen die Pferde gar nicht erscheinen wollten und Mahmud für seine Saumseligkeit zur Rede gestellt wurde, ergab sich, dass über Nacht sämmtliches Gurtzeug gestohlen worden, und wir nicht mehr marschfähig waren. Die Volksstimme bezeichnete einen der Dörfler als den Dieb, aber der von uns zum Beistand herbeigerufene Dorfschulze verweigerte jede Hülfe, weil, wie er offen eingestand, jener ein ganz resoluter Kerl sei, der nie herausgebe, was er gestohlen, und er sich wohl hüten würde, mit ihm anzubinden. Der Dieb hatte sich inzwischen auf dem Dache seines Hauses verschanzt, und sah mit Gleichmuth den Dingen entgegen, die da kommen sollten; eine bewaffnete Promenade, die wir um sein Haus machten, schien ihm nur wenig Eindruck zu machen. Ali fand endlich das rich-

tige Mittel; er bat uns, mit unseren Gewehren zu Hause zu warten, und ging dann allein zu unserem Gegner, um ihm — echt orientalisch — den Rückkauf der gestohlenen Sachen zu proponiren. Er ging hierauf ein, nahm fünf Qran in Empfang, und fiel richtig in den ihm gestellten Hinterhalt, indem er uns die gestohlenen Sachen selbst zurückbrachte; hier wurde er von bewaffneter Macht umringt und musste sein erstohlenes Geld wieder herausgeben, wobei er in den Kauf von seinen Genossen noch ausgelacht wurde, doch liessen wir ihm auf seine naive Aeusserung, dass er nun ja gar nichts bei dem Geschäfte verdiene, was doch gewiss unbillig sei, einen Qran zum Andenken. Als dies beendet, nahm mich der türkische Beamte, dem ich zu seiner grossen Befriedigung versprochen hatte, das ganze Dorf dem Pascha von Rewanduz wegen Widerspänstigkeit zur Anzeige zu bringen, bei Seite, und dictirte mir eine Liste aller schlechten Kerls im Orte, welche er mich bat, dem Pascha zur besonderen Berücksichtigung zu empfehlen. Als der letzte Name in mein Notizbuch eingetragen war, schien sich der Türke wesentlich erleichtert zu fühlen. Uebrigens war es auch uns ganz lieb, als endlich das Gepäck aufgeladen war und wir unseres Weges ziehen konnten; denn die Dorfbewohner schienen wirklich ein rohes und unleidliches Volk zu sein, und alle Augenblicke entstanden Zwistigkeiten mit ihnen, wesentlich darauf berechnet, Geld von uns zu erpressen.

Unser heutiger Tagesmarsch führte uns durch die romantischste Gegend, welche ich zwischen dem caspischen und dem mittelländischen Meere gesehen habe. Das Thal des Rewanduztschai hat eine Fülle der schönsten Blicke: bald sahen wir durch grossartig wilde Seitenschluchten auf mächtige Schneeberge, bald erweiterte es sich zu kleinen Kesseln, in denen unter Platanen und Ulmen freundliche gartenreiche Dörfer, umgeben von sorgfältig angebauten Feldern lagen; dann sperrten wieder kühne Felsen das Thal und jenseits derselben öffnete sich, bei schönstem Wetter und schönster Beleuchtung der bunten Steinmassen, ein weiter neuer Blick. Dazu kam Wald und Wasser, zwei Dinge, die wir monate-

lang entbehrt hatten; der Wald war lichter Eichenbestand, der hier vor Verwüstung geschützt ist, da sein Product, die Galläpfel, einen Haupterwerbszweig der Gegend ausmachen und bis nach Indien ausgeführt werden. Die Eichen sind von mehr als zwanzig verschiedenen Arten, grossblätterige und kleinblätterige, dunkel- und hellgrün, dabei aber stets kurzstämmig und mit starker Krone. Ueber die Berge zu beiden Seiten gab uns die Karte nur wenig Aufschluss; zwar wussten wir, dass ein mächtiger Kegel in einem Seitenthal zu unserer Rechten, der mit seiner Schneehaube dem Matterhorn in der Schweiz nicht unähnlich sah, der Scheich Iwa sein musste, an dessen Nordseite der Kellischinpass hinüberführt; doch lagen zu unserer Linken andere Berge, welche ewigen Schnee, und anscheinend auch einen kleinen Gletscher trugen, und betreffs deren die Karte uns gänzlich im Stiche liess. Der Weg selbst war gut, und auch die Brücken, auf welchen wir den brausenden Rewanduztschai mehreremale zu passiren hatten, ziemlich im Stande; nur die letzte bestand lediglich aus zwei auf einem Pfeiler ruhenden Baumstämmen, allein unsere Pferde schritten ohne die mindeste Scheu über dieselbe hinweg. Nun mussten wir über einen steilen waldbewachsenen Hügel, auf dem höchst romantisch ein verlassener alter Kirchhof lag, in das Thal eines Nebenflüsschens hinabsteigen; hier fanden wir das uns von Mahmud zugedachte Nachtquartier Tschumarych. Bei näherer Besichtigung erwies sich dasselbe aber als ein Haufen so elender Hütten, dass wir es vorzogen, noch eine Stunde weiter, bis Dergala, zu reiten. Der kleine Ort, von einer alten Burg beherrscht, und von uralten Bäumen beschattet, lag in einem grossartigen Felsenkessel, aus welchem schauerliche Schluchten zu noch höheren Bergen führten. Unsere Aufnahme war sehr gut; das ganze Dorf drängte sich, um uns Dienste zu leisten, und sofort wurde das grösste Haus zu unserer Verfügung gestellt. Ali hatte übrigens Schwierigkeit, sich verständlich zu machen, denn in diesem abgelegenen Bergwinkel verstand das Volk weder persisch noch türkisch. Die Nacht war wenig erfreulich; sämmtliche Katzen

des Dorfes führten ohne Unterlass unter entsetzlichem Geheul Ueberfälle auf unsere Fleischvorräthe aus und die Wände wimmelten von Schaben, wie der Boden von anderen Insecten, welche uns wenig Ruhe gönnten.

Den nächsten Morgen führte uns ein steiler und unbequemer Weg auf eine der Höhen, welche den Kessel von Dergala einschliessen, und von dort hinunter in das Thal eines anderen Zuflusses des Rewanduztschai. Dieser letzte Abstieg, auf kaum fussbreitem Pfade eine steile geröllbedeckte Wand hinab, war die einzige bedenkliche Passage auf der ganzen Strecke zwischen Tebriz und Mossul; bei Regenwetter ist sie wohl ganz unmöglich. Wir stiegen wohlweislich ab, und liessen unseren Pferden die Sorge, selbst auf ihr sicheres Hinunterkommen bedacht zu sein. Sie gingen auch verständig und ruhig auf dem schmalen Pfade, nur der Esel des Pilgers wollte klüger sein, als die andern und ging seinen eigenen Weg. Es dauerte auch nicht lange, bis er sich völlig verstiegen hatte, nicht mehr vor noch rückwärts konnte, in's Rutschen kam, und unerwartet und unerwünscht schnell dem Thale zueilte. Unten fanden wir ihn zwischen Steinen eingeklemmt auf dem Rücken liegen und alle Viere gen Himmel strecken, merkwürdigerweise jedoch bis auf einige geschundene Stellen gänzlich unverletzt, so dass alle Tragik verschwand und sein Missgeschick nur Gelächter erregte; er selbst ging darauf aber wenig ein, und wackelte noch stundenlang höchst missvergnügt mit den Ohren. Das Thal war von grossen Schaf- und Ziegenherden belebt, welche uns neugierig nachliefen; es mündete nach kurzem Laufe wieder in das Hauptthal, dem wir nun bis zur Stadt Rewanduz folgten.

Wir erreichten die Stadt schon bald nach Mittag und fanden in dem mit allerhand Kaufleuten vollgepfropften Karavansarai ein nur mässiges Unterkommen in einem zugigen und schmutzigen Aufbau auf dem Dache. Einer zollamtlichen Besichtigung sämmtlichen Gepäcks entgingen wir glücklich durch unseren Ferman, welcher uns überhaupt hier viel Ansehen verschaffte. Es war gerade Gerichtssitzung vor dem

Karavansarai, und da ich nichts anderes zu thun hatte, setzte ich mich zum Kadi und überreichte ihm behufs meiner Vorstellung den Ferman. Er schlug das ellengrosse Papier vorsichtig auseinander, verbeugte sich vor dem Namenszug des Sultans am Kopfe der Schrift, und las dann das ganze langathmige Document in extenso der zahlreichen Zuhörerschaft vor. Es wurde darin sämmtlichen Generalgouverneuren und sonstigen Behörden anbefohlen, mich frei und ungehindert passiren zu lassen, mit Rath und That zu unterstützen, auf Verlangen Pferde und Escorte zu stellen, und dafür zu sorgen, dass ich wohlbehalten meine Heimath wiedererreiche. Nachdem die Vorlesung beendet war, ging der Kadi wieder an seine Amtsgeschäfte. Es handelte sich um einen Bagatellprocess wegen einer rückständigen Lohnforderung von 6 Qran. Das Verfahren war rein mündlich und für den europäischen Juristen insofern interessant, als das Publicum sich häufig ungefragt in die Verhandlung einmischte und das Ganze mehr den Character einer gemeinsamen Berathschlagung trug, als den einer Gerichtssitzung; schliesslich wurde das Urtheil gesprochen, der Kläger wegen 4 Qran abgewiesen, und ihm wegen der beiden übrigen ein Eid auferlegt, den er sofort in die Hände des anwesenden Mullah ableistete. Die verlierende Partei suchte an das Gerechtigkeitsgefühl der Zuhörer zu appelliren, fand aber kein Gehör. Sodann sandten wir unsern Ferman zum Kaimakam der Provinz mit der Anfrage, ob er uns empfangen wolle; er liess uns erwidern, dass er uns für morgen um unsern Besuch bitte und schickte uns zugleich ein ganzes Heer von Ordonnanzsoldaten zu unserer persönlichen Bedienung. Da wir am nächsten Tage Ruhe zu halten gedachten, passte uns dies vortrefflich, und uns blieb der ganze Nachmittag zur Besichtigung der übrigens herzlich unbedeutenden Stadt, die auf den Karten meist Rowandiz geschrieben, hier aber deutlich Réwanduz genannt wird.

Der Bazar bot, ausser einer grossen Auswahl von Schuhwerk, wovon namentlich gelbe Reiterstiefel mit rothen Stulpen sehr beliebt zu sein schienen, nicht das geringste, was

unsere Kauflust hätte erregen können, und vorzüglich fehlten die krummen kurdischen Dolche, von welcher hübschen und handlichen Waffe wir gern einige Exemplare zum Andenken nach Hause gebracht hätten. Das Innere der Stadt war eng und winkelig, höchst merkwürdig jedoch ihre Lage. Der Rewanduztschai, dessen Lauf wir gefolgt waren, nimmt hier den vom Kellischinpass herabströmenden Sidakatschai auf, und beide durchbrechen dann in tiefer schauerlicher Schlucht eine vorliegende Bergkette, um einige Meilen weiter abwärts in den grossen Zab zu fallen. Eine ähnliche Schlucht bildet auf der anderen, östlichen Seite der kleine Chalifantschai, dessen Lauf auf der Kiepertschen Karte irrthümlich westlich der Stadt angegeben ist. So liegt Rewanduz auf drei Seiten von Wasser umflossen und durch Schluchten geschützt, und der Anblick der terrassenförmigen Stadt hat einen gewissermassen trotzigen Character[1]); nach Süden schützt eine in traurigem Verfall befindliche Mauer die Stadt, die übrigens seit den Ereignissen der dreissiger Jahre, wo die Kurdenbegs vom Sultan schliesslich unterworfen wurden, wenig Kampf mehr erlebt hat. Jetzt sind die Rewanduzkurden einfach türkische Unterthanen und ein sehr unblutig aussehender Pascha thront da, wo einst der berüchtigte Beg gehaust hatte, vor dem das ganze Land bis nach Mossul hin zitterte. Der Typus der hiesigen Kurden ist im Wesentlichen noch derselbe wie jenseits der persischen Grenze, doch macht sich in manchen Einzelheiten schon türkischer und arabischer Einfluss geltend. Ersterer zeigt sich in weiten Pumphosen und überreich mit Gold gestickten und bunt ausgenähten Jacken, deren Stoff auch hier noch jenes kettenpanzerartige Zeug ist, das uns in Souk-Bulak aufgefallen war; unter dem arabischen Einfluss leidet mehr das weibliche Geschlecht, das hier schon die Unsitte des Tätowirens annimmt: Gleich als ob es noch nicht lange üblich wäre, werden hier

---

[1]) Bei dieser Lage ist mir die jüngste Zeitungsnachricht von der Zerstörung der Stadt durch eine Ueberschwemmung wenig glaublich; höchstens mögen einige Häuser unten am Rewanduztschai fortgespült worden sein.

nur einige verschämte blaue Streifen auf der Stirn und den Wangen angebracht, allenfalls noch zwei bis drei senkrechte Striche am Kinn, allein je näher man dem Tigris kommt, desto breiter werden die Streifen, und schliesslich sind Backen und Stirn dick damit bedeckt, und das Kinn bildet einen einzigen blauen Fleck. Ebenso ist es mit dem Schmuck; erst am Tigris treten die plumpen messingenen Nasenringe auf, während sich die Schönheit in Rewanduz an einer kleinen goldenen Rosette mit einem Türkis in der Mitte, am linken Nasenflügel zu tragen, genügen lässt. Uebrigens sieht dieser einseitige Gesichtsschmuck gar nicht so übel aus, und die Damen in Rewanduz wissen ihn mit vieler Koketterie zu tragen. Unter dem bunten Gewimmel auf den Strassen sieht man schon viele wirkliche Araber, und unser Karavansarai war voll von Mossuler Kaufleuten, die Stoffe und andere Waaren von dort brachten, um dagegen Galläpfel, den Hauptausfuhrartikel Kurdistans, einzuhandeln; sie zeichneten sich durch ganz besondere Neugier aus und bei jedem Schritt und Tritt waren wir der Gegenstand ihrer gespanntesten Aufmerksamkeit.

Es kam uns ein Ruhetag recht gelegen; denn, zum ersten Male seit fast drei Wochen, hatte der Himmel wieder seine Schleusen geöffnet, und ein feiner Sprühregen verwandelte den Staub der Strassen in tiefen Schmutz. Gegen Mittag begaben wir uns in grosser Gala zum Kaimakam, der uns umgeben von seinem ganzen Stabe empfing. Am Thore präsentirte die Wache unter Trommelschlag das Gewehr und drängte sich dann hinter uns in den Audienzsaal, um dort ihre Neugier, die ihre Disciplin anscheinend überwog, mit Musse zu befriedigen. Unsere Höflichkeit, die Stiefel auszuziehen, was wir aus persischen Reminiscenzen nicht unterlassen hatten, war recht überflüssig, denn der Pascha behielt die seinen an, vermuthlich um seine europäische Civilisation zu bekunden. Er war ein auffallend junger Mann aus Trapezunt, und sah so blond und zahm aus, dass man ihn bei seiner rein europäischen Tracht eher in eine deutsche Kanzlei versetzt hätte, als an die Spitze eines der wildesten Länder

der asiatischen Türkei. Da er nur türkisch sprach, so beschränkte sich die Unterhaltung auf die, durch Ali verdolmetschten, allgemeinen Höflichkeitsphrasen, wobei er natürlich sehr bedauerte, von unserer Ankunft nicht rechtzeitig gewusst zu haben, um uns ein besseres Quartier verschaffen zu können. Schliesslich entgingen wir nur mit knapper Noth einer Riesenescorte nach Mossul, die er uns mit grösster Liberalität anbot, ich glaube wir hätten auf Wunsch ein ganzes Bataillon bekommen können. Für den Rest des Tages bannte uns der Regen an unser eben nicht übermässig luxuriöses Obdach.

Nachdem Mahmud, unser Tscherwadar, sich am nächsten Morgen in üblicher Weise verspätet hatte, konnten wir uns endlich um neun Uhr in Marsch setzen; wir verliessen die Stadt an ihrem hohen südlichen Ende und gelangten zunächst in einen ganz eigenthümlichen Felsenkessel von regelmässiger ovaler Form, der nur durch eine wenige Fuss breite, senkrechte Felsenspalte mit dem Thale, oder vielmehr der Schlucht des Rewanduztschai in Verbindung stand. Ein steiler und steiniger Weg führte aus dem Kessel auf die Felsen am linken Ufer des Rewanduztschai. Der Blick von hier aus in das tiefe eingeschnittene Thal, das wie ein Riss in den Bergen sich bis zum Zab hinzieht, war grossartig und schön, um so mehr, als jeder minder steile Fleck an den Felsen mit üppigem Grün geschmückt war, wogegen das dunkle Roth der Wände herrlich abstach. Hinunter zum Fluss führte ein schmaler, aber gut gehaltener Saumpfad, die einzige Strasse, die das Land Rewanduz mit der Aussenwelt verbindet. Das Wetter hatte sich inzwischen völlig aufgeklärt und wir hatten unser Gepäck vorausmarschiren lassen, um in Ruhe die schöne Natur zu geniessen, als plötzlich vorne wildes Geschrei erscholl, als ob Räuber eben im Begriffe wären, unser Gefolge zu überfallen. Als wir hinzukamen, sahen wir auch sechs wildaussehende Kerle bei unseren Packpferden, von denen der eine eben sein Gewehr aus dem Futteral zog; allein statt zu schiessen, wie wir erwarteten, übergab er das Futteral einem unserer Pferdeknechte, nahm

sein Gewehr wieder auf den Rücken und zog mit seinen Genossen des Weges. Die Sache klärte sich in höchst unschuldiger Weise auf: das wilde Geschrei, das uns wie Kriegsgeheul geklungen hatte, war nichts als eine freundliche Einladung, in seinem Dorfe Koniatmân zu übernachten, und das Gewehrfutteral war lediglich das Empfehlungsschreiben, welches er uns an seinen Bruder, den Dorfschulzen, mitgab. Beruhigt konnten wir die schon gespannten Hähne unserer Gewehre wieder in Ruh setzen, und waren abermals um eine Räubergeschichte ärmer, nach der wir uns fast gesehnt hatten. Auf dem Grunde des Thales angelangt, bogen wir links in die üppig bewachsene Schlucht des kleinen Pirsidantschai ein. Es war für lange Zeit das letzte Mal, dass unsere Pferde auf Rasen traten und sich zwischen dichten Büschen durchzuwinden hatten, denn weiterhin wurden die Eichenwälder immer dünner und spärlicher, und nur an den Bächen sah man noch Oleandergebüsche. Der Ritt durch das Thal währte fast zwei Stunden, dann traten die Berge allmählich zurück und der Blick wurde freier; wir sahen, dass wir das Gebirge zu verlassen im Begriffe standen, und die Ebene nicht mehr weit sei. Unser Nachtquartier Koniatmân lag zwischen einzelnen Eichen auf einem Hügel zu unserer Rechten. Es wurde noch vor Sonnenuntergang erreicht, und ein recht guter Empfang wartete unser; die Leute räumten uns das beste Zimmer im Dorfe, nämlich den Vorsaal der Moschee, bereitwilligst ein, und sorgten auch sonst auf das Beste für unser leibliches Wohl. Sehr gross ist in dieser Beziehung der Unterschied zwischen Sunniten und Schiiten; während der schiitische Perser den Fremden wohl in sein Haus aufnimmt, aber jede Berührung mit ihm vermeidet, nimmt der Sunnite nicht den geringsten Anstand, mit ihm aus einer Schüssel zu essen, und so fühlt sich der Reisende entschieden gemüthlicher unter diesen.

Von der Escorte, welche uns der Pascha von Rewanduz nicht erspart hatte, nahmen wir nur einen Unteroffizier weiter mit; er war ein recht gewandter Mensch und wusste immer Rath zu schaffen, auch waren seine Talente als Dolmetscher

für das Kurdische, dessen Dialect hier unseren Leuten schon fast unverständlich war, von Werth. Dabei besass er einen Reichthum von Gesticulationen, wie ich selten an einem Südländer gesehen habe, und hatte die unschätzbare Eigenschaft stets vergnügt zu sein. Für einen rechtzeitigen Aufbruch sorgte der Muezzim des Dorfes, der noch bei dunkler Nacht vor unserer Thür die Gläubigen mit Stentorstimme zum Gebet rief, und bei Sonnenaufgang sassen wir schon zu Pferde. Nach kurzem Marsche war der Rand des eigentlichen Gebirges erreicht, und unter uns lag die wellige Ebene von Assyrien, vom grossen Zab durchströmt. Es ist auf Reisen stets eine grossartige Empfindung, in ein neues Land einzutreten, selbst wenn dieses neue Reize nicht bietet. So ging es uns bei dem Uebergang aus dem herrlichen Grusien in das öde Armenien, aus dem üppig bewaldeten Talysch auf das kahle Plateau von Adzerbeidshan, und auch diesmal waren wir gewissermassen ehrfurchtsvoll gestimmt, als wir aus dem schönen Kurdistan mit seinen Eichenwäldern in das dürre sonnverbrannte Assyrien herniederstiegen. In der Ferne erblickten wir schon den Dshebel Maklub mit seinem einem Kameelhöcker gleichenden Rücken, gleichsam den Thorpfeiler des alten Ninive. Von hier aus hatten frühere Reisende den nur wenige tausend Schritt zu unserer Rechten fliessenden grossen Zab auf einer Fähre überschritten, und waren dann in gerader Linie auf Mossul zugeritten; unser Tscherwadar behauptete jedoch steif und fest, dass die Fähre dort nicht im Stande sei, und wir einen anderen Weg quer über die vor uns liegende Bergkette Gara-Surdsh nehmen müssten. Der wahre Grund seiner Weigerung wird wohl der gewesen sein, dass er den anderen Weg nicht kannte, wie er denn überhaupt seit Rewanduz etwas unsicher geworden war, und wir allmählich zu der Ueberzeugung kamen, dass er Mossul noch nie gesehen hatte. Wir stiegen denn, statt zum Zab, in das Thal eines kleinen Seitenflüsschens hinunter, und überschritten darauf die kahle Kette des Gara-Surdsh, welche nur einige hundert Fuss hoch und in keiner Weise ein Hinderniss war. Jenseits derselben folgte ein wüstes Ge-

wirre von Hügeln, in welchem wir bald jede Spur eines Weges verloren. Mahmud wollte in dem ersten Dorfe, auf das wir stiessen, Babadshik mit Namen, bereits Halt machen; wir setzten aber durch, dass noch einige Stunden weiter bis zu dem am gleichnamigen Bache belegenen Dorfe Derrebrusch geritten wurde. Hier fanden wir die Aeltesten in würdiger Versammlung auf dem Dache der Moschee sitzen, und unser türkischer Begleiter bat bei ihnen in langer mit ausdrucksvollen Gesticulationen geschmückter Rede um ein Unterkommen für uns; der Erfolg seiner Rhetorik war ausgezeichnet, denn statt eines engen Bauernhauses wurde uns die Moschee selbst zum Nachtquartier eingeräumt, eine Ehre, die uns noch nie widerfahren war und uns auch nicht wieder zu Theil werden sollte. Das Dorf lag recht freundlich in einem weiten Thale an einem von Oleandern umsäumten Bach; angesichts einer thurmreichen trotzigen Bergfeste, Jeni Herir mit Namen, welche die eben überschrittene Hügelreihe krönte, nahmen wir an dem herrlichen milden Abende unser frugales Mahl ein.

Auch jenseits des Derrebruschtschai setzten sich die ermüdenden Hügelreihen noch fort; sie waren kaum hundert Fuss hoch, aber fort und fort folgte eine Kette der andern, so dass wir in dem Gewirr bald die Richtung gänzlich verloren hatten, und auf's Gerathewohl geradeaus ritten. Der aus Derrebrusch mitgenommene Führer hatte sich unbemerkt entfernt, und uns blieb nichts anderes übrig, als einen hoch zu Esel des Weges ziehenden Jüngling gewaltsam zum Führer zu pressen; um etwaigen Fluchtversuchen vorzubeugen, wurde sein Esel sequestrirt und Ali setzte sich darauf. Unser Gefangener dachte natürlich nicht anders, als dass wir, als wohlbewaffnete Leute, ihm sein Eigenthum schwerlich je zurückgeben würden und weinte jämmerlich; sehr angenehm war er daher überrascht, als er beim nächsten Dorfe nicht nur sein Reitthier zurückerhielt, sondern auch für den unfreiwilligen Dienst mit einem Qran belohnt wurde. Vor dem Dorfe hatten wir einen kleinen Hohlweg zu passiren, und wurden hier unfreiwillige Zeugen einer ländlichen Scene.

Als wir nämlich um eine scharfe Ecke bogen, sahen wir vor uns die ganze weibliche Bevölkerung des Orts, welche ihre Garderobe an einem kleinen Wassertümpel wusch; da sie aber nur eine Garnitur zu besitzen schienen, so war ihre Toilette etwas mangelhaft. Kaum erblickten sie uns, als ein furchtbares Gekreisch entstand und alles mit grösster Hast in die nassen Kleider fuhr und Hals über Kopf in das Dorf flüchtete. Schliesslich siegte die Neugier über die Angst, und als wir im Dorfe Halt machten, waren wir Gegenstand der gespanntesten Aufmerksamkeit beider Geschlechter. Selbstverständlich mussten wir unsere Gewehre zeigen, und um die abgeschossenen Patronen, in denen das Geheimniss des schnellen Schiessens zu stecken schien, entstand eine allgemeine Balgerei. Der Häuptling des Ortes, an welchen wir einen Brief des Pascha von Rewanduz mitbekommen hatten, erschien bald in Person, um uns weiterzugeleiten. Er schien recht wohlhabend zu sein, denn sein Pferd, ein prachtvoller arabischer Vollblutschimmel, kostete ihm allein 300 Pfund und seine Waffen strotzten von Silber; vorzüglich waren seine Pistolen sein Stolz. Ich besah sie näher und fand in ihnen zwei hervorragend schön gearbeitete Stücke des bekannten Meisters Lazaro Lazarino; für eine nicht gerade billige Summe wanderten sie aus seinem Gürtel in meinen Besitz. Wie alle Orientalen zu Pferde, so wurde der Häuptling gewaltig von der Eitelkeit geplagt; um seinen wahrhaft schönen Schimmel zu produciren, ritt er wohl eine halbe Stunde lang Volten und Achten um uns herum, wobei er mit Lanze, Säbel und Pistolen nach imaginären Feinden zielte. Seine Tracht war schon völlig arabisch; er trug den langen Kaftan mit dem kurzen Jäckchen darüber und auf dem Kopfe die Kefije, ein viereckiges Tuch, das lose auf den Kopf gelegt und nur durch einen geschlungenen Strick festgehalten wird. Bei heissem Wetter hat die Kefije, deren Zipfel tief herabhängen, den grossen Vortheil, jedes kleinste Lüftchen aufzufangen und das Gesicht angenehm zu kühlen, doch bietet sie auf dem Hinterkopf gegen die brennenden Sonnenstrahlen keinen genügenden Schutz, so dass der Eu-

ropäer, der sie anlegt, wohlthun wird, eine kleine Kappe darunter zu tragen.

Wir hatten nicht mehr weit bis zum grossen Zab zu reiten; die ummauerte kleine Stadt Reschwân liessen wir links liegen und folgten dann dem Laufe des Bastoratschai, in welchem grosse Schwärme riesiger Wasservögel herum stolzirten; wir hielten sie für Flamingos, konnten aber nicht nahe genug herankommen, um sie ganz deutlich zu erkennen. Bei dem Dorfe Girdamamisch war endlich der Fluss erreicht; er war weit stärker und wasserreicher, als ich ihn mir in dieser Jahreszeit vorgestellt hatte, seine grauen Fluthen strömten rasch durch das kiesige Bett dahin, und bis zum jenseitigen Ufer waren gute zweihundert Schritt. Im Dorfe wurde uns jedoch versichert, dass der Uebergang gänzlich ungefährlich sei, und unter Führung einiger Bewohner ritten wir mehrere hundert Schritt weiter abwärts, wo die beste Furth sein sollte. Unsern Häuptling, sowie den türkischen Unteroffizier entliessen wir hier; mit letzterem waren wir sehr zufrieden gewesen und statteten ihm unsern Dank, ausser in klingender Münze, in einem vom Pilgrim sehr blumenreich verfassten Empfehlungsschreiben an seinen Herrn und Gebieter, den Pascha von Rewanduz, ab. In wenigen Minuten waren wir am Wasser und unsere Pferde schritten muthig hinein. Die Sache war nicht ganz leicht; der Zab war über 200 Schritt breit, ging den Thieren bis an den halben Bauch und war so reissend, dass bisweilen ein oder das andere Pferd auf einige Augenblicke den Halt verlor; wir kamen aber Alle glücklich hinüber. Ein sehr komisches Bild bot der Pilgrim dar; er hatte sich, da sein Esel nicht die nöthige Höhe besass, bis auf den Turban entkleidet, und watete zu Fuss durch das Wasser, während sein getreuer Gefährte stellenweis neben ihm schwimmen musste. Bisweilen erblickte man über der Oberfläche nur einen gewaltigen Turban und daneben zwei mächtig lange Eselsohren, während die übrigen Bestandtheile verschwunden waren. In dem gegenüberliegenden Dorfe Kazan, arabisch Mendshel genannt, fand sich die ganze Karavane wieder wohlbehalten

zusammen, und wurde von den Dorfbewohnern mit grösster Zuvorkommenheit in einem kleinen, aber sauberen Zimmerchen untergebracht.

Der Abend war (am 14. November!) wieder so herrlich mild, dass wir unsern Thee, gewürzt mit dem letzten Rest des uns in Tebriz gespendeten Whiskey, an den Ufern des rauschenden Zab im Freien tranken. Die Stelle war im höchsten Grade geeignet, uns historisch anzuregen: Wenige Stunden von hier wurde die Schlacht von Gaugamela geschlagen, kaum zwei Meilen unterhalb stand die Brücke, über welche Alexander der Grosse den fliehenden Darius verfolgte, und der Weg, den wir aus Persien gekommen, ist jedenfalls derselbe, den der Perserkönig nach seiner Niederlage eingeschlagen; dabei lagen nur einen starken Tagemarsch vor uns die Ruinen von Ninive, und der Dshebel Maklub, der einst auf die alten Königspaläste der Assyrer herniederschaute, war uns schon ganz nahe. Unbegreiflich ist es mir übrigens, warum jene Schlacht noch immer die von Arbela und Gaugamela genannt wird; die Schlacht wurde lediglich bei Gaugamela, zwischen dem Ghazyr Su, den wir am nächsten Tage überschreiten sollten, und dem Zab geschlagen. Arbela, jetzt Erbil, liegt von dort einen Tagemarsch östlich und hat nur insofern Bedeutung, als Alexander daselbst den von Darius auf seiner Flucht im Stich gelassenen Hofstaat und Schatz vorfand und ihn ohne Schwertstreich an sich nahm.

Die Gegend zwischen Zab und Tigris war entsetzlich öde, fast so schlimm wie Armenien. Früher musste sie gut bebaut gewesen sein, denn am Wege lagen viele zerstörte Dörfer, deren theilweis noch aufrecht stehende Wände auf ein junges Datum der Vernichtung zu deuten schienen; vielleicht stammen diese Ruinen aus den Fehden des rauflustigen und blutgierigen Beg von Rewanduz, also aus den dreissiger Jahren. Nur zwei kleine Orte, Ardil und Gelük waren noch bewohnt, und an den Ufern des Ghazyr Su, des Bumadus der Alten, lag das grosse Dorf Duserreh, arabisch Rasên genannt; fast alle Orte haben hier zwei Namen,

einen kurdisch-persischen und einen arabischen. Die Bevölkerung lag wegen des schön sonnigen Tages im Hemde auf dem Boden herum, und nur sehr ungern bequemte sich einer von ihnen, das dolce far niente aufzugeben, und uns als Führer zu dienen. Der Ghazyr Su floss still zwischen Oleandern dahin, war aber auffallend wasserreich trotz seiner geringen Breite von nur zehn Schritt. An seinen Ufern hatte ein bis zwei Meilen weiter abwärts das persische Lager gestanden, das Alexander von den Hügeln herab unvermuthet überfiel. Mit unserem Führer hatten wir viele Noth; er versuchte uns erst einen falschen Weg auf ein nah gelegenes Dorf hin zu führen, um bald gegen einen andern ausgewechselt zu werden, die Richtung war aber so unwahrscheinlich, dass er sofort entlarvt wurde. Wir stiegen nun in baarer Wüste zu dem Sattel empor, welcher den Dshebel Maklub von seinem südöstlichen Gefährten, dem kegelförmigen Dshebel Mar Daniel trennt. Hin und wieder ein zerstörtes Dorf, sonst nichts als Steine, und dazu ein so glühender Sonnenbrand, dass ich es unserem Führer kaum hätte verargen können, wenn er sich heimlich aus dem Staube gemacht hätte. Selbst dem geduldigen Esel des Pilgers wurde die Sache zu viel; plötzlich legte er sich platt auf die Erde und stand nicht eher wieder auf, als bis sein Reiter abgestiegen war und zu Fuss ging — für die nächsten Stunden vermied er dann ängstlich jede Annäherung an seinen Herrn. Schon brach der Abend herein, als plötzlich bei einer Wendung des Weges die Minarets von Mossul am Horizonte erschienen, allein zu weit, um heute noch erreichbar zu sein. Wir waren aber für den Anblick allein dankbar genug, denn er verkündete uns Ruhe nach langen Märschen. Bald erreichten wir ein kleines armes Dörfchen Tezcharab, das seinen Namen („bald in Trümmern“) rechtfertigte, denn haltbar sah es keineswegs aus. Die Einwohner waren Osmanlitürken, erst vor wenigen Jahrzehnten von der Regierung hier angesiedelt und wenig zufrieden mit ihrem Boden, der nichts als Steine bringt. Nichtsdestoweniger waren die Männer alle von herkulischem Bau und sahen frisch und munter aus.

Unser Haus war ganz sauber, nur liess uns der Vater der Familie, der krank war und die ganze Nacht hindurch stöhnte, wenig zu Schlaf kommen. Am nächsten Morgen schenkte ich ihm grosse Quantitäten der unschuldigsten Arzneien, was ihn wesentlich beruhigte, ihm jedoch schwerlich geholfen haben mag.

In aller Frühe wurde ein Bote zu Fuss nach Mossul gesandt; er sollte ein mir vom Generalconsul in Tebriz mitgegebenes Empfehlungsschreiben an den englischen Consul bringen und diesen bitten, für unser Unterkommen Sorge zu tragen; an der Tigrisbrücke sollte er uns dann erwarten und Bescheid sagen. Wir selbst ritten erst bei Sonnenaufgang ab. Nach dreistündigem Ritte standen wir vor den Mauern Ninives, die noch genau ebenso wie sie Xenophon beschreibt (III, 4, 10) in doppelter Reihe aus Nagelflueblöcken aufgeführt, die Königspaläste in der Mitte der Stadt in länglichem Rechteck umgeben. Noch jetzt sind die Mauern als regelmässige Wälle fast völlig erhalten, die einstigen Thürme sind zu kegelförmigen Schutthügeln geworden. Ein solcher Thurm lag dort, wo der Weg die Mauern schneidet; er war bald erklettert und gewährte eine prächtige Rundsicht über die regelmässigen Züge der Mauern, den grossen Trümmerhaufen der Paläste von Kojundshuk, den sie einschliessen, und das ihm gegenüber gelegene Dorf Nebbi Jûnus mit seiner stolz von einem Hügel aufsteigenden Moschee, die das Grab des Propheten Jonas birgt und als hochheiliger Ort gilt. Vor uns erhoben sich jenseits des Tigris, dessen Spiegel sich noch nicht zeigte, auf hügeligem Grunde die Häuser und Minarets von Mossul. Zwischen Nebbi Jûnus und dem Palasthügel von Kojundshuk hindurch war die Brücke bald erreicht; sie bestand aus einer modernen, aus Ziegelmauerwerk solid gewölbten Fluthbrücke von 39 Bogen, die jetzt ganz auf dem Trockenen standen, und der eigentlichen Tigrisbrücke, auf Schiffen ruhend, und bei dem starken Verkehr, der sich darüber bewegte, von wenig verlässlicher Construction. Hier harrte unser Bote mit einer merkwürdig klingenden Nachricht; sie lautete wörtlich: „Der englische Consul ist gestorben

und lässt sie bitten sein Haus als das Ihrige zu betrachten.“ Wiewohl uns von einer solchen heredis institutio posthuma ein Beispiel noch nicht bekannt war, folgten wir unserm Türken doch getrost durch die buntbelebten Gassen zu einem Hause, dessen Inneres orientalische Farben- und Formenpracht mit europäischem Comfort auf das Glücklichste vereinigte. Einen Hof mit plätscherndem Springbrunnen umgaben vier hohe würdige Hallen im maurischen Stile, mit den prachtvollen blauen persischen Fliesen geziert, und von ihnen führten Thüren in die europäisch eingerichteten Zimmer, in denen nur Teppiche und Divans den Orient verriethen. Nachdem wir uns in einem Zimmer häuslich niedergelassen hatten, löste sich das Räthsel. Ein französisch sprechender junger Chaldäer theilte uns mit, dass sein Oheim, der englische Consul Rassam, vor einigen Monaten verstorben sei, dass jedoch dessen Bruder, sein Vater, der das Haus jetzt verwalte, uns bitte als Gäste bei ihm zu bleiben. Zugleich stellte er uns den Dragoman des französischen Consulats vor, welchen sein Chef uns als Führer zugeordnet hatte.

Der verstorbene Herr Rassam, ein Chaldäer aus Mossul, war in seiner Jugend nach England gekommen und hatte sich dort eine gründliche europäische Bildung erworben. Nach Mossul zurückgekehrt leistete er in seiner Stellung als Consul nicht allein wichtige Dienste bei den Ausgrabungen zu Ninive, sondern erwarb sich auch viel Dank seitens der Wissenschaft durch seine Reisen im Lande; auch schützte er nach Kräften das christliche Volk der Chaldäer, zu dem er selbst gehörte, gegen türkische Uebergriffe. Von seinen Geschwistern leben einige in England; zwei seiner Brüder lernten wir hier kennen, doch waren sie keiner europäischen Sprache mächtig und unser Verkehr mit ihnen war nur durch Dollmetscher möglich. Sie gaben sich die grösste Mühe uns den Aufenthalt angenehm zu machen und waren trotz der Sprachhindernisse stets liebenswürdige Wirthe. Die einzigen Europäer in Mossul sind der französische Consul und einige unter seinem Schutze stehende Missionare, die unter den Chaldäern wirken. Der Consul, dem wir am Nachmittag

unsern Besuch machten, wohnt in einer Villa ausserhalb der Stadt und führt eine Existenz, um die ich ihn nicht beneide; er hat nämlich seit Beendigung der Ausgrabungen in Ninive gar nichts mehr zu thun und sein Specialfach, die antike Münzenkunde, liegt auch darnieder, da die Gegend ziemlich ausverkauft ist. Die Missionare lernten wir nicht kennen, dagegen war der Dragoman des Consulats unser steter Begleiter; wenn auch seine Sprachkenntnisse sich auf Arabisch, Chaldäisch und Türkisch beschränkten, so habe ich mich doch mit meinem geringen türkischen Wörterschatz und einigen Reminiscenzen aus der hebräischen Grammatik, die ich keck auf das Arabische übertrug, Stunden lang auf das Beste mit ihm unterhalten, wobei freilich die Zeichensprache eine grosse Rolle spielte.

Gegen Sonnenuntergang sassen wir in einem türkischen Kaffeehaus über der Brücke und genossen in Ruhe den über alle Beschreibung farbenprächtigen Abend. Während unter uns das bunte Volk sich drängte und stiess, um noch vor Thoresschluss über die Brücke zu kommen und vor uns der Tigris ruhig dahinströmte, lag uns gegenüber das malerische Nebbi Jûnus mit seiner stolzen Moschee inmitten der Trümmer des alten Ninive, vom brennendsten Purpurroth der untergehenden Sonne übergossen. Den Hintergrund bildete der ernste Dshebel Maklub und im weiten Bogen die schneegekrönten Berge von Kurdistan. Allmählich ging das Roth in ein leuchtendes Orange über, das noch kein Maler wiedergegeben hat, und schliesslich erbleichte auch dieses und machte einem geisterhaften Aschgrau Platz, während auf den Strassen unter uns der Lärm verstummte. So prosaisch es klingen mag, so ist doch für derartige Schauspiele kaum ein Ort geeigneter als ein türkisches Kaffeehaus, wo man nach des Tages Last und Hitze sich dem bewussten Nichtsthun überlässt und sich in die blauen Wolken des Tschibuk hüllt. Unser harrte für diesen Abend noch ein anderer Genuss, nämlich das nach starken Touren so erquickende türkische Bad; nachdem uns die Badediener mit Alis Hülfe mit kochendem Wasser verbrüht und uns darauf sämmtliche Glieder

ausgerenkt hatten, suchten wir wie neugeboren zum ersten Male seit fast drei Wochen wirkliche Betten auf.

Der nächste Tag war der Besichtigung der Stadt gewidmet. Sie liegt nicht unfreundlich auf dem hügeligen rechten Ufer des Tigris und ausgedehnte Melonenfelder am Flusse zeigen auch etwas Grün, weiterhin sieht man freilich nichts als gelbe kahle Fläche. Die Stadt ist reich an Moscheen mit hohen Minarets, von denen Ritters Geographie eines als besonders merkwürdig hervorhebt, weil es schief stehe; wir haben uns vergeblich alle Mühe gegeben, um das richtige herauszufinden und kamen schliesslich zu dem Schluss, dass sie alle schief standen, nicht in dem Masse freilich wie der schiefe Thurm zu Pisa, sondern etwa wie die Thürme Asinelli und Garisenda zu Bologna. Es sah aus wie eine Illustration zu dem schönen Liede: „Grad' aus dem Wirthshaus". Auch mehrere christliche Kirchen besitzt die Stadt, sie bieten aber mehr antiquarisches als künstlerisches Interesse. Die Festung hoch über dem Tigris gelegen und die ausgedehnten Stadtmauern sind für orientalische Verhältnisse in einem leidlichen Bauzustande. Was uns am meisten an der Stadt gefiel war der von persischen Städten gänzlich verschiedene Character der Strassen. Zwar waren sie ebenso eng und winkelig wie dort, allein man sah doch hohe Mauern mit Erkern, holzgeschnitzte Gallerien und manches schöne steinerne Portal anstatt der ewigen gelben Lehmwände, welche die persischen Häuser der Strasse zukehren. Bunter als in irgend einer Stadt des Orients, ausgenommen in Tiflis, war das Treiben der verschiedenen Volksstämme Die eigentlichen Einwohner sind Kurden, aber vielfach arabisirt und mit türkischem Blut gemischt, daneben sieht man auch wirkliche Araber, vorzüglich als Kaufleute, während das Beamtenvolk sich mehr aus Türken rekrutirt; nicht unbedeutend ist ferner die Zahl der christlichen Chaldäer. Doch des ist nur die eigentliche Stadtbevölkerung; von draussen kommen herein der zerlumpte Beduine vom Stamme Schammar und anderen, die blau und weiss karrirte Kefije um das gebräunte Gesicht, Kurden aus dem Gebirge in ihrer malerischen Tracht, Chal-

däer vom Lande mit hohen spitzen Filzhüten, etwa wie die Juden auf den Bildern der altdeutschen Schule dargestellt werden, und Leute vom merkwürdigen Volke der Jeziden, der sogenannten Teufelsanbeter, die alle blaue Farbe verabscheuen und nur weisse Tücher um ihre Filzkappe schlingen. Alles dieses drängt und stösst sich auf den Strassen und im Bazar und gesticulirt und schreit in sechs Sprachen durcheinander. Der Europäer erregt in diesem Wirrwarr nicht das geringste Aufsehen, da alle türkischen Beamten ihr Nationalcostüm abgelegt und das unsrige angenommen haben; höchst komisch sind freilich die Uebergänge in der Kleidung, wie beispielsweise der schwarze Rock und dabei auf dem Kopfe die arabische Kefije und an den Füssen gelbe Schnabelschuhe. Im Bazar selbst konnten wir nichts Begehrenswerthes entdecken, obgleich ein französisch redender Chaldäer, Diener bei den Missionaren, sich die möglichste Mühe gab uns zu den besten Läden zu führen.

Den Nachmittag verwendeten wir zu einem Spaziergange nach den Mossul gegenüberliegenden Ruinen Ninives. Man unterscheidet in Ninive drei verschiedene Ruinenstätten, die nach den in ihrer Nähe belegenen Dörfern benannt werden. Nimrud, 4 Meilen im Südosten von Mossul, Kojundshuk, der Stadt gegenüber und Chorsabad, $3^1/_2$ Meile im Nordnordwest; erstere beiden sind von den Engländern für das British Museum, letzteres von den Franzosen für das Louvre durchforscht und ausgegraben worden. Dass die Stadt Ninive je zu ein und derselben Zeit den Raum zwischen Chorsabad und Nimrud, also vom Dshebel Maklub fast bis zur Mündung des Zab in den Tigris eingenommen habe, ist kaum wahrscheinlich; man nimmt desshalb wohl mit Recht an, dass die verschiedenen Palastruinen auf verschiedene Epochen deuten. Von diesen wird die älteste nach Nimrud, die folgenden nach Chorsabad und Kojundshuk und die jüngste wieder nach Nimrud verlegt, wo neben dem ältesten Palast ein jüngerer, durch Feuer zerstört, an die Einäscherung Ninives durch die Babylonier und Meder erinnert. Die Stadt, deren Lehmhütten schnell aufzurichten und wieder abzureissen waren,

folgte vermuthlich im Laufe der Jahrhunderte den Dynastieen von einem Königssitz zum andern; der neue umgab sich bald mit Reichthum und Volksmenge, während der verlassene allmählich abnahm und zuletzt öde und menschenleer dastand. So erklärt es sich auch, dass Xenophon die Ruinen von Nimrud und von Kojundshuk mit verschiedenen Namen, Larissa und Mespila, belegt. Jeder einzelne dieser Königssitze war von Mauern umschlossen; sie sind bei Nimrud und Chorsabad noch deutlich zu verfolgen und bei Kojundshuk fast völlig erhalten. Wenn auch die letzteren einen Raum einschliessen, auf welchem Hunderttausende wohnen konnten, so ist doch wohl anzunehmen, dass die zahlreiche Klasse der Ackerbürger weit zerstreut ausserhalb der befestigten eigentlichen Stadt lebte und in diesem Sinne mag Jonas drei Tage gebraucht haben, um bis zum Königspalast vorzudringen. Von Mauern, welche das ganze Gebiet umschlossen, finden sich allerdings Anzeichen zwischen Chorsabad und Kojundshuk, doch ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen, dass sie den ganzen Raum, den die Stadt nach und nach einnahm, zu schützen bestimmt waren. Zu unserm Glück war im Hause des Herrn Rassam das klassische Werk Layards über die Ausgrabungen bei Nimrud und Kojundshuk vorhanden, so dass es uns an Material zur Orientirung nicht fehlte.

In Kojundshuk wurden wir recht enttäuscht. Der mächtige Palasthügel ist nicht systematisch ausgegraben worden, sondern man hat sich begnügt, die gefundenen Gegenstände aus der Erde hervorzuziehen; die Fundgruben sind wieder verschüttet und das Ganze ähnelt einem riesengrossen Maulwurfshaufen von 750 Schritt Länge und 450 Schritt Breite. Ausser einigen bunten Scherben fanden wir nicht das geringste, kaum sahen wir irgendwo einige Reste von altem Ziegelmauerwerk; dagegen wimmelte das Terrain von rothen Erdwanzen und in den tausenden von Löchern und Höhlen hatten Hasen ihr Lager aufgeschlagen. Wir hätten eine schöne Anzahl schiessen können, wenn wir nicht verabsäumt hätten unsere Flinten mitzunehmen. Gegenüber von Kojundshuk erhebt sich der Hügel von Nebbi Jûnus, der ohne

Zweifel noch viele Alterthümer birgt; die grosse Heiligkeit der Moschee und des Grabes des Propheten Jonas auf seiner Spitze hat aber bis jetzt die Ausgrabungen verhindert. Auf dem Rückwege von Kojundshuk machten wir einen ersten Besuch bei dem Floss, das wir sofort nach unserem Eintreffen in Mossul behufs der Weiterreise nach Baghdad in Bestellung gegeben hatten. Um zu ihm zu gelangen mussten wir das Tigrisufer längs der entsetzlich stinkenden Schlächterbuden passiren, die alle Abfälle ungescheut auf den Strand oder in das Wasser werfen, eine Strecke Weges, an die ich noch mit Schauder denke. Unser Kellek (Floss aus aufgeblasenen Häuten) war noch sehr in der Entstehung begriffen und nur grosse Haufen von Häuten, Reisig und Bohlen zeigten, dass mit der Arbeit begonnen werden solle. Am Abend unterhielt uns der eine der Herrn Rassam über Exegese des alten Testaments, wobei sein Sohn dollmetschte. Entweder müssen die chaldäischen Vorstellungen über die Schöpfungsgeschichte von den unsrigen sehr abweichen, oder es mag am Dollmetscher gelegen haben — jedenfalls wurde das Paradies in die Gegend von Babylon und der Ararat nach Basra versetzt. Ein merkwürdiges Manuscript in chaldäischer und syrischer Sprache mit schöner Schrift war der Stolz der Familie, die ihm ein hohes Alter zuschrieb; wir liessen die guten Leute in dem Glauben und bewunderten es pflichtmässig, obgleich Professor Petermann, der wenige Jahre zuvor dort gewesen, es für ziemlich modern und den Inhalt für abgeschmackte Wortspielereien erklärt.

Noch vor Anbruch des nächsten Tages hielt der Dragoman des französischen Consulats mit türkischen Postpferden zum Ritte nach Chorsabad vor unserem Hause. Im Dunkeln passirten wir die Stadt und die Brücke und sahen das Tageslicht erst, als wir schon den Hügel von Kojundshuk erreicht hatten. Wir liessen ihn links liegen und galoppirten munter in gerader Linie auf den westlichen Fuss des Dshebel Maklub zu. Die Gegend war ebenso wüst wie jene zwischen Mossul und dem Zab, doch war die Strasse belebt von Chaldäern und Jeziden, die vom nahen Gebirge kamen. Alle grüssten

uns freundlich und der Dragoman, selbst ein Chaldäer, theilte uns mit, dass ein Europäer sich ohne Gefahr in das wilde Gebirge begeben könne, welches jene Stämme bewohnen, wogegen ein Muselmann und namentlich ein Türke dort noch leicht eine Kugel vor den Kopf bekommen könne. Das erste Anzeichen des alten Ninive war ein kolossaler geflügelter Stier mit Menschenkopf aus weissem Marmor, der bis auf einen verstümmelten Fuss völlig unverletzt auf der Seite im Sande lag. Er stammt von den französischen Ausgrabungen in Chorsabad und blieb in Folge eines Unfalls auf dem Transport zum Tigris hier liegen. Als ob er der Bevölkerung eine ehrfurchtsvolle Scheu einflösse, so ist er von jeder muthwilligen Beschädigung verschont geblieben und schaut mit seinen starren Augen wie geisterhaft auf die veränderte Welt rings um sich. Dank unsern flinken türkischen Pferden erreichten wir Chorsabad noch ehe die Tageshitze begonnen hatte. Im Wesentlichen ist der Anblick des dortigen Trümmerhügels derselbe wie in Kojundshuk, also für den Nichteingeweihten so gut wie nichtssagend; doch fanden sich hier noch hin und wieder Ziegelstücke mit Keilinschriften, Reste von Glasuren und Bruchstücke von Basreliefs, die man vermuthlich wegen ihrer schlechten Erhaltung zurückgelassen hatte. Die Züge der Mauern rings um den Palasthügel waren nur undeutlich zu erkennen und die Schutthaufen, welche die Forschung als die Ueberreste der um die ganze Fläche der Stadt laufenden Umwallung ansehen will, musste ich auf guten Glauben hinnehmen, denn selbst gesehen habe ich sie nicht. Sonst bot die Aussicht nichts als den Dshebel Maklub, der sich hart neben den Ruinen erhebt, von hier aus aber nicht seine sonstige characteristische Form, einem Kameelrücken ähnlich, zeigt; ringsum sieht man nur gelbe Oede und im Hintergrunde die Minarets von Mossul. Der Heimritt war heiss, aber Dank unsern trefflichen kleinen Pferden erreichten wir die Stadt schon bald nach Mittag. Den Nachmittag verbrachten wir im dolce far niente an unserm Lieblingsplatz, dem Kaffeehaus über der Brücke, am

Abend entgingen wir jedoch nicht einer abermaligen biblischen Exegese.

Am nächsten Morgen erschien Abdallah, der Kellekschi, und meldete, dass das Floss gegen Mittag fertig sein würde und wir am Abend abfahren könnten, und bald darauf erhielten wir den Abschiedsbesuch unseres braven Pilgers in Begleitung seines hier ansässigen Bruders, bei welchem er noch einige Tage zu bleiben wünschte. Der Bruder, Hadshi Hüssên mit Namen, war ein berühmter Arzt in Mossul und hatte seine Kenntnisse so weit gebracht, dass er französische Buchstaben lesen konnte, worauf er nicht wenig stolz zu sein schien. Wir bereicherten seinen Instrumentenschatz mit einem Thermometer, einem Gegenstand, von dem er schon wusste, ohne ihn selbst je zu Augen bekommen zu haben; er erwiderte das Geschenk mit seiner photographischen Visitenkarte, auf welcher er einem Patienten den Puls fühlt und dabei in Ermangelung einer Uhr eifrig auf einen Globus blickt.

Sodann statteten wir unserm Kellek einen Besuch ab. Es wurde gerade die letzte Hand daran gelegt und wir konnten die Abfahrt auf 11 Uhr türkisch, also eine Stunde vor Sonnenuntergang festsetzen. Der Leser wird es mir verzeihen, wenn ich, ohne Schiffsbauverständiger zu sein, mich etwas genau auf die constructiven Verhältnisse unseres Fahrzeuges einlasse; sie sind so einfacher Art, dass mir das Kellek als die natürlich gegebene Form eines primitiven Flussfahrzeugs erscheint und ich mich wundere, dass man bei uns nie von ähnlichen Flössen gehört hat. Das unsrige bestand aus 250 aufgeblasenen Hammelfellen; das Aufblasen, dem wir zuvor selbst beigewohnt hatten, wurde von den Arabern, unsern Matrosen, unglaublich schnell ausgeführt, so dass wir ihren Lungen alle Achtung zollten. Sobald das Fell mit Luft gefüllt ist, wird die Oeffnung fest verschnürt, und schliesslich die Schläuche reihenweis mit Weidenruthen zusammengebunden; unser Kellek besass 10 Reihen von je 25 Schläuchen und mass 7,40^{m} zu 8,25^{m}, hatte somit 61 Quadratmeter (600 Quadratfuss) Fläche und bot genügenden Platz für uns und unsere Dienerschaft. Auf die zusammengebundenen Schläuche

kommt zunächst eine Art Gitterwerk von Reisig, Schilf und dünnen Stangen und darauf eine Lage Bohlen; die Schläuche werden, so weit es geht, so angeordnet, dass man von oben ihre Mündungen erreichen und sie im Laufe der Reise wieder aufblasen kann, falls sie nachgelassen haben. Auf dem durch die Bohlen gebildeten Fussboden wurde schliesslich unser Zelt aufgeschlagen und mit allem Comfort eingerichtet; ein zweiter Fussboden aus gehobelten Bohlen, darüber dicke Strohmatten und schliesslich unsere vorzüglichen Teppiche schützten uns vor jeder Berührung mit dem Wasser unter uns. Hier war etwas Vorsicht wohl am Platze; denn während am ersten Tage alle Schläuche, von denen jeder etwa einen Centner absolute Tragkraft hat, straff waren und unser Fussboden wohl 1½ Fuss über dem Wasserspiegel lag, so gaben im Lauf der Reise und durch das häufige Aufstossen auf Steine und Sandbänke die Schläuche nach, und während die am Rande des Flosses durch Nachblasen bald wieder in Ordnung gebracht waren, senkte sich unser Zelt, unter dem diese Operation nicht möglich war, immer tiefer, und am Tage unserer Ankunft in Baghdad trennten uns nur noch vier Zoll vom Wasser. Hätte die Reise länger gedauert, so würden wir unser ganzes Kellek haben abbrechen und wieder aufbauen müssen. Unser Zelt stammte aus Tiflis und hatte vermuthlich einen russischen Offizier früher begleitet wir hatten es bis jetzt unbenutzt mit uns geführt und schon oft über die vielen Umstände geklagt, die es uns veranlasste; jetzt und später in der Wüste waren wir herzlich froh es zu besitzen. Es hatte doppelte Wände von Leinwand und Filz und hielt uns in den kältesten Nächten warm, war auch gross genug (7 Quadratmeter gleich 70 Quadratfuss), um uns freie Bewegung zu erlauben und die Existenz in ihm gemüthlich zu machen. Vor unserm Zelte hatten wir uns auf dem Kellek einen kleinen freien Platz, eine Art Veranda, geschaffen, während hinter uns ein zweites Zelt, aus Weidenruthen erbaut und mit Filzdecken bezogen, unsere Dienerschaft beherbergte. Zwischen beiden Zelten waren das Gepäck und die Küchenvorräthe aufgestapelt. Ali war übrigens

nicht mehr unser einziger Diener; wir hatten ihm in der Person eines früheren Kawassen des englischen Consulats, Hadshi Ramazan mit Namen, einen Gefährten gegeben. Er war ein Baghdader und uns wegen seiner Kenntniss des Arabischen sehr nützlich, erwies sich auch sonst als ein ordentlicher Mensch, mit dem wir recht zufrieden waren. Neben dem zweiten Zelt war die Küche im Freien etablirt, und hier war der gewöhnliche Aufenthalt der Schiffsmannschaft; sie bestand aus vier Arabern, von denen je zwei bei Tag und Nacht die Ruder bedienen sollten, die aber meist alle vier gemüthlich beisammen sassen und schwatzten. Es war auch kein grosser Schade dabei, denn die vier grossen Ruder, welche an den Ecken des Schiffs an Böcken festgebunden hingen, waren zur Fortbewegung des Flosses wenig geeignet und dienten lediglich zur Steuerung, während die Fahrt allein von der jetzt sehr schwachen Strömung abhing. Wir hatten vier Mann genommen, um auch die Nächte hindurch fahren zu können, während bei nur zwei Mann Bedienung jeden Abend angelegt werden muss. Der Preis des Kelleks wird nach der Anzahl der Felle berechnet; gewöhnlich zahlt man für jedes 5 Piaster (10 sgr.) und ausserdem eine nicht bedeutende Summe für die Mannschaft und die hölzernen Fussböden. Uns kostete das Floss, einschliesslich des zweiten Zelts und verschiedener Kleinigkeiten 18 Pfund, wobei, wie sich nachher herausstellte, der Kellekschi uns noch betrogen hatte, indem er uns einige Sachen doppelt anschrieb. Der Unternehmer macht kein schlechtes Geschäft, denn alles Holzwerk wird in Baghdad weit theurer verkauft als es in Mossul zu stehen kommt, wo das nahe Kurdistan Holz in Menge liefert, und die Schläuche werden trocken auf zwei Maulthiere gepackt und heimbefördert. Der Unterhalt der Schiffsmannschaft muss auch nicht kostspielig sein, denn das allerkleinste Trinkgeld veranlasste sie stets zu grosser Freude und ungemessenem Danke.

Nachdem wir am Nachmittag noch eine Abschiedsrunde in der Stadt gemacht hatten, liessen wir unser Gepäck durch eine Horde von Trägern nach dem Tigris schaffen; es war

sehr voluminös und umfasste unter andern auch ein Dutzend Hühner und mehrere grosse Krüge mit Mossuler Wein, einem wenig edlen Getränk. Auf dem Kellek wurde noch ein Tschibuk mit unsern chaldäischen Gastfreunden, sowie dem Pilgrim und seinem Bruder geraucht und bei Sonnenuntergang stiessen wir ab. Der Kellekschi Abdallah, der zu Wasser dieselbe Rolle spielte wie der Tscherwadar Mahmud zu Lande, hatte uns vor der Abfahrt noch schleunigst um einige Pfund betrogen und gab seinen Leuten das Zeichen zum Abstossen erst, als er seinen Raub glücklich geborgen hatte. Noch wenige Augenblicke strahlten die Minarets von Mossul und die Moschee von Nebbi Jûnus im Abendroth, dann wurde es dunkel und man hörte nichts mehr als das eintönige Plätschern der Ruder.

Nachts wurden wir durch einen heftigen Stoss aufgeweckt, verbunden mit dem durch das Platzen mehrerer Schläuche verbundenen Lärm; unser Zelt bog sich als ob es zusammenbrechen wollte und die ganze Schiffsmannschaft wurde munter Wir waren in einer durch die Reste eines altassyrischen quer durch den Tigris gezogenen Dammes gebildeten Stromschnelle auf einen spitzen Fels gerannt, kamen jedoch mit dem Schreck davon, unser Kellek hatte so gut wie gar nicht gelitten und unser Zelt war schnell wieder in Ordnung gebracht; auch wurde die fernere Nachtruhe nicht mehr gestört. Beim Aufwachen am Morgen sahen wir schon die mächtige Pyramide von Nimrud vor uns liegen. In dreiviertelstündigem Fussmarsch war sie erreicht und erstiegen und hier erst standen wir inmitten der Ruinen von Ninive, wie wir sie uns vorgestellt hatten. Der Blick in der stillen, frischen Morgenluft war unbeschreiblich schön. Unter uns lagen die aufgedeckten Paläste der assyrischen Könige mit ihren marmorgezierten Wänden, wenige hundert Schritt von uns war Xenophon mit seinen 10,000 Mann vorbeigezogen, den Tigris abwärts streckten sich die Hügelketten nach Babylonien hin, während die Berge im Osten und Norden die tausendjährige Scheidewand zwischen Assyrern und Medern, zwischen Semiten und Ariern bildeten. So klar war die Luft, dass wir die schnee-

bedeckten Berge an der fernen persischen Grenze, den Scheich Iwa und die Gipfel südlich des von uns überschrittenen Garuschimpasses deutlich erkennen konnten und dass der Dshebel Maklub, die einstige Nordgrenze Ninives, trotz seiner Entfernung von fast sieben Meilen uns ganz nah erschien. Mossul war durch vorliegende Hügel verdeckt und die Gegend rings um uns contrastirte durch ihre kahle Oede, selten durch ein ärmliches Dörfchen unterbrochen, ergreifend mit der einstigen Pracht. Die morgendliche Stille, kaum durch den Gesang eines Vogels belebt, hatte etwas feierliches und lange betrachteten wir vom Gipfel der Pyramide das wunderbare Bild unter uns und um uns.

Die Paläste von Nimrud sind unter Layards Leitung sehr systematisch blosgelegt worden und gewähren daher ein weit lehrreicheres Bild als die von Kojundshuk oder Chorsabad. Der ganze Schutt ist entfernt und der Grundriss liegt völlig offen zu Tage. Die Ausbeute war so übermässig gross, dass nur die am besten erhaltenen Stücke nach England geschafft wurden, während man das Uebrige an Ort und Stelle liess. So sind vorzüglich in dem Palaste, welcher von Assyriens letztem Könige bewohnt wurde, als die Meder und Babylonier Ninive stürmten, alle Sculpturen noch vorhanden, da der Brand den Stein so calcinirt hat, dass sie auf dem Transport zerbröckelt sein würden. Es stehen noch jetzt die Säle mit ihren marmorgetäfelten und mit Basreliefs geschmückten Wänden gerade so wie vor 2500 Jahren und dieselben Löwen und Stiere hüten den Eingang zu ihnen. Bruchstücke von Keilinschriften liegen in grossen Mengen umher und wohlerhaltene grosse Inschriften und selbst Sculpturen kann man noch viele finden. Wir begnügten uns zum Andenken mit einem kleinen Sack voll Steintrümmern mit Keilinschriften, den uns einer von unserer Schiffsmannschaft tragen musste; wir hatten den Sack in der richtigen Voraussicht mitgenommen, dass manches zu holen sein würde. Die Bauart der Paläste und die Vertheilung der Räume hat Layard zum Gegenstande ausführlicher Untersuchungen gemacht; ich kann in dieser Beziehung nur auf sein Buch

verweisen. Vor dem Abschied von der Trümmerstätte hatten wir noch eine waidmännische Aufregung; während nämlich Hasen, die bei Mossul so häufig waren, sich hier nicht zeigten, sprang plötzlich dicht vor unseren Füssen ein Luchs auf. Deutlich konnten wir seine bepuschelten Gehöre erkennen, allein noch ehe einer von uns das Gewehr vom Rücken genommen hatte, war er in einem der vielen Löcher verschwunden und kam nicht mehr zum Vorschein. Unser Rückweg führte uns noch einmal an der 144 Fuss hohen Pyramide vorbei, die auf mächtiger Granitunterlage aus Ziegeln aufgeführt, gleichsam den Wartthurm eines der grossen Paläste bildet; wir konnten uns nicht versagen sie abermals zu besteigen, um noch einen Abschiedsblick nach dem herrlichen kurdischen Gebirge und dem ernsten Dshebel Maklub zu werfen.

Bald nachdem sich unser Floss wieder in Bewegung gesetzt, hatten wir eine zweite Stromschnelle zu passiren, derjenigen ähnlich, die in der Nacht unsere Ruhe gestört hatte. Auch hier hatten die alten Assyrer vermuthlich zu Bewässerungszwecken einen Damm durch den Fluss gezogen, über dessen Trümmer das Wasser drei bis vier Fuss tief herabfiel. Unser Kellek hatte hier leichtes Spiel, wie eine Nussschale sprang es den Wasserfall hinunter und ausser unserer Suppe, welche bei dieser Gelegenheit sich mit etwas Tigriswasser mischte, hatten wir keinen Unfall zu beklagen; selbstverständlich sammelte nach dem glücklichen Ereigniss die Schiffsmannschaft den üblichen Backschisch ein. Abends erreichten wir die Mündung des grossen Zab, dessen graublaues Wasser in drei Armen, durch Kiesinseln getrennt, mit solcher Heftigkeit in den Tigris schoss, dass seine gelben Fluthen ganz an das rechte Ufer zurückgedrängt wurden und unser Kellek Mühe hatte den Strom wieder zu gewinnen.

Die Gegend war am nächsten Tage (21. November) recht öde und traurig. Auf dem rechten Ufer niedrige kahle Hügelreihen, auf dem linken flaches Land, nur selten ein langgestrecktes Zeltdorf von Arabern, das sich stets durch

Melonenfelder hart am Flusse verrieth. Unsere Schiffsmannschaft liess es sich nicht nehmen jedesmal einen kleinen Raubzug auszuführen, von dem sie beladen mit gestohlenen Früchten und vergnügten Gesichts zurückkam; unglaublich waren die Quantitäten, die sie davon verzehrten. Sonst hielten sie sich streng an das Fastengebot des Monats Ramazan und genossen zwischen Sonnenaufgang und Untergang keinen Bissen. Die Ausnahme wegen der Melonen rechtfertigten sie durch eine scharfsinnige Interpretation; sie sagten: Der Prophet hat uns verboten am Tage zu essen oder zu trinken; eine gute Melone zergeht aber von selbst auf der Zunge, ist also weder gegessen noch getrunken und fällt nicht unter das Verbot. Etwas ganz neues waren uns die Wasserschöpfmaschinen, welche längs der Dörfer am Flusse standen und die weiter abwärts, wo die Gegend stärker bewohnt ist, sich in ununterbrochener Reihe bis Baghdad hinziehen. Einige Schritt vom Fluss ist ein Bassin angelegt, welches mit dem Fluss durch einen Durchstich in Verbindung steht; über dem Bassin ruht eine Welle auf zwei Bäumen und von dieser Welle hängt ein Schlauch an zwei Seilen in das Wasser hinab. Ein Pferd, welches, um seine Zugkraft zu erhöhen, auf einer geneigten Ebene hinabgeht, setzt die Welle in Bewegung, der mit Wasser gefüllte Schlauch steigt in die Höhe und giesst, oben angekommen, seinen Inhalt in Canäle oder Röhren aus, denn die Länge der beiden Seile, die ihn tragen, ist so abgepasst, dass die Oeffnung beim Heraufziehen nach oben liegt und sich zum Ausguss erst neigt, wenn der Schlauch an der richtigen Stelle angekommen ist. Sodann steigt das Pferd wieder hinauf, der Schlauch senkt sich in's Wasser und das Spiel beginnt von Neuem. Für den Reisenden sind diese Schöpfmaschinen eine Quelle grosser Langeweile; nicht allein, dass das eintönige Auf- und Abgehen der Maschinen, die oft zu Hunderten zugleich sichtbar sind, Auge und Geist ermüdet, sondern auch das Ohr leidet unter dem entsetzlichen Gekreische der nie eingeschmierten Getriebe um so schlimmer als die Arbeit der Kühle halber meist zur Nachtzeit stattfindet. Ein heiserer Hahn, der zu unseren Vorräthen gehörte,

sang dazu noch melancholische Responsorien bis auch an ihn die Reihe kam.

Unsere Hoffnnng, uns unterwegs von Wild zu nähren, wurde zu nichte, denn das zahlreich vorhandene Wasserwild war scheu und liess uns kaum auf 100 Schritt herankommen, auf welche Entfernung ein Schrotschuss auf einen Pelikan schon nicht mehr den geringsten Eindruck macht, und mit der Kugel waren wir nicht sehr glücklich. Am ersten Tage erlegte ich nur einen Cormoran, der unseren Zähnen völlig widerstand, nicht aber den Kauwerkzeugen unserer Araber Bei dieser Gelegenheit sah ich zu meiner Bewunderung die Abhärtung dieser Leute; als ich den Cormoran geschossen, sprang sofort einer derselben in das eisig kalte Wasser (8 Grad) und apportirte ihn, ohne dass ihm selber der Wechsel der Temperatur irgendwie unangenehm zu sein schien. Am Ufer war von Wild auch nicht viel zu sehen; am Morgen machte regelmässig ein Schakal seine Promenade am Ufer und Abends hörten wir in den Büschen den scharfen eigenthümlichen Lockruf der Frankolinhühner: tirîtirî tirîtî, ohne auch nur eines zu Schuss zu bekommen. Von Gazellen oder grossem Wild haben wir nie etwas gesehen.

Abends erreichten wir Kalah Schergat, überragt von einem Trümmerhügel, der an Grösse alles übertrifft was Ninive und Babylon bieten und den eine ähnliche Pyramide krönt wie die zu Nimrud. Es ist die älteste der hiesigen Ruinen, und vermuthlich war die Stadt, die dort einst gestanden, schon untergegangen als Ninive zur Hauptstadt des Reichs erhoben wurde. Ehrwürdig sieht das grosse Trümmerplateau mit seiner Pyramide auch aus, doch hat bis jetzt die Wissenschaft noch keinen Fund dort gethan, der nähere Aufschlüsse über diesen Rest der Vorzeit gäbe. Einen Tagemarsch landeinwärts liegen inmitten der Wüste die wohlerhaltenen Ruinen der zur Partherzeit reichen und mächtigen Stadt Hatra, jetzt al Hadhr genannt. Nur wenige Reisende haben ihre Sonnentempel und Paläste gesehen, da bis in die jüngste Zeit die Gegend durch herumstreifende Beduinen unsicher war. Wir waren zu sehr an unser sonst unver-

theidigtes Kellek gebunden, um den Abstecher unternehmen zu können und zu unserm Bedauern hinderte uns die einbrechende Dunkelheit auch an der Besteigung der Pyramide von Kalah Schergat.

Nachts passirten wir die Mündung des kleinen Zab und stiessen bei verschiedenen Stromschnellen wieder recht heftig auf Steine, so dass mehrere Schläuche entzwei gingen und andere schlaff wurden. Die Gegend war am nächsten Tage (22. November) ziemlich dieselbe wie bei Kalah Schergat, links flaches Land und rechts eine kahle röthlichgelbe Hügelkette. Gegen Mittag erreichten wir die alte Landesgrenze zwischen Assyrien und Babylonien; der Tigris durchbricht die obige Hügelreihe, welche sich unter dem Namen Dshebel Hemrîn nach Südosten weiter zieht und tritt ganz in das Flachland ein, doch bleibt der Fluss noch ziemlich tief (bis zwanzig Fuss) zwischen seinen Ufern eingeschnitten, welche er beim Frühjahrshochwasser wohl erreichen und überschwemmen mag. Die Stelle des Durchbruchs heisst el Fattha, „die Oeffnung“. Am linken Ufer fand sich eine Naphtaquelle, welche die Wasserfläche auf Stunden weit mit einer schmierigen grünlichen Haut bedeckte und die Atmosphäre auf die unangenehmste Weise verdarb. Wir wollten das Phänomen von der Nähe ansehen, mussten aber zu unserm Schaden bald merken, dass der natürliche Asphalt ein äusserst klebriger Stoff ist; denn als wir kaum einige Augenblicke in der Nähe der Quelle, die einen kleinen Naphtatümpel bildete, verweilt hatten, hafteten unsere Stiefeln so fest am Boden, dass wir nicht ohne Mühe das Floss wieder erreichten. Noch lange folgte dem Kellek ein herrlich schillernder aber entsetzlich riechender Schweif von Naphta und Asphalt.

Unsere nächste Morgentoilette war die feierlichste auf unserer ganzen Reise. Noch vor Tagesanbruch hatten wir bei dem kleinen Städtchen Tekrit angelegt, halbwegs zwischen Mossul und Baghdad, und die Nachricht von unserer Ankunft hatte sich wie ein Lauffeuer unter der Bevölkerung verbreitet. Als wir unser Zelt öffneten sass bereits die ganze männliche Einwohnerschaft, etwa 600 Köpfe stark, amphitheatralisch

geordnet am Ufer und harrte unseres Erscheinens; die Aeltesten und Honoratioren hatten natürlich die besten Plätze eingenommen. Wir thaten dem neugierigen Volke den Gefallen und gönnten ihnen den Einblick in die Einzelheiten eines europäischen Levers; mit unverbrüchlichem Ernst, als ob es die wichtigste Staatsaction gelte, schaute uns das Volk zu. Für uns war in dem elenden Nest nichts zu sehen ausser zwei einsamen Dattelpalmen, den ersten, die sich uns zeigten. Ritter bemerkt treffend, dass die letzte Dattelpalme im Orient stets die Grenze der dauernden Herrschaft arabischer Stämme und arabischen Lebens bezeichne. Früher muss hier auch noch der Löwe heimisch gewesen sein, denn die Chroniken berichten, dass zu Tamerlans Zeiten hier fünf auf einer Jagd geschossen worden seien; jetzt ist er nur weit unterhalb Baghdad noch zu finden. Ich kann mir dieses Zurückweichen nicht recht erklären; die zunehmende Civilisation kann ihn nicht vertrieben haben, da früher diese Striche weit bebauter waren als jetzt, es bleibt also nur die Annahme übrig, dass die im grössten Massstabe angelegte Bewässerung dem Lande damals ein gleichmässiges Klima und mildere Winter verschaffte. Jetzt liegen die Canäle trocken und die einstige Grösse Tekrits lässt sich nur noch aus den Trümmerhaufen neben dem jetzigen elenden Flecken schliessen.

Wir benutzten den Aufenthalt in Tekrit, um unsere Vorräthe an Hammel und Hühnern zu ergänzen, auch wechselten wir die Schiffsmannschaft. Unsere neuen vier Ruderer waren ebenso ordentlich und genügsam wie die alten, nur liebten sie noch weniger sich anzustrengen und so kamen wir recht langsam von der Stelle und anstatt, wie wir gehofft hatten, Baghdad in vier bis fünf Tagen zu erreichen, mussten wir schon uns auf eine Woche gefasst machen. Bei Frühjahrshochwasser soll die Reise von Mossul nach Baghdad in zwei Tagen möglich sein und alte Chroniken erzählen, wiewohl nicht recht glaubwürdig, von 24stündigen Fahrten. Eine Meile unterhalb Tekrit, bei dem auf dem linken Ufer belegenen und durch ein grosses Grabmal eines Heiligen

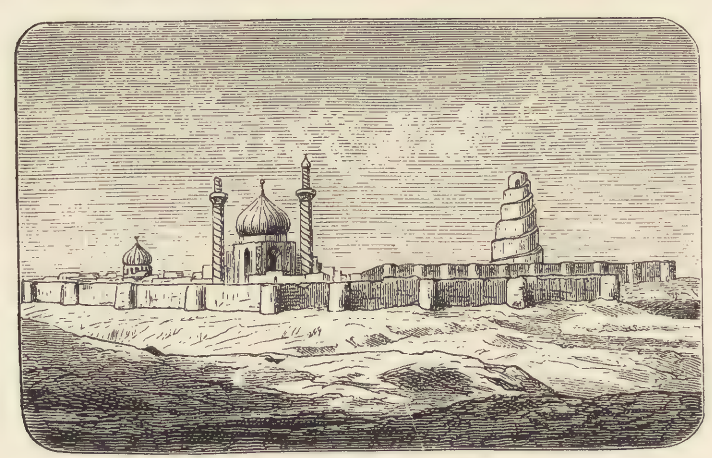
ausgezeichneten Flecken Imam Dura, beginnt ein gewaltiges Trümmerfeld, das sich über fünf Meilen weit längs des Tigris hinzieht. Der Gesammtname für die Ruinen ist Eski Baghdad (alt Baghdad); hier lagen zur Sassaniden- und Khalifenzeit Reihen grosser und wohlhabender Städte, von denen jetzt nichts mehr übrig ist als regellose Steinhaufen, mit Sand überweht und mit Gestrüpp bewachsen, in welchen man noch nichts gefunden hat als Mengen von Scherben.

Inmitten dieses Trümmerfeldes, einige tausend Schritt vom Tigris entfernt, liegt die kleine Stadt Sâmera (voller Name Imam-es-Sâmera), ein hochheiliger Wallfahrtsort der Schiiten. Sie gleicht einer Perle in der Wüste, denn die beiden Moscheen, die sie zieren, gehören zu dem graziösesten, was ich gesehen. Die eine besizt eine ganz mit den bekannten persischen buntglasirten Ziegeln in schönen Mustern bekleidete und recht gut erhaltene Kuppel, während bei der anderen nicht nur die Kuppel, sondern auch der Tambour derselben vergoldet ist und zwei schlanke Minarets zu ihren Seiten emporstreben. Die grösste Merkwürdigkeit steht jedoch ausserhalb der nur wenig verfallenen Ringmauer, welche die Stadt umgiebt; es ist ein Thurm offenbar sehr alten Datums, dessen Form die Gestalt des einstigen Thurms von Babel nachahmt. Von einer breiten Basis aufsteigend verjüngt er sich nach oben und ein Aufgang läuft in spiralförmiger Windung von unten bis zur Spitze. Ueber die Zeit der Erbauung des Thurms und über seinen einstigen Zweck habe ich nichts erfahren können; vielleicht giebt das jüngst erschienene Werk[1]) eines Reisenden, der eigens einen Abstecher nach Sâmera machte, darüber Aufschluss. Uns erschien Sâmera, als wir am Morgen des 24. November, einen Tag nach Tekrit, daran vorbeifuhren, wie ein Zaubermährchen, doch hüteten wir uns wohl die Stadt selbst zu betreten, denn nichts ist im Orient so leicht verwischt als ein poetischer Eindruck.

---

[1]) Voyage en Russie, au Caucase, en Perse etc. par le chevalier Lycklama a Nijeholt, Paris u. Amsterdam 1872.

Bald nachdem wir die Stadt passirt, erhielten wir einen merkwürdigen Besuch auf unserem Floss; aus einem Dorf am Ufer schwamm eine Araberin mit einem Korb voll Bohnen an uns heran, nahm den Erlös für ihre, übrigens recht mässige Waare in Ermangelung eines Portemonnaies in den Mund und schwamm zurück. Sie bediente sich im Wasser eines ebenso einfachen als practischen Apparats; zwei aufgeblasene Schläuche, durch eine Schnur verbunden und unter den Armen gehalten, trugen sie mit Leichtigkeit. Weiter abwärts, wo die Ufer belebter sind, sahen wir diese Art häu-



Sâmera.

fig und zwischen einzelnen Dörfern herrschte ein ganz reger Verkehr zu Wasser. Trotz der stärkeren Bevölkerung machen hier die Ufer noch einen recht traurigen Eindruck, und das ewige Kreischen der Wasserhebemaschinen trug auch nicht zu unserer Erheiterung bei. Dafür war hier das Wasserwild häufig und mehrere noch nicht gesehene Vögel bereicherten unsere Kenntnisse und unsere Küche, beispielsweise ein entenartiger schneeweisser Vogel, Dshenkele mit Namen, und eine sehr wohlschmeckende Schnepfenart mit weissem Leibe und grauen Flügeln. Nachmittags fuhren wir an den Resten einer mir aus keinem Buche bekannten back-

steinernen Bogenbrücke vorüber, welcher unser Schiffsvolk den unwahrscheinlich klingenden Namen Maldshatslîje beilegte.

Endlich erfüllte sich unser sehnlicher Wunsch nach einem wirklichen Palmenwald; bei dem Dorfe Saadije (25. November) zog sich ein solcher längs des Flusses auf eine weite Strecke hin. Wir landeten und gönnten uns das Vergnügen unter Palmen gehen, sitzen und stehen zu können. Ehrlich gesagt, war der Genuss kein grosser, denn wahrhaft schön ist ein Palmenwald erst dann, wenn er dicht genug ist, um den heissen Sonnenstrahlen den Eingang zu wehren und so ausgedehnt, dass man das freie Feld nicht mehr erblickt; beides Eigenschaften, die hier noch fehlten. Doch waren die Datteln, die wir kauften, saftig und aromatisch. Sie werden meist gleich nach der Ernte in Schläuche gefüllt und dort so fest zusammengepresst, dass sich eine gleichförmige Masse von Dattelfleisch, mit Kernen untermengt, bildet. Dieses Präparat sieht zwar nicht sehr appetitlich aus, hat aber einen weit feineren Geschmack als die einzeln getrockneten Datteln, welche bald holzig werden und alles Aroma verlieren. Erst in Baghdad sah ich, welche Verschiedenheit zwischen Datteln und Datteln ist; ich fand dort grosse und kleine, harte trockene und weiche saftige, längliche und fast runde, gelbe, hell- und dunkelbraune, sodass die Mittheilung, dass in Basra, dem Hauptmarkte für Datteln, 44 Sorten unterschieden werden, mich keineswegs erstaunte. Von nun an werden die Ufer zu fortlaufenden Reihen von Dörfern und Palmenwäldern, ein angenehmer Contrast nach den öden Tagen von Mossul bis hierher. Die Nähe von Baghdad verriethen auch die vielen Kähne mit Holz und Reisig, vermuthlich von den Ufern des kleinen Nebenflusses Adhem kommend, die gleich uns den Tigris hinabfuhren. Diese Kähne sind eigenthümlich construirt. Ein kreisrunder Korb von Weidenruthen von 6 bis 8 Fuss im Durchmesser und mit einem nach innen überragenden Rande wird von aussen und innen so dick mit Asphalt überstrichen bis er völlig dicht ist: er bildet alsdann ziemlich das primitivste, was man sich unter einem Fahrzeug vorstellen kann, ist aber auf dem Tigris oberhalb Baghdad

ausser dem Kellek das einzige Vehikel, während der Euphrat von wirklichen Kähnen befahren wird. In Baghdad selbst spielt er die Rolle der venezianischen Gondel zum Waarentransport und zur Menschenbeförderung; sein Name ist Quffe. Diejenigen, welche uns auf dem Tigris begleiteten, waren mit bunten Muscheln, die in den Asphalt eingeklebt waren, ganz niedlich verziert und einige führten über ihrer hohen Reisigladung noch Segel; gerudert und gesteuert wurden sie mit herzblattförmigen Schippen.

Ueber Nacht setzte ein ziemlich frischer Gegenwind ein, der bei der trägen Strömung des Flusses unsern Fortschritt sehr problematisch machte, um so störender für uns, als unser Kellek nach so häufigem Aufstossen auf Steine und Sandbänke allmählich in Verfall gerieth und wir das Wasser schon hart unter unsern Kopfkissen plätschern hörten. Um der Nothwendigkeit einer zeitraubenden Reparatur überhoben zu sein, trieben wir unsere Schiffsleute unter dem Versprechen eines guten Bakschisch zur Eile an und erreichten auch, dass sie den nächsten Tag fleissig vorwärts ruderten. Endlich, Nachmittags um 3 Uhr verkündete uns Hadshi Ramadzan, unser zweiter Diener, der als geborener Baghdader die Gegend kannte, dass wir aussteigen könnten, um Baghdad auf näherem Wege zu Wagen zu erreichen, während Ali mit unserem Gepäck zu Wasser nachkäme. Wir setzten zwar einigen Zweifel in die Richtigkeit seiner Angaben, da uns die Existenz einer Fahrgelegenheit zu unwahrscheinlich vorkam und wir von einer Stadt auch nicht das geringste Anzeichen erblicken konnten; auf seine bestimmte Versicherung jedoch gaben wir nach, stiegen am Rande eines dichten Palmenwaldes aus und folgten seiner Leitung. Nach kurzem Marsch durch herrliche Palmen standen wir vor einer kleinen Stadt, deren Strassen von munterem bunten Leben wimmelten; es war Kázem, auch Kazmên genannt, gewissermassen eine Vorstadt Baghdads, aber von der eigentlichen Stadt noch durch eine kleine Stunde Weges getrennt. Plötzlich bei einer Wendung des Weges that sich uns ein Blick auf, wie wir ihn noch nicht gesehen; die schönste Moschee lag wahrhaft feeenartig

vor uns. Ein weiter Vorhof umgab das viereckige Gebäude, von gewaltigen Dimensionen, dessen Wände und Kuppel über und über mit schillernden bunten Fliesen bedeckt waren, während vier höchst graziöse Minarets an den Ecken aufstiegen. Im Gegensatz zu Persien, dessen schönste Moscheeen in Trümmern liegen und wo nur wenige Reste von der einstigen Pracht der buntfarbigen Mauerbekleidung zeugen, ist die hiesige völlig erhalten und sieht frisch und glänzend aus; die schillernde Farbenpracht, weit entfernt das Auge zu blenden oder zu stören, ist in wohlthuendster Uebereinstimmung mit dem sonnigen Character der Gegend. Die Moschee ist eines der grössten Wallfahrtsheiligthümer der Schiiten, an denen die Ufer des Euphrat oder Tigris so reich sind; sie umschliesst die Gebeine Kazems, eines Sohnes von Hüssên, und also Enkels des einzig rechtmässigen Khalifen Ali. Alle Pilger, die von Persien nach Kerbela und Meschhed Ali wandern, machen hier Station und der Ort selbst ist ausschliesslich von Persern bewohnt, die im Rufe grossen Fanatismus stehen, wie wir bald auf eigene Kosten erfahren sollten. Uebrigens hat die Moschee in ihrem äusseren Bau nicht den Character der schiitischen Moscheeen, wie man sie in Persien meist findet; während diese aus einem offenen Hofe mit einer gewölbten Halle am einen Ende bestehen, ist die zu Kazem ein völlig geschlossener Raum, nach Art der sunnitischen Tempel. Auch die Minarets gehen weit über das Mass hinaus, das man in Persien findet; sie überragen die mächtige Kuppel um ein Bedeutendes und sind von schlanker gefälliger Form, ohne wie beispielsweise in Konstantinopel, in das Extrem des Dünnen und Nadelartigen zu verfallen. Einen eigenthümlichen Schmuck, der aber, anstatt zu stören, die langen Linien wohlthuend unterbricht, verleihen ihnen die in halber Höhe laufenden Gallerien für die Muezzim, von einem pilzartigen, weit ausladenden Dache überragt, das als Schalldeckel dient; nichtsdestoweniger ist aber aus solcher Höhe auch der beste Muezzim kaum mehr zu hören.

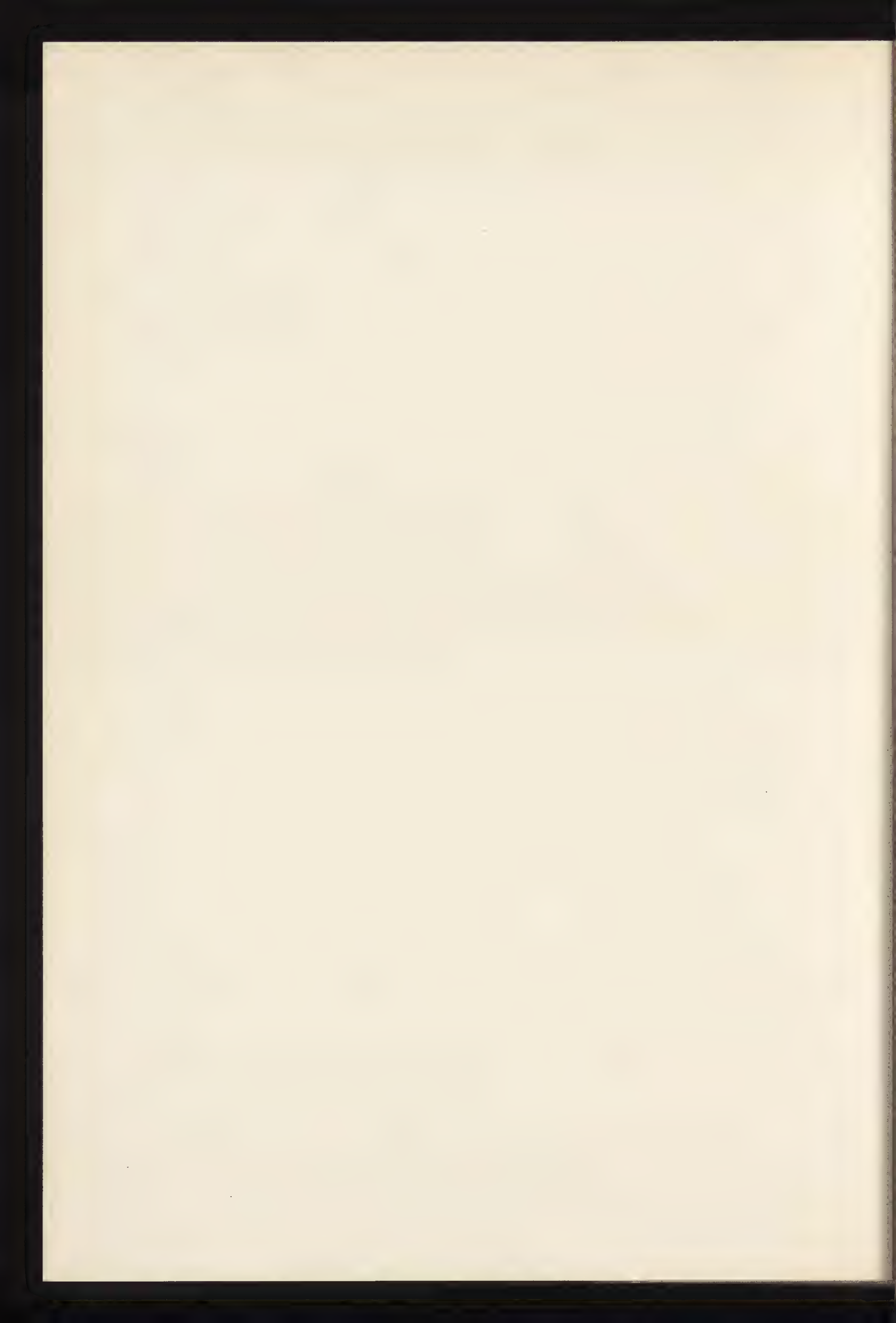
Während wir noch in stummem Staunen am Thore des Vorhofs standen, erschien ein eifriger Schiit und bedeutete

uns durch nicht misszuverstehende Geberden, dass wir das Heiligthum mit unsern profanen Blicken verschonen möchten, wenn wir uns nicht Unannehmlichkeiten aussetzen wollten. Wir hätten gern mehr von der Moschee gesehen, allein es wäre unklug gewesen den Fanatismus herauszufordern. Wir setzten also unsere Wanderung durch die belebten Gassen fort und trafen am Ende des kleinen Bazars auch richtig auf die uns von unserem Begleiter versprochene Fahrgelegenheit. Es war nicht mehr und nicht minder als eine Pferdeeisenbahn englischen Ursprungs, deren Wagen eben abzugehen im Begriff stand; sie ist von dem verdienten früheren Generalgouverneur Midhat Pascha in's Leben gerufen worden. Wir bestiegen das Verdeck und bald rollte der Wagen der Stadt zu; der Conducteur, der uns vermuthlich in das Gedächtniss zurückrufen wollte, dass wir nicht etwa in Europa, sondern in Asien seien, nahm die Gelegenheit wahr, uns bei der Zahlung zu übervortheilen und als Lohn dafür noch ein Backschisch zu ertrotzen. Höchst sonderbar für unsere an europäische Pferdebahnpassagiere gewöhnten Augen sah die Gesellschaft aus: Araber in wallenden Kaftans, Perser mit hohen spitzen Mützen und als Kutscher ein Beduine mit der bunten Kefije um das braune Gesicht. Wir fuhren durch Palmenwald hoch über dem Tigris und hatten prächtige Blicke auf den Fluss und die Landhäuser und Gärten am anderen Ufer, während die untergehende Sonne ihr purpurrothes Licht durch die zitternden Palmenwipfel sendete. Nach einer halben Stunde hielten wir an der oberen Schiffbrücke am Thor von Baghdad; eine jener wunderlichen runden Gondeln, aus Korbgeflecht mit Asphalt überzogen, wurde bestiegen, und langsam trugen uns die Fluthen des Tigris nach dem gastlichen Hause, das uns aufnehmen sollte. Schon war die Sonne untergegangen, allein der Himmel glühte noch wie im Feuer und herrlich erschien rechts und links die Khalifenstadt mit ihren Minarets und ihren Palmen; wir fühlten uns im Geiste nach Europa versetzt und dachten an Venedig und seinen Canale grande.

Siebenter Abschnitt.

Von Baghdad bis Beirut.

Unser Aufenthalt in Baghdad. Lage und Bau der Stadt. Die Bevölkerung. Die europäische Colonie. Der Handel. Die türkische Regierung. Eine Heerschau. Arabische Pferde. Ager Kuf. Die Ruinen von Ctesiphon. Ausflug nach Kazem. Abenteuer in der Wüste. Unsere letzten Tage in Baghdad. — Unsere Kameeltreiber. Kameele und ihre Eigenschaften. Das Reiten zu Kameel. Ritt nach Hillah. Iskenderîje. Hillah. Die Ruinen von Babylon. Der Birs Nimrud. Aussicht vom Thurm zu Babel. Der Kasr und der Mudshellibe. Die hängenden Gärten. Ritt nach Kerbela. Kerbela. — Der Anfang der Wüste. Die Oase al Tschiddr. Missgeschick. Der Ritt durch die Wüste. Character der Wüste. Zeiteintheilung. Ortsbestimmungen. Ein Beduinenlager. Ein Löwe. Kubetha. Wadi Haurân. Wadi al Gharra. Ein Brunnen in der Wüste. Weihnachtsabend. — Ankunft in Palmyra. Palmyra. Die Ruinen von Palmyra. Ritt nach Damascus. Forcirte Märsche. Karjetên. Dsherrûd. Das Ende der Wüste. Damascus. Fahrt über den Libanon. Beirut. Der Hundsfluss. Abschied.



Baghdad war für uns die letzte Etappe vor dem beschwerlichsten Theil unserer Reise, dem Ritt durch die Wüste. Wir wollten desshalb die Dauer unseres Aufenthalts nicht zu knapp bemessen und setzten sie auf eine Woche fest, die sich, wie stets auf solchen Reisen, durch allerlei Umstände fast zum Doppelten erweiterte; uns war es ganz recht, denn die Stadt bot eine solche Fülle von Bildern, dass wir sie schliesslich fast mit Bedauern verliessen. Nachdem wir die erste Nacht unter dem gastlichen Dache des Herrn Wartmann, eines Schweizers, verbracht hatten, bezogen wir ein eigenes Haus, das dieser Herr auf unsere telegraphische Bitte von Mossul aus für uns gemiethet hatte. Es lag in einer kleinen Gasse unweit des Bazars und des Tigris und nahm einen ziemlichen Raum ein; doch hatte sein Baumeister mit vielem Geschick es ermöglicht, in dem Hause die denkbar kleinste Zahl von bewohnbaren Zimmern herzustellen und für uns blieb eigentlich nur ein Raum, den wir mit unseren Teppichen und einigen erborgten Möbeln ganz wohnlich einrichteten. Mehr konnten wir freilich bei dem niedrigen Miethspreise nicht beanspruchen; er betrug für das ganze Haus nur 2½ türkische Pfund monatlich. Ali fand es unserer und seiner eigenen Würde entsprechend noch eine ganze Schaar dienender Wesen zu engagiren, von denen die fleissigsten sehr wenig und die anderen so gut wie gar nichts thaten, für welche Anstrengung sie auch keinen Lohn, sondern nur

ein gelegentliches Trinkgeld beanspruchten und uns hin und wieder bei Besorgungen etwas übervortheilten.

Unser geschäftliches Factotum war Monsieur Michel, ein geborener Corsikaner. Er war jung nach Asien gekommen und hatte spielend alle möglichen Sprachen gelernt, wofür er ein ganz ausserordentliches Talent besass. Insofern hat er jedenfalls das Unmögliche geleistet, als er in Baghdad sich nicht nur ziemlich viel Deutsch, sondern sogar etwas Russisch angeeignet hat; die einzige Sprache, die ihm immer widerstanden, war die armenische, und er hasste sie ebenso gründlich wie die Armenier, seine Concurrenten. Ein anderer Gegenstand seiner Verachtung waren einige persische Juden, die ihm in seine Specialität, den Antikenhandel, hineinpfuschten; als er einst einen solchen bei uns entdeckte, erfolgte eine theatralische Eifersuchtsscene und er verschwor sich hoch und theuer uns nachzuweisen, dass seit Esthers Zeiten sämmtliche Vorfahren jenes persischen Juden als Falschmünzer und Antikenverfälscher berüchtigt gewesen seien. Als dies Argument nicht verfangen wollte — Herrn Michels Antiken waren auch oft nicht ganz unzweifelhaft — griff er zu einem practischeren Mittel und schob seinen Nebenbuhler einfach zur Thür hinaus und die Treppe hinunter. Im Uebrigen war Michel der vollendetste Dellâl, den man sich wünschen konnte; er kannte jede schöne Waffe in Baghdad und verschaffte uns sehr gute und dabei preiswürdige Teppiche und Shawls. Nur in einem Punkte liess er uns im Stich; wir hatten ihn beauftragt uns Photographieen von Baghdad zu verschaffen und er hatte auch zugesagt eine Sammlung von solchen, die ein in Baghdad kürzlich verstorbener Deutscher sich aus Liebhaberei angelegt, aus dessen Nachlass für uns zu erwerben; schliesslich fand sich aber, dass der Nachlass noch versiegelt war und dass kein Weg zu den gewünschten Schätzen führte. Der verstorbene Besitzer muss ein eigenthümlicher Kauz gewesen sein; aus Deutschland gebürtig und mit dem Namen Schultze behaftet, war er in Baghdad nicht etwa zum Islam, sondern zum Buddhismus übergetreten und hatte dort bis zu seinem Tode als voll-

kommener Sonderling gelebt. Ein in der Stadt ansässiger griechischer Photograph, der in Portraits recht gutes leistete, besass kein Instrument für Landschaften und so mussten wir schliesslich auf unseren Wunsch verzichten.

Unser Alltagsleben in Baghdad war ein stetes Herumstreifen in Stadt und Umgegend; je planloser wir im Bazar, in den Strassen und in den Gärten am Tigris hin und her schlenderten, destomehr neues und interessantes bot sich uns dar. Der Vormittag war meist dem Bazar gewidmet, der dem von Tebriz nichts nachgiebt; einen durchgehend anderen Character giebt ihm nur die Menge der feilstehenden europäischen Waaren. Ein Schweizer Haus hat sogar einen Laden eingerichtet, wo man vom Lyoner Seidenstoff bis zur deutschen Petroleumlampe und zum englischen Rasirmesser alles kaufen kann. Was an werthvollen orientalischen Sachen zu finden war, war durchgehend persischen Ursprungs und wahrhaft schöne Stücke waren nur durch Michels Vermittelung zu erlangen. Er lief denn auch unermüdlich mit uns im Bazar auf und ab und zog bei jedem grösseren Handel, um allen Eventualitäten vorzubeugen, stets drei Zeugen hinzu: einen Muselmann, einen Christen und einen Juden. Schriftlich etwas abzumachen fiel ihm aus dem Grunde schwer, dass ihm trotz aller seiner Sprachenkenntnisse die Kunst des Schreibens versagt war. Fast ebenso gründlich wie die Kunst des Handelns mit Orientalen überhaupt will in Baghdad die Kunst des Bezahlens erlernt sein; alles was das neunzehnte Jahrhundert in den deutschen Mittelstaaten an buntfarbigem Papiergeld geschaffen hat, ist Kleinigkeit gegenüber der Masse von Münzen, die hier, auf einen fingirten Cours von 105 Piastern auf das türkische Pfund basirt, im Umlauf sind. Nicht allein, dass ausser der offiziellen türkischen Währung Stücke alten, älteren und ältesten Gepräges und verschiedenartigsten Gehaltes coursiren, welche die wunderlichsten Bruchwerthe darstellen, sondern es wird auch ziemlich jedes europäische Geld zu irgend einem Preis angenommen; der Erfolg ist der, dass der unerfahrene Fremde stets übervortheilt wird.

Die Zeit unseres Aufenthalts fiel zunächst in das Ende des Fastenmonats Ramazan. Das Leben, welches sonst im Orient mit Sonnenaufgang beginnt, fing erst am späten Vormittag an, da die Gläubigen, denen nur zur Nachtzeit Speise und Trank gestattet ist, diese köstliche Zeit möglichst lange ausdehnen. Für uns jedoch war in einer armenischen Speisewirthschaft im Bazar auch bei Tage der Tisch gedeckt und wir wurden dort für orientalische Verhältnisse ganz vorzüglich und zu einem lächerlich billigen Preise verpflegt; für zwei sehr reichliche Mahlzeiten mit Kaffee, Dessert und Früchten ad libitum und recht trinkbarem griechischen Wein zahlten wir drei zusammen ein türkisches Pfund täglich, und der Eifer, mit dem der armenische Wirth sich unsere Kundschaft zu erhalten bemüht war, zeigte, dass er immer noch ein recht gutes Geschäft an uns machte. Ein gefährlicher Concurrent war ihm neuerdings in Gestalt eines Griechen Janco erwachsen, der eine Art Gasthof errichtet hatte; wir erfuhren dies zu spät, um davon Gebrauch zu machen, bedauerten es auch nicht, da wir in unserem Hause und mit unserer zahlreichen Dienerschaft hinreichend versorgt waren.

Nachmittags verfehlten wir nie einen Spaziergang in den schönen Palmenhainen am südlichen Ende der Stadt oder längs der gewaltigen, jetzt in argem Verfall befindlichen Mauern zu machen, oder wir bestiegen eine jener runden Gondeln und liessen uns auf dem Tigris spazieren fahren. Das Schwierigste hierbei war das Ein- und Aussteigen; der Wasserstand war niedrig und das Ufer so schlammig, dass wir selten anders als auf den Schultern unserer Gondoliere in das Fahrzeug hineinkamen, wofür diese selbstverständlich nie verfehlten das übliche Bakschisch zu beanspruchen. Jenseits des Flusses, in der von Beduinen vom Stamme Agêl bewohnten Vorstadt, standen längs des Wassers Kaffeehäuser, von wo wir in der süssen Ruhe des Nichtsthuns bei einer Tasse des besten Mokka das Treiben auf der Brücke und dem Flusse beobachten konnten; ihre Einrichtung war äusserst primitiv, aber ihr Publicum, obgleich ausschliesslich aus Arabern mittleren und niederen Standes bestehend, von den

höflichsten und ruhigsten Manieren. Neigte sich dann die Sonne zur Rüste, so bestiegen wir das hohe Dach unseres Hauses, um das Farbenwunder ihres Untergangs zu geniessen. Wenngleich die Tinten dieselben waren, wie ich sie oben gelegentlich unseres Aufenthalts in Mossul geschildert habe, so war doch hier das Bild ein ganz anderes. Dort lagen uns die ehrwürdigen Ruinen von Ninive gegenüber, umgeben von kahler Landschaft, die die lebhaften Farben des westlichen Himmels ungetrübt wiederstrahlte, hier dagegen brach sich der Purpur und das leuchtende Gelb des Abends an den tausenden von Palmenwipfeln, welche Baghdads Gärten, Plätze und Strassen zieren und nur die bunten Fliesen der Minarets glitzerten hell in den Strassen der untergehenden Sonne. Sobald sie am Horizont verschwunden, tönt vom Serai des Pascha der Kanonenschuss, der während elf Monaten das Ende des Tages bezeichnet; im Ramazan jedoch ruft er zu Speise und Trank und alles Volk strömt in den Bazar, dessen Buden hell erleuchtet sind, um sich gütlich zu thun. Das Gedränge und der Lärm wachsen von Stunde zu Stunde und erst spät nach Mitternacht tritt Stille ein. Wir pflegten den Abend meist in unserer armenischen Speisewirthschaft zu verbringen, wo dann das munterste Leben herrschte; lange Reihen von Flaschen mit den verschiedensten gebrannten Getränken an den Wänden und Champagner aller Arten zeugten davon, dass die Enthaltsamkeit hier nicht zur Pedanterie wurde. Unser Lieblingsgetränk jedoch war nach langer Entbehrung ein vorzügliches Mainzer Exportbier, durch dessen Einfuhr sich ein Schweizer Haus grosses Verdienst erworben und das zu 10 Piastern (18 sgr.) die Flasche starken Absatz findet. Im Hofe der Wirthschaft trieb vor Hunderten von Zuschauern der türkische Hanswurst Karagöz, ein wenig feiner Geselle, im Schattenspiel sein Wesen und der ganze Bazar wimmelte von Gauklern und ähnlichem Volk. Die übrige Stadt ist dann schon dunkel und still und wenn wir von unseren laternentragenden Dienern begleitet nach Hause gingen, so hörten wir in den Gassen nur hin

und wieder den eintönigen Ruf „Jallâh“ der Wächter oder das Heulen eines Hundes.

Die jetzige Stadt Baghdad liegt auf dem linken Ufer des Tigris, rings von nackter Wüste umgeben und umschlossen von einer halbkreisförmigen, über eine Stunde langen Mauer, deren Thürme, einst 160 an der Zahl, meist eingestürzt oder im Einstürzen begriffen sind; trotz ihrer gewaltigen Grösse kann sie bei dem jetzigen Zustande kaum als ein Hinderniss gelten. Die Zahl der Einwohner soll gegen 100,000 betragen; doch hätten innerhalb der Mauern noch viel mehr Menschen Raum und grosse wüste Flächen am inneren Rande derselben zeigen, dass früher die Stadt weit bevölkerter war. Jenseits des Tigris, der mit zwei stets belebten Schiffsbrücken überspannt ist, liegt die Vorstadt des Beduinenstammes Agêl, der vor längeren Jahrzehnten vom Pascha zu Baghdad aus seiner Heimath im Nedshed, dem nordöstlichen Centralarabien, zur Hülfe gegen andere Feinde hierher berufen wurde. Der Stamm erhielt damals ausser anderen Vorrechten das Privilegium der Kameelkaravanen nach Damascus und beschäftigt sich noch jetzt vorzüglich mit Frachtführerei, soll sich auch aus alten Reminiscenzen in seinem Stadttheile sehr selbstständig fühlen. Der bauliche Character der Stadt hält die Mitte zwischen der Türkei und Persien; während in den ärmeren Quartieren die gelbe persische Lehmwand vorherrscht, sieht man doch in der Nähe des Tigris, wo in einer dem Flusse parallel laufenden Strasse sich die Häuser der Europäer befinden, einige ganz stattliche Gebäude. Recht erfreulich für das Auge sind in dem Einerlei der engen krummen Gassen die vielen Palmen, die nicht allein in den ausgedehnten Gärten am Tigris, sondern fast in jedem Hofe und auf jedem freien Platze stehen. Die Strassen sind natürlich ungepflastert und die Gesundheitspolizei auf ihnen fällt lediglich den Hunden zu, einer bei Tage den Menschen gegenüber sehr bescheidenen Race, die aber bei Nacht sich durch fortwährendes Kläffen und Heulen unausstehlich macht.

Aus der Chalifenzeit ist in Baghdad ausser einem schön ornamentirten Kamin in einem zerfallenen Gebäude und einer

Mauer mit langer Inschrift im jetzigen Zollhaus nur ein einziges Denkmal erhalten; es ist das Grabmal der Zobeide, der Lieblingsgemahlin Harun al Raschids, das am westlichen Ende der Vorstadt der Agêl hart am Rande der Wüste steht. Auf einem viereckigen Unterbau von etwa 30 Fuss im Geviert erhebt sich ein pyramidaler Helm bis zu 100 Fuss Höhe in eigenthümlicher stalactitenartiger Manier ausgeführt. Das Ganze ist mehr merkwürdig als eigentlich schön, zumal die einstige bunte Bekleidung des Unterbaues zerstört ist; selbst die Grabschrift hat so stark gelitten, dass kaum ein Buchstabe mehr zu lesen ist. Als wir auf dem Wege zu dem Grabmal uns im Gewirre der schmalen Vorstadtgassen gründlich verirrt hatten, wurden wir ganz zufällig Zeugen einer eigenthümlichen Scene. Aus einem Hofe erscholl wüster Trommellärm und Gesang, und als wir hereintraten sahen wir, wie etwa zwei Dutzend Neger und Negerinnen sich buchstäblich im Schweisse ihres Angesichts im Tanze abmühten; drei Prachtexemplare begleiteten dazu auf riesenhaften verschieden tief gestimmten Trommeln. Die ganze Sache musste eine religiöse Bedeutung haben, denn in der Mitte stand ein Altar mit zwei Fahnen und ringsum sassen würdige Araber und Türken auf steinernen Bänken und sahen ernsten Angesichts dem tollen Treiben zu, das den Tänzern selbst ausserordentliches Vergnügen zu machen schien, denn sie grinsten über das ganze Gesicht. Wir setzten uns gleichfalls und wurden von Negern und Zuschauern sehr höflich bewillkommnet; allein schon nach wenigen Minuten wurde der Höllenlärm und das tolle Umherspringen der Neger uns zu viel, und nach dem üblichen Backschisch suchten wir wieder das Freie auf.

Aus neuerer Zeit besitzt die Stadt gleichfalls nur ein bedeutendes Bauwerk in der der syrisch-unirten Gemeinde gehörigen, von französischen Missionaren verwalteten Kirche, deren gewaltiger Kuppelbau erst jüngst vollendet wurde. Von ihrem Dache hat man den besten Ueberblick auf die Stadt, ihre Palmengärten und den weiten Halbkreis der zinnengekrönten Mauern. Die Kirchen der anderen Gemeinden sind

nicht bemerkenswerth, doch ist ihre Zahl nicht unbedeutend, da ausser der protestantischen Kapelle im englischen Generalconsulat nicht weniger als sechs Confessionen vertreten sind: syrisch-unirte und syrische Jacobiten, chaldäisch-unirte und chaldäisch-nationale (sogenannte Nestorianer), armenisch-unirte und armenische Gregorianer. Die Moscheeen sind gleichfalls zahlreich und unbedeutend, ihre Minarets, meist im Glanze bunter Bekleidung glitzernd, stehen alle so schief wie in Mossul. Das Serai des Pascha ist ein formloser grosser Gebäudecomplex und das Haus des Schah von Persien, welches als Merkwürdigkeit gezeigt wird, nichts als ein ziemlich europäisch aussehendes Landhaus im missverstandenen maurischen Styl. Es wurde ihm vom Sultan geschenkt, als er gelegentlich seiner Pilgerreise nach Kerbela einige Wochen lang hier in Baghdad verweilte. Grosse Gebäude stehen noch am Tigris, es sind Schulen, Kasernen und auch einige dem Staat gehörige Fabriken.

Den Hauptbestandtheil der Bevölkerung bilden die Araber; die ackerbautreibende Klasse der Umgegend gehört ihrem Volke ausschliesslich an und auch in der Stadt behaupten sie unter dem niederen Volke weitaus die erste Stelle. In den Handwerkerzünften dagegen findet man viele syrische und chaldäische Christen, im Handel Armenier, Perser und Juden und im Militair und der Beamtenwelt Türken. Die wohlhabendere Klasse unter den Arabern zeichnet sich durch eine gewisse Feinheit der Manieren und wohlgepflegte Kleidung aus; auch der gemeine Mann ist hier nicht so roh und vorzüglich nicht so schmutzig wie beispielsweise in Aegypten. Dagegen sieht man unter den Beduinen, die häufig in die Stadt kommen, noch manchen wilden Gesellen, der von der Civilisation gänzlich unbeleckt geblieben ist und ebensogut zu Mohammeds Zeiten gelebt haben könnte. Seine Kleidung besteht nur aus einem zerlumpten langen Kittel, durch einen Ledergurt zusammengehalten und bisweilen aus dem viereckigen Mantel, der Abbâ, der persischen an Schnitt völlig gleich, aber hier stets von braun und weiss gestreiftem Stoff,

während sie in Persien einfarbig ist. Seinen Kopf bedeckt stets die blau und weiss carrirte Kefije englischen Ursprungs, der ihre Billigkeit den Weg schon tief in das freie Arabien hinein gebahnt hat; die nationale Kefije aus buntgestreiftem Seidenstoff mit Gold durchwirkt, wie sie in den Städten Homs und Hamah in Syrien gewebt wird, sieht man fast nur bei Häuptlingen und Vornehmen. Der Stadtaraber hat aber die volksthümliche Kopfbedeckung, die seine Vorfahren in ihrem Nomadenleben führten, abgelegt und trägt den weissen mit gelber Seide gestickten Turban um den rothen Fez geschlungen. Wie ich schon oben einmal bemerkte ist nichts im Orient für das Volk characteristischer als wie gewisse Unterscheidungen in der Kopfbedeckung fest gehalten werden; so erkennt man stets den Juden in Baghdad an seinem blau oder roth geblümten Turban und der riesigen blauen baumwollenen Puschel am Fez darunter, anstatt der von den Rechtgläubigen und den Christen getragenen schwarzen seidenen, der syrische und chaldäische Christ dagegen legt einen ganz schwarzen Turban an, wenn er noch nicht zum Fez allein übergegangen ist, wie ihn die Türken und Armenier tragen. So ist jedermann schon von weitem seiner Nationalität und seinem Glauben nach zu unterscheiden.

Dass das Volk in Baghdad schön sei, wird Niemand behaupten wollen; sie sehen alle schlecht gewachsen und schwächlich aus und haben meist eine ungesunde Gesichtsfarbe; bei den Beduinen ist dem Fremden das fast gänzliche Fehlen des Bartwuchses auffallend, dessen Fülle die anderen semitischen Stämme so sehr characterisirt. Da in Europa hiervon nichts bekannt ist, so glaubte ich diesen Umstand eher dem Zufall zuschreiben zu sollen, der mir lauter bartlose Individuen vorgeführt hätte; ich hörte jedoch von zuverlässiger Seite bestätigen, dass die Schwäche des Bartwuchses stets ein sicheres Kennzeichen des Beduinen sei. Ein anderer Umstand, der das hiesige Volk sehr entstellt, ist der Aleppoknoten, der hier wie in einem grossen Theile Vorderasiens und Persiens heimisch ist. Diese bisher noch

völlig unerklärte Krankheit[1]) stellt sich bei einem jeden Eingebornen meist in der Jugend in Form eines haselnussgrossen Geschwürs im Gesicht ein, das nach längerem Verlauf bis zu einem Jahre eine hässliche verzogene Narbe hinterlässt, welche die ohnehin nicht schönen Köpfe vollends verunziert. Merkwürdigerweise tritt bei Europäern, die bei längerem Aufenthalt der Krankheit sicher anheimfallen, das Geschwür nur höchst selten im Gesicht, sondern fast stets an den Armen oder Beinen auf, wo es zwar schmerzhaft, aber durchaus gefahrlos verläuft. Hiermit ereignete sich ein merkwürdiger Fall während meiner Anwesenheit. Ein Europäer hatte, um sein Gesicht ganz sicher zu stellen, sich den Krankheitsstoff am Fusse einimpfen lassen; der Erfolg war aber der entgegengesetzte, denn während die Wunde am Fuss entzündlich wurde und das Glied anschwoll, trat der Aleppoknoten an der unangenehmsten Stelle im Gesicht, dem oberen Augenlied auf. Uebrigens ist ein Jeder, der den Aleppoknoten überstanden, vor einem späteren Rückfall gesichert. Sonst ist das Klima von Baghdad, abgesehen von gelegentlichen Pest- und Choleraepidemieen, nicht ungesund und Wechselfieber sollen bei der Trockenheit der Umgegend selten sein. Dagegen ist die Hitze im Sommer unerträglich und treibt die ganze Bevölkerung den Tag über in die Serdâbs, vor der Sonne geschützte, gewölbte Kellergeschosse, in denen bei den Wohlhabenderen ein in steter Bewegung erhaltenes feuchtes Segel an der Decke angenehme Kühlung verbreitet.

Die weibliche Bevölkerung giebt, soviel ich gesehen, der männlichen an Hässlichkeit nichts nach; allerdings gehen die Frauen der wohlhabenderen Classen so dicht verschleiert, dass man ihre Züge nicht erkennen kann. Dagegen tragen die Frauen des Mittelstandes einen Schleier, der sie wohl vor der Sonne, nicht aber vor neugierigen Blicken schützt;

---

[1]) Eine sehr eingehende und mit Sachkenntniss geschriebene Abhandlung über den Aleppoknoten findet sich in Dr. Polaks Werk über Persien, s. unten im achten Abschnitt.

ein viereckiges steifes Gewebe von Rosshaar oder einem ähnlichen Stoff hängt vom Kopftuch herunter und muss jedesmal nach der Seite gedreht werden, gegen welche es das Gesicht verdecken soll, die andere Seite wird dadurch natürlich ganz frei. Die Frauen der Beduinen verschleiern sich ebensowenig wie die Kurdinnen und auch in der Stadt sieht man häufig unverschleierte Frauen, vorzüglich Türkinnen niederen Standes. Der Unterhalt einer Familie muss in Baghdad nicht eben theuer sein, denn die Mädchen, die ein Europäer in seinem Geschäft mit Baumwollsortiren beschäftigte, erhielten zum Tagelohn nur einen Piaster. Diese Billigkeit des Lebens hat für den Fremden den grossen Vortheil, dass er von Bettlern weniger belästigt wird als in anderen Städten des Orients; nur ein einziger dieser Zunft hatte eine sinnreiche Art gefunden, um sich von uns eine dauernde Pension zu erwerben. Er sprach uns nie an, legte sich aber Nachts vor unsere Thür und stöhnte stundenlang so entsetzlich, dass wir uns schleunigst entschlossen seine Abwesenheit mit einer übrigens recht bescheidenen Summe für jeden Tag zu erkaufen.

Die europäische Colonie ist in Baghdad ziemlich zahlreich. England ist durch ein Generalconsulat vertreten, welchem des äusseren Ansehens halber nicht nur ein zahlreiches Unterpersonal, sondern auch ein Zug Seapoys beigegeben ist; der starken Verbindungen Baghdads mit Bombay wegen, über welchen Weg der grösste Theil des Handels nach England geht, ressortirt das Generalconsulat von der indischen Regierung und nicht vom Auswärtigen Amt zu London. Der zeitige Vertreter, Oberst Herbert, war an der türkisch-persischen Grenze abwesend, um dort die sich stets wiederholenden Conflicte betreffs der herüber und hinüber wechselnden Nomadenbevölkerung als Schiedsrichter zu schlichten; wir lernten ihn erst kurz vor unserer Abreise kennen. Das französische Consulat, welches zur Zeit durch einen Viceconsul verwaltet wurde, hat wohl ebensowenig materielle Interessen zu vertreten wie das zu Mossul, dagegen ist das italienische Consulat, dessen Träger Herr Wartmann,

ein Schweizer, war, stärker beschäftigt, weil nicht wenige Italiener in diesen Gegenden sich Geschäfte halber aufhalten. Europäische Handlungshäuser existiren mehrere; sie beschäftigen sich mit dem Export von Wolle, Baumwolle und anderen Rohproducten und führen dagegen europäische Manufacturwaaren ein, unter welchen, wie in Persien, bedruckte Baumwollstoffe den ersten Rang einnehmen, auch sind fast alle Luxusartikel vertreten, als Spiegel und Lampen, Champagner und Bier. Die Zahl anderer Europäer als der Handelstreibenden ist zwar nicht bedeutend, doch findet man sie in allen möglichen Stellen; die kleine Stadt Köpenick hat sogar Baghdad seinen ersten Schneider, Herrn Kanthacke, geschenkt. Ich hatte bereits in einer anderen Reisebeschreibung von seiner Anwesenheit gehört und überraschte ihn nicht wenig, als ich im Bazar, ohne ihn zu kennen, ihn dreist auf seinen Namen und seine Heimath anredete. Seine Physiognomie war trotz des Fez auf seinem Kopfe so berlinisch geblieben, dass ich mich unmöglich irren konnte.

Der Handel ist in Baghdad für den Europäer weit leichter als beispielsweise in Tebriz in Persien, weil die Verbindung mit der Aussenwelt eine vollkommenere ist. Unterhalb der Stadt ist der Tigris das ganze Jahr hindurch schiffbar und alle acht Tage geht ein Dampfer stromabwärts nach Basra. Von dort schliessen sich alle 14 Tage die Dampfer der Peninsular and Oriental Company über Benderbuschir in Persien nach Bombay an, auch gehen bei genügenden Frachten häufig Dampfer direct von Basra über Aden und Suez nach England. Telegraphenverbindung existirt zwar nur über Constantinopel, doch scheint der Betrieb ordentlich gehandhabt zu werden und habe ich nicht, wie in Persien, darüber klagen hören; auf ein Telegramm erhielt ich schon 24 Stunden nach der Aufgabe die Antwort aus Berlin. Postverbindung giebt es auf zwei Wegen; alle 14 Tage geht der türkische Regierungscourier über Mossul und Aleppo nach Constantinopel und ebenso häufig der englische Courier, ein Araber, zu Kameel durch die Wüste nach Damascus und Beirut; letztere Gelegenheit wird als die sichrere meist vorgezogen.

Der Portosatz ist bei beiden freilich hoch; er beträgt, wenn ich nicht irre, zwei Piaster für den Dirhem (etwa fünf Gramm), man kann ihn aber nicht übermässig finden, wenn man bedenkt, dass für die numerisch nicht bedeutende Correspondenz ein eigener Courierdienst unterhalten werden muss. Auf beiden Linien gebrauchen Briefe drei bis vier Wochen nach Europa.

Baghdad ist die Hauptstadt des gleichnamigen Generalgouvernements, das im Norden bis an das Paschalik Mossul, im Osten an die persische Grenze und im Süden bis zum Einfluss des vereinigten Euphrat und Tigris in den persischen Meerbusen reicht. Nach Westen erstreckt sich die Macht des Sultans nur bis an den Rand der Wüste, darüber hinaus ist der Beduine noch ebenso Herr des Landes wie zu Mohammeds Zeiten Der vorige Generalgouverneur Midhat Pascha hat sich um Baghdad recht verdient gemacht; ausser anderen Einrichtungen verdankt ihm die Stadt die Gründung einer Gewerbeschule, mit einem Waisenhaus combinirt und in straffer militairischer Weise, die dem Orient sehr noth thut, verwaltet Auch die Beleuchtung des Bazars, einiger angrenzender Strassen und der Schiffbrücken mit Petroleumlampen ist sein Werk. Nur geht es leider im Orient mit allem Guten bald zu Ende; der Nachfolger hat stets andere Pläne im Kopf und die Gewerbeschule wird bald aufgelöst sein. Bei den Petroleumlaternen merkte man wenigstens schon bedeutend den eintretenden Verfall; die Gläser waren seit Midhats Abgange nicht geputzt worden und liessen nur noch Bruchtheile von Licht durch, und der Anstecker, von einem Europäer darauf aufmerksam gemacht, erwiderte kühl: Werden Sie das Glas etwa bezahlen, wenn es beim Putzen entzwei geht?

Midhats Nachfolger war Rauf Pascha, der es durch kaiserliche Gunst mit 40 Jahren schon zur höchsten Staffel im militairischen Dienste, zum Range eines Muschir gebracht hatte. Er war ein durchaus europäisch aussehender und recht gut französisch sprechender Mann und steht, wie ich schon früher aus sicherer Quelle erfahren hatte, in seinem

Character hoch über dem durchschnittlichen Typus des türkischen Beamtenthums. Als Erwiderung auf einen Besuch, den wir ihm gemacht hatten, lud er uns ein, der bei Gelegenheit des Beiramfestes stattfindenden grossen Heerschau beizuwohnen. In Begleitung des Herrn Wartmann begaben wir uns zu Pferde zur festgesetzten Zeit nach dem Paradeplatz und wurden dort zu einem Hause geleitet, in welchem bereits die ganze offizielle Welt Baghdads versammelt war. Nicht allein die höheren Civilbehörden und einige Offiziere fanden wir dort, sondern auch die hohe Geistlichkeit, die in ihren würdigen Uniformsgewändern, einem violetten Talar und weissen golddurchwirkten Turban, ernst dasass und Kaffee schlürfte. Unter den Offizieren wurde uns ein Pascha gezeigt, dem wir bei seinem frischen Aussehen etwa 65 bis 70 Jahr gegeben hätten; er hatte aber schon bei den Pyramiden gegen Napoleon den Ersten gefochten und jüngst seinen hundertjährigen Geburtstag gefeiert. Natürlich war er der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und schien in Baghdad das zu sein, was in Berlin Feldmarschall Wrangel ist. Von fremden Gästen waren ausser uns nur zwei vorhanden, freilich keine Europäer, sondern Beduinenscheiks. Der eine war der Chef des mächtigen Stammes der Montefik am unteren Tigris und am Ufer des persischen Golfes, der andere einer der vier Prätendenten um die Herrschaft im Nedshed, einem früher ganz unabhängigen, jetzt aber zum Theil von den Türken unterworfenen Gebiet Arabiens, dem Mutterlande der edelsten Pferde und Kameele. Beides waren schöne Leute, die nur die Kümmerlichkeit des Bartwuchses, das characteristische Merkmal des echten Arabers, entstellte; ihre reiche goldgestickte Beduinentracht stand sehr gut zu den gebräunten Gesichtern und den dunkeln Augen.

Die Heerschau selbst überraschte uns durch die ganz unerwartete Präcision, mit der alle Evolutionen von der Infanterie ausgeführt wurden. Das sechste türkische Armeecorps, welches in Parade stand, war freilich nicht stärker als bei uns ein Infanterieregiment im Frieden, doch imponirte eine solche Truppenmasse, sehr gut gekleidet, wohl geschult

und mit ganz neuen Hinterladern bewaffnet, den beiden Beduinenscheiks gewaltig; zu diesem Zwecke hatte man sie auch lediglich eingeladen. Die Cavallerie von der Stärke einer Schwadron ritt nicht sehr ordentlich und die Geschütze, von denen drei Batterieen zur Stelle waren, manövrirten etwas sehr türkisch. Ein anwesender Offizier theilte mir durch Vermittelung eines Dollmetschers mit, dass es schwer sei, aus dem hiesigen arabischen Volke etwas tüchtiges herauszubilden, da sie, wenn auch an Intelligenz den Türken (wie er ehrlich eingestand) überlegen, doch an Disciplin und körperlichem Geschick weit hinter ihnen zurückblieben. Uebrigens fand ich, dass der einzelne Soldat, wie man ihn in der Stadt häufig sah, in seiner kleidsamen Uniform stets einen ordentlichen und sauberen Eindruck machte.

Die Volksbelustigung zum Beiramfest, das drei Tage währte, bestand in einem allgemeinen feiertäglichen Spaziergang vor das Thor, wo jeder, der ein Pferd besass, sich auf demselben herumtummelte und mit anderen jagte. Es war ein überaus buntes Bild, das Treiben der tausende von Menschen in ihren malerischen Trachten von der Stadtmauer herab zu betrachten. Die Pferde waren meistens schön, doch sah ich nichts gerade ausserordentliches. In Europa ist der Irrthum allgemein verbreitet, dass der wahre Typus des arabischen Pferdes dem jener Berberschimmel ähnlich sei, wie sie die leichte französische Cavallerie reitet, und die sich im letzten Feldzug für unsere militairischen Zwecke als gänzlich unbrauchbar erwiesen. Ich habe dies in keiner Weise bestätigt gefunden; geschätzt werden im Orient grosse Pferde und von solchen sah ich hier schöne Exemplare mit edlen Formen und kräftiger Action. Sehr edle Pferde besass Herr Wartmann; bei Gelegenheit unseres unten beschriebenen Rittes nach Ctesiphon lernten wir ihre guten Eigenschaften: angenehmen Gang, Gelehrigkeit und Sanftmuth und dabei grösste Ausdauer und Genügsamkeit gebührend schätzen. Der Umstand, der den Europäer zunächst stört, ist die Unbekanntschaft der Pferde mit dem Trab. Es liegt dies aber lediglich an ihrer Dressur (der Orientale reitet nie Trab)

und nicht an ihrem Bau, wie man in Europa oft fälschlich annimmt; ein Pferd des Herrn Wartmann, das längere Zeit unter einem Europäer gegangen war, hatte einen vorzüglichen langen Trab, neben welchem die andern Pferde tüchtig galoppiren mussten. Die edelsten Thiere kommen aus aus dem Nedshed, doch ziehen auch andere Araberstämme, wie beispielsweise der die Ränder der arabisch-syrischen Wüste bewohnende, einst sehr mächtige Stamm der Anezeh, vortreffliche Racen. Theuer sind nur die eigentlichen Blutpferde; schöne und sehr tüchtige Gebrauchspferde kann man für recht mässige Preise kaufen.

In der nächsten Umgebung von Baghdad befinden sich zwei grossartige Ueberbleibsel der Vorzeit. Im Westen, etwa zwei Meilen von der Stadt entfernt, steht der Ager Kuf, eines der ältesten Denkmäler Babyloniens, und fünf Meilen im Südosten liegen die Trümmer Seleucias und Ctesiphons, unter der Sassanidenherrschaft zur Doppelstadt al Madain vereinigt. Der Ager Kuf ist ein Hügel aus Backsteinen, jetzt eine formlose nach einer Seite etwas überhängende Masse; er mag zu Babylon im selben Verhältniss gestanden haben wie Kalah Schergat zu Ninive, seine Zeit war vielleicht schon vorüber als Babylons Grösse anbrach. Vom Wege zwischen Kazem und Baghdad hatten wir ihn liegen sehen wie einen riesigen Zahn in der Wüste, einen eigenen Tag widmeten wir ihm jedoch nicht, da er sumpfiger Niederungen halber, die ihn umgeben, schwer zu erreichen ist und besondere Merkwürdigkeiten nicht bietet. Ungleich interessanter ist das andere Ruinenfeld der drei einstigen Hauptstädte des Reiches. Zunächst hatte Seleucus, hier Nachfolger Alexander des Grossen, auf dem rechten Ufer des Tigris Seleucia erbaut, zu deren Bestem Babylon entvölkert wurde, dann hatten die parthischen Arsaciden ihre Residenz nach Ctesiphon auf das linke Flussufer verlegt; ihnen folgte die persische Dynastie der Sassaniden, die letzten Schirmherren des Ahuramazdadienstes, welche die beiden Städte zu der Doppelstadt, von den Arabern al Madain genannt, vereinigte. Auf dem linken Ufer erbauten sie ihren prächtigen Königspalast,

dessen Trümmer noch jetzt das Staunen der wenigen Reisenden erregen, denen es vergönnt gewesen ihn zu sehen.

Uns hatte Herr Wartmann zu dem Ausfluge nach den Ruinen Ctesiphons seine vorzüglichen arabischen Vollblutpferde gegeben und lange vor Sonnenaufgang, um die Hitze möglichst zu vermeiden, ritten wir zum südlichen Thore der Stadt hinaus. Uns begleitete ein Kawass des Consulats und unser arabischer Diener Hadshi Ramazan. Zunächst führte der Weg durch Palmenhaine und wohlbewässerte, jetzt grünende Felder längs des Tigris bis zur Dijâlah, dem bedeutendsten Nebenflusse des Tigris mit Ausnahme des grossen Zab. Er kommt aus dem südwestlichen Persien und ist so wasserreich, dass man ihn mittelst einer Fähre überschreiten muss. Seine Ufer zeigen den letzten Anbau vor Beginn der unteren mesopotamischen Wüste, auch besass Herr Wartmann hier ein grosses Gut, vorzüglich der Baumwollkultur gewidmet, wo er die Sommermonate zubringt, deren glühende Hitze die Stadt unerträglich macht. Eine Fähre brachte uns auf das andere Ufer, wo bald die Wüste begann. Sie glich hier mehr einer Steppe, trug viel niedriges Buschwerk und war von unzähligen Schwärmen von Krähen, Tauben und sandgelben Wüstenhühnern belebt; auch strichen fortwährend Schakals um uns herum. Unsere Pferde gingen vorzüglich; die $2^1/_2$ Meilen bis zur Dijâlah hatten wir vor Sonnenaufgang zurückgelegt und ein munterer Galopp brachte uns bald zur Stätte des alten Ctesiphon, dessen Palast wir schon, einem Riesenfelsen gleich, meilenweit vorher am Horizonte gesehen hatten.

Ich stehe nicht an, den alten Königssitz der Sassaniden, vom Volke jetzt Tak-i-Kesra genannt, für die grossartigste Einzelruine zu erklären, welche die Welt trägt. Wenn auch Trümmerstätten wie Ninive, Babylon, Ani und Pompeji durch die Gesammtheit ihrer Denkmäler ergreifender wirken mögen, so besitzt doch weder das classische Alterthum noch der Orient ein Bauwerk, welches in gleichem Masse wie Tak-i-Kesra durch seinen riesenhaften Bau das Auge fesselt und den Geist erstaunen macht.

Mitten in der Wüste, meilenweit von jeder menschlichen Wohnung entfernt, erhebt sich der Palast. Eine gewaltige vierstöckige Front, von Fenstern durchbrochen und kaum minder reich gegliedert als der Ottoheinrichsbau zu Heidelberg, nur des Schmuckes der Bildwerke entbehrend, zieht sich bei fast 100 Fuss Höhe auf 270 Fuss Länge hin; in ihrer Mitte steht, nach Osten offen, die Halle, in welcher die Sassanidenkönige der Sonne das Morgenopfer brachten. Diese Halle, von einem parabolischen Gewölbe geschlossen und auf Mauern von 20 Fuss Stärke ruhend, hat 94 Fuss Höhe bei 82 Fuss Breite und 143 Fuss Tiefe, bietet also den vierfachen Raum wie jeder der berühmten drei Bögen der Constantinsbasilika zu Rom und nach einigen mehr als jenes ganze Gebäude. Die übrigen Theile des Palastes sind zerstört, doch ist die Façade selbst mit der Halle bis auf einen grossen Riss im Gewölbe völlig erhalten. Das Baumaterial ist ein scharfgebrannter, ganz hellgelber Backstein, der im Gewölbe auf der schmalen Kante steht; an einigen Stellen sieht man auch noch die Köpfe der Balken, die vermuthlich das Baugerüst hatten tragen helfen. Eine Abbildung des Denkmals zu geben bin ich leider nicht im Stande, da eine Photographie in Baghdad nicht zu erhalten war, wahrscheinlich auch nie abgenommen worden ist und eine Zeichnung uns leider später verloren ging. Die Trümmerhaufen rings um den Palast bieten kein Interesse; lange Züge früherer Mauern gehen im Bogen bis zum nahen Tigris und auch jenseits desselben erblickt man Reste alter Gebäude und Befestigungen auf dem Gebiete Seleucias. Stundenlang verweilten wir angesichts der ehrwürdigen Ruine und erst die steigende Mittagshitze mahnte uns zum Aufbruch. Kaum hatten wir die Pferde bestiegen und den Platz verlassen, als auch schon ein zudringlicher Schakal auf demselben erschien, sich die Reste unseres Frühstücks aneignete und triumphirend mit dem Stück Papier im Rachen abzog, das ihm als Hülle gedient hatte. Er war wahrscheinlich der einzige Bewohner der Ruinen und hielt sich dort, als Nachfolger der einstigen Herrscher, für den berechtigten Steuererheber.

Unsere Pferde brachten uns in munterem Galopp wieder zur Dijâlah; der Fährmann liess uns von dort nicht eher weiter ziehen als bis wir ihm die Ehre angethan hatten, aus seiner Wasserpfeife einige Züge zu thun, eine Gastfreiheit, deren Genuss wir ihm sicher verweigert haben würden, wenn wir nicht schon durch längeres Reisen auf dem Punkte der Scheu etwas abgehärtet gewesen wären. Der letzte Theil des Rittes war recht heiss, doch hielten unsere Thiere, die seit der Nacht nicht das Geringste gefressen oder getrunken hatten, wacker aus und noch früh am Nachmittage stiegen wir vor unserm Hause aus dem Sattel; wir hatten in nicht ganz zehn Stunden volle zehn deutsche Meilen zurückgelegt und dabei $2^1/_2$ Stunden gerastet, für unsere Thiere eine ganz achtungswerthe Leistung.

Ehe wir Baghdad verliessen, wollten wir doch einen Versuch machen die prachtvolle Moschee zu Kazem wenigstens von aussen näher zu sehen. Wir waren vor dem Fanatismus der Bewohner ausdrücklich gewarnt worden und gingen desshalb vorsichtig zu Werke. An einem der Thore des Vorhofes hatte glücklicherweise ein Dattelverkäufer seine Bude aufgeschlagen; zu ihm gingen wir und kauften ein jeder für einen halben Piaster Datteln; die Zeit, die er brauchte, um uns die Früchte vorzuwiegen und wir, um die erstaunliche Menge (für einen Silbergroschen!) in unseren Taschen unterzubringen, genügte vollkommen, um einen Blick auf das herrliche Gebäude mit seinen stolzen Minarets zu werfen. Der Dattelverkäufer schien unsere List zu durchschauen, fand darin aber zu sehr seinen eigenen Vortheil, als dass er uns fortgewiesen hätte. Kaum war aber die letzte Dattel in unseren Taschen verschwunden, als wir auch schon von anderen Gläubigen bedeutet wurden, wir hätten nun genug gesehen und möchten unseres Weges ziehen. Unglaublich klingt es, ist jedoch buchstäblich wahr, dass uns die Datteln für einen halben Piaster durch ihr Gewicht lästig wurden; bei solchen Preisen muss hier das Leben freilich billig sein. Auf dem Rückweg lernten wir zu unserm Nachtheil den Fahrplan der Pferdebahn zu spät kennen; der letzte Wagen

war bei Sonnenuntergang, etwa fünf Minuten zu früh für uns, abgegangen und nach Einbruch der Nacht fand trotz der frühen Stunde kein Dienst mehr statt. Da man uns für einen Extrawagen die lächerliche Summe von einem Pfund abforderte, zogen wir vor zu Fuss zu gehen, wobei uns die Strecke bis Baghdad doch bedenklich lang vorkam.

Die letzten Tage unseres Aufenthalts waren wesentlich den nothwendigen Besorgungen für unsere Wüstenreise gewidmet; wir mussten einerseits unser Gepäck möglichst erleichtern und andererseits Vorräthe für etwa drei Wochen anschaffen. Einige allgemeinere Daten über die Tour erfuhren wir von mehreren Ingenieuren, welche im Auftrag der türkischen Regierung die Strecke von Tripolis im syrischen Küstenlande über Palmyra hieher zum Zwecke der Vorstudien für eine Eisenbahn bereist hatten. Sie hatten zwar eine nördlichere Route (über Deîr und dann längs des Euphrat) genommen, als wir beabsichtigten, konnten uns aber doch über den Character der Wüste und die Requisiten des Reisens manchen Aufschluss geben. Ihr Ritt war nicht ohne Abenteuer vor sich gegangen; einige Tagereisen von Palmyra hatte die ihnen mitgegebene türkische Escorte einem Araberstamm angeblich auf Rechnung rückständiger Steuern zwei Gefangene und 500 Hammel abgenommen. Schon am nächsten Tage merkten sie, dass ihnen Beduinen folgten, jedoch ohne sie anzugreifen; erst einige Tage später, als sie mehr als einen Tagemarsch vom nächsten Brunnen entfernt waren, sahen sie sich plötzlich von allen Seiten von Uebermacht umringt, sodass an ein Entweichen in der wasserlosen Wüste, wobei die Kameele mit den Wasserschläuchen hätten im Stich gelassen werden müssen, nicht zu denken war. Glücklicherweise waren die Araber milde gesonnen und liessen sie nach Rückgabe der Gefangenen und der 500 Hammel unbelästigt des Weges ziehen. Nicht alle Beduinen sind so gutmüthig; gewöhnlich wird bei Ueberfällen den Reisenden alles abgenommen und es kam erst vor wenigen Jahren vor, dass zwei Engländer aus dem Transjordanland nach Jerusalem zurückkamen, der eine in die Times und der andere

in deren Beilage gekleidet. Betreffs der Eisenbahn meinten die Ingenieure, dass Wassermangel auf der Strecke sie absolut unmöglich mache; die einzig denkbare Route gehe von Aleppo nach Diarbekir und von dort längs des Tigris über Mossul nach Baghdad.

Unsere Verhandlungen mit dem Kameeltreiber Abd-ul-Aziz vom Stamme Agêl hatten zwar bald nach unserer Ankunft in Baghdad durch Vermittelung des Herrn Wartmann begonnen, doch hatten Ramazan und Beiram den ohnehin faulen Character unseres neuen Tscherwadars so erschlafft, dass er mit seinen Vorbereitungen gar nicht fertig werden zu können schien. Uns blieben also noch einige Tage unerwarteter Weise übrig; wir machten in dieser Frist die Bekanntschaft des liebenswürdigen englischen Generalconsuls, der eben von seiner Reise nach der persischen Grenze zurückgekehrt war. Er war früher Offizier in Indien gewesen und schätzte an Baghdad vorzüglich eine Eigenschaft, deren Lob ich sonst von keinem Europäer habe preisen hören: das angenehm kühle Klima. Es scheint danach, als ob selbst im Pendshâb, seinem langjährigen Aufenthalt, die Sommer noch unerträglicher sind als hier. Seine Wohnung im Generalconsulat, dem stattlichsten Gebäude Baghdads, machte mit ihrer ganz europäischen Einrichtung auf uns einen äusserst wohlthuenden Eindruck; wir fühlten, dass sich der Drang nach der Heimath allmählich in uns rege. Den ohne Zweifel schönsten Punkt in Baghdad besitzt das Gebäude in einer baumbepflanzten Terrasse über dem Tigris mit reizender Aussicht auf die Stadt und auf die Palmenwälder am Flusse. Genau das entgegengesetzte Urtheil über die Stadt wie vom Generalconsul, hörten wir von einem jungen in Paris erzogenen Griechen, Dimitraki Aristarchi Bey [1]), Privatsecretair des Generalgouverneurs Rauf Pascha. Nach ihm war Baghdad der entsetzlichste Ort der Welt und nur der Tag zu segnen, an welchem man ihm auf Nimmerwiedersehn Lebe-

---

[1]) Er ist derselbe, auf welchen jüngst in Constantinopel der in den Zeitungen vielbesprochene Mordanfall gemacht wurde.

wohl sage. Sein Wunsch nach Abwechselung sollte bald in Erfüllung gehen, denn innerhalb der nächsten zwölf Monate wurde Rauf Pascha hintereinander Gouverneur von Jemen in Südarabien, Polizeiminister in Constantinopel und Generalgouverneur irgendwo in Kleinasien; seitdem ist er mehreremale in Ungnade gefallen und zu verschiedenen hohen Posten berufen worden, — ein bezeichnendes Bild türkischer Regierungsweisheit.

Endlich machte Abd-ul-Aziz die Meldung, dass die Kameele alle zur Stelle seien und am nächsten Tage die Reise beginnen könne. Der Contract, den wir durch Herrn Wartmanns Vermittelung schriftlich mit ihm abgeschlossen hatten, legte ihm die Verpflichtung auf, uns mit sechs Kameelen und zwei Führern über Hillah, Kerbela und Palmyra in siebzehn Tagen wohlbehalten nach Damascus zu bringen, wofür er 32 türkische Pfund vorausbezahlt erhielt; weitere vier Pfund sollte er als Belohnung in Damascus erhalten, falls er die vorgeschriebene Zeit richtig eingehalten, sie sollten ihm jedoch gekürzt werden, wenn durch seine Schuld eine Verspätung entstände. Wir hofften so durch seine Geldgier, eine allen Arabern gemeinsame Eigenschaft, seiner Faulheit das Gegengewicht zu halten. So mässig der Preis auch erscheinen mag, so ist das Geschäft für den Vermiether doch ein recht gutes. Er kauft die Kameele in Baghdad, wo sie wegen der Nähe des Nedshed billig sind, zu sechs bis sieben Pfund jedes Stück an und kann die vier Stück, welche er ausser im Falle einer Rückfracht von Damascus aus bei der Heimreise entbehren kann, dort eben so theuer verkaufen als ihm die ganzen sechs in Baghdad gekostet haben. Der Unterhalt der Kameele in der Wüste kostet gar nichts und der eigene ist bei der Dattelkost erstaunlich billig, so dass ihm bei der Rückkehr nach Baghdad, nach etwa zweimonatlicher Reise, mindestens zwanzig Pfund als reiner Gewinn bleiben, für dortige Verhältnisse eine recht ansehnliche Summe. Dem Gewinn gegenüber steht freilich der mögliche Verlust eines Thieres durch irgend welche Zufälle. Vor Raubanfällen hat ein Araber vom Stamme Agêl nichts zu

fürchten, da sein Volk mit den anderen Stämmen der Wüste, vorzüglich den mächtigen Anezeh, freundschaftlich steht. Der Europäer reist daher mit den Agêl weit sicherer als mit der stärksten Escorte, und auch wir waren herzlich froh, als wir die von dem Pascha uns bereitwilligst angebotene bewaffnete Begleitung dankend ablehnen konnten; wir hatten im Laufe unserer Reise genug davon zu leiden gehabt.

Die Kameele, deren man sich zum Reisen in der Wüste bedient, sind einhöckrige Dromedare. Man unterscheidet im Orient nicht in der in unseren Schulbüchern gebräuchlichen Weise, wonach das einhöckrige Kameel lediglich Dromedar genannt wird; es giebt vielmehr unter den einhöckrigen sowohl schwer gebaute Lastthiere als feingebaute Reitthiere und nur die letzteren bezeichnen die Europäer im Orient als Dromedare. Der Unterschied zwischen beiden Arten ist derselbe wie zwischen einem Lastgaul und einem Reitpferd. Das zweihöckrige, aus Baktrien stammende Kameel ist schon in Persien nur selten zu finden und dringt bis Baghdad, wie mir versichert wurde, nie vor; es ist in seiner Heimath lediglich nur Lastthier und zu schnellen Märschen nicht geeignet. Das Dromedar ist ferner keineswegs das schnelle Thier, wofür es bei uns vielfach gehalten wird; es soll allerdings eine hochedle Race geben, welche lange Märsche im Trabe zurücklegen kann, doch habe ich ein solches nie gesehen und mögen sie wohl nur im Besitz einheimischer Fürsten und Scheiks, wie beispielsweise des Vicekönigs von Aegypten, zu finden sein. Die schätzenswerthen Vorzüge des Dromedars sind seine grosse Ausdauer und seine ganz unglaubliche Genügsamkeit. Unsere Kameele, welche allerdings nur mässige Thiere waren, legten mit einem sich stets gleichbleibenden Schritt in der Stunde genau 4800 Meter zurück und unser Fortschritt bei zwölfstündigem Marsch betrug also an acht deutsche Meilen. Pausen wurden nur gemacht, um unterwegs Wasser einzunehmen, mehreremale kam es jedoch vor, dass ein zwölfstündiger Marsch zurückgelegt wurde, ohne dass auch nur ein Kameel einen Augenblick stille stand. Eine dreiwöchentliche Reise in dieser Art, mit noch zwei forcirten

Märschen von ziemlich doppelter Länge am Ende, ging keineswegs über die Kräfte unserer Thiere und nur eines derselben, welches schon zu Anfang Zeichen von Schwäche von sich gegeben hatte, musste auf dem letzten Marsch, kurz vor Damascus, zurückgelassen werden. Dabei trug jedes Kameel ausser seinem Reiter und dem Sattel zu Anfang über zwei Centner Gepäck, das sich im Lauf der Märsche durch den Verbrauch unserer Lebensmittel allmählig auf einen Centner herabminderte. Geradezu unglaublich war die Mässigkeit der Thiere. Ihre tägliche Nahrung war ein holziges Gestrüpp, welches in ellenhohen Stauden überall in der Wüste wuchs und so trocken war, dass man es wie das beste Brennholz zum Kochfeuer verwenden konnte. An dieser mässigen Kost weideten sie Abends etwa zwei Stunden lang und kehrten dann gesättigt zum Zelte zurück; nur bei besonders anstrengenden Märschen oder an Stellen, wo das Kraut seltener war, wurden ihnen ein bis zwei faustgrosse Mehlklösse in den Rachen geschoben — ein überaus komischer Anblick, wenn die im Kreise gelagerten Thiere jedes seinen Hals so lang als möglich vorstrecken, um zuerst mit dem Leckerbissen bedacht zu werden. Das Bedürfniss zum Trinken empfanden sie jeden zweiten oder dritten Tag und einige Maulvoll Wasser genügten dann zur Stillung ihres Durstes; einmal vergingen sogar fünf volle Tage, an denen sie keinen Tropfen erhielten, ohne dass sie dies wesentlich zu stören schien. Allerdings war die Temperatur kühl und Morgens fiel reichlicher Thau; im heissen Sommer mag ihnen das Bedürfniss nach Wasser wohl dringender sein.

Das Geschirr, welches das Kameel trägt, ist überaus einfach. Ein Zaumzeug ist überhaupt nicht vorhanden; nur einige tragen eine Halfter, allein an ein Lenken mit dieser ist gar nicht zu denken, da das Kameel einen sehr ausgesprochenen eigenen Willen hat. Das einzige Mittel sind noch leise Schläge mit einem Stocke an den Hals des Thieres, welche es nach der Seite drängen. Uebrigens ist diese Unlenksamkeit kein grosser Nachtheil, denn die Thiere bleiben von selbst immer nah zusammen und verfolgen stets die

einmal eingeschlagene Richtung, so dass ein Abweichen von der richtigen Direction nicht zu befürchten ist. Der Sattel ist ein höchst primitiver Bocksattel, dessen Trachten einfach durch ein Paar dünne Kreuzhölzer gebildet werden und der mit zwei Gurten so befestigt wird, dass er gerade auf dem Höcker ruht; letzterer tritt bei Kameelen, die viel arbeiten und wenig Nahrung haben, nur unmerklich hervor. Der vordere Gurt sitzt in der zwischen dem Ansatz der Vorderbeine und dem hühnerartig vorstehenden Brustkasten gebildeten Höhlung, der hintere in der gleichfalls stark eingeschnittenen Senkung zwischen Bauch und Hinterbeinen. So wird, da der Höcker die seitliche Verschiebung hindert, eine äusserst feste Sattellage ermöglicht; der Sattel selbst wird dem Kameel nie abgenommen, was sie wenig zu stören scheint, da sie von Jugend auf daran gewöhnt sind. Das Gepäck wird in grosse Säcke vertheilt und diese an dem hohen Vorder- und Hinterzwiesel des Sattels möglichst im Gleichgewicht zu beiden Seiten aufgehängt; auf der von dem Rücken des Sattels und den oberen Flächen der Packsäcke gebildeten kleinen Fläche macht sich alsdann der Reiter mit Teppichen und Kissen seinen Sitz.

Eine Kunst des Reitens zu Kameel existirt nicht. Der Reiter beschränkt sich darauf, möglichst sicher hinauf und herunter zu kommen und nicht hinunter zu fallen, so lange er oben sitzt; von einer Einwirkung des Reiters auf das Thier ist so gut wie keine Rede. Einige Fertigkeit erfordert das Aufsteigen. Die Kameele knieen auf ein Zeichen nieder (meist ein gurgelnder Laut des Führers mit einem Schlag auf den Hals oder vor das Knie) und der Reiter steigt zu ebener Erde in den Sattel; kaum hat er jedoch das Bein übergeschlagen, als er auch sofort auf einen sicheren Halt bedacht sein muss, denn die Kameele haben die lästige Angewohnheit aufzustehen, sobald sie den Reiter im Sattel merken und der Unerfahrene kommt dann meistens in hohem Bogen über den Hals des Thieres wieder zur Erde. Das Aufspringen des Thieres geschieht in drei Tempos: zuerst hebt es sich vorne auf die Knie, dann springt es hinten mit einem Male

auf (der gefährliche Moment für den Reiter) und schliesslich hebt es sich vorne vollends. Man kann übrigens mit einigem Geschick auch auf das stehende Kameel kommen, indem man sich am Halse aufschwingt; die Halsmuskeln sind unglaublich stark und ich habe gesehen, wie eines unserer Thiere einen ziemlich zwei Centner schweren Reiter eine ganze Strecke auf dem Halse trug. Zum Absitzen lässt man das Kameel entweder niederknieen, oder man lässt sich auf der Seite langsam herunter. Das Reiten selbst ist nicht so unangenehm, wie es oft geschildert wird, und von Seekrankheit oder Gliederschmerzen, die es zur Folge haben soll, habe ich nicht das geringste gemerkt. Im Gegentheil ist man auf dem geräumigen Sattel weit mehr Herr seiner Bewegungen als zu Pferde und kann durch fortwährenden Wechsel der Stellungen und Ueberschlagen der Beine nach der Seite der Ermüdung vorbeugen. Störend ist freilich das fortwährende Schwanken des Oberkörpers, das durch den schleppenden Passgang des Thieres hervorgebracht wird und gegen das man sich nicht schützen kann. Weit mehr als die Glieder leiden unter einer Reise zu Kameel die Nerven. Abgesehen von der trostlosen Eintönigkeit der Umgebung, die bei einer Kameelreise ohnehin schon trübend auf die Stimmung wirkt, besitzt das Thier selbst zwei Eigenschaften, mit denen es den ruhigsten Menschen zur Verzweiflung treiben kann. Die eine ist die entsetzliche Dummheit seines Blickes und die andere sein Geschrei. Ich gestehe ehrlich, dass ich stets in eine gereizte Stimmung gerieth, wenn mein Thier mitten im Marsch und ohne still zu stehen seinen langen Hals allmählich wandte und mich mit seinen dummen Glotzaugen anstierte. Weit schlimmer noch ist die andere Untugend. Stets beim Beladen und Aufsitzen, sonst aber so oft es ihm nöthig erscheint, erhebt das Kameel sein markerschütterndes Geschrei, worauf meist die ganze Bande einstimmt. Der Klang ist wie tiefes Schweinegrunzen, die Stärke aber wie Löwengebrüll, und wo eine ganze Karavane beladen wird, ist es buchstäblich nicht auszuhalten. Es ging uns schliesslich allen so, dass die Kameele uns ihrer schlechten

Gewohnheiten halber positiv verhasst wurden und wir bei jedem Aufsteigen eine Art Widerwillen empfanden; ein Stein fiel uns vom Herzen, als wir in Damascus zum letzten Male von ihnen herunterstiegen.

Am Sonntag, den 8. December, brachen wir nach den letzten Abschiedsbesuchen und einem kräftigen Frühstück in unserer armenischen Speisewirthschaft zur grossen Reise auf. Wie es einmal im Orient nicht anders geht, so waren viele Stunden nutzlos vertrödelt worden und es wurde zwei Uhr Nachmittags, ehe wir zu Kameel steigen konnten. Der Anfang des Marsches war äusserst wenig anmuthig; Abd-ul-Aziz hatte nur mässige Kameele beschafft und hatte den Thieren am Tage vorher nicht die genügende Bewegung gegeben, so dass sie von der langen Ruhe schlaff waren und sich häufig hinlegten, das Gepäck war schlecht aufgeladen und die Sättel sassen nicht richtig. Dazu kam noch, dass Tags zuvor ein feiner Regen gefallen war, der genügt hatte, den Weg gründlich schlüpfrig zu machen; für einen Kameelritt das denkbar ungemüthlichste, da die Thiere dann mit ihren flachen Hufen keinen sichern Halt finden; kurz es vereinigte sich alles, um uns missmuthig zu stimmen. Ich glaube sicher, dass Orientalen hierin eine böse Vorbedeutung gesehen hätten und umgekehrt sein würden; wir waren aber zäh und ritten munter vorwärts, so wenig anmuthig der Weg auch war und so sehr Abd-ul-Aziz uns bat, Halt zu machen. Er hatte uns noch am Tage zuvor das feste Versprechen gegeben, uns den ersten Marschtag bis zum Karavansarai Iskenderîje, halbwegs nach Hillah, zu bringen und wir waren entschlossen ihn beim Wort zu halten; wir wussten aus Erfahrung, wie wenig Nachgiebigkeit dem Orientalen gegenüber angebracht ist. Abd-ul-Aziz hatte überhanpt das Unglück, uns von vornherein zu missfallen; er besass ausser den Fehlern unserer früheren Tscherwadare, als Unzuverlässigkeit, Verlogenheit und Trägheit, noch eine Eigenschaft, für die er selbst wohl nicht konnte, die aber darum nicht minder störend war: ein unausstehliches Gesicht. Ganz anders war der zweite Führer, Daud, gleichfalls vom Stamme Agêl. Während

Abd-ul-Aziz nicht allein den Baghdader Typus, sondern auch den weichlich klingenden Baghdader Dialect hatte, war Daud ein echter Beduine und seine tiefen Kehltöne hatten trotz des für europäische Ohren ganz ungewohnten Klanges etwas sehr Sonores. Auch war er ruhig, verständig und von guten Manieren und wir hätten gern gewünscht, ihn zum eigentlichen Führer genommen zu haben. Unsere Unterhaltung mit den Beiden war keine sehr lebhafte, da sie nur arabisch sprachen; doch war mit Hülfe eines kleinen Taschenwörterbuchs eine ganz leidliche Verständigung möglich.

Die Strasse von Baghdad nach Hillah geht in genau südlicher Richtung; die Entfernung beträgt 15 deutsche Meilen. Da der grosse Pilgerzug nach den Wallfahrtsorten der Schiiten diesen Weg nimmt, herrscht reges Leben und auf kurze Entfernungen findet man Karavansarais. Sonst ist die Gegend kahl und öde; aber fortwährend stösst man auf die Spuren alter Cultur in Gestalt der gewaltigen Canäle, die vor Zeiten den Euphrat und den Tigris verbanden und Mesopotamien einst zum fruchtbarsten Lande der Welt machten. Jetzt liegen sie trocken und ihre Deiche ziehen sich wie niedrige Hügelketten durch das Flachland hin. Das Karavansarai Iskenderîje erreichten wir des verspäteten Aufbruchs halber erst tief in der Nacht, und ich kann wohl sagen, dass von unserer ganzen Gesellschaft, die Kameele eingeschlossen, keiner bei sehr glänzender Laune war. Zudem war das Karavansarai so schmierig und ungemüthlich, dass wir nach wenigen Stunden Schlaf recht froh waren, es wieder verlassen zu können. Von hier aus trennen sich die Wege; in südlicher Richtung führt die Strasse nach Hillah weiter, während in südwestlicher ein anderer Weg den Euphrat bei Mussejib überschreitet und nach Kerbela geht. Wir folgten dem ersteren und erreichten das Karavansarai Mohawil, das letzte vor Hillah, im Laufe des Nachmittags; der Character der Gegend war durchaus der gleiche geblieben und von dem nahen Euphrat und seinen Palmenwäldern war noch nicht das geringste zu entdecken. In der Voraussetzung, dass wir Iskenderîje zeitig erreichen und am nächsten Morgen

früh würden aufbrechen können, hatten wir durch Herrn Wartmanns gefällige Vermittelung telegraphisch Pferde für uns aus Hillah nach Mohawil bestellt, um die Ruinen längs des Weges bequemer besichtigen zu können als dies zu Kameel möglich war; so freilich wurden unsere ganzen Berechnungen zu nichte und wir mussten allein daran denken, Hillah noch vor völliger Dunkelheit zu erreichen, ohne uns auf Abstecher einlassen zu können. Das Telegramm war in Hillah sehr wörtlich verstanden worden; man hatte uns Pferde geschickt, allein keines derselben trug einen Sattel oder einen Zaum und unser eigenes Sattelzeug stand wohlverpackt in Baghdad zur Heimsendung nach Europa. Obgleich der eigentliche Zweck verfehlt war, setzten wir uns doch zu Pferde; die hübschen kleinen Thiere waren gutmüthig genug, sich mit einer einfachen Halfter lenken zu lassen und gingen ein so bequemes Tempo, dass wir den Mangel des Sattels kaum spürten. Nach einer Stunde Ritt kamen die ersten Ruinen von Babylon in Sicht; den Trümmerhügeln von Ninive ähnlich, aber höher und gewaltiger, stieg zur rechten Hand der Mudshellibe empor, einst ein nach Norden vorgeschobenes Fort der alten Hauptstadt. Es erwies sich übrigens, dass wir ihn auch bei rechtzeitiger Ankunft von hier nicht hätten besuchen können, da ein tiefer wasserreicher Canal ihn von der Strasse trennte. Die anderen Ruinen verdeckte uns schon die eintretende Dämmerung, doch konnten wir erkennen, wie der Boden rings mit Millionen und aber Millionen von Scherben bedeckt war; Scherben sind die haltbarsten Ueberbleibsel der alten Zeit, und wo steinerne Paläste und Tempel in Staub verweht sind, bleiben die Reste des Hausgeräths noch Jahrtausende erhalten. Endlich wurden die Palmenhaine und der Euphrat erreicht und bald standen wir vor dem Thore von Hillah, wo gerade Mengen von Schakals beschäftigt waren, die eben fortgeworfenen Reste der Fleischerbuden zu verzehren; die Thiere, denen Niemand etwas zu leide thut, nehmen bei Nacht vom Menschen wenig Notiz und weichen kaum aus, wenn man an ihnen vorübergeht. Ueber eine Schiffbrücke, der die

erleuchtete Regierung Midhat Paschas sogar Petroleumlaternen gegeben hatte, erreichten wir die eigentliche Stadt auf dem linken Euphratufer. Im Karavansarai wurden wir von dem Agenten des Herrn Wartmann, einem Araber, bereits erwartet, und zu unserem Erstaunen auf französisch angeredet: Bonjour, Messieurs, comment vous portez-vous? Wir waren erfreut Menschen zu finden, mit denen wir ein Wort reden konnten, merkten aber alsbald zu unserer Enttäuschung, dass diese Redensart das einzige Französisch darstellte, dessen der Herr fähig war; er wünschte uns mit diesen Worten guten Abend, gute Nacht und am nächsten Tage guten Morgen und reichte uns mit ihnen die Hand zum Abschiede Unser Gepäck kam mit den Kameelen bald nach uns an, und schon früh legten wir uns nieder, um den versäumten Schlaf nachzuholen.

Die Ruinen von Babylon bedecken ein ungeheueres Blachfeld; neuere Forschungen haben gezeigt, dass Herodots Angabe, welcher die Stadt als ein Quadrat von 120 Stadien ($2^1/_2$ deutsche Meile) Seitenlänge beschreibt, keineswegs übertrieben ist. Ein solcher Umfang würde undenkbar sein, sagt Ritter, wenn man sich darunter eine europäisch erbaute, dicht zusammengedrängte Stadt denken wollte, während hier nur an eine weite Stadtarea zu denken ist, in welcher zugleich ein Königsquartier, eine grosse Tempelstadt, eine Schifferstadt, Palmenhaine, Gärten und Ackerfelder mit eingeschlossen waren, so gross, dass bei der Eroberung durch Cyrus die Babylonier inmitten der Stadt noch unbesorgt ihr Fest feierten, während die äusseren Theile schon von den Persern besetzt waren. Der allgemeine Character war also ein ähnlicher wie der von Ninive; ganz anders ist jedoch die Art, wie die einstige Grösse fiel. Ninive wurde von Babyloniern und Medern mit Sturm genommen, der Königspalast verbrannt und die Stadt vom Sieger mit Gewalt entvölkert, Babylon dagegen zerfiel nach Alexanders des Grossen Tode allmählich durch die Nachbarschaft Seleucias, dessen Blüthe die Bevölkerung nach und nach herüberzog. So ist auch die Ausbeute an Alterthümern in Babylon

ungleich geringer als in Ninive, da die Auswanderer vollauf Zeit hatten, ihre Kostbarkeiten mitzunehmen.

Der Euphrat durchzog die Stadt ziemlich in der Diagonale von Nordwest nach Südost; auf seinem linken östlichen Ufer lag das Nordfort der Stadt, das den Königspalast zu decken bestimmt war, der Palast selber und die hängenden Gärten, auf dem rechten Ufer ein anderer Palast, den Alexander der Grosse bewohnte, bis er sich kurz vor seinem Tode in jenen ersten bringen liess, und am Südrande der Stadt erhob sich das ehrwürdigste Denkmal der Vorzeit, der Thurm von Babel. Alle diese Gebäude sind mit Ausnahme des Palastes auf dem rechten Euphratufer aus ihren Resten mit Sicherheit nachzuweisen, wenngleich von einer Erhaltung der Ruinen, wie in Ninive, nicht die Rede ist. Das Material ist ein Backstein, der zwar in Massen gut zusammengehalten hat, ohne doch die architectonischen Formen der Gebäude durch Jahrtausende aufbewahren zu können; auch fehlte ihm die schützende Decke von Wüstensand, unter welcher sich Ninive so frisch erhalten hat. Ausser den genannten Gebäuden bietet die Stadt nur ein weites mit Scherben bedecktes Trümmerfeld, an dessen Rändern sich der Zug der äusseren Mauer kaum noch verfolgen lässt; der Königspalast besass, gerade wie der Palasthügel zu Kojundshuk, eine eigene doppelte Umwallung, die fast ebenso gut erhalten ist, wie dort. Ausserhalb der eigentlichen Stadt findet man im Osten noch manche Ruinengruppe, im Westen dagegen, wo die grossen künstlichen Seeen lagen, welche das Canalsystem regulirten, hat sich der Character der Gegend im Laufe der Jahrtausende völlig verändert; der Euphratarm, welcher jene Seeen speiste, hat seinen Lauf, anscheinend mehrmals, gewechselt, und jetzt lässt sich mit Sicherheit dort nichts mehr bestimmen.

Wir dachten den nächsten Tag (10. December) zu einem Ausflug nach den Ruinen zu verwenden, hatten jedoch unsern Abritt, der uns so nöthigen Nachtruhe wegen, erst auf 9 Uhr festgesetzt. Zur rechten Zeit erschienen denn auch unsere kleinen Pferdchen, die wir von Mohawil nach Hillah

geritten hatten, und wieder hatte der Begleiter, unserm ausdrücklichen Befehl zuwider, den Thieren weder Sattel noch Zaum aufgelegt; er behauptete, keine haben erlangen zu können, was in einer Stadt von 10,000 Einwohnern nicht gerade wahrscheinlich klang. Um keine Zeit zu verlieren, schwangen wir uns so auf die Thiere, und ritten durch den belebten Bazar zum Thore hinaus, auf den südwestlich der Stadt gelegenen Birs Nimrud, den Thurm von Babel, zu. Hillah machte auf uns denselben heiteren Eindruck, wie früher Kazem; es liegt zwischen seinen Palmenhainen versteckt und wimmelt von buntem Leben, da nicht allein die grossen Pilgerzüge nach Kerbela und Meschhed Ali hier durchziehen, sondern auch der Waarenverkehr nach den unteren Euphratländern und nach Centralarabien nicht unbeträchtlich ist. Die Umgegend hat ziemlich viel Wasser zur Verfügung, sowohl aus dem Hauptstrom des Euphrat, als auch aus seinem westlichen Arm, der sich einige Meilen nördlich von Hillah abzweigt und westlich der Stadt einen grossen See mit wechselnden Ufern bildet; vor Kurzem schien sein Spiegel sogar bis an unseren Weg gereicht zu haben, denn der Boden war stellenweis noch weich und schlammig. Dem Wasserreichthum entsprechend ist der Anbau hier auch gut und wir sahen weitgestreckte saubere Felder, von regelmässigen Canälen durchzogen. Der Birs Nimrud ist in gerader Linie nur wenig über eine Meile von Hillah entfernt, doch nöthigte uns das nasse Terrain zu einem bedeutenden Umwege und wir erreichten ihn erst nach zweistündigem Ritt. Von Weitem gesehen, gleicht er täuschend der Ruine Starkenburg an der Bergstrasse in Hessen; auf einem breiten, in einer stumpfen Pyramide endigenden Hügel scheinen die geborstenen Reste eines gewaltigen Thurmes zu stehen; kommt man ihm jedoch näher, so erkennt man deutlich die von Strabo und Herodot beschriebene Gestalt des babylonischen Thurmes. Ein Rechteck von etwa 2000 Fuss Umfang bildet die Basis, auf welcher sich die gewaltige Masse in terrassenförmiger Verjüngung erhebt; ein breiter Vorsprung zieht sich spiralförmig daran hinauf, er bildete wahrscheinlich den Weg, der zur

Spitze führte. Seine ersten beiden Umgänge sind fast völlig erhalten, der dritte, dessen höchster Punkt sich 200 Fuss über das Feld erhebt, bildet jetzt nur noch eine wüste Steinmasse, auf deren Gipfel eine thurmgleiche Mauerzacke des vierten Umgangs noch 40 Fuss hoch in die Luft ragt; die Trümmer der oberen Stockwerke liegen in regellosen Mauerklumpen an den Wänden zerstreut. Das Material ist der unzerstörbare Backstein der alten Babylonier, zum Mörtel hat Asphalt gedient; ein jeder Stein, einen Quadratfuss gross und ziemlich vier Finger stark, trägt auf seiner unteren Seite eine eingestempelte mehrzeilige Keilinschrift, welche den Erbauer nennt. Nahe an der Spitze liegen grosse Mauerbrocken, die einst den Tempel auf der Spitze des Thurmes getragen haben; der Brand desselben bei der Eroberung durch Cyrus hat den ihnen zum Bindemittel dienenden Asphalt geschmolzen und die ganze Masse, von dem Erdpech durchdrungen, sieht schlackenartig glasig aus. So steht der Koloss noch in seiner Zerstörung gewaltig da und schaut auf das weite Blachfeld herab, das einst die grösste Stadt der Welt trug.

Wir liessen unsere Pferde am Fusse des Trümmerberges und stiegen zur Spitze hinauf. Die Aussicht übertraf unsere kühnsten Erwartungen, denn im Westen, fast den Fuss der Ruine bespülend, zog sich die blaue Fläche des Euphratsees hin, von weissen Segeln und grossen Pelicanschwärmen belebt. Keine Karte verzeichnet diesen See, der etwa meilenbreit sich nach Norden und Süden soweit erstreckt, als das Auge reichte; möglich, dass er bei dem wechselnden Wasserstande zuweilen ganz verschwindet. Für uns hatte der ungewohnte Anblick der weiten blauen Fläche etwas unaussprechlich anmuthiges, und die Stille der Morgenluft gab dem Bilde eine feierliche Stimmung. Im Süden lag das Dorf Kefil, die Ruhestätte des Propheten Ezechiel, von den Juden des Orients hochheilig gehalten, und dahinter glaubten wir in weiter Ferne die goldene Kuppel von Meschhed Ali glitzern zu sehen. Sie bedeckt das Grab Alis und liegt unweit des alten, jetzt unbedeutenden Kufa, wo der Schwiegersohn Moham-

meds durch Mörderhand seinen Tod fand. Im Norden lag uns zu Füssen ein anderer Trümmerhügel, von geringer Höhe, aber grosser Ausdehnung; er trug einst das Pandaemonium der alten Babylonier und trägt jetzt einige nüchterne Grabmäler mohammedanischer Heiliger. Den Hintergrund bildeten hier und im Osten die Palmenhainc längs des Euphrat, die uns die Stadt Hillah und die Ruinen des anderen Ufers verdeckten.

Wir verweilten lange auf der Spitze, und — prosaisch genug — tranken in stiller Wehmuth die letzte Flasche unseres Baghdader Bieres. Vielleicht interessirt es den Verfertiger desselben, Herrn Rautert in Mainz, dass sein Product bis auf den Thurm von Babel gelangt ist. Zurück liessen wir unsere Pferde tüchtig laufen, und bei der Abwesenheit eines Sattels und Zaumes (ein einfacher Halfterstrick genügte zur Lenkung) machte mancher von uns in den vielen Gräben Bekanntschaft mit dem weichen Erdboden. Die Pferde bewiesen jedoch ihren guten Character; sobald der Reiter heruntergekommen war, blieben sie geduldig neben ihm stehen, bis er wieder aufsass. In Hillah nahmen wir unser Mittagessen ein, und ritten dann sogleich zu den Ruinen des anderen Ufers hinüber. Wir folgten zunächst der Baghdader Strasse bis zu dem Punkte, wo sie den Euphrat verlässt, und dann erreichten wir, in der Nähe des Flusses bleibend, in wenigen Minuten den Kasr, einen quadratischen Trümmerhügel vom Umfang des Birs Nimrud, aber von weit geringerer Höhe. Er trug einst den Palast Nebucadnezars, in welchem auch Alexander der Grosse gestorben ist. Vom Mauerwerke stehen noch einzelne Pfeiler und Wände, das meiste ist jedoch herausgebrochen, um als Baumaterial in Hillah verwandt zu werden. Der Euphrat, der einst den Fuss des Palastes bespülte, hat sein Bett weiter nach Westen verlegt, und fliesst jetzt zweihundert Schritt abseits davon; seine Wassermenge wird ihm durch jenen westlichen Arm und durch viele Canäle entzogen, und mit seinem schmalen Spiegel hält er keinen Vergleich mit dem stattlichen Tigris aus. Doch trägt er Schiffe, meist

kleine schlanke arabische Kähne, und ein Dampfer geht bisweilen auf ihm bis Balis, unweit Aleppo, hinauf; eine regelmässige Dampfschifffahrt ist jedoch seines wechselnden Wasserstandes wegen oberhalb Hillah nicht möglich. Von den Weiden, unter welchen einst die gefangenen Juden um Jerusalem weinten, habe ich nichts gesehen; hin und wieder erhebt sich neben einigen Hütten ein kleiner Palmenhain, und auf dem Kasr steht als letztes lebendes Denkmal vergangener Zeiten eine einsame uralte Tamariske, nach mohammedanischer Sage die einzige, die von Babels Zerstörung verschont geblieben, damit Ali, der rechtmässige Khalif, nach der verlorenen Schlacht sein Pferd daran habe binden können.

Rings um den Kasr liegt eine ganze Trümmerwelt. Ihm zunächst ziehen sich in doppelter Reihe lange Mauerzüge, vermuthlich bestimmt, wie zu Ninive, dem Königspalast zum besonderen Schutz zu dienen, und dazwischen erheben sich kleinere Hügel, die geringere Paläste getragen haben mögen; der eine von ihnen, von brennend rother Farbe, hat die Eigenthümlichkeit, dass seine Ziegel die Keilschrift auf der schmalen Seite zeigen. Im Norden, etwa eine halbe Stunde weit, steht der Mudshellibe, eine viereckige Masse vom Umfang des Kasr und bis zu hundert Fuss Höhe; zahlreiche unterirdische Gänge sollen ihn durchziehen, und in Gemächern hat man dort Särge und Kostbarkeiten gefunden. Man hielt ihn früher für den Thurm von Babel, ist aber jetzt darüber einig, dass er eine Citadelle war, deren hohe Mauern einem feindlichen Angriff bessern Widerstand leisten konnte, als die niedrigeren Wände des Kasr. Bei dem Volke hat sich jedoch die Tradition erhalten, dass der Mudshellibe der eigentliche Thurm sei, und sie nannten ihn ganz allgemein den „Babel“. Uns fehlte leider die Zeit, ihn noch zu besuchen, und wir mussten uns mit seinem Anblick begnügen. Während wir vom Kasr beim Glanze der untergehenden Sonne die Landschaft betrachteten, strömte eine Menge Volks aus einem kleinen Dörfchen am Euphrat herzu, um uns Antiken aus babylonischer Zeit zum Kaufe anzubieten. Sie waren un-

zweifelhaft echt, denn für den Verkaufspreis konnte sie kein Mensch herstellen, und für wenige Piaster erwarb ich unter anderem eine kleine sitzende Statuette aus Terracotta, von vorzüglicher Arbeit und mit Spuren einstiger Bemalung. Die scheidende Sonne mahnte indessen zum Aufbruch; wir setzten uns zu Pferde und nahmen unseren Rückweg über den südlich am Kasr gelegenen und von ihm nur durch eine Schlucht geschiedenen Hügel Amran-ibn-Ali, so genannt nach der Grabstätte eines Sohnes des rechtmässigen Khalifen. Einst trug der Hügel die hängenden Gärten der Semiramis, jetzt liegt er ebenso kahl da, wie seine Nachbarn. Auf der Schule vermochte ich den Sinn des Weltwunders der hängenden Gärten nie einzusehen, hier wurde er mir bald klar. In einem Lande, wo nur künstliche Bewässerung die Pflanzenwelt zu erhalten vermag, musste es übernatürlich erscheinen, dass ein Garten, der hoch über dem Fluss gelegen, nicht verdorrte; die Kunde von den hängenden Gärten verbreitete sich weit und breit im Lande, und gelangte zehnfach vergrössert zu den Griechen, welche eine Erscheinung gläubig unter die sieben Weltwunder aufnahmen, die in anderen Ländern ganz alltäglich ist. Bald hinter dem Hügel betraten wir wieder die grosse Strasse und ein munterer Galopp, diesesmal ohne Unfälle, brachte uns schnell nach Hillah.

In unserem ursprünglichen Plan hatte es gelegen, die Ruinen des linken Euphratufers bereits beim Hinmarsch nach Hillah zu besichtigen, und sodann am nächsten Tage gleich nach der Rückkehr vom Birs Nimrud nach Kerbela weiter zu reiten. Nachdem dieser Plan vereitelt, wollten wir wenigstens einige verlorene Zeit einholen und noch einige Meilen am Abend machen, um den nächsten Tag bei guter Stunde in Kerbela einzurücken. Die gute Ruhe in Baghdad hatte uns so gekräftigt, dass wir einen Nachtritt nicht zu scheuen brauchten, und die Kameele hatten in Hillah vollauf Zeit gehabt, sich für den Weitermarsch zu stärken; zudem schien der Mond hell und der Weg war leicht zu finden. Als wir aufbrachen, hatte ich noch eine kleine Ueberraschung; ein würdiger Araber mit weissem

Bart kam auf mich zu und redete mich auf Russisch an, eine Sprache, die ich hier auf den Ruinen Babylons am allerwenigsten zu hören erwartete. Es stellte sich bald heraus, dass er ein arabisirter Perser war, der in seiner Jugend in Astrachan gewesen und dort einige Brocken russisch gelernt hatte; er war auf seine Kenntnisse sichtlich stolz und ruhte nicht eher, bis er seine sämmtlichen Vocabeln hergesagt hatte. Gegen sieben Uhr brachen wir auf, und erreichten nach Mitternacht bei dem grossen Dorfe Hindîje den westlichen Euphratarm, der uns breiter zu sein schien, als der eigentliche Strom. Er hatte sich schon auf dem Wege bemerkbar gemacht, indem sein Wasser den Boden und die Strasse selbst in ein marschartiges Land verwandelte, in welchem die Kameele nur schwer fortkamen. Etwa dort, wo der Fluss sich zu dem See erweitern muss, welchen wir vom Birs Nimrud aus gesehen hatten, sollte nach der Versicherung unserer Führer eine Festung Tore'îtsch liegen, deren Namen sie, ich weiss nicht aus welchem Grunde, beständig im Munde führten; zu sehen war jedoch nichts von ihr. In Hindîje schlugen wir jenseits des Wassers, das auf einer langen Schiffbrücke überschritten wurde, unser Zelt auf; ein Karavansarai war allerdings da, doch hatten wir von dem Schmutz in Iskenderîje und Hillah gerade genug gehabt, um unser eigenes Zelt vorzuziehen.

Obgleich wir beim Aufbruche von Hindîje die goldenen Kuppeln Kerbelas schon anscheinend ganz nahe glitzern sahen, so erreichten wir die Stadt doch erst nach Mittag; unsere Kameele waren aus der stoischen Ruhe ihres gleichförmigen Schrittes nicht herauszubringen, und mit Neid sahen wir, wie eine flinke Eselkaravane nach der anderen uns vorauseilte. Der erste Anblick von Kerbela giebt dem von Kazem nicht viel nach; wie dort erheben sich aus ausgedehnten Palmenwäldern goldene Kuppeln und Minarets, und die malerischste Staffage belebt den Vordergrund. Vor einem Jahrtausend war der Ort wüste und wasserleer; hier wurden die Söhne Alis, Hassan und Hüssên, von dem Heere des Khalifen Moawîjah unter dem Feldherrn Jezid eingeschlossen,

und schliesslich ermordet, nachdem der Durst ihre letzten Getreuen hinweggerafft hatte. Auf ihren Gräbern, von denen dasjenige Hüssêns das heiligere zu sein scheint — die Stadt Kerbela wird gemeinhin Meschhed Hüssên genannt — erheben sich jetzt prachtvolle Moscheeen, und Canäle, die man vom Euphrat hergeleitet, haben die Umgegend zu einem üppigen Palmengarten umgeschaffen. Der zahlreiche Zug schiitischer Pilger gab den Anstoss zur Gründung einer blühenden Stadt mit ausgedehntem Bazar und grossen Karavansarais, die stets mit Pilgern und Kaufleuten angefüllt sind, denn Kerbela gilt nach Mekka als der heiligste Wallfahrtsort, und jeder Pilger, welcher hierher gewallfahrtet ist, setzt seinem Namen den Ehrentitel Kerbelai vor, ebenso wie der Mekkapilger den Titel Hadshi führt. Merkwürdig ist hierbei, dass die zwei Tagereisen entfernte Grabstätte Alis in Meschhed Ali, obgleich ebenso heilig wie Kerbela, keinen Titel verleiht; der Titel Meschhedi, den man in Persien häufig hört, kommt von Meschhed in Chorassan. Dagegen ist Meschhed Ali das grosse Todtenfeld der Perser; zu tausenden kommen ihre Leichen in Karavanen nach der heiligen Stätte, um dort beigesetzt zu werden, je näher der Moschee, desto höher wird der Platz bezahlt und die Priesterschaft zieht reiche Einnahmen hieraus. Schlimm ist dieser Leichentransport in gesundheitlicher Hinsicht; bei dem schlechten Verschluss der Särge entstehen oft Miasmen und aus ihnen Epidemieen, die ganze Karavanen hinraffen.

Wir waren in Baghdad vor dem Fanatismus des hiesigen Volkes ernstlich gewarnt worden, und machten desshalb keinen Versuch, zu den beiden Moscheeen vorzudringen, deren edlen Bau wir vom Dache unseres Karavansarai gut betrachten konnten; übrigens konnten wir keineswegs über das Betragen der Leute klagen, sie benahmen sich alle höflich und sogar zuvorkommend gegen uns. Während Ali, unser Diener, als Schiit nach dem Grabe Hüssêns wallfahrtete, vervollständigten wir unsere Provisionen für die nun beginnende eigentliche Wüstenreise durch grosse Quantitäten Apfelsinen, die beste Erfrischung in heissen Tagen und eine ge-

nügende Quantität des vorzüglichen Dattelschnapses, den uns ein alter Jude verkaufte; ein Araber, der, wer weiss woher, etwas französisch gelernt hatte, machte den Dolmetscher. Der Dattelschnaps, welchen schon Xenophon lobt, ist ein sehr rein schmeckender, starker Branntwein, dem Arac nicht unähnlich; nach den Quantitäten, welche der Jude, unser Verkäufer, in grossen Krügen bei sich stehen hatte, scheint er sich grosser Beliebtheit beim Volke zu erfreuen und auch uns war er später in der kalten Morgenluft der Wüste ein willkommenes Getränk. Er wird hier mit dem Namen Mastik bezeichnet, worunter man in Konstantinopel und der Levante ein ganz anderes Getränk versteht. Ali kam vom Grabe Hüssêns sehr geläutert zurück; er theilte uns mit, dass die Moschee ganz aus lauterem Golde bestehe, und dass er sich nicht habe enthalten können, aus der Reisecasse einen Medschidje (20 Piaster) zu opfern; wir sahen ihm dies gerne nach und nannten ihn fürderhin nur noch Kerbelai Ali, was ihm sehr zu schmeicheln schien. Unsere Nachtruhe war nicht die beste, wir hatten im Karavansarai nur eine offene Halle am Hofe erhalten können, und fortwährend machten die neugierigen Esel der vor uns im Freien lagernden Karavanen Einbrüche in unser Gebiet, so dass wir in beständigem Kampfe lebten.

Am 12. December betraten wir die eigentliche Wüste. Wenige hundert Schritt von unserem Karavansarai war eine leise Hebung des Bodens bemerkbar, welche das befruchtende Wasser zurückhielt und so mit einem Male die Vegetation abschnitt Der Boden zeigte auf ziemlich zwei Meilen Breite eine fusstiefe Sandschicht auf dem thonigen Untergrunde, beiläufig die einzige Strecke Sandes, die wir zwischen dem Euphrat und dem Antilibanon angetroffen. Der Weg war durch grosse Steinhaufen bezeichnet und keineswegs menschenleer, da einen starken Tagemarsch von Kerbela die grosse und fruchtbare Oase al Tschiddr belegen ist, über welche ein Weg nach dem innern Arabien führt. Die Leute, die uns begegneten, trugen ausnahmslos die kleine nationale Keule, eine armlange Palmrippe mit faustgrossem Knopf von

Asphalt an einem Ende, eine ebenso handliche, als billige Waffe, denn ihr Herstellungspreis kann in dem Lande der Palme und des Asphalts kaum einen Pfennig betragen. Dass die Waffe auch gefährlich ist, hatten wir in Baghdad erfahren; den meisten Ermordeten, deren Zahl nicht gering sein mag, ist der Kopf mit diesen kleinen Keulen eingeschlagen. Bis gegen Mittag stiegen wir langsam über welligen Boden an, und hatten dann ein tief eingeschnittenes, jetzt trocken liegendes Thal zu passiren, welches vor Zeiten einen Arm des Euphrats führte; nach Angabe der Karte trennte sich dieser Arm etwa 30 Meilen oberhalb Hillah und endigte in den Seeen und Sümpfen bei Meschhed Ali. Jenseits desselben folgte wieder eintöniges welliges Land, dessen felsiger Boden stark mit jenem holzigen Gestrüpp bewachsen war, das in der Wüste die einzige Nahrung der Kameele bildet. Nach achtstündigem Marsch schlugen wir unser Zelt auf.

Um der Tageshitze möglichst zu entgehen, wollten wir noch in der Nacht aufbrechen; wir hofften so bei Tagesanbruch die Oase al Tschiddr zu erreichen und jenseits derselben noch ein tüchtiges Stück Wüste zurücklegen zu können. Unser Eifer spielte uns aber einen schlechten Streich, denn gerade als wir den Rand der Oase erreicht hatten, ging der Mond unter, und bei der Feuchtigkeit des Bodens, der zum Zweck der Befruchtung frisch überschwemmt zu sein schien und auf dem die Kameele bei der herrschenden Dunkelheit unsicher traten, konnten wir nicht riskiren, in das wegelose Palmendickicht einzudringen. Fröstelnd mussten wir auf dem nassen Boden zwischen den Kameelen liegend den Sonnenaufgang erwarten. Die zwei Stunden schienen uns sehr lange zu dauern, um so mehr, als die Morgenluft eisig kalt und schneidend war. Endlich erschien die Dämmerung und wir konnten die Oase betreten. Gleich am Eingange lag ein grosses Dorf, dessen Hütten gar nicht so armselig aussahen, als wir erwartet hatten; es waren sogar zweistöckige Häuser da mit Erkern und Thürmen, freilich aus Lehm in einer Weise aufgeführt, wie sie nur in einem

so regenarmen Lande möglich ist. Leider versäumten unsere Araber, von hier einen ortskundigen Führer durch die Oase mitzunehmen, und dies wurde die Quelle von vielem Missgeschick. Zunächst folgten wir einem schmalen Stege, der sich durch die Palmen hindurchwand; so dicht standen die Bäume, dass wir fortwährend damit zu thun hatten, die Wedel, die uns in das Gesicht schlugen, zu entfernen. Anfangs ging noch alles gut, aber nach und nach wurde der Weg so nass, dass die Kameele mit ihren breiten platten Hufen keinen Halt mehr fanden und in einem fortwährenden Rutschen blieben. Es dauerte nicht lange, bis das erste Kameel sammt Gepäck und Reiter im Sumpfe lag; die anderen folgten ihm bald nach. Statt nun nach dem Dorfe zurückzugehen und einen Führer zu holen, kamen unsere Araber auf den unglücklichen Einfall, quer durch den Wald einen Ausweg suchen zu wollen; die Folge war, dass wir in kurzer Zeit uns in einem Labyrinth von Palmen, Bächen und Sumpf befanden, aus dem kein Ausweg möglich schien. Von Reiten war keine Rede mehr; die Kameele waren störrisch geworden und wollten weder vor- noch rückwärts, wir mussten uns mit Palmenwedeln bewaffnen und eine förmliche Kameeltreiberbande organisiren, und dabei hatten wir noch das Vergnügen, alles mögliche Gepäck, das vom Stürzen der Kameele lose geworden war, und alle Augenblicke herabfiel, den Thieren nachzutragen. Die Stunden, die wir brauchten, um unsere widerspänstigen Thiere, die uns durch ihren Trotz und ihr widerwärtiges Gebrüll völlig zur Verzweiflung brachten, aus dem Sumpf wieder auf trockenes Land zu bringen, werde ich so leicht nicht vergessen; jedenfalls waren wir ganz erschöpft, als wir endlich wieder eine Spur von Weg erreicht hatten. Er führte in ein grosses Dorf, Schethathe mit Namen, welches in Ritters Geographie unter dem Namen Schiltat mehrfach erwähnt wird. Hier nahmen wir uns Zeit, uns zu erholen, und das arg mitgenommene Gepäck wieder in Ordnung zu bringen; glücklicherweise war unserem Zelte und unseren

Vorräthen, dem wichtigsten Theile der Bagage, kein Leid widerfahren.

Unser Ruheplatz hätte uns herrlich dünken müssen, wenn wir in einer Stimmung gewesen wären, seine Schönheiten mehr zu würdigen. Wir standen am Rande einer Quelle, die ein Becken von 60 Schritt Länge und 30 Schritt Breite bildete, von so azurklarem Wasser, dass man deutlich den etwa vierzig Fuss tiefen felsigen Grund erkennen konnte. Das Wasser war schwefelhaltig, 25 Grad warm und sprudelte in solcher Menge aus der Erde hervor, dass zwei kräftige Bäche von je vier Schritt Breite aus dem Becken abflossen Sie befruchten die ganze Oase und das schweflige Wasser scheint den Palmen besonders zuträglich zu sein; denn die Datteln von der Oase al Tschiddr sind für ihre Vorzüglichkeit berühmt; unsere Araber nahmen ein ganzes Hammelfell voll der Früchte von hier aus mit, zur Wegzehrung in der Wüste. Gleichsam als ob das blaue Wasser sie anzöge, neigten sich die Palmen über das kleine Becken, und gaben so das tropischste Bild, das mir auf meiner Reise vorgekommen ist. Dazu kam, als wir dort ruhten, eine prächtige Staffage; ein Häuptling aus der Landschaft Hedshas, dem Mittelpunkt Arabiens, zog mit grossem Gefolg in der Richtung auf Kerbela. Nie habe ich wildere Gestalten gesehen, als die gebräunten Beduinen, seine Begleiter, mit schweren, silberbeschlagenen Musketen, anscheinend indischen Ursprungs, bewaffnet; auch manches schwarze Negergesicht, die im Süden Arabiens zahlreich sind, zeigte sich unter ihnen. So schön und malerisch dies auch alles war, so waren wir doch herzlich froh, als unsere kleine Karavane wieder die Palmen verliess und die Hufe der Kameele den harten Wüstenboden betraten. Eine kleine Strecke von der Oase lag links von uns eine gewaltige Ruine, aber so zerfallen, dass wir sie eines Besuches nicht für werth hielten, zur Rechten glaubten wir in der Ferne grosse Seeen oder Sümpfe zu erblicken. Wir ritten in nordwestlicher Richtung noch einige Stunden, und schlugen dann auf felsigem Boden neben einigen verfallenen Grabkapellen unser Zelt auf, zuvor hatten

wir noch schwefelhaltiges Quellwasser (anderes gab es nicht) in unsere Schläuche eingenommen. Eine Stunde im Nordnordosten unseres Lagerplatzes sahen wir die Palmenwälder der Oase Rahallîje; doch hatten wir an einer Oase zur Genüge gehabt, und trugen nach dieser kein Verlangen.

Es folgte nun ein dreizehntägiger Marsch durch die unbewohnte Wüste. Zunächst hielten wir uns zwei Tage lang in einigen Meilen Entfernung vom Euphrat, dessen Nähe an der grösseren Feuchtigkeit und stärkeren Vegetation kenntlich blieb, dann wandten wir uns westlich und drangen quer durch das Land in der Richtung auf Palmyra vor. Das Terrain hebt sich allmählich vom Euphrat nach Syrien zu, die Steigung beträgt bei etwa achtzig Meilen geradliniger Entfernung zweitausend Fuss; sie ist beim Marschiren kaum zu merken, tritt aber in der allmählich steigenden Morgenkälte und der nach und nach spärlicher werdenden Vegetation, welche die Ernährung der Kameele erschwert, empfindlich hervor. Eben ist die Wüste keineswegs, wir sahen nur ein einziges Plateau von mehr als einem Tagemarsch Länge, sonst folgen fortwährend niedrige Hügelketten, tafelartige Berge und tiefeingeschnittene Wasserrisse auf einander. Eine häufig vorkommende Formation, vorzüglich auf der Euphratseite, sind meilengrosse, flach eingesenkte Kessel, in deren Mitte sich zur Regenzeit ein See oder Sumpf bildet. Der Breite der Rinnsale in den Thälern nach zu urtheilen, muss bisweilen die Regenzeit viel Wasser bringen, und auch jetzt, nachdem neun Monate seit derselben verflossen, fanden wir noch fast jeden Tag stehengebliebene Lachen; nur gegen das Ende der Reise blieben unsere Kameele fünf Tage ohne Wasser, allerdings durch Schuld der Araber, die es unterlassen hatten, sie in einem von uns am zweiten Tage passirten Thale inzwischen zu tränken. In der Regenzeit selbst ist die Wüste sehr schlecht passirbar; auf dem undurchlässigen zähen Boden, dem regelmässiger Abfluss fehlt, bleibt stellenweise das Wasser stehen, und die Kameele können auf dem schlüpfrigen Thon keinen festen Fuss fassen. Nichts macht die Thiere ungeduldiger und unausstehlicher, als dies;

einem Reisenden (Wellsted) ist es sogar passirt, dass seine Thiere von dem fortwährenden Gleiten wie toll wurden, und man sie wegen ihrer Unbändigkeit laufen lassen musste, glücklicherweise befand man sich in der Nähe einer Oase. Der Boden der Wüste zwischen dem Euphrat und Syrien ist durchgängig Thon, die Höhenzüge bestehen meist aus Kalk, doch fanden wir auch einen Höhenzug (al Berrîe), der nur Feuerstein zeigte. Die Vegetation beschränkt sich ziemlich auf jenes holzige Gestrüpp, welches den Kameelen zur Nahrung und den Menschen zur Feuerung dient; andere Pflanzen kamen nur strichweise und in eng begrenzten Gebieten, vorzüglich auf der Euphratseite, vor. Die Thierwelt war reicher vertreten, als wir gedacht hatten. Wenn auch Strausse, die frühere Reisende gesehen haben wollen, fehlten, und wir nicht ganz sicher sind, ob ein anderes von uns gesehenes Thier wirklich ein Löwe war, so fanden wir doch Spuren grosser Gazellenrudel und sahen zahlreiche Schwärme von Wüstenhühnern und kleinen taubenartigen Vögeln, auch einzelne Trappen. Trotz der Seltenheit des Menschen in dieser Gegend war aber das Wild so scheu, dass wir nicht ein einziges Mal zu Schuss kamen.

Im Wesentlichen verging ein Tag wie der andere. Gegen ein Uhr Nachts standen wir auf; Ali zündete Feuer an und machte den Thee, während wir die Sachen zusammenpackten und das Zelt abschlugen, letzteres ein höchst ungemüthlicher Moment, denn das Zelt hatte die Nacht über vortrefflich warm gehalten und der Körper fühlte sich keineswegs angenehm berührt, wenn die kalte Nachtluft um ihn blies. Nun, etwa um zwei Uhr, mussten unsere Araber geweckt werden, meist keine ganz leichte Arbeit, denn sie waren nicht nur müde, sondern auch faul. Zu ihrer Entschuldigung sei aber gesagt, dass sie sich stets sehr mässig und äusserst abgehärtet zeigten; ihre einzige Speise waren Datteln und etwa jeden dritten Tag ein halbes Pfund Brot, das sie sich auf glühendem Kameeldünger selbst buken, dabei schliefen sie in den kalten Nächten in ihren dünnen Mänteln unter freiem Himmel. Ihre Muskelkräfte waren

freilich gering bei so schmaler Kost, und es dauerte reichlich anderthalb Stunden, ehe sie mit dem Aufpacken fertig waren. So wurde es stets gegen vier Uhr, ehe wir abmarschiren konnten; wir hüllten uns zum Schutz gegen die scharfe Kälte in unsere dicksten Mäntel und bestiegen die Kameele. Die ersten Tage hatten wir noch Mondschein um diese Zeit; später hingegen leuchteten uns nur die Sterne, und der Sirius gab die westnordwestliche Richtung an. Sobald er unterging, wurde es im Osten helle und mit prächtigem Farbenspiel kam die Sonne heran. Jetzt war der kälteste Moment gekommen (das Thermometer stand einigemale auf dem Gefrierpunkt), wir sprangen von den Kameelen und erwärmten unsere erstarrten Glieder durch einen mehrstündigen Fussmarsch hinter den Thieren her; bei Nacht hatten wir es nicht thun können, da die Kameele zu leicht einen der ihnen aufgelegten Mäntel und Teppiche verlieren, wie wir zu unserm Schaden bereits erfahren hatten. Gegen 10 Uhr Morgens wenn wir uns tüchtig warm gegangen hatten, stiegen wir wieder auf und gingen an unsere Frühstücksvorräthe Sie bestanden aus dem oben erwähnten Dattelschnaps, Brod, Käse und Datteln. Ali hatte in Hillah den glücklichen Einfall gehabt, eine ziemliche Menge Brod ganz hart backen zu lassen, so dass es sich wochenlang hielt; schliesslich ging es uns aber doch aus, und für die letzten Tage blieb nichts als Datteln übrig, die mir stets eine sehr angenehme Kost waren und keineswegs zuwider wurden. Die zweite Hälfte des Tagemarsches war eintönig; das Wetter wurde warm, Nachmittags sogar oft heiss, und wir rauchten einen Tschibuk nach dem anderen. Eine Unterhaltung war nur dann möglich, wenn unsere Kameele ganz besonders gut gelaunt waren und nebeneinander gingen; hatten sie sich aber in den Kopf gesetzt, mit vier Kameellängen Abstand zu gehen, so war keines Menschen Macht im Stande, sie näher an einander heran zu bringen. Gegen 4 Uhr sahen wir uns nach einem Lagerplatz um, der den Kameelen Futter und uns einen Ort bot, wo wir unser Zelt bequem aufschlagen konnten. Nun wurde abgestiegen, die

Kameele im Augenblick abgepackt und an das Aufschlagen des Zelts gegangen; letzteres mussten wir stets allein besorgen, da unsere Araber zu ungeschickt waren. Ali machte inzwischen Feuer aus Gestrüpp an, und die Kameele gingen weiden; kein Mensch kümmerte sich um sie, da sie sich nie weit vom Zelte entfernen. In einer halben Stunde war die Suppe fertig; sie bestand unveränderlich aus Erbswurst, Reis, Kartoffeln und Fleischextract, dazu gab es ein Stück Brot und ein Glas griechischen Wein. Mit letzterem mussten wir leider sehr sparsam umgehen, da von den beiden Schläuchen, die wir aus Baghdad mitgenommen, der eine bereits am ersten Tage entzweigegangen war und seinen köstlichen Inhalt verschüttet hatte. Sehr reichlich war unsere Kost, wie man sieht, eben nicht. Nachdem wir noch ein Glas Thee zur Erwärmung genommen und den Abendtschibuk geraucht, gingen wir gegen 7 Uhr zur Ruhe, um auf unsern vortrefflichen Gummireisebetten sechs Stunden wohlverdienten Schlafs zu geniessen. Die Kameele wurden dann von den Arabern wieder zum Zelte zurückgetrieben, und lagerten sich reihenweise davor; meistens machte sich eines oder das andere derselben auch den Spass, unser Zelt anzurennen, dass es in allen Fugen krachte. Dann wurde es still, und am nächsten Morgen begann das eintönige Spiel von Neuem.

Bei einer solchen Art zu reisen ist jede Beschäftigung erwünscht, welche die tödtende Langeweile vertreibt, denn an Schlafen auf dem Kameele war bei der ewig schaukelnden Bewegung nicht zu denken. Ich hatte also Musse genug, mit Hülfe des Compasses und mit Zugrundelegung der sich stets gleichbleibenden Geschwindigkeit der Kameele unsere Route ziemlich genau zu bestimmen. Als Ausgangspunkt nahm ich die auf allen mir bekannten Karten fast übereinstimmend angegebene Lage von Kerbela in 32° 40′ nördlicher Breite und 61° 40′ östlicher Länge von Ferro. Hiernach stellte sich die Lage von Schethathe auf 32° 36′ Breite und 61° 9′ Länge, und die von Rahallîje auf 32° 49′ und 61°; die ganze Oase al Tschiddr zieht sich von Sche-

thathe etwa zwei deutsche Meilen nach Nordosten. Als wir schliesslich in Palmyra bei 34° 25′ Breite und 56° Länge anlangten, ergab sich eine ganz unbedeutende Differenz zwischen der Lage des Orts und meiner Berechnung, um welche ich sämmtliche Daten reducirt habe. Nach den nachstehenden Notizen wird sich möglicherweise die Karte jener Gegend, welche noch sehr im Argen liegt, richtig stellen lassen. Mit Unrecht wird die Wüste auf den meisten Karten die syrische oder arabisch-syrische Wüste genannt. Syrien fängt erst dort an, wo die eigentliche Wüste aufhört, und diese selbst ist das unbestrittene Gebiet arabischer Beduinen; ihr richtiger Name ist daher die arabische Wüste. Die Eintönigkeit der Landschaft, welche zwischen dem Euphrat und der ersten Parallelkette des Libanon und Antilibanon auf der syrischen Seite liegt, macht eine einigermassen lebendige Schilderung unmöglich, und ich bin daher nur im Stande, den trockenen Inhalt meines Tagebuches wiederzugeben.

Sonnabend, den 14. December. Um 4 Uhr rückten wir ab, und passirten in der Dunkelheit unvermuthet ein grosses Zeltlager von Beduinen, dessen schwarze Zelte und im Erlöschen begriffene Nachtfeuer über eine Meile weit in der Ebene zertreut waren. Die Hunde schlugen an und die Pferde wieherten, als wir vorbeiritten, aber kein Mensch rührte sich, und eine immerhin unerwünschte Begegnung mit Beduinen in der Ueberzahl wurde uns erspart. Die Wüste war öde, voll gelber Hügel, das einzige Zeichen thierischen Lebens waren Mengen von Gazellenspuren, doch sahen wir keine Thiere. Streckenweis war der Boden ganz mit bitter schmeckenden wilden Melonen oder einer ähnlichen Kürbisart bedeckt. Vormittags passirten wir ein weites Becken ohne Abfluss, dessen Mitte einen kleinen See enthielt, und dessen Ränder noch feucht und schlüpfrig waren. Nachmittags erreichten wir bei 33° 1′ Breite und 60° 42′ Länge das von Südwesten nach Nordosten streichende Wadi al Burdan mit prachtvoll klarem Quellwasser, in welchem wir zum grössten Erstaunen unserer Araber ein längst ersehntes Bad nahmen. Vorher waren die Schläuche gefüllt worden, eine

Operation, bei welcher sich die Araber stets so ungeschickt benahmen, dass das herrliche klare Wasser mit dem Schlamm durcheinander gerührt wurde und unsere Schläuche schliesslich eine Flüssigkeit enthielten, die eher wie schlechter Kaffee aussah und dementsprechend schmeckte. Abends ritt ein Beduinenscheik an unserem Zelte vorüber; er gehörte vermuthlich zu dem Stamme, dessen Lager wir in der Nacht gesehen hatten.

Sonntag, den 15. December. Das grosse Ereigniss des Tages war ein Löwe. In der Morgendämmerung hörten wir entferntes Gebrüll, und sahen bald darauf ein grosses Thier etwa 400 Schritt zu unserer Linken längs der Kante eines Hügels trollen. Zwar haben wir, da die Tageshelle noch nicht völlig angebrochen war, nicht mit Bestimmtheit erkennen können, dass es ein Löwe war, doch konnte es seiner Grösse und seinem trollenden Gange nach nicht gut ein anderes der hier lebenden Thiere sein, und zur Bestätigung unserer Vermuthung fanden wir einige Tage später wirklich eine Löwenspur. Bei Tagesanbruch sahen wir, hart zu unserer Rechten, bei 33° 9′ Breite und 60° 29′ Länge das verlassene alte Castell Themoil (Thammel der Karte), neben welchem heisse Quellen emporsprudelten und die Luft mit ihrem Dampf erfüllten. Ziemlich drei Meilen weiter passirten wir das nach Nordost laufende breite Wadi Mahommely und schlugen bei 33° 13′ Breite und 60° 20′ Länge in einem wasserreichen kleinen Wadi unser Zelt auf; ein Schafhirt, der Abends neugierig zu uns herankam, war der letzte Mensch, den wir vor Palmyra erblickten.

Montag, den 16. December. Die Wüste war heut besonders öde und traurig, der Morgen und der Vormittag eisig kalt. Zu unserer Rechten sahen wir in ziemlicher Entfernung die Oase Kubetha liegen, nach unserer Berechnung in 33° 29′ Breite und 60° 14′ Länge, was mit den meisten Karten nicht recht stimmt, da diese sie zwar in derselben Breite, aber weiter östlich verzeichnen. Ueber diese Oase führt der directe Weg von Baghdad, welcher den Euphrat bei der kleinen Stadt Hit überschreitet. Wir merkten auch

alsbald, dass wir uns auf einem betreteneren Zuge befanden, denn durch die Wüste liefen hunderte von schmalen Pfaden, kaum fussbreit, und im Laufe der Jahrtausende vermuthlich von den Hufen der Pferde und Kameele der Beduinen ausgetreten. Solche Pfade finden sich in der ganzen Wüste, selbst dort wo die nächsten Weideplätze über sieben Tagemärsche entfernt sind, sie können daher nur von durchziehenden Völkern stammen; am häufigsten sind sie natürlich in der Nähe von Wasser, und bei einem Brunnen auf der syrischen Seite sahen wir sie schon von meilenweiten Entfernungen schnurgerade auf denselben Punkt zusammenlaufen. Bis hierher waren wir in einiger Entfernung stets dem Euphratlaufe gefolgt, jetzt lenkten wir aber mehr westlich ein, auf das sich merklich erhebende innere Plateau der Wüste zu. Es ist nicht unmöglich, dass das Land zwischen dem Rande dieses Plateaus und dem Euphrat einst bebaut gewesen ist, wenigstens spricht der regelmässige Zug der Oasen und einige alte Bauwerke, wie die Ruine bei al Tschiddr und das Castell Themoil, dafür, dass die Gegend nicht stets so wüste gelegen hat, wie zu jetziger Zeit; auf der eigentlichen Hochebene jedoch ist die Cultur unmöglich gewesen, da alle Wasserrisse viel zu tief eingeschnitten sind, um eine künstliche Bewässerung zu gestatten, und an eine natürliche Bewässerung bei der geringen Menge der Niederschläge nicht zu denken ist.

Dienstag, den 17. December. Die Erhebung des Bodens war deutlich zu merken, kalkige Hügelketten, von tiefen Wasserrissen durchschnitten, stiegen allmählich zu Tafelbergen mit terrassenförmiger Abdachung an. In einem der Wasserrisse, den unsere Führer Wadi Essad nannten, fanden wir bei 33° 32′ Breite und 59° 41′ Länge reichliches und gutes Wasser, die Richtung des Thales war, wie bei den früheren, eine nordöstliche. Nun mussten wir die Bergkette übersteigen, und gelangten auf der anderen Seite in ein nach Westen führendes, stellenweis mit schönem grünen Rasen bewachsenes Thal, welches an der Stelle unseres Nachtlagers (33° 34′ Breite und 59° 23′ Länge) in das grosse Wadi

Haurân mündete. Diese Strecke muss von den Karavanen regelmässig eingehalten werden, denn fortwährend stiessen wir auf Anzeichen alter Lagerstätten, die durch die in geraden Linien liegenden Mistpyramiden der Kameele leicht kenntlich waren. Der Schade für uns war hierbei der, dass das Kraut ringsum schon abgeweidet war, und wir lange (fast 14 Stunden) hatten marschiren müssen, bis wir einen passenden Lagerplatz fanden

Mittwoch, den 18. December Wir marschirten den ganzen Tag im Wadi Haurân aufwärts. Das Thal zeigt viele Wendungen, behält aber im Allgemeinen die Richtung von Südwest nach Nordost bei; es ist tief eingeschnitten (gegen 200 Fuss), und seine Wände sind steil und felsig. Das Thal muss nach oben eine bedeutende Länge haben, da der zur Regenzeit hier durchfliessende Bach recht bedeutend zu sein scheint, selbst jetzt bildete er noch ganze Reihen von Lachen. In dem von der Sonne verhärteten Schlamm der einen fanden wir die Spur eines grossen Raubthiers, vermuthlich eines Löwen; für eine Hyäne war sie viel zu gross. Eine andere Spur, auf welche wir stiessen, war wenig erfreulich; es war ein Trupp von Beduinen, nach der Frische der Fährte zu schliessen, vor höchstens 24 Stunden hier durchgekommen, und da er mindestens zwanzig Mann zählte, so hätte eine Begegnung mit ihnen unter Umständen auf unerwünschte Weise für uns endigen können. Die Stämme auf der Euphratseite der Wüste sollen zwar nicht so schlimm sein, als diejenigen in Syrien und vorzüglich im Transjordanland, allein selbst in der Oase Kubetha ist es jüngst einem Europäer passirt, gänzlich ausgeraubt zu werden. Merkwürdig waren in dem Thale die Mengen von Grabstätten, durch einen aufrechtstehenden rohen Stein bezeichnet; die nächsten Weideplätze liegen zwei volle Tagemärsche weiter östlich und es kann nur eine alte Tradition, die vielleicht das Thal heiligt, die Beduinen bestimmen, ihre Todten hier zu begraben. Des steinigen Weges halber, der unsere Kameele sehr anstrengte, ritten wir nur acht Stunden und schlugen bei

33° 24′ Breite und 59° 10′ Länge im Grunde des Thales unser Zelt auf.

Donnerstag, den 19. December. Durch ein kleines Seitenthälchen erkletterten wir die westliche Thalwand und gelangten auf eine völlig ebene Hochfläche, spärlich bewachsen und von grossen Vogelschwärmen belebt; das Wadi Haurân strich so weit das Auge reichen konnte nach Südwesten weiter, doch war von Bergen an seinem oberen Laufe nicht das Geringste zu entdecken. Die Karte nennt die Hochfläche, auf der wir uns befanden, Antar, unseren Führern aber war dieser Name nicht bekannt. Während wir eben unseren Erwärmungsspaziergang machten, wobei unsere Gewehre stets auf den Kameelen blieben, kam eine Gazelle neugierig auf uns zu, besah uns aus zwanzig Schritt Entfernung ganz genau, und zog dann wieder ihres Weges; sie musste wohl noch nicht viel Menschen in ihrem Leben gesehen haben. Unsere Marschrichtung war rein westlich gewesen; unser Zelt stand bei 33° 24′ Breite und 58° 52′ Länge.

Freitag, den 20. December. Die Hochfläche blieb zunächst dieselbe, wie am gestrigen Tage. Auffallend war eine stellenweis wachsende Pflanze mit kohlartigen Blättern, die ihr Blatt unter der Oberfläche des Bodens entwickelte und dann mit einer Schicht Erde in die Höhe hob: wo sie wuchs, war der ganze Boden zerwühlt, und die Kameele wichen diesen Stellen vorsichtig aus. Leider war unter uns kein Botaniker, der das Phänomen hätte erklären können. Gegen Mittag wurde der Boden wellig, und es zeigte sich eine andere Erscheinung in der Pflanzenwelt. In schmalen, nur zwanzig Schritt breiten Streifen war die Fläche mit dem bekannten holzigen Gestrüpp bewachsen, und dabei waren die zwischen den Streifen gelegenen Intervalle von etwa hundert Schritt Breite völlig kahl. Die Erscheinung hielt mehrere Meilen an und verlief so regelmässig, als ob sie von einem Gärtner angelegt wäre; da mir die Streifen der Vegetation concentrisch zu laufen schienen, so kann diese ganze Bildung wohl auf die Wirkung von Wirbelwinden zurück-

geführt werden. Gegen Abend erschienen grössere Hügelketten am westlichen Horizont, von unseren Führern al Berrîe genannt. In einer breiten aber wasserlosen Niederung an ihrem Fusse machten wir bei 33° 24′ Breite und 58° 18′ Länge Halt. Hier theilte uns Daud, der zweite Führer, zu unserm Schrecken mit, dass Palmyra noch fünf Tage entfernt sei, und nicht drei, wie Abd-ul-Aziz auf das Bestimmteste versichert hatte. Es war an Dauds Versicherung um so weniger zu zweifeln, als sie mit meiner Berechnung durchaus übereinstimmte; für uns war die Sache hauptsächlich desshalb peinlich, weil wir zuerst im Vertrauen auf Abd-ul-Aziz's Versprechen unsere Lebensmittel auf eine kürzere Zeit vertheilt hatten, und sie schon anfingen knapp zu werden.

Sonnabend, den 21. December. Wir hatten einen im Dunkeln recht unbequemen Marsch auf den mit scharfen Feuersteinen bedeckten Hügeln der Kette al Berrîe. Bei Sonnenaufgang erreichten wie bei 33° 24′ Breite und 58° 10′ Länge den Rand eines tief eingeschnittenen breiten Thales, das die Karte al Gharra nennt, welchen Namen jedoch unsere Führer nur dem oberen, südlichen Laufe desselben zu geben schienen. Wir mussten lange nach einem für unsere Kameele practicablen Abstieg suchen, denn der Fels fiel stellenweise fast senkrecht ab und die Höhe der Wand betrug über dreihundert Fuss. Als wir einen passenden Weg gefunden, stiegen wir von den Kameelen (bergab reiten ist auf ihnen höchst unbequem) und trieben unsere anfangs widerspänstigen Thiere in das Thal hinunter. Dieses war entschieden bedeutender, als das Wadi Haurân; es war ziemlich eine halbe Stunde breit, überall steil zwischen den Felsen eingeschnitten und nährte einen Bach, der in der Regenzeit mächtig sein muss, und noch jetzt viele Lachen übrig gelassen hatte. Die Richtung des Thales lief von Süd nach Nord und im äussersten Süden sahen wir eine Berggruppe, deren höchste Kuppen wohl an tausend Fuss über der Thalsohle haben mochten. Vielleicht ist hier der Dshebel Laha zu suchen, von welchem Ritter Theil XI, 743 spricht. Die

Quellen, aus denen er schöpfte, erwähnen, dass von diesem Berge sowohl das Wadi Haurân, als ein Wadi Tebbel ausgehen sollen, welche sich später vereinigen; wenn dies der Fall ist, so liegt der Vereinigungspunkt oberhalb der Stelle, an welcher wir das Wadi Haurân verliessen; denn zwischen diesem und der Kette al Berrîe war die Hochebene von keinem Thale durchschnitten. Das Wadi al Gharra kann aber nicht mit dem Wadi Tebbel identisch sein, da es gerade nach Norden verläuft und sich mit dem Wadi Haurân nicht mehr vereinigen kann. Wir mussten, um einen Aufgang auf das steile Westufer zu finden, eine Strecke thalaufwärts nach Süden marschiren, und gelangten dann durch ein Seitenthal auf die Hochebene, welche von der Karte Roty genannt wird; auf ihr schlugen wir bei 33° 19′ Breite und 57° 47′ Länge unser Zelt auf.

Sonntag, den 22. December. Das Plateau war ziemlich kahl und leicht wellig; am frühen Morgen fielen einige Tropfen Regen. Unsere Marschrichtung, welche die letzten Tage fast genau westlich gewesen war, wandte sich jetzt nach Nordwesten. Bei 33° 27′ Breite und 57° 33′ Länge passirten wir ein breites flaches Wadi, das nach Nordosten strich, und vielleicht mit dem Wadi Hiler identisch ist. Leider zeigte es kein Wasser, um so unangenehmer für uns, als unsere Führer verabsäumt hatten, die Kameele in dem wasserreichen Wadi al Gharra zu tränken; zum letzten Male hatten sie im Wadi Haurân, am Morgen des 19. December, zu saufen bekommen. Hinter einem isolirten Kegelberge von etwa 300 Fuss Höhe (bei 33° 32′ Breite und 5[illegible]° 26′ Länge) machten wir Halt.

Montag, den 23. December. Der gestrige Tag war schwül gewesen, und die Kameele zeigten, nach viertägigem Dursten, dass ihnen das Wasser doch nicht ganz unentbehrlich sei; einige leckten die wenigen Regentropfen, die am Morgen fielen, von den Steinen am Wege auf, jedoch ohne irgendwelche Gier. Wir verfolgten ziemlich die gestrige Marschrichtung und durchschnitten einige unbedeutende und wasserleere Wadis; im Hintergrunde erblickten wir schon

in undeutlichen Umrissen die äussersten Parallelketten des Antilibanon, doch hinderte die dunstige Luft eine auch nur annähernde Schätzung der Entfernung. Schon Vormittags erschienen von allen Seiten jene schmalen Wüstenwege, wie ich sie oben bei Kubetha geschildert habe, aber in einer solchen Menge, wie wir sie noch nie gesehen. Sie gingen alle auf denselben Punkt zu, und bald merkten unsere Thiere, dass es sich um Wasser handele, und schlugen unverrückt die Richtung ein, in welcher sie es witterten. Nicht einen Zollbreit wichen sie von der Direction ab und Nachmittags erreichten wir auch das gewünschte Ziel. Mitten in der Wüste, noch drei Tagemärsche von der nächsten Oase entfernt, stand hier ein gemauerter Brunnen von 70 Fuss Tiefe und fünf Fuss Durchmesser. Er stammt vielleicht aus den Zeiten der Patriarchen und wohl mag Abraham aus dem Lande seiner Vorfahren, dem oberen Mesopotamien, an ihm vorbei nach Kanaan, gezogen sein. Die Stricke der Schöpfeimer hatten schon Furchen von über acht Zoll Tiefe in den harten Kalkstein seiner Wände eingeschliffen, und dies an einem Orte, wo keine Weideplätze sind, sondern nur ab und zu eine durchziehende Horde lagert! Ich habe den Brunnen auf keiner Karte verzeichnet gefunden; seine Lage ist nach meiner Berechnung 33° 44′ Breite und 57° 11′ Länge. Nachdem wir Wasser eingenommen und die Kameele getränkt, zogen wir noch zwei Stunden weiter. Die Thiere hatten sich jedes mit einem Eimer voll Wasser völlig zufrieden erklärt.

Dienstag, den 24. December. Die Luft war den ganzen Tag kalt und windig, und nur der Blick auf die blauen Bergketten im Nordwesten, die allmählich höher und höher am Horizonte hervortraten, konnte uns bei guter Laune erhalten. Nachmittags steigerte sich der Wind zum Sturm, und kaum hatten wir noch Zeit, durch die herantreibenden schwarzen Wolken gewarnt, unser Zelt in grösster Eile aufzuschlagen, als ein furchtbares Unwetter losbrach. Unser gutes Zelt bot ihm aber Trotz, und wir selbst liessen es uns nicht nehmen, hier mitten in der Wüste einen wehmüthig-

fröhlichen Weihnachtsabend zu feiern. Viel war es freilich nicht, was wir uns bieten konnten: nur eine doppelte Portion Erbswurst in der Suppe und eine letzte, sorgsam aufgehobene Flasche Champagner, und beim Becherklang gedachten wir der lieben Heimath. Mit einigen Pfund Lichtern, von denen wir noch Ueberfluss hatten, wurde das Zelt auf das herrlichste illuminirt, während draussen der Sturm tobte und der Regen gegen die Wände klatschte. Das Festlocal lag unter 33° 55′ Breite und 56° 37′ Länge.

Mittwoch, den 25. December. Das Unwetter hatte sich über Nacht etwas gelegt, und als wir gegen acht Uhr aufbrachen, schien sich der Himmel freundlicher gestalten zu wollen. Doch kaum waren wir einige hundert Schritt geritten, als Sturm und Regen von Neuem auf uns losbrachen. Die Kameele vergassen sogar ihr Schreien und schritten gesenkten Kopfes eines hinter dem anderen her, zwischen uns wurde auf dem ganzen Marsch kein Wort gewechselt. In seinen dicksten Mantel gehüllt, sass ein Jeder auf seinem Thiere und suchte sein Gesicht vor dem peitschenden Regen zu schützen. Nach achtstündigem Marsche sassen wir ab, und schlugen bei 34° 9′ Breite und 56° 20′ Länge unser Zelt auf, so gut dies in dem durchweichten Boden gehen wollte, in dem kein Pflock hielt. Da das nasse Wüstenkraut nicht brannte, opferten wir den Rest unserer Vorrathskisten — sie waren ohnehin leer — und schütteten die Ueberbleibsel an Stearinlichtern von der gestrigen Illumination darauf; ein mächtiges Feuer flammte empor, und der letzte Zipfel Erbswurst mit dem letzten Reiskorn gab eine recht magere Suppe. Die Nacht im nassen Zelte und in nassen Kleidern erinnerte lebhaft an die Bivouacs in den Tagen nach der Schlacht von Sédan.

Donnerstag, den 26. December. Fröstelnd und missgestimmt brachen wir auf; wir glaubten Palmyra nie erreichen zu können. Doch deutete Daud, der zweite Führer, siegesgewiss auf eine Lücke zwischen den Bergketten, in der wir die Oase alsbald erblicken sollten. Das Wetter wurde inzwischen sonnig warm und ein Mantel nach dem andern

wurde abgelegt. Endlich, gegen 10 Uhr Vormittags, nachdem wir einige Hügel überstiegen, zeigte sich uns in der Ferne das ersehnte Palmyra; sein grosser Tempel war hell von der Sonne beschienen, während die anderen Ruinen der Entfernung halber nur ein undeutliches, verworrenes Bild von Steintrümmern gaben. Der Blick gab jedem von uns die durch die Anstrengungen der letzten Tage verlorene Spannkraft wieder und in übermüthiger Laune liefen wir neben unsern Thieren her, um den letzten Rest von Steifigkeit und Unbehaglichkeit aus den Gliedern zu bringen.

Je näher wir kamen, desto höher wuchsen vor unseren Augen die staunenswerthen Ueberreste der einstigen Blüthezeit Palmyras. Ein Dorf konnten wir immer noch nicht erblicken, obschon wohlbebaute und mit sorgsamer Ausnutzung des kostbaren Gutes bewässerte Felder auf eine ziemliche Einwohnerzahl schliessen liessen. Nur eins enttäuschte uns; wir hatten vom Euphrat her noch den Gedanken an Oasen mit Palmenhainen und schützenden Laubdächern mitgebracht, hier stand aber, ausser einigen Dutzend besenartiger hässlicher Palmstämme, weder Strauch noch Baum. Am Thore des Tempels empfing uns schon die Bevölkerung, deren Hütten ganz in den gewaltigen Tempelhof hineingebaut sind und geleitete uns in das stattliche Haus des Aeltesten, wo ein nicht nur geräumiges, sondern auch fast elegantes Zimmer mit hoher gewölbter Decke und guten Teppichen uns aufnahm. Dem Scheik war der Besuch von Europäern nichts Neues, da der Ausflug nach Palmyra von Damascus aus häufig gemacht wird und er bewies seinen practischen Verstand, indem er uns alsbald Essbares vorsetzte, wonach unser Magen sehr verlangte. Nachher wurde in Gesellschaft der Honoratioren des Ortes, wozu auch die türkischen Offiziere der hier stationirten Compagnie gehörten, der Kaffee eingenommen. Es war der beste Kaffee, den ich mich entsinne je getrunken zu haben; seine Zubereitung war freilich auch ein zeitraubendes Geschäft, wozu schwerlich in Europa jemand die Musse findet. Zunächst gab der Hausherr seinem ältesten Sohne den Schlüssel zum Kaffeekasten und dieser holte eine

Handvoll Bohnen, aus denen der Alte sorgsam eine jede schadhafte auslas. Sodann wurden sie in einem gewaltigen hölzernen Mörser zerstampft; diese Mörser sind alte Familienstücke und werden um so höher geschätzt, je mehr das Aroma das Holz durchdrungen hat. Das Kaffeepulver wird hierauf in die kleine blecherne Kanne gethan, heisses Wasser aufgegossen und nach wenigen Secunden Kochens der Kaffee in die winzig kleinen Tassen eingeschenkt. Der gröbste Satz bleibt in der Kanne zurück und der feinere senkt sich in der Tasse zu Boden. Das Getränk wird selbstverständlich ohne Zucker und Milch genossen und ist ganz vorzüglich. Als wir nach der ersten Tasse eine zweite erhalten sollten, begann die ganze Procedur, die fast eine halbe Stunde in Anspruch nahm, von Neuem. Den Abend veranstalteten wir eine grosse Illumination des Tempels mit Magnesiumdraht, wovon ich eine ziemliche Menge zu Ruinenbeleuchtungen mit mir führte. Es war anscheinend das erste Mal, dass die Ruinen künstlich beleuchtet wurden und ein grosser Haufe Volkes folgte uns auf unserm Gange; ein türkischer Lieutenant gerieth ganz in Enthusiasmus und versicherte mir ein Mal über das andere, dass er etwas so Schönes noch nie gesehen. Es war freilich auch ein herrlicher Anblick, die schönen Formen der Architectur mit der bunten Staffage bei dem steten Wechsel der Lichteffecte zu betrachten.

Palmyra war einst eine wohlhabende Oase, ein Stapelplatz des Handels nach dem Osten und die Erste und Führerin der kleinen syrischen Städte. Grosse Palmenhaine müssen sie damals umgeben haben, wie ihr semitischer Name Tedmur, die Palmenstadt, besagt; er wurde zu Palmyra romanisirt, wie das lateinische Wort palma aus dem semitischen tamr entstanden ist. Zu Zeiten der Partherkriege gelangte Palmyra auf den Gipfel seiner Grösse; sein Bürger Odenath besiegte an der Spitze der syrischen Hilfstruppen die Parther und verwandte die erbeuteten reichen Schätze zum prachtvollen Aufbau der Stadt. Allein der Neid der Römer wurde bald rege und schon seine Tochter Zenobia wurde vom Kaiser Aurelian entthront und die Stadt zerstört.

Seitdem liegen die Trümmer ihrer Bauwerke in der Wüste da, und die trockene Luft hat sie so wohl erhalten, dass man oft meinen möchte, jener Fries oder jene Inschrift sei erst gestern gemeisselt worden. Der Wohlstand ist versiegt und nur ein kleines Dorf, zum Schutz gegen räuberische Beduinen in den Hofraum des grossen Tempels hineingebaut, nutzt den Boden, den eine starke Quelle leicht schwefligen Wassers trefflich befruchtet. Die Menge des Wassers würde auch für eine weit grössere Fläche ausreichen als die jetzt angebaute ist, allein es fehlt an arbeitenden Händen und die bis in die letzten Jahre andauernde Unsicherheit der Gegend hindert ein Wiederaufblühen des Ortes. Die Bevölkerung besteht aus Syrern, die ihr kräftiger Bartwuchs und ihre stämmige Gestalt leicht von den hageren bartlosen Beduinen unterscheidet; doch hat die arabische Eroberung hier wie vielfach in Asien und Afrika dem Volke die arabische Sprache aufgezwungen und Syrisch wird nicht mehr verstanden. Der Europaer ist jetzt ein oft gesehener Gast in diesen Mauern. Während noch vor wenigen Jahren die Reise nur nach Erlegung hohen Tributs an die Führer der hier hausenden Beduinenstämme möglich war, halten jetzt türkische Garnisonen mit ihren Hinterladern die Kinder der Wüste wirksam in Respect und im Frühjahr, der Hauptreisezeit, vergeht kaum eine Woche, ohne dass Fremde von Damascus hier eintreffen. Dragomans sorgen bei der Tour, die bei kleinen Tagemärschen etwa 14 Tage hin und zurück in Anspruch nimmt, für alle Bequemlichkeiten des europäischen Lebens und einige türkische Soldaten als Escorte gewähren ausreichenden Schutz.

Die gewaltigste unter Palmyras Ruinen ist der grosse Tempel, welcher jetzt das ganze Dorf einschliesst. Ein Quadrat von 250 Schritt Seitenlänge ist von einer an vierzig Fuss hohen, aus schön behauenen Steinen aufgeführten und mit corinthischen Halbsäulen decorirten Mauer umschlossen. An drei Seiten lief auf der Mauer eine doppelte Säulenhalle von je 60 Säulen Front, während die Eingangsfront auf der Westseite eine einfache Colonnade von 45 gewaltigen Säulen

trug. In der Mitte des so gebildeten Tempelhofes stand das Heiligthum, ein mässig grosser Peripterostempel von 16 und 8 Säulen, dessen Eingang an der westlichen Breitseite mit einem vortretenden hohen Bogenthor geschmückt war. Wenngleich die Anordnung in dieser Weise dem streng klassischen Style nicht entspricht, und wenn auch die Längenverhältnisse der Säulen über das Vitruvische Mass hinausgehen, so ist doch der Eindruck des Ganzen nicht nur ein wegen seiner Grösse überwältigender, sondern auch ein im höchsten Grade künstlerischer. Die Säulen, von denen ein Theil noch wohlerhalten aufrecht steht, tragen reiche corinthische Capitäle und sind nicht cannelirt; die Capitäle derjenigen am eigentlichen Tempel scheinen aus kostbarem Metall bestanden zu haben, denn sie sind sorgfältig von dem Schaft abgelöst worden. Das Innere des Heiligthums bietet gewölbte Räume mit schönen Cassettendecken, und von vorzüglicher Arbeit sind an ihm sowohl wie an dem vorgeschobenen Eingangsthor die reichen Ornamentirungen an Friesen und Bändern, meist Blätter und Früchte behandelnd und völlig erhalten. Störend sind für die Besichtigung die Hütten des Dorfes, welche den ganzen Raum zwischen dem inneren Tempel und der Mauer ausfüllen, und von deren Dächern allein man gute Ueberblicke hat. Das äussere Eingangsthor in der Mitte der westlichen Mauerfront, welches gleichfalls grossartig monumental gewesen sein mag, ist im Mittelalter so umgebaut worden, dass seine einstige Form nicht mehr zu erkennen ist.

Der Nordwestecke des Tempels gegenüber liegt die Eingangspforte zu den grossen Colonnaden, dem Constantinsbogen in Rom nicht unähnlich und durch eine Anlage mit zwei schräg auf einander stossenden Fronten sehr geschickt so disponirt, dass dem Auge der Brechungswinkel, welchen die Axe der Colonnaden mit der Gesichtslinie vom Tempel aus bildet, entzogen wird. Die Colonnaden erstrecken sich bis zum nördlichen Thore der Stadt und zu beiden Seiten schliessen sich daran grosse offene Säulenhallen und der königliche Palast. Noch jetzt, wo von den 2000 bis 3000

Säulen, welche einst dort standen, nur noch der zehnte Theil erhalten ist, ist der Anblick des steinernen Waldes ein über alle Massen grossartiger, um so mehr, als das, was Menschenhand und Erdbeben nicht zerstört haben, Dank der trockenen Luft und der Festigkeit des hellgelben Kalksteins völlig unversehrt ist. Die feinen Details der Ornamente und die zahlreichen Inschriften sehen so frisch aus, als ob der Künstler sie erst gestern geschaffen hätte. In einem Theil der grossen Colonnade hat jede Säule in ihrer Mitte eine Console, mit der betreffenden Säulentrommel aus einem Stück gehauen, welche einst die Büste eines Palmyreners trug; eine Inschrift darunter zeigt in griechischer und palmyrenisch-syrischer Sprache Namen und Stand des so geehrten an. In langer Reihe kann man die einstigen Stadträthe und Steuererheber der Königin des Ostens verfolgen, deren marmorne Bilder rohe römische Soldaten zerschlagen haben. Vom Palast ist wenig übrig; ihn traf wahrscheinlich der Zorn des Kaisers Aurelian vorzugsweise; dagegen stehen noch einige kleine Tempel und die schöne Säulenfront des nördlichen Thores, und auf dem ganzen, von den Resten der Stadtmauer eingeschlossenen weiten Trümmerfelde stösst der Fuss auf architectonische Reste von vollendetster Schönheit. Die Blüthezeit Palmyras war der letzte Sonnenstrahl antiken Schönheitssinnes; nach ihr fing schon das nüchterne Zeitalter an, welches schliesslich in den grämlichen Byzantinismus überging.

Ausserhalb der Mauern liegt in einem kleinen Thal die Todtenstadt der Palmyrener. Sechzig Thürme aus grossen behauenen Steinen stehen dort, deren jeder das Erbbegräbniss einer Familie birgt. Ueber dem Eingang zeigt eine Tafel mit doppelsprachiger Inschrift, häufig von Genien gehalten, den Namen der Familie und ihre Würde an. Eine steinerne Treppe führt zu den fünf, ja sechs Stockwerken hinauf, deren jedes einen kleinen Vorsaal zeigt, zu dessen Seiten die steinernen Sarcophage in die Wand eingelassen sind. Manche schöne Ornamente und auch verwaschene Fresken finden sich auf diesen Treppenabsätzen. Viele

Thürme sind noch leicht zugänglich und in dem einen sahen wir sogar Reste von Stoffen, mit denen die Todten bekleidet gewesen waren. Ausser diesen Thürmen sind auch zahlreiche Felsengräber vorhanden, und Sarcophage, meist von plumper Arbeit, stehen in Menge umher.

Wir widmeten den ganzen Vormittag den Ruinen und bestiegen dann einen Hügel neben der Stadt, auf dessen Spitze ein fast unnahbares Castell thront, aus arabischer Zeit stammend. Einige türkische Soldaten hatten sich uns als Sicherheitswache angeschlossen, und einer derselben, ein Neger, erklomm vor unseren Augen die Thürme des Castells, so dass uns bei dem Anblick der gewagten Tour schwindlig wurde. Glücklich wieder heruntergekommen, erbat er sich den verdienten Bakschisch nicht etwa in Geld, sondern in Gestalt unserer Léfaucheuxpatronen, die ihm grosses Vertrauen einzuflössen schienen. Als sein Wunsch gewährt wurde (wir brauchten unsere Patronen jetzt ohnehin nicht mehr), grinste er vergnügt über das ganze Gesicht. Während wir noch die Aussicht über das Ruinenfeld zu unsern Füssen genossen, erhob sich plötzlich grosser Lärm unten im Dorf; alles schrie und lief durcheinander, so dass wir das Getöse bis auf den Berg hören konnten und in wenigen Minuten rückte die ganze Garnison aus. Der Allarm galt einer Anzahl Kameelreiter, die sich in der Nähe zeigten und die man für räuberische Beduinen hielt, sie entpuppten sich aber als eine harmlose Karavane aus Damascus und die Aufregung legte sich bald. Der Schrecken, den das Erscheinen von Unbekannten hier hervorrief, zeigte uns doch, dass die Gegend noch nicht geheuer sei und wir beschlossen, die uns vom Commandanten bereitwilligst angebotene Escorte, für die wir anfangs wenig Sinn gezeigt hatten, nicht auszuschlagen.

Der Commandant war ein sehr braver Mann; wenn er auch aussah wie ein mässig versorgter deutscher Dorfschullehrer, so gab er sich doch alle Mühe uns gefällig zu sein. Uns lag vor allen Dingen daran, bald nach Damascus zu kommen, da uns Abd-ul-Aziz und seine Kameele bereits gründlich verhasst waren. Der Hauptmann meinte, dass

unsere Kameele weit mehr würden leisten können, wenn einerseits Pferde hinter ihnen wären, um sie zum steten Schritt anzutreiben, und andererseits unseren beiden Arabern die Trägheit und Widerspenstigkeit etwas gelegt würde, In diesem Sinne ertheilte er den Soldaten, die uns begleiten sollten, Bescheid; er hatte auch dafür gesorgt, dass Abd-ul-Aziz die bis dahin vor unseren Augen sorgfältig verheimlichten Mehlvorräthe hervorholte und die Kameele ordentlich fütterte, was ihnen vor den bevorstehenden forcirten Märschen durchaus noth that. Abd-ul-Aziz war unter dem Druck der Verhältnisse wie umgewandelt, während er bis dahin träge und anmassend gewesen war, wurde er auf einmal jetzt flink und höflich, und bald nachdem wir von den Ruinen zurückgekommen und unsere Mittagsmahlzeit eingenommen, waren wir auch schon reisefertig.

Dem Antilibanon sind nach der Wüste zu mehrere Ketten vorgelagert, welche aus der südnördlichen Richtung des Hauptgebirgs allmählich zu einer südwestlich-nordöstlichen übergehen, so dass sie auf der Karte ein fächerförmiges Bild darbieten. Am Fusse des am weitesten vorgeschobenen, im Mittel an 1000 Fuss über der Wüste sich erhebenden Bergzuges liegt Palmyra und unmittelbar hinter der Oase bietet ein tief eingesenkter Sattel einen bequemen Uebergang in das breite Thal zwischen der äussersten und der zweiten Bergkette. Diesen Weg schlugen wir ein, nachdem wir zuvor an der Quelle, welche die ganze Oase speist, unsere Kameele gründlich getränkt hatten. Zur Begleitung hatte uns der um unsere Sicherheit besorgte Hauptmann nicht weniger als 16 Mann mitgegeben, unter dem Befehl eines sehr zuvorkommenden Lieutenants. Die Soldaten waren gewandte Türken auf flinken kleinen Mauleseln, und Menschen und Thiere in der besten Laune. Eine Ausnahme machte Abd-ul-Aziz, der in Voraussicht der anstrengenden Märsche in grämliche Resignation verfiel, sich den Mantel über den Kopf zog und mit keinem Menschen ein Wort redete, dazu verhöhnten ihn noch die türkischen Soldaten, die jeden Araber gründlich hassen (was ich ihnen nicht verdenke) und froh

waren, hier an einem ihre Laune auslässen zu können. Ueberselig war Ali, er hatte volle drei Wochen in seiner türkischen Muttersprache schweigen müssen, was ihm sehr nahe gegangen war und entschädigte sich jetzt durch vierundzwanzigstündiges Schwatzen. Gegen 12 Uhr waren wir abgeritten; nach Ueberschreitung des niedrigen Bergsattels ging es stets in dem mehr als meilenbreiten Thale zwischen den fast parallelen Bergketten in südwestlicher Richtung geradeaus, das Land war ebenso wüste wie vor Palmyra. Um sechs Uhr Abends wurde eine kurze Rast gemacht; die Kameele erhielten ihren Mehlkloss, die Pferde etwas Gerste, und der türkische Lieutenant und wir machten ein kleines Picknick, wozu wir kalten Hammelbraten und er Eierkuchen lieferte, die uns vorzüglich schmeckten. Dann ging es weiter, stets einige Mann als Avantgarde voraus und die übrigen dicht hinter den Kameelen, welche jetzt ihren Schritt, der in der Wüste stets genau der gleiche geblieben war, bedeutend beschleunigten. Um zwei Uhr Nachts wurde bei den Resten eines alten Castells eine zweite Rast von zwei Stunden gemacht; alles legte sich auf den eiskalten Boden und gab sich dem wohlverdienten, wenn auch nur kurzen Schlafe hin. Um halb vier Uhr blies der Trompeter bereits und um vier Uhr war die Karavane schon wieder in Bewegung. Merkwürdigerweise waren weder wir, noch die Kameele besonders müde, als wir um Mittag nach vierundzwanzigstündigem Marsche und Zurücklegung von sechzehn deutschen Meilen in der Oase Karjetên einrückten. Wahrscheinlich hatte nach dreiwöchentlicher Einsamkeit der Anblick von Menschen uns so angeregt, dass der Geist die Anstrengungen der Glieder leicht überwand.

In dem Hause des Aeltesten von Karjetên kamen wir gut unter und wurden nur durch die Neugier der Bewohner sehr belästigt. Der erste, der sich melden liess, war der syrisch-katholische Priester des Ortes; er kam lediglich zu dem Zweck, uns Dattelschnaps zu verkaufen und war, da bei uns schon Ebbe eingetreten war, nicht unwillkommen. Dann folgten nach und nach ziemlich sämmtliche Bewohner

des grossen Dorfes; sie traten ungefragt herein und sahen uns dumm und schweigend an, bis es uns zu viel wurde und wir in demonstrativer Weise die Thür hinter ihnen schlossen. Unsere biederen türkischen Soldaten entliessen wir mit klingendem Danke; als dies geschehen, zog mich Ali bei Seite und theilte mir im Vertrauen mit, dass der Lieutenant noch ein besonderes Anliegen habe, sich aber nicht getraue es mir vorzutragen, weil er fürchte ich möchte ihn für unbescheiden halten. Der Blick seines Verlangens war auf ein Paar weisse Glacéhandschuhe gefallen, die letzten einer langen Reihe alter Ballhandschuhe, die im Orient ihr Grab gefunden; ich weiss nicht, ob er seine Hände oder die zarten Finger einer seiner Frauen damit schmücken wollte. In Begleitung einiger anderer europäischer Kleinigkeiten wanderten sie in seinen Besitz und schienen ihn sehr glücklich zu machen; auch wir gönnten ihm gern die Freude, denn er hatte uns den Eindruck einer guten ehrlichen Haut gemacht. Am Nachmittag ging ich noch zu dem hier commandirenden Major, um für den nächsten Tag um eine Escorte nach Damascus zu bitten. Er konnte mich wegen Unwohlsein nicht empfangen, versprach aber alles, was ich verlangte. Dass wir uns früh schlafen legten, war uns nicht zu verdenken.

Die türkische Regierung unterhält die Garnisonen in den kleinen Oasen des östlichen Syriens erst seit einigen Jahren und doch haben dieselben trotz ihrer geringen Anzahl und trotz der Entfernung ihrer Standorte von einander (Karjetên liegt 16 deutsche Meilen von Palmyra und 8 Meilen von der nächsten Oase nach Damascus zu) die räuberischen Beduinen schon zu Paaren getrieben. Grossen Antheil hieran haben freilich die Repetircarabiner der Soldaten, vor denen die Söhne der Wüste eine leicht begreifliche Scheu zeigen. Auch zwei Schwadronen Kameelreiterei sind formirt worden; jedes Kameel trägt einen Vorder- und einen Hinterreiter, und wenn die ganze Schwadron aufsitzt und die Kameele aufspringen, soll das Gebrüll der Thiere herzzerreissend und markerschütternd sein. Die übrige Reiterei ist nicht auf Pferden, sondern auf kleinen Mauleseln beritten, Thieren von

unglaublicher Zähigkeit und Ausdauer, wie die Leistungen unserer Escorte bewiesen hatten.

Am nächsten Morgen, den 29. December, musste ich bei dem Ausbleiben der uns versprochenen Escorte noch einmal zum Major gehen, um ihn an sein Versprechen zu erinnern. Sein gestriges Unwohlsein beruhte auf Wahrheit, er war so verschnupft, dass er kaum sprechen konnte. Und dabei traf ich ihn gerade, wie er mit blossen Füssen über den Hof ging, um das Wasser zu seinem Morgenkaffee selbst zu holen! Augenscheinlich sind die Begriffe über Gesundheitspflege im Orient andere als bei uns. Er entschuldigte sich wegen der Unpünktlichkeit, schickte sofort nach der Escorte, und bald darauf waren wir marschbereit. Leider waren unsere sechs Begleiter diesmal nicht wieder türkische Soldaten, sondern arabische Milizen, die hier auch den Namen Zaptieh führen, den in der Türkei die Polizisten und Gensdarmen tragen. Wir merkten den Unterschied bald; sie waren wenig gefällig und kümmerten sich überhaupt kaum um uns, so dass die Kameele, denen es an einem treibenden Elemente fehlte, wieder in ihren gewöhnlichen langsamen Schritt verfielen. Unser Weg ging fortwährend in südwestlicher Richtung zwischen den beiden Bergketten, welche sich allmählich näher zusammenschlossen; auch stieg das Thal merklich an. Als die Sonne im Sinken war, erblickten wir schon von Ferne menschliche Wohnungen und gegen acht Uhr Abends, nach zwölfstündigem Marsch ohne Aufenthalt, erreichten wir die ersten Häuser. Hier mussten wir eines unserer Kameele zurücklassen; es hatte schon in der Wüste Zeichen von Schwäche gegeben und war stets nur so leicht wie möglich beladen worden. Jetzt aber gingen seine Kräfte gänzlich zu Ende, und unser zweiter Führer Daud, mit dem wir sonst recht zufrieden gewesen waren, blieb mit ihm zurück, während Abd-ul-Aziz's missvergnügtes Antlitz uns weiter geleitete. Eine Stunde später erreichten wir das grosse Dorf Dsherrûd, wo uns in einem sehr reich eingerichteten Hause das beste Zimmer, mit Marmor und Teppichen geschmückt, zur Verfügung gestellt wurde. Leider war es aber ungeheizt und

Niemand bot uns etwas zu essen, so dass wir frierend und hungrig auf unsern Kaffee angewiesen waren. Wir tranken davon unglaubliche Mengen, um uns wach zu erhalten, denn wir wollten nach kurzer Rast weiter reiten und nicht eher ruhen als bis wir Damascus erreicht hätten. Abd-ul-Aziz erklärte kurz und bündig, dass er keinen Schritt mehr thun würde; sein Widerstand wurde bald überwunden. Darauf kamen die Zaptiehs und verlangten ihre Entlassung; wir bewilligten sie ihnen sofort, setzten aber hinzu, dass nur diejenigen auf ein Bakschisch Anspruch hätten, welche uns, wie es ihre Pflicht sei, bis Damascus begleiten würden. Dies wirkte; drei von ihnen erklärten sich zum sofortigen Weitermarsch bereit, während die andern, immerhin noch recht reichlich belohnt, uns verliessen.

So gingen die wenigen Stunden, die wir zu ruhen gedachten, in fortwährenden Verhandlungen hin, und als wir um halb ein Uhr Nachts uns wieder zu Kameele setzten, hatten wir nicht einen Augenblick Schlaf und nicht einmal satt zu essen gehabt. Der genossene Kaffee hielt uns aber munter und sobald einen von uns der Schlaf ankam, stieg er vom Kameele und erfrischte sich durch einen kleinen Fussmarsch in der eisigen Nachtluft. So ging die Nacht allmählich hin; wir stiegen fortwährend, da sich das Thal zu einem Sattel emporhob, der die beiden Bergketten verband; zu beiden Seiten lagen fast ohne Unterbrechung kleine Dörfer und Weiler. Als es anfing hell zu werden, waren wir der Höhe schon nahe, und gerade in dem Augenblick, als der erste Sonnenstrahl die Berge neben uns vergoldete, war sie erreicht. Der Blick, der sich uns darbot, war überwältigend. Uns gerade gegenüber erhob sich die gewaltige Masse des Hermon, der Südspitze des Libanon, bis zum Fusse mit Schnee bedeckt und hell von der Morgensonne angestrahlt, und uns zu Füssen lag der grosse meilenweite Garten von Damascus. In weiter Ferne sahen wir schon die Thürme und Minarets der Stadt, während ihr zur Seite der Blick auf die Berge des nördlichen Palästina und der Landschaft Haurân fiel. Zu unserer Linken dehnte sich die unabsehbare

Wüste aus, nach Damascus zu begrenzt von salzigen Sümpfen, während zur Rechten kahle Bergketten die eben überwundenen Gebirgszüge mit dem Antilibanon verbanden. Das Gesammtbild, an sich schon von wunderbarer Schönheit, war doppelt grossartig und lieblich für uns, die wir wochenlang nichts als öde Wüste und kahle Hügel geschaut hatten. Rasch stiegen wir nun in die Ebene herab; weder unsere Kameele noch die Pferde unserer Begleiter zeigten irgendwelche Müdigkeit, und wir selbst waren von dem Anblick des schneeigen Hermon und der im Grünen verborgenen Stadt so begeistert, dass wir die schlaflose Nacht und den schon fast vierundzwanzigstündigen Ritt nicht im geringsten spürten.

Im Thale angekommen, setzte ich mich auf das Pferd eines unserer Zaptiehs und ritt in Begleitung eines anderen derselben, der einst Knecht bei einem Dragoman gewesen war und einige Worte französisch verstand, der Stadt zu, um dort Quartier für unsere Karavane zu machen. Bald kam ich in das Gebiet der ausgedehnten Gärten, die von wasserreichen, vom Antilibanon herabströmenden Bächen befruchtet werden, allein die Stadt selbst war noch weit, und starke drei Stunden hatte ich zu reiten, ehe ich am Thore stand. Mein Pferd, nicht so zäher Natur wie die Maulesel der türkischen Soldaten in Palmyra, wurde bei dem Sonnenbrand der Mittagsstunde schliesslich auch müde (was ihm nach funfzehnmeiligem Marsch kaum zu verdenken war) und ich war trotz des grossen Reizes, den Baumwuchs und immergrüne Sträucher auf den ausüben, der aus der Wüste kommt, doch herzlich froh, dass nicht nur eine Stadt, sondern auch ein europäisch eingerichteter Gasthof mir nahe war. Am Thore hatte ich ganz besonderes Glück; ich traf auf einen anderen Reiter, der mir so heimathlich aussah, dass ich ihn keck auf deutsch anredete; er verstand meine Frage und antwortete mir im reinsten Wienerisch, dass der beste Gasthof das Hôtel Dimitri sei und dass ein Mann, den er mir bezeichnete, mich dorthin führen werde. Wer mein Gönner gewesen ist, habe ich nie erfahren, da er eilig war und nach

der anderen Seite weiterritt; seinem Aeusseren nach gehörte er zur dienenden Klasse und schien ein Jäger zu sein. So sehr verwirrt den Fremden das bunte Sprachengemisch des Orients, dass ich es eigentlich ganz natürlich fand, von Baghdad kommend am Thore von Damascus jemand zu treffen, der mir auf Deutsch Rede und Antwort stand.

Nun ritt ich durch endlose Gassen und Bazars zum Hôtel, wo der griechische Wirth mich als seinen zur Zeit einzigen Gast mit vollkommener Höflichkeit empfing; ich sah hier auch zum ersten Male seit drei Monaten eine Klasse Menschen wieder, die man Kellner nennt. Dem Zaptieh, meinem Begleiter, schlug seine Kenntniss des Französischen sehr übel aus; ich hatte ihn lediglich aus diesem Grunde zum Begleiter genommen, damit er am Stadtthore warten und meinen Gefährten die Strasse zum Hôtel weisen könne, gerade dies aber wurde die Ursache zu seinem Unheil. Er versprach zwar getreulich der Karavane den rechten Weg zu weisen, und zum Ueberfluss wurde der Auftrag ihm auf Arabisch vom Dragoman des Hôtels wiederholt; allein kaum war ich ihm aus den Augen gekommen, als er an keinen Auftrag mehr dachte und sich schlafen legte. Die Folge war die, dass meine Gefährten, welche gegen 2 Uhr Nachmittags, eine starke Stunde nach mir, am Stadtthore anlangten, dort Niemand vorfanden und in einen anderen Gasthof, gerade am anderen Ende der langgedehnten Stadt, geriethen. Anstatt nun, wie wir es wohl verdient hatten, nach dreissigstündigem Marsch die Ruhe des müden Wanderers zu geniessen, hatten wir das Vergnügen, den ganzen Nachmittag hin- und herzuschicken. Ehe wir mit unseren Sachen endlich glücklich im Hôtel Dimitri installirt waren, war es Nacht geworden. Allein die Strafe blieb für den Schuldigen nicht aus; der Dragoman des Hôtels ging mit meinem Firman zur Polizei und der Zaptieh soll, ihm zur Besserung und Anderen zum warnenden Exempel, eine längere Conferenz mit dem Büttel gehabt haben. Er wird wohl sobald keine fremde Sprache mehr lernen. Dass wir die Nacht ungewiegt schliefen, wird wohl Niemanden überraschen.

Wir mussten leider die Zeit unseres Aufenthalts für Damascus sehr kurz bemessen und den Ausflug nach den berühmten Ruinen von Baalbek ganz aufgeben, wenn wir nicht in die Lage kommen wollten das Dampfschiff in Beirut zu versäumen und 14 Tage dort zu warten. Hätten wir in Baghdad schon Erfahrung mit Kameelen gehabt, so würden wir es rechtzeitig haben berechnen und danach unseren Reiseplan haben festsetzen können. Es war wieder ein Beweis für die alte Lehre, dass man auf Reisen stets die Zeit so reichlich als möglich ansetzen und dann stets noch einige Tage für jede Woche auf unvorhergesehene Fälle rechnen soll. Unser Abschied von Abd-ul-Aziz, der durch seine beständigen Lügen an unserer falschen Berechnung mit schuld war, war begreiflicherweise sehr kühl; Daud dagegen, mit dem wir recht zufrieden gewesen waren und dem wir gern ein klingendes Andenken hinterlassen hätten, war mit dem kranken Kameele in Dsherrûd zurückgeblieben und holte uns nicht mehr ein.

Nachdem wir am Morgen dem wichtigsten Geschäfte nach einer starken Tour in einem prachtvollen türkischen Bade obgelegen und darauf unsern Hausstand, als Zelt, Kochgeschirre und allerhand Geräth, aufgelöst, das heisst an Ali zur Versilberung für eigene Rechnung überantwortet hatten, gingen wir unter Führung eines Dragomans an die Besichtigung der Stadt. Wir waren nichts weniger als schaulustig und beschränkten uns auf einen Rundgang in den Bazars, wo nicht viel Bemerkenswerthes für uns zu sehen war, und auf die Hauptmerkwürdigkeit der Stadt, die Ommajadenmoschee. Diese, ursprünglich eine christliche Kirche, wurde unter der Regierung Moawîjahs, des ersten Ommajaden, der den Sitz des Khalifats hieher verlegte, zur Moschee umgeschaffen und gilt den Sunniten eben so heilig wie den Schiiten beispielsweise Kerbela oder Meschhed Ali; doch ist sie kein Wallfahrtsort. Noch vor wenig Jahren war es für einen Christen gänzlich unmöglich ihr Inneres zu betreten, jetzt öffnet eine polizeiliche Erlaubniss, die 20 Franken kostet, jedem Fremden ihre Thür. Das Gebäude ist eine

sehr lange dreischiffige Basilika und sein Inneres, wie das aller Moscheen, äusserst nüchtern. Das Hauptheiligthum derselben ist das angebliche Grab Johannes des Täufers, das ein geschmackloser Pavillon überdacht. Herrlich ist die Aussicht von dem Minaret; man steht inmitten der malerisch bunten Stadt und überschaut die weiten Fruchtgärten, welche sie in üppiger Fülle umgeben, darüber erheben sich die steinigen Gehänge des Antilibanon und neben ihnen der gewaltige schneebedeckte Hermon im hellen Sonnenglanze funkelnd, während fern im Osten ein gelber Strich den Saum der grossen Wüste bezeichnet. Der Character der Stadt war uns ein ganz neuer: überall plätscherndes Wasser und in den Strassen Eschen, Ahorn und Platanen; nur selten erinnerte uns der Wipfel einer Palme an das ferne Ufer des Euphrat. Auch das Volk kam uns fremdartig vor in seinen lebhaft bunt gestreiften Gewändern und mit seinem vom Baghdader so gänzlich verschiedenen Typus. So ging der Nachmittag mit Herumstreifen in der Stadt allmählich hin; man zeigte uns als eine Damascener Sehenswürdigkeit noch das Haus eines reichen Juden, das uns bei seiner geschmacklosen Ueberladenheit (ich möchte den Stil den türkischen Roccoco nennen) höchlich missfiel, und führte uns dann zum Sonnenuntergang auf einen Hügel neben der Stadt, von wo wir noch einen Scheideblick auf das irdische Paradies warfen, wie es Mohammed genannt hat. Abends wurde die glücklich vollbrachte Wüstenreise mit einer solennen Sylvesterbowle gefeiert.

Am Morgen des ersten Tages im neuen Jahre 1873 waren wir schon früh auf den Beinen; um halb fünf Uhr bereits ging die französische Diligence nach Beirut ab. Sie gehört der Gesellschaft, welche die Fahrstrasse über den Libanon und den Antilibanon gebaut hat, ein bedeutendes Werk für den Orient. Der Dienst wird mit grosser Pünktlichkeit gehandhabt; alle 10 Kilometer sind Stationen, auf denen der Pferdewechsel schnell vor sich geht und auf der gut gehaltenen Strasse bringen die kräftigen fünf Pferde den Wagen rasch vorwärts. Eifersüchtig hält aber die Gesellschaft auf ihr Privilegium; nur ihre eigenen Personen- und

Frachtwagen, von welchen letzteren man langen Zügen begegnet, dürfen die Strasse benutzen, während der starke Karavanenverkehr sich daneben einen Weg suchen muss. Die erste Hälfte des Weges, der etwa 4000 Fuss hohe Pass über den Antilibanon, war steinig und öde; dann folgte das fruchtbare Coelesyrien, ein breites ebenes Thal, über welchem sich die schneeigen Häupter des Libanon erhoben; nur wenige Meilen uns zur Rechten lagen die berühmten Ruinen von Baalbek, die wir leider nicht sehen sollten. In Stora wurde Mittagshalt gemacht und dann ging es in endlosen Serpentinen die steilen Hänge des Libanon hinauf. Herrlich war die Hinunterfahrt auf der anderen Seite: unter uns das blaue Meer und rings um uns das gartengleiche Land des alten Phönicien; fortwährend wechselnde Blicke und üppigster südlicher Pflanzenwuchs, dem auch die Palme und Cactus und Aloe nicht fehlen. Noch bei Tageshelle hielt der Wagen in Beirut und bald sassen wir an der reichbesetzten Tafel des Albergo dell' Oriente.

Der Lloyddampfer hatte sich verspätet und uns blieben unerwartet einige Tage übrig. Die Ruhe kam uns recht erwünscht und wir benutzten sie, um unser Aeusseres, welches im fernen Osten und in der Wüste stark gelitten hatte, wieder etwas europäisch zuzustutzen. Sonst verging der Tag, wie stets im Orient, in allerhand kleinen Besorgungen und müssigem Herumschlendern in der Stadt; den Abend verbrachten wir im Hause unseres liebenswürdigen Generalconsuls, Herrn Weber. Beirut ist eine reizende kleine Oase; mit aller Bequemlichkeit Europas verbindet es das Malerische des Orients und eine fast tropische Vegetation. schafft die nächste Umgebung zu einem Feeengarten um, während darüber die schneeigen Kuppen des Libanon aufsteigen. Dabei umschliesst das Meer von drei Seiten die Stadt mit seinem blauen Spiegel und ein zahlreicher Mastenwald im Hafen mahnt an die Heimath jenseits des Wassers. Den schönsten Blick geniesst man bei Sonnenuntergang vom Dache der türkischen Kaserne, die den höchsten Punkt der Stadt einnimmt. Wenn die türkische Musik ihren misstönenden

Zapfenstreich hat erklingen lassen, breitet sich allmählich Dunkel über den freundlichen Zaubergarten unter dem Beschauer, die Wipfel der Palmen verschwinden im abendlichen Dunste und nur der Libanon mit seinem Schnee leuchtet noch von Osten herüber.

Ein türkischer Zapfenstreich hat auch seine heiteren Seiten. Die Hauptmahlzeit des Tages ist ihm voraufgegangen, und sobald das Bataillon im Kasernenhofe angetreten ist, macht auf ein Trompetensignal jede Corporalschaft die Runde um ihren Unteroffizier und jeder einzelne Mann bedankt sich bei ihm dafür, dass der Sultan ihm zu essen gegeben hat. Die Unteroffiziere bedanken sich alsdann bei den Hauptleuten und diese beim Obersten. Ob der Dank dem Sultan selbst etwa telegraphisch gemeldet wird, ist uns nicht berichtet worden. Hierauf spielt die Musik eine Fanfare, die Truppen rufen dreimal auf arabisch „Gott erhalte den Sultan", und nachdem die ganze Front einmal laut in die Hände geklatscht hat, wird Kehrt gemacht und auseinander gegangen. Trotz des tiefen Sinnes, der in ihr liegt, sieht die Scene vom Dache aus gesehen unendlich komisch aus. Vielleicht würde sich der Türke ebenso freuen, wenn er bei unserer Wachtparade sähe, wie im tiefsten Frieden sich die Offiziere mit ernsten Mienen die geheimnissvolle Parole des Tages in das Ohr flüstern. Es hat eben jedes Land seine Eigenheiten und beispielsweise kann ich mich nicht enthalten, den orientalischen Gruss, wobei die Hand an Brust und Stirn gelegt wird, weit gefälliger zu finden als die Manipulationen, welche bei uns üblich sind.

Das Innere der Stadt ist nicht besonders bemerkenswerth; doch findet man auf dem Bazar zwei Dinge, von denen der Fremde gern ein Andenken mit nach Hause nimmt. Es sind dies reizende Stickereien in Gold und lebhaften bunten Farben und Filigranarbeit aus Silber, welche der genuesischen an Feinheit nicht nachsteht, dabei aber für den, der die guten Quellen kennt und sich auf orientalischen Handel versteht, zu merkwürdig billigen Preisen zu kaufen ist. Die Bevölkerung ist ein buntes Gemisch aus Europäern,

vorzüglich Italienern, Arabern und christlichen Syrern. Hier wird aber, wie überall in der Levante, ein Jeder Araber genannt, der arabisch spricht, und so gilt das ganze Volk Syriens und Phöniciens, welches zum Theil gar kein echt arabisches Blut, oder doch nur wenig besitzt, dem Fremden gegenüber als Araber. Die christliche Bevölkerung ist die vorherrschende und Mordscenen, wie die zu Damascus, wären hier unmöglich. Ihre Tracht ist sehr malerisch; es ist ein idealisirtes türkisches Costüm mit kurzer Jacke und weiten bis unter das Kniee reichenden Hosen, welches die meist schlank und elegant gewachsenen Leute gut kleidet; den Kopf bedeckt der türkische Fez, hier jedoch wie im Libanon in abweichender, oben achteckiger Form getragen. Der Fremde, der hier zuerst den Orient betritt, ist leicht versucht, dies Costüm für die echte arabische Volkstracht zu halten, welche doch damit nicht ein Stück gemein hat. Beduinen kommen sehr selten nach Beirut; nur ein einziges Mal sah ich ein braunes Wüstengesicht unter den Falten der tief herabfallenden Kefije.

Reizende Ausflüge bietet die Umgegend; auch wir konnten, Dank der Verspätung des Dampfschiffs, einen derselben machen. Zwei deutsche Meilen im Norden der Stadt fliesst der Hundsfluss, der Lycus der Alten, durch eine enge Felsschlucht zum Meere; ein scharfer Galopp auf derben kleinen Pferden brachte uns erst durch die Gärten der Stadt und dann auf dem weichen Sande des Meeresstrandes in einer starken Stunde dorthin. Die Felswand am linken Ufer des Baches trägt das älteste Fremdenbuch der Welt Hier liess zuerst ein Herrscher von Assyrien, der die Welt vom fernen Ninive bis zum Meere bezwungen, sein Bild in den Stein eingraben und in Keilschrift seinen Namen und seinen Ruhm verkündigen; ihm folgte ein Pharao Rhamses von Aegypten, dessen Thaten Hieroglyphen verewigen. Dann kam Jahrhunderte später der römische Kaiser Antoninus Pius mit seinen Legionen und hinterliess eine lateinische Inschrift; eine kufische erinnert an die Eroberung des Küstenlandes durch die arabischen Khalifen. Schliesslich erschien im Jahre 1860 die

französische Expedition zum Schutze der bedrängten Christen und der General Beaufort d'Hautpoul liess es sich nicht nehmen den Namen Napoleons und seinen eigenen neben assyrische Herrscher, Pharaonen, Caesaren und Khalifen zu setzen. Es erging der Neuzeit aber schlecht; die Stelle im Fels war feucht und schon jetzt ist der gallische Kriegsruhm verwittert, während das graue Alterthum noch in voller Frische prangt. Es waren eben keine „vestigia leonis", die die Expedition hinterliess.

Auch für uns schlug die Abschiedsstunde. Ali, unser getreuer Begleiter, wurde entlassen; es that uns leid, denn trotz seiner vielen Fehler war er eine gute ehrliche Haut und ohne ihn wäre uns schwerlich die Reise so vortrefflich geglückt. Auch ihm war sie nicht schlecht bekommen; aus dem blassen verhungerten Gesicht, das er in Kutais zeigte, war in Wind und Wetter ein frisches rothes Antlitz geworden, und seine Ersparnisse reichten hin, um lange Zeit glücklich nach orientalischen Begriffen, das heisst im süssen Nichtsthun zu leben. Auch ihm ging der Abschied nahe; seine letzten wehmüthigen Worte waren: Hat das Meer von hier nach Poti auch solche Stürme wie von Baku nach Lenkoran? Und als ich der Wahrheit getreu seine Frage bejahen musste, schied er mit traurigem Gesicht; sein Weh lag tiefer als im Herzen, es lag im Magen. An einem herrlich frischen sonnigen Morgen lichtete der Lloyddampfer Saturno die Anker, um uns betreteneren Pfaden zuzuführen als die es waren, denen wir bisher gefolgt.

. . . . Acht Tage später traf ich in Kairo einen Bekannten, der frisch aus Deutschland angekommen war. Ihm war noch alles neu und er pries die herrliche Stadt, wo sich ihm auf jedem Schritte ein anderes Bild des malerischen Orients bot. Ich erwiederte ihm: Ja, auch mir gefällt Kairo, aber desshalb hauptsächlich, weil es mir im Orient das Leben Europas bietet. Hierin liegt das Geheimniss der östlichen Welt, die von Verschiedenen so verschieden beurtheilt wird: Zum Reisen herrlich, ist sie schrecklich zum Bleiben.

Achter Abschnitt.

Das Reisen im Kaukasus, Persien und der asiatischen Türkei.

Touristen im Orient. Das Reisen im Kaukasus. Literatur und Karten. Zeit und Kosten der Reise. Papiere und andere Erfordernisse. Anzug, Gepäck und Vorräthe. Unterkommen. Beförderungsmittel. Die Russische Post. Reitpferde. Fusstouren. Verkehr mit den Leuten im Lande. — Eintrittsrouten in den Kaukasus

1. Von Moskau über die Wolga nach Petrowsk.
2. Von Moskau über Rostoff nach Wladikawkas.
3. Von Odessa nach Poti.
4. Von Konstantinopel nach Poti.

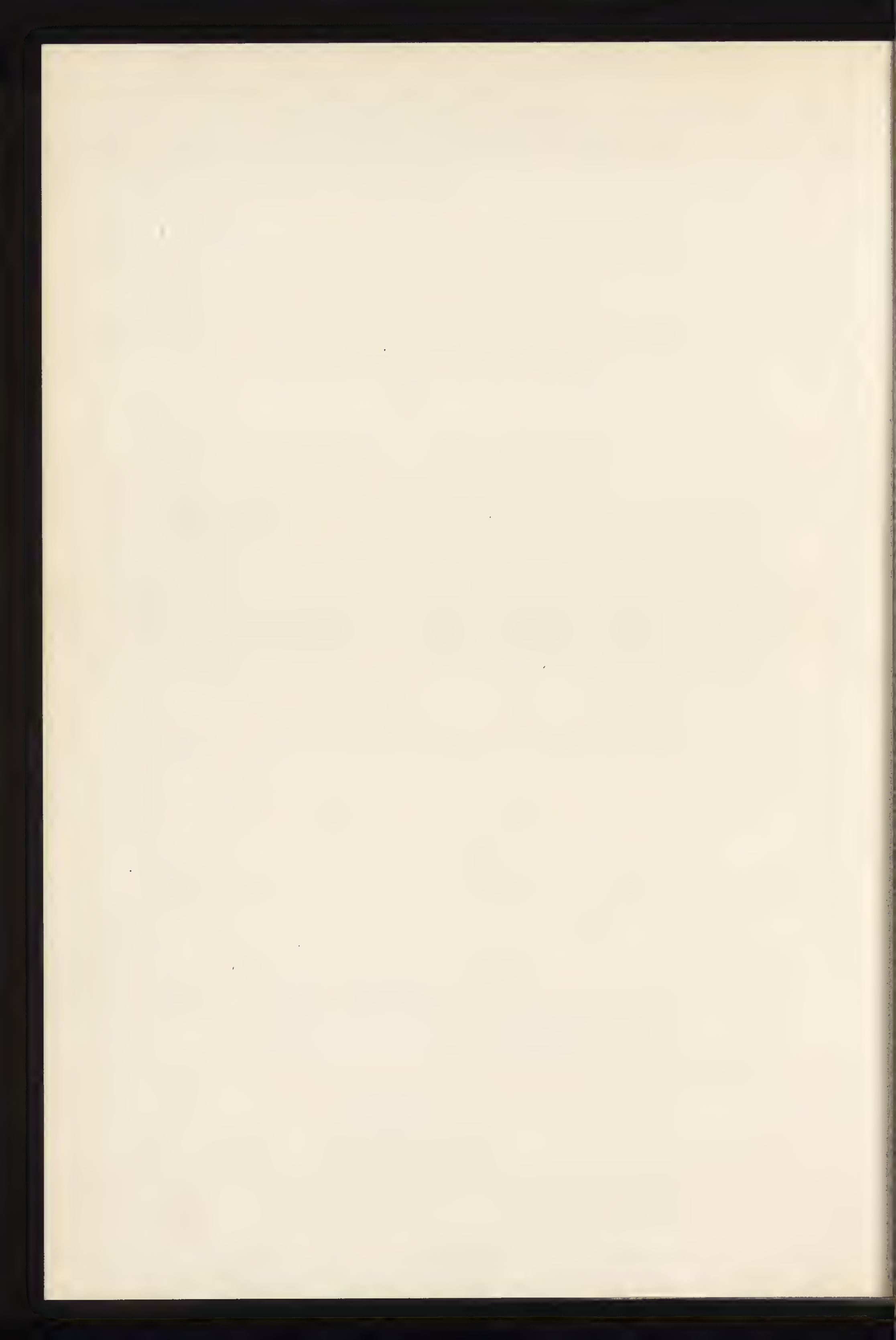
Hauptrouten im Lande

1. Poti-Tiflis.
2. Tiflis-Wladikawkas-Temirchanschura-Baku.
3. Tiflis-Signach-Nucha-Schemacha-Baku.
4. Tiflis-Eriwan-persische Grenze bei Dshulfa.

Seitenrouten.

1. In den Tscherkessenländern und der Kabarda.
2. In Abchasien, den Rionländern und dem Gebirge zwischen Elborus und Kasbek.
3. In Grusien, Kachetien und den tatarischen Chanaten.
4. In Armenien und dem Karabagh.
5. In Daghestan und der Tschetschnia.

Das Reisen in Persien und der asiatischen Türkei. Literatur und Karten. Zeit und Geld. Reiseerfordernisse. Unterkunft. Transportmittel. Routen.



Die Zahl der Reisenden, welche die grosse gebahnte Strasse verlassend, tiefer in das Herz des Orients eindrangen, war bis in die neueste Zeit eine verschwindend kleine; sie ist im letzten Jahrzehent jedoch in rascher Zunahme begriffen, und wird ohne Zweifel mit der weiteren Ausdehnung der Communicationswege von Jahr zu Jahr wachsen. Das Hauptcontingent bilden auch jetzt noch die Engländer, doch fangen, gerade in den unbekannteren und unwirthbareren Theilen des Orients, die Deutschen an, mit jenen zu rivalisiren. Beiden fehlt es noch durchaus an einem Buche, welches als Leitfaden dienen könnte, bisher sind von Baedekerähnlichen Schriftstellern nur die Küstenländer des mittelländischen Meeres und Aegypten zum Gebrauch für Reisende bearbeitet worden, und gerade diese Gegenden mit ihren Dragomans und Hôtels und ihren regelmässigen Communicationen sind in vieler Beziehung recht ungeeignet, ein wahres Bild des Orients zu geben. Der gänzliche Mangel eines solchen Handbuchs ist es nicht zum geringsten Theil, welcher manchen Reiselustigen von einem solchen Ausflug zurückschreckt, den man sich im Allgemeinen viel beschwerlicher und namentlich viel kostspieliger vorstellt, als er es in Wirklichkeit ist. Wenn ich im Nachstehenden einige Notizen über die Bedingungen des Reisens im Orient gebe, so verwahre ich mich vor Allem vor der Annahme, als habe ich dadurch dem obgerügten Mangel eines Handbuches im entferntesten abhelfen

wollen, meine Bemerkungen sind lediglich praktische Reminiscenzen meiner eigenen Reise und ermangeln sonach der Vollständigkeit, welche ein brauchbares Reisebuch besitzen muss; nichtsdestoweniger hoffe ich, dass sie dem Reiselustigen von wesentlichem Nutzen sein werden.

Das Reisen im Kaukasus einerseits und in Persien und der asiatischen Türkei andererseits beruht auf wesentlich verschiedenen Bedingungen, sowohl was die Ausrüstung zur Reise, als die Art des Reisens selbst anbetrifft; ich halte daher für nöthig, beide Theile gesondert zu behandeln. Zunächst der Kaukasus. Soviel ich habe in Erfahrung bringen können, ist die Zahl der europäischen Vergnügungsreisenden im Kaukasus bis jetzt eine äusserst geringe: mit zwanzig bis dreissig jährlich ist sie eher zu hoch als zu niedrig angeschlagen und auch von dieser mässigen Zahl bewegt sich der weitaus grösste Theil auf der gebahnten Strasse, ohne in das Land selbst einzudringen; viele fahren blos nach Tiflis und kehren mit der Befriedigung heim, den Kaukasus gesehen zu haben. Hierin wurzelt die grosse Unkenntniss, welche in Europa noch über den Kaukasus und Transkaukasien herrscht. Bald soll es ein Land sein, welches an Grossartigkeit und Schönheit über Allem steht, was die Alpen und Italien bieten, bald wieder ein Land, wo der Reisende nur bis an die Zähne bewaffnet und mit starker Escorte sich auf den Weg machen darf. Keines von beiden ist der Fall. Er ist weder schön, wie die Schweiz, noch wie Italien; zu ersterem fehlt ihm die Abwechselung und zu letzterem die Cultur; an Grossartigkeit steht es freilich keinem mir bekannten Lande nach, und seinen Hauptreiz, die urwüchsige Natur, kann nur der gebührend schätzen, der sie selbst gesehen hat. Von Gefahr für Leib und Leben des Reisenden ist heutzutage keine Rede mehr, und selbst gegen die berüchtigten klimatischen Einflüsse ist der Reisende weit besser geschützt, als der Einheimische. Doch dies ist mehr die negative Seite der Sache; auf die von mir oft vorgelegte Frage nach der positiven Seite: „Was bietet der Kaukasus dem Reisenden“ ist eine kurze Antwort schwer, wo nicht unmög-

lich. Er bietet eben eine solche Fülle von neuen Bildern der Natur und der Menschheit, dass nur der sich die Frage beantworten kann, der selbst mit Verständniss dort gewesen ist. Ich sage absichtlich „mit Verständniss“, denn viele sind da gewesen, und haben nichts gesehen, als schlechte Wege, schlechtere Wirthshäuser und schmutzige Menschen, haben aber für alle Schönheiten um sie herum kein Auge und Ohr gehabt. Ich selbst kann den Kaukasus jedem Freunde der Natur dringend zum Besuche empfehlen, und kann versichern, dass ein solcher nie unbefriedigt von dort zurückgekommen ist.

Literatur und Karten. Die dem europäischen Publicum zugängliche Literatur über den Kaukasus ist mehr als spärlich. Ein recht brauchbares Buch ist: Petzholdt, „der Kaukasus“, Leipzig (Hermann Fries). Es enthält sehr naturwahre Reiseschilderungen und brauchbare Rathschläge. Haxthausens „Transkaukasia“ ist für den Touristen so gut wie unbrauchbar, ebenso Bodenstedts „1001 Tag im Orient“, letzteres als humoristische Lectüre immerhin recht unterhaltend. Bodenstedts anderes Werk: „Die Völker des Kaukasus“ leidet an Unrichtigkeiten und gänzlich unmotivirter Sympathie für Schamyl. Ausgezeichnete Monographieen über einzelne Theile Kaukasiens erscheinen in neuester Zeit aus der Feder Raddes, des Directors des Tifliser Museums; sein Werk: „Reisen im mingrelischen Hochgebirge und seinen drei Längenhochthälern“, Tiflis 1866, ist für den Reisenden in Swanethien fast unentbehrlich. Recht empfehlenswerth ist gleichfalls sein Cyclus von vier Vorträgen über den Kaukasus, erschienen im 36. Ergänzungsheft zu Petermanns Monatsheften, März 1874. Von rein geographischen Werken darf „Ritters Geographie“ nicht vergessen werden, obschon speciell für den Kaukasus der Reisende nicht so viel aus ihr schöpfen kann, als für Persien und die Euphrat- und Tigrisländer; einen vorwiegend wissenschaftlichen Werth haben die Werke von Koch, Wagner und Abich. In französischer Sprache ist hervorzuheben: Dubois de Montpéreux, „Voyage autour du Caucase“, für jetzige Verhältnisse freilich schon

etwas veraltet; eine recht gute Reisebeschreibung ist anonym 1859 bei Gide in Paris unter dem Titel „Lettres sur le Caucase et la Crimée“ erschienen, verfasst von Mr. de Gilles, kaiserlich russischem Bibliothekar Alexander Dumas' bekanntes Buch „le Caucase“ wimmelt zwar von Uebertreibungen, ist aber, vorzüglich nach vollbrachter Reise, eine sehr unterhaltende Lectüre, und enthält einige mit grosser Naturwahrheit geschriebene Stellen. In englischer Sprache ist vor Kurzem ein Buch erschienen, welches für den Touristen wohl als das beste gelten kann, es ist dies Freshfields: „Journey in the Central Caucasus and Bashan“, London, Longman, Evans & Co.; er war der erste Tourist, der eigentliche Bergtouren im Kaukasus machte, und sein Buch enthält sehr gute Schilderungen. Recht unbrauchbar ist dagegen: Cunynghame, „the Black Sea, Caucasus and Caspian“, hauptsächlich desshalb, weil der Verfasser nur englisch verstand. Für die Eintrittstouren in den Kaukasus durch Russland ist Murray's „Russia“ zu empfehlen; für die Krym ist dies Reisebuch vorzüglich, und auch für das übrige europäische Russland anderen ähnlichen Werken (z B. Bastin) vorzuziehen, für den Kaukasus waren die bisherigen Auflagen lückenhaft und unbrauchbar, dagegen enthält die neueste vom Herbst 1874 gute Nachrichten über die Hauptrouten im Kaukasus. In russischer Sprache ist viel über den Kaukasus geschrieben worden, allein abgesehen davon, dass die russische Sprache den meisten Touristen unbekannt sein wird, ist mir auch nur ein einziges Buch bekannt, welches dem Reisenden von allgemeinerem Nutzen sein könnte. Es ist dies: Wladykin, Reisehandbuch für den Kaukasus, Moskau 1874 (Путеводитель и собесѣдникъ въ путешествіи по Кавказу), eine getreue und ausführliche Schilderung der Tour von Rostoff nach Wladikawkas, Tiflis und Poti. Ein anderes, recht ausführliches und verdienstvolles Werk ist im Erscheinen begriffen; es ist die schon oben erwähnte „Geschichte des Kampfes und der Herrschaft der Russen im Kaukasus“, von Dubrowin, Petersburg, I. Theil, 1871. (Исторія войны и владычества Русскихъ на Кавказѣ); das dritte Buch des er-

sten Theils führt nicht weniger als 2355 Werke, Monographieen und Artikel aus Zeitschriften über den Kaukasus auf, und glossirt dieselben; für den Touristen jedoch ohne grossen Werth, da diese Sachen meist nur in Bibliotheken zu erlangen sind. Ein jährlich in Tiflis erscheinender „kaukasischer Kalender“ (Кавказскій Календарь) giebt brauchbare statistische Daten über Poststrassen und ähnliches.

Bedeutend besser, als mit der Literatur, ist es mit den Karten bestellt. Die Aufnahmen des russischen Generalstabs sind in vorzüglichen Kartenwerken niedergelegt, welche in drei Massstäben verkäuflich sind: von 5 Werst, 10 Werst, 20 Werst auf den englischen Zoll, oder annähernd von 1:200,000, 1:400,000, 1:800,000. Für den Reisenden auf der grossen Strasse genügt die zwanzigwerstige Karte, wer jedoch in die Gebirge gehen will, wird gut thun, sich die bezüglichen Blätter der fünfwerstigen Karte in Petersburg oder Tiflis zu verschaffen; sie stellen 90 Werst Höhe bei 120 Werst Breite dar, und kosten colorirt und aufgezogen durchschnittlich einen Rubel pro Stück; eine Werst ist annähernd gleich $^{1}/_{7}$ Meile, $^{2}/_{3}$ englische mile, $^{14}/_{15}$ Kilometer. Im Hochgebirge ist freilich auch diese Karte nicht ganz zuverlässig, und ihre Firne und Gletscher haben stellenweise recht willkührliche Formen. Eine gute Uebersichtskarte ist die von Kondratjeff (1:108 ,000), Kartographisches Institut von Ilin, Petersburg 1872. Alle diese Karten haben nur russische Schrift, und der Reisende wird gut thun, die russischen Buchstaben soweit zu lernen, dass er die Namen lesen kann.

Zeit und Kosten der Reise. Die beste Zeit zum Reisen ist der Frühling und der Herbst, der Sommer ist wegen seiner drückenden Hitze und seiner ungesunden Luft zu vermeiden, und im Winter machen die grundlosen Wege das Fortkommen ohnehin unmöglich. Wenn nun auch die bunte Farbenpracht des Pflanzenreichs und die grössere Länge der Tage dem Frühling den Vorzug zu geben scheinen, so treten doch für den Herbst nicht minder gewichtige Momente ein: einmal sind die Gebirge gänzlich schneefrei,

und Hochgebirgswanderungen mit weniger Beschwerden verbunden, als im Frühling, und dann ist die Luft reiner und das schöne Wetter beständiger. Die besten Monate sind September und October; im Gebirge ist schon der im Tieflande heisse und fieberreiche August geniessbar, während im November die Ebene dem rauhen Gebirge vorzuziehen ist. Es bieten sich also vier volle Monate für den Reisenden, Zeit genug zu einer genussreichen Tour. Unter sechs bis acht Wochen sollte man überhaupt nicht im Kaukasus verweilen, man kommt sonst in die Lage, entweder alles zu flüchtig zu sehen, oder das Land gerade in dem Augenblicke verlassen zu müssen, wo man anfängt, sich in ihm zu gefallen. Einen Ueberschlag über die ungefähre Zeitdauer der einzelnen Routen habe ich weiter unten gegeben. Im Allgemeinen wird man nicht fehl greifen, wenn man nach sorgfältigster Schätzung der zu den beabsichtigten Touren erforderlichen Zeit noch ein viertel bis ein drittel des Anschlages für unvorhergesehene Hindernisse oder Seitentouren hinzurechnet; abgesehen von solchen Hindernissen wie Krankheit und schlechtes Wetter können hunderte von Ursachen, selbst die geringfügigsten, einen unliebsamen Aufenthalt veranlassen, gegen dessen störende Folgen man sich nur durch eine reichliche Bemessung der Reisezeit schützen kann.

Die Frage der Reisekosten hängt weniger von dem Willen des Reisenden ab, als dies in Europa der Fall ist; man kann nicht immer so leben, wie man wünschte, und wird oft in die Lage kommen, sich für wenige Kopeken sättigen zu müssen, wo man gern mehr ausgegeben hätte, um dagegen ein anderes Mal lächerlich hohe Summen für sehr zweifelhafte Genüsse aufzuwenden. Im Allgemeinen sind die allerersten Lebensbedürfnisse recht billig, alles andere jedoch doppelt und dreifach so theuer, als in Europa; in den Städten giebt man für die grössten Kleinigkeiten oft lächerliches Geld aus. Dazu kommt, dass die Beförderung wegen der vielen Pferde und Escorte, welche dem Reisenden oft wider seinen Willen aufgedrungen wird, meist nicht billig ist, und dass die russische Sitte hoher Trinkgelder von dem

Fremden nicht ausser Acht gelassen werden kann. Da er schliesslich alles, wofür keine festen Taxen bestehen, theurer bezahlt, als der Einheimische, so kann es nicht auffällig erscheinen, wenn der tägliche Durchschnitt der Reisekosten 10 bis 12 Rubel und darüber beträgt; nach einer anderen, mit der meinigen ziemlich übereinstimmenden Schätzung kann man, wenn man zu zweien oder dreien reist, auf jeden einzelnen 6—8 Rubel für den Reisetag und ausserdem 8—10 Kopeken für jede zurückgelegte Werst rechnen. Für den Reisenden, welcher von einem Centralpunkt ausgehend einzelne Ausflüge macht, ermässigen sich diese Sätze, weil er nicht gezwungen ist, viel Gepäck und Vorräthe mit sich zu führen; andere Ersparnisse sind jedoch nicht leicht zu machen. Was das mitzunehmende Geld anbetrifft, so wechsele man sich entweder russisches Papiergeld ein, oder lasse sich einen Creditbrief auf Tiflis ausstellen; von grosser Wichtigkeit sind kleine Scheine und vorzüglich Silbergeld (20, 15, 10 Kopeken), da das Wechseln eines Fünfrubelscheins oft die allergrösste Schwierigkeit macht, und im Gebirge Papier bisweilen ungern genommen wird; grössere Scheine als 10 Rubel sind auf der Reise, ausser in Tiflis und wenigen grösseren Städten, überhaupt schwer zu verwerthen. Mit der Aufbewahrung des Geldes sei man vorsichtig, und trage es womöglich stets bei sich; auch hüte man sich, es vor den Einheimischen auffällig zu zeigen.

Papiere und andere Erfordernisse. Ein gehörig visirter Pass ist ein unumgängliches Erforderniss zum Eintritt in das Russische Reich und sein Abhandenkommen auch im Innern des Landes etwas sehr störendes, da man in jeder Stadt, ja selbst auf jeder Posthalterei in die Lage kommen kann, ihn vorweisen zu müssen; es ist daher darauf zu achten, dass man ihn stets bei sich habe. Fast ebenso wichtig, als der Pass, sind gute Empfehlungen an die Behörden des Landes. Während dem wohlempfohlenen Reisenden alle Wege möglichst geebnet werden, und durch vorausgesandte Anmeldungen nach Kräften dafür gesorgt wird, dass seitens der Behörden der von ihm berührten Ortschaften Unter-

kunft, Transportmittel und alles andere erforderliche bereit gehalten werde, ist der Reisende ohne Empfehlungen ganz auf sich selbst angewiesen, findet kaum ein Unterkommen, wird überall hingehalten, und jeder Posthalter lacht ihm Hohn, wenn er Pferde haben will. Freilich haben die hohen Empfehlungen auch die Schattenseite, dass man in den Städten oft nicht einen Augenblick unbeobachtet gelassen, und mit Diensten überhäuft wird, die einem nur lästig sind; auch nehmen die nöthigen Besuche und Gegenbesuche oft die beste Zeit hinweg. Die Papiere, welche man sich vor Allem nach der Ankunft im Lande selbst ausstellen lassen muss, sind die Kronspadaroshna und der „otkrytyj list" (offene Brief). Von ersterer ist weiter unten bei der Post die Rede, letzterer ist ein Befehl an alle örtlichen Behörden, dem Reisenden auf sein Verlangen die nöthige Escorte zu gestellen. Diese Escorte ist nun freilich zur Sicherheit des Reisenden kaum irgendwo mehr erforderlich, und wird oft ein Grund zu allen möglichen Verspätungen und andern kleinen Unannehmlichkeiten, doch ist sie ebenso oft ein wirksames Mittel dort, wo ein gewisser Nimbus um den Reisenden schweben muss, also namentlich gegenüber widerspänstigen Posthaltern. Dasselbe wird auch durch eine Uniform und vorzüglich durch Ordensdecorationen erreicht, und der uniformirte Reisende wird, unter sonst gleichen Verhältnissen, stets den Vorrang vor dem schlichten bürgerlichen haben; so merkwürdig es auch scheinen mag, so ist es doch jedem Ordensbesitzer anzurathen, seine Decorationen auf der Reise im Verkehr mit niederen Behörden möglichst viel zu zeigen.

Ein Haupterforderniss zur Reise ist ein guter und sprachgewandter Diener, welcher auch in der edlen Kochkunst bewandert sein muss. Wer selbst des Russischen völlig mächtig ist, wird ihn, auf kürzeren Touren namentlich, allenfalls entbehren können, auf längeren Touren jedoch, wo viel Gepäck und daher eine Menge mechanischer Arbeit unvermeidlich, wird auch er ihn sehr vermissen. Wer dagegen die russische Sprache nicht kennt (und dies dürfte wohl die

grösste Zahl der europäischen Touristen sein), der kann sich eines Dieners unmöglich entschlagen, trotz des unendlichen Aergers, den ein solcher, wenn er lediglich für die Reise gemiethet ist, oft verursacht. Es ist als reiner Glücksfall zu betrachten, wenn es dem Reisenden, wie uns, gelingt, einen Menschen zu finden, der nicht allein fünf bis sechs Sprachen spricht, sondern auch ehrlich, willig und guter Laune ist. Die meisten sind es nicht, und ihre schlechten Eigenschaften zeigen sich leider erst dann, wenn es zu spät ist, einen anderen zu nehmen; so ging es nicht weniger als drei meiner Bekannten, welche ihre Diener wegen gänzlicher Unbrauchbarkeit mitten auf der Reise entlassen mussten. Dass jeder Reisende ein paar russische Redensarten verstehen muss, ist selbstverständlich, es bieten hierzu viele Taschenwörterbücher leichte Anleitung; für die türkische Sprache, durch welche man sich mit dem Volke vielfach leichter verständigt, ist der kleine „türkische Dragoman" von L. Fink, als brauchbares Handbuch zu empfehlen.

Anzug, Gepäck und Vorräthe. Ich bin in Europa vielfach der irrigen Ansicht begegnet, man müsse sich in heissen Gegenden stets so leicht wie möglich kleiden, und wäre ich nicht selbst durch frühere Erfahrung gewitzigt gewesen, so hätte ich leicht in die Lage kommen können, schlechten Rathschlägen zu folgen. Gesundheitsrücksichten verlangen gebieterisch einen warmen Anzug, vorzüglich in der verführerischen Abendkühle, welche dem Unvorsichtigen unvermeidlich das Fieber bringt. Auch ist der Umschlag des Wetters oft so plötzlich, dass der zu leicht gekleidete von einem Augenblick zum andern vor Frost zittert. Auf Grund eigener sowohl, als fremder Erfahrung empfehle ich daher ganz wollene Unterkleider, jedenfalls ein flanellenes Hemd, und darüber einen bequemen Anzug aus derbem Wollenstoff. Der bequemste Schnitt für den Rock ist die bairische Joppe, auf welcher sich der Jagdliebhaber vorn Patronenhalter nach Art der Tscherkesska anbringen lassen kann. Ein Gürtel ist bei längeren Ritten sehr angenehm. Als Schuhzeug sind hohe, wasserdichte Stiefel, womöglich

bis zur Hüfte reichend wegen des oft unergründlichen Schmutzes und der häufigen Passagen durch Bäche und Flüsse nicht zu entbehren; für gutes Wetter mögen leichteres Schuhwerk und Kamaschen mitgenommen werden. Als Kopfbedeckung wird den meisten der breitkrämpige Filzhut, mit Mousselin umwickelt, am erwünschtesten sein; ich kann jedoch auch den kaukasischen Papach als eine in Hitze und Kälte gleich angenehme Kopfbedeckung empfehlen; seine Schwere ist nicht so bedeutend, als es scheinen sollte, und gegen die brennenden Sonnenstrahlen, welche heftiges Kopfweh erzeugen, schützt nichts so gut wie er, auch ist er ein gutes Kopfkissen. Erforderlich sind ferner ein warmer, weiter, womöglich wattirter Mantel für die kalten Nächte, und ein Gummipaletot gegen den Regen; die einheimische Burka ist schwer, unbequem und schützt nur die eine Seite des Körpers. Waffen gehören so sehr zur Kleidung im Orient, dass, abgesehen von der grossen Strasse, wo sie begreiflich überflüssig sind, der Reisende wohl thun wird, ein Gewehr bei sich zu führen, auch wenn er nicht Jäger ist; dies verschafft ihm immer einen gewissen Nimbus. Für den Jäger füge ich noch hinzu, dass weitaus mehr kleines Wild ihm vor den Lauf kommt, als grosses; eine Flinte ist daher erwünschter, als eine Büchse. Die Patronen müssen gefüllt aus Europa mitgebracht werden, denn in Russland ist gutes Jagdpulver nicht oder nur äusserst selten zu haben; auch alles Nöthige zur Gewehrreinigung und Reparatur muss der Reisende bei sich führen.

Die grössten Sorgen, sowohl bei der Ausrüstung zur Reise, als auf der Reise selbst, macht das Gepäck. Ein grosser Fehler ist, zu viel mit sich zu nehmen, ein noch viel grösserer jedoch: zu wenig. Im Orient kann man lediglich auf die Sachen rechnen, welche man bei sich führt, und man darf nie erwarten, selbst die grösste Kleinigkeit im Lande selbst sich zu verschaffen. Der Reisende wird daher wohl thun, selbst alle diejenigen Kleinigkeiten, welche man bei uns allerorten kaufen kann, in genügender Menge von Europa mitzubringen, es sind dies vorzüglich

Schreibmaterialien und alle die tausend Kleinigkeiten, welche man stets braucht, als Bindfaden, Band, Stecknadeln, Nähzeug, Schraubenzieher, Hammer, Pfriem, Nägel, Haken, Riemzeug und andere, selbst gute Schwedische Zündhölzer sind von Nutzen, denn die ich im Lande fand, waren meist feuerfest; ein Paar Leuchter zum Zusammenschrauben und eine kleine solide Blendlaterne sind sehr nützlich, ebenso Feldtisch und Feldstuhl. Ein Reisebett muss unter allen Umständen mitgeführt werden, da selbst in Gasthöfen Betten nicht immer zu finden sind; recht empfehlenswerth sind die Gummireisebetten von Sauermann & Sohn in Flensburg; sie bestehen aus Reihen von Kautschukröhren, und sind auf der einen Seite mit Filz, auf der anderen mit Kautschuk überzogen, so dass man nach Belieben warm oder kühl liegen kann; zusammengerollt nehmen sie nicht mehr Platz weg, als eine Reisedecke und sind ohne Mühe in 1—2 Minuten aufzuschlagen, ausserdem enthalten sie ein Kopfkissen, eine Flanelldecke, einen Feldstuhl, und Stricke mit Haken, um sie als Hängematte zu benutzen. Auch ausser dem Feldbett ist ein gutes ledernes Kissen sehr erwünscht; in Russland führt jedermann ein solches auf Reisen mit sich, namentlich auf der Telega ist es sehr gut zu verwerthen. Bemerkenswerth ist, dass man bei Muhamedanern stets, bei Christen jedoch nie Kissen im Hause vorfindet; die Poststationen haben stets nur die harten Holzpritschen. Einen guten starken Teppich, als Unterlage für das Bett und zu hunderterlei anderen Verwendungen, wird man sich im Lande sofort kaufen können; die besten Fabrikate sind die persischen und die von Bakù, die angemessenste Grösse ist etwa acht Fuss zu vier Fuss. Ein Zelt ist im Kaukasus nur bei eigentlichen Bergtouren erforderlich; für solche muss es jedoch aus England mitgebracht werden, da die im Lande käuflichen Zelte (meist russische Offizierzelte) für diesen Zweck zu gross und schwer sind. Ueber Sattel und Zaumzeug ist weiter unten das Nöthige gesagt. Unentbehrlich ist ferner ein Waschbecken aus Gummi, sowie die nöthigen Handtücher und Servietten und ein Tischbesteck, wenn Reinlichkeit und Gemüth-

lichkeit nicht allzusehr leiden sollen; sobald man von der Strasse abweicht, ist auch eine vollständige Menage mit Zinntellern, Gummibechern und Kochgeschirr (ein grosser, ein kleiner Kupferkessel und eine Casserolle zum mindesten) nicht zu entbehren. Solche Gegenstände sind zum Reisegebrauch praktisch eingerichtet fast nur in England zu haben, und jede vor der Reise auf diese höchst prosaischen Gegenstände verwendete Sorgfalt macht sich vielfältig belohnt. Der Medicinkasten hat zu enthalten: Opiate, ein abführendes Mittel, ein Tonicum, Hirschtalg, Arnica, Pflaster und vor allen Dingen das unentbehrliche Chinin, am besten salzsaures Chinin (Ch. muriaticum), abgetheilt in Dosen zu $^1/_2$ Gramm. Die besten Vorbeugemittel gegen das überaus lästige und gefährliche Wechselfieber sind warme Kleidung, guter Wein, Schutz vor der kühlen Abendluft, Vorsicht vor Erkältungen und Indigestionen (nicht zuviel Früchte!) und Enthaltsamkeit von Wasser; Heilmittel sind Luftveränderung und Chinin. Die kaukasischen Aerzte verordnen es in sehr starken Dosen, sie geben meist 2 Gramm, in vier Dosen mit einigen Stunden Zwischenraum zu nehmen; geringere Quantitäten gelten als stets erfolglos. Für abgelegenere Gegenden im Orient thut man gut, einige geheimnissvolle Fläschchen und Pillen, womöglich vergoldet, mit beliebigem unschuldigen Inhalt bei sich zu führen, die man der Heilung suchenden Menge gegen alle möglichen Krankheiten administrirt; schaden kann es nie etwas und verschafft dem gelehrten Reisenden einen unglaublichen Nimbus. Ferner ist Persisches Insectenpulver dringend nothwendig und ein Mosquitonetz erwünscht; ersteres wird in Tiflis in vorzüglicher Güte hergestellt, in Persien findet man dagegen keines zu kaufen. Was für Gegenstände sonst dem Reisenden noch nöthig erscheinen mögen, muss seinem Ermessen überlassen bleiben; empfehlenswerth ist es immerhin, sich mit einer Anzahl kleiner Geschenke für die Einheimischen zu versehen, als Taschenmesser, Taschenspiegel, Compasse (für Muhamedaner als Gebetweiser nach Mekka sehr erwünscht) und ähnliche Sachen; mit einer

solchen Kleinigkeit richtet man oft mehr aus als mit dem zehnfachen Geldwerthe

Ganz besondere Sorgfalt verdienen noch zwei Dinge: die Mundvorräthe und das Packmaterial. Wie oben bereits bemerkt, ist ausser in grösseren Orten oft nichts als fast ungeniessbares Brot und schlechtes Trinkwasser zu haben. Der Reisende muss daher auch auf der grossen Strasse stets mit den nöthigsten Lebensmitteln versehen sein. Hierzu gehört vor allen Dingen der Thee, das beste Mittel gegen Hitze, Kälte und Ermüdung; einen Samowar mit sich zu führen ist kaum nöthig, da er viel Raum einnimmt und durch jeden Kochkessel ersetzt werden kann, erwünschter ist eher eine Theekanne, für deren Reinlichkeit man selbst sorgt. Zucker muss in grossen Stücken mitgenommen werden, da er sich sonst leicht zerreibt. Wein führt man am besten in kleinen Schläuchen bei sich, da Flaschen zu zart sind, um den Transport auf der Telega zu vertragen; ein sehr gutes Getränk auf der Reise ist der Kachetiner, an dessen Naphtageschmack man sich bald gewöhnt. Von Esswaaren nehmen Conserven die erste Stelle ein, und obenan steht die unübertreffliche Erbswurst, welche oft wochenlang unsere einzige Speise war. Auch gute Fleischconserven sind nicht zu verachten, dagegen nimmt conservirtes Gemüse meist mehr Raum im Gepäck fort als es Nahrungswerth bietet. Schliesslich ist für den, welcher das oft entsetzlich schlechte orientalische Brod nicht vertragen kann, Biscuit oder ein anderes hartes Gebäck nothwendig. In jedem Falle, vorzüglich auf Touren in das Gebirge, wo man lediglich auf eigene Lebensmittel angewiesen ist, versorge man sich so reichlich wie möglich, denn abgesehen von dem legalen Verbrauch kommt von den Vorräthen unterwegs manches fort. Da Conserven nur in Tiflis und höchstens zufällig in anderen Orten zu haben sind, so versorge man sich schon vor der Reise mit einer Provision davon und vergesse namentlich nicht den in allen Fällen nützlichen Liebig'schen Fleischextract, von dem man auf jeden Reisetag (Städte ausgenommen) etwa 50 Gramm für den Kopf zu rechnen hat.

Das europäische Gepäck ist auf der Reise entschieden unpraktisch. Schon auf der Telega wird der Koffer mit seinen scharfen Ecken und Kanten zerstossen und sein Inhalt unbarmherzig durchgeschüttelt und verdorben, und zu Pferde reiben ihn die Stricke durch, mit denen er befestigt wird. Auch wissen die einheimischen Pferdeknechte mit dem ihnen fremden Gepäck schlecht umzugehen und brauchen unverhältnissmässig lange Zeit zum Aufpacken; ein grosser Uebelstand ist auch der, dass zwischen zwei Koffern schwer ein richtiges Gleichgewicht herzustellen ist und so ein zweckmässiges Beladen des Packpferdes zur Unmöglichkeit wird. Sehr handlich sind dagegen die orientalischen Packsäcke. Sie existiren in zwei Formen, dem Churdshin und dem Mafrasch. Der Churdshin, russisch ssumka perjemetnaja genannt, ist ein Doppelsack nach Art unserer Cavallerie-Packtaschen, man findet ihn in jeder beliebigen Grösse bis zu den Dimensionen von Scheffelsäcken auf den Bazars vorräthig; sein Hauptvortheil besteht darin, dass das für das Saumthier so nothwendige Gleichgewicht der beiden Seiten leicht herzustellen ist, ebenso leicht ist die Befestigung auf dem Packsattel, zu der wenige Riemen oder Stricke genügen. Der Mafrasch ist ein grosser, an der Langseite geschlitzter Sack, der sich vorzüglich zur Aufnahme des grösseren Gepäcks eignet; er wird mittelst Riemen und Schnallen geschlossen und ohne Beschwerde trägt ein Saumthier ein Paar Mafraschs von je $1\frac{1}{2}$ Centner Gewicht. Da das grobe gewirkte Zeug, aus welchem Churdshins und Mafraschs meistens in sehr gefälliger Farbenzusammenstellung hergestellt werden, zwar sehr fest und haltbar, aber nicht völlig wasserdicht ist, so wird für den Reisenden eine undurchdringliche Decke aus präparirtem Leinen- oder Hanfstoff erwünscht sein; dieselbe muss Bänder und Löcher behufs ihrer Befestigung haben. Auch die nöthigen Stricke müssen mitgeführt werden, denn der Mangel derselben verursacht oft störenden Aufenthalt; nur muss der Reisende es verschmerzen, wenn ihm hin und wieder ein Strick gestohlen wird, denn in diesem Punkte nimmt es selbst der Ehrlichste nicht sehr genau.

Unterkommen. Hat der Reisende endlich, mit allem Nöthigen versehen, auf einer der unten erwähnten Routen das Kaukasusland erreicht, so treten an ihn zwei schwere Fragen heran, die nach einem Unterkommen und die nach Mitteln zur Fortbewegung. In Europa, wo in jeder kleinsten Stadt ein Gasthof des Reisenden harrt und wo jede Strasse von Fuhrwerk befahren wird, hat man sich gänzlich entwöhnt diese Dinge als eine Frage zu betrachten; man setzt sie eben als selbstverständlich voraus. Ganz anders im Kaukasus; der Neuling hat dort seine liebe Noth mit dem Unterkommen, und Transportmittel sind oft so schwer zu beschaffen, dass die kostbare Zeit mit müssigem Stillliegen verloren geht. Ich halte es desshalb nicht für überflüssig auf diese beiden Punkte näher einzugehen.

Was dem Europäer der Gasthof bietet, das findet der Orientale in der Gastfreundschaft. Diese Tugend wird im Kaukasus in schönster Weise bethätigt, sowohl von Eingebornen als von Russen, und der Reisende braucht nie und nirgends Anstand zu nehmen, die Gastfreundschaft zu beanspruchen; was bei uns aufdringlich erscheinen würde gilt dort als selbstverständlich. Dass der Reisende freilich da, wo ihm ein anderes Unterkommen offen steht, dieses wegen der grösseren Ungebundenheit vorziehen und selbst manche Bequemlichkeiten entbehren wird, um sich seine Freiheit und Zeit zu erhalten, ist nicht ausgeschlossen. Die orientalische Gastfreundschaft giebt was sie hat, das ist eine Lagerstatt, Essen und Trinken und einen freundlichen Willkommen und Abschied; Comfort besitzt sie selbst nicht und kann ihn also auch nicht gewähren; so habe ich beispielsweise zwischen Tiflis und dem caspischen Meere nur einmal in einem Bett geschlafen. Auf eine Schattenseite muss sich der Reisende freilich gefasst machen: mit der Gastfreiheit ist stets eine grosse Verschwendung von Zeit verbunden; der Kaukasier, dem wie jedem Orientalen der Begriff der Eile völlig fremd ist, hegt und pflegt seinen Gast so sorglich und zuvorkommend, dass ihm oft kaum Zeit bleibt sein Tagebuch zu schreiben, und mit der Stunde des Abmarsches wird so lange

gezögert, bis die Sonne hoch am Himmel steht und oft die beste Zeit verloren ist. Der Reisende, dem an der ihm meist kurz zugemessenen Frist gelegen ist, muss alle seine Geduld aufbieten, um von seinem freundlichen Wirth nicht mit Unmuth zu scheiden. Bei russischen Familien wird auch die Sitte des späten Abendessens oft lästig; wer seit sechs Uhr Morgens im Sattel gesessen hat, um erst mit Sonnenuntergang ein gastliches Dach zu erreichen, der wird schwerlich aufgelegt sein mit knurrendem Magen bis 11 oder 12 Uhr zu warten, wo ihm dann meist ein überaus reichliches Mahl vorgesetzt wird; die Höflichkeit verbietet aber sich eher zurückzuziehen. Bei dem Einheimischen, mag es nun ein grusinischer Edelmann oder ein tatarischer Chan, oder mag es ein einfacher Bauer sein, wird sich der Reisende bei gleich freundlicher Aufnahme oft freier fühlen; er ist dort Herr seiner Zeit und namentlich Herr seiner Nachtruhe. Im Allgemeinen kann man annehmen, dass auch ohne vorherige Anmeldung nie eine Abweisung des Fremden erfolgen wird; indessen ist es, wenn möglich, immerhin rathsam, durch einen vorausgeschickten Boten um ein Nachtquartier zu bitten. Der einzige Theil des Landes, in welchem ich von Ungastlichkeit gehört habe, ist Mingrelien und Imeretien, sowie das wilde Gebirgsland Swanethien; wenn auch mir selbst dergleichen Fälle nicht aufgestossen sind, so sind doch andere Reisende dort nicht selten um ein Nachtlager in Verlegenheit gekommen. In solchem Falle kann man nichts besseres thun als unter Hinweis auf seine Stellung und Macht ein Quartier mit Gewalt zu nehmen; derselbe Bauer, der noch eben grob den Fremden von seiner Schwelle fortwies, wird alsbald geschmeidig und schliesslich gemüthlich werden. Dass der Reisende beim Abschied der Dienerschaft seines Gastfreundes ein Trinkgeld hinterlässt, ist allgemein üblich; auch der Bauer, der ihn beherbergt hat, wird meist baares Geld nicht zurückweisen; geschieht dies dennoch, so ist ein anderes Geschenk, wie beispielsweise ein Messer, ein Taschenspiegel oder für Muhamedaner ein Compass (um die Richtung nach Mekka zu finden) am Platze.

Ein Mittelding zwischen dem Hause des Gastfreundes und dem Gasthof bildet das Kronshaus (kazjónnyj dòm). Es sind solche Regierungsgebäude in fast allen Städten vorhanden und jeder in Kronsangelegenheiten Reisende hat Anrecht auf ein Unterkommen in ihnen, Fremde mit den obenerwähnten Reisepapieren werden den eigentlichen Kronsreisenden gleichgeachtet. Das Haus bietet ein gänzlich kahles Zimmer, bisweilen mit Stuhl, Tisch und Holzbank, bisweilen ohne dieselben. Ein Wächter, meist alter Invalide, kann mitunter leihweise die nöthigen Möbel in der Stadt beschaffen; für seine Nahrung muss der Fremde selbst sorgen; im Allgemeinen ist daher der Aufenthalt in Kronshäusern recht ungemüthlich.

Gasthöfe im europäischen Stile besitzt nur Tiflis (Hôtel du Caucase und Hôtel de l'Europe), diejenigen in andern Städten sind meistens mässigen Ansprüchen kaum genügend, dabei aber über alle Begriffe theuer; es ist nicht selten, dass man bei mässiger Nahrung und schlechtem Zimmer auf 10 bis 12 Rubel täglich kommt. Sichere Nachrichten darüber, ob eine Stadt einen Gasthof besitzt, kann man meist nur an Ort und Stelle einziehen; so war es uns beispielsweise nicht möglich in Erfahrung zu bringen, dass in Temirchanschura ein solcher existirt. Theils aus eigener Erfahrung, theils aus sicheren Quellen, sind mir in folgenden Städten Gasthöfe, freilich oft allerschlimmster Art und selbst ohne Betten, bekannt: Poti, Kutais (Hôtel de la Colchide soll erträglich sein), Alexandrapol, Tiflis, Signach, Wladikawkas, Pjatigorsk, Groznaja, Kizljar, Temirchanschura, Petrowsk, Baku. In einigen Städten (z. B Eriwan) hat der Pächter des russischen Beamtenklubs Zimmer für Reisende; in Borshom wird ein Flügel des Kronsgebäudes vermiethet, falls derselbe nicht von anwesenden Offizieren eingenommen ist. Auf der Postroute Tiflis-Wladikawkas sind die Stationen, darunter einige ganz gut, zur Aufnahme von Fremden eingerichtet, auf den übrigen Routen ist meist nur ein gemeinsames Zimmer mit einigen Holzpritschen vorhanden und zu essen findet man dort häufig nur Schwarzbrot Im Nothfalle wird schliesslich

der Reisende in einer Dorfschenke, wie sie an den Strassen nicht selten sind, ein dürftiges und meist recht schmutziges Unterkommen finden; ein solcher „Duchan“ hat fast immer einen Boden oder sonst ein leeres Gelass; seine Vorräthe beschränken sich auch auf Schnaps, sauren Landwein und schlechtes Brod, allenfalls Käse, Eier und Hühner; wer Hammelfleisch essen will, muss einen ganzen Hammel für eigene Rechnung schlachten lassen. Freilich ein mageres Leben — wird der europäische Tourist sagen; ich kann ihm aber versichern, dass ich nach zwölfstündigem Ritt den ärmlichsten Duchan oft mit Freude begrüsst habe.

Beförderungsmittel. Fast wichtiger noch ist die Frage nach dem Fortkommen; ein schlechtes Nachtquartier kann höchstens die Laune auf kurze Zeit verderben, Mangel an Transportmitteln hingegen vereitelt oft eine ganze Tour; zudem weiss ich aus eigener Erfahrung und aus dem Zeugniss anderer Reisender, dass nichts die Nerven des Europäers so angreift als die wahrhaft unglaublichen Scherereien, welche das Transportwesen mit sich bringt. Alles was unbequeme Eisenbahnwagen, schlechte Anschlüsse, Droschken und ähnliche Marterwerkzeuge in Europa vermögen, ist Kinderspiel gegen das, was dem Reisenden im Kaukasus geboten wird. Ueber Eisenbahnen und Dampfschiffe kann ich kurz hinweggehen; das nöthigste ist bereits oben gesagt. Die Linie Poti-Tiflis (289 Werst bei 16 Stunden Fahrzeit) ist in vollem Betriebe und die Linie Rostoff-Wladikawkas, mit Zweigbahn nach Pjatigorsk, soll 1875 eröffnet werden[1]; die erstere ist

[1]) Wie ich später erfahren, soll die Linie Rostoff-Wladikawkas noch im Frühjahr 1875 eröffnet werden. Die Vorarbeiten für die Linie Wladikawkas-Tiflis sind gleichfalls beendet; man hat jedoch nicht den Kasbekpass, sondern den weiter östlich gelegenen Buslatschirpass gewählt. Die Linie verlässt das Terekthal oberhalb der Station Kasbek, steigt im Thale von Tznô aufwärts, durchbricht den Buslatschirsattel in einem Tunnel von fünf Werst Länge und mündet, das Thal der schwarzen Aragwa verfolgend, bei Passanaûr wieder in das Hauptthal ein. Die sehr schwierigen Vorarbeiten, bei welchen dieses kaum je betretene Gebirge in Niveauparallelen von einem Faden (7 Fuss) Aequidistanz aufgenommen werden musste,

auf ihrem interessantesten Theile, von Kwirila bis Suram, oben beschrieben worden, letztere ist lediglich eine Steppenbahn und wird ausser der gerühmten Ansicht der Hauptkette nichts bemerkenswerthes bieten. Betreffs der Dampfschifffahrt auf dem schwarzen und caspischen Meere wäre ausser dem obengesagten noch zu bemerken, dass längs der Küste des schwarzen Meeres ausser der Odessaer Dampfschifffahrts- und Handelsgesellschaft einige kleine Dampfer im Dienste der Regierung die Hauptplätze in ziemlich unregelmässigen Fristen anlaufen.

Das wichtigste Transportmittel im Innern des Landes ist die Post, deren Routen ich im ersten Abschnitt aufgezählt habe. Die russische Personenpost ist ein von unseren Posten durchaus verschiedenes Ding; sie bietet dem Reisenden nicht regelmässig abgehende und ankommende Personenwagen, sondern sie giebt ihm nur die Möglichkeit, für eine feste Taxe Pferde zu miethen und stellt ihm, wenn er sich nicht seines eigenen Wagens bedient, auch ein Werkzeug, welches mit dem Wagen die vier Räder, sonst aber wenig gemein hat, die berüchtigte Telega. Die Organisation des Postwesens ist eine für den Reisenden so überaus wichtige Sache, dass ich es nicht für überflüssig halte etwas genauer darauf einzugehen: Der Reisende, welcher die Post zu benutzen wünscht, hat sich vor allem mit dem Postpass, der Padaroshna, zu versehen. Sie ist dreierlei Art:

1. Die Courierpadaroshna wird lediglich Regierungscourieren und höchsten Beamten ertheilt; sie sichert ihrem Inhaber auf den Stationen den Vorzug vor allen übrigen Reisenden und die besten Pferde.

---

wurden von dem Fürsten Georg Gagarin geleitet; der Voranschlag beziffert sich zwar auf 30 Millionen Rubel, doch ist die Ausführung der Bahn im militairischen Interesse nicht unwahrscheinlich. Die Maximalsteigung der Bahn wird 25 pro mille betragen, also nicht mehr als die der Gotthardbahn, und ist die stärkere Steigung zwischen Kasbek und Lars dadurch vermieden, dass die Bahn sich hoch oberhalb Lars an den Wänden hinzieht und die Thalsohle erst bei Balta erreicht.

2. Die Kronspadaroshna (kazjonnaja pad.) erhält jeder, welcher in Dienstangelegenheiten reist; ein gut empfohlener Fremder wird nie Schwierigkeiten haben sich eine solche zu verschaffen. Sie wird unentgeltlich ertheilt und trägt zum Unterschied von der gewöhnlichen Padaroshna zwei Stempel statt eines. Sie sichert ihrem Inhaber den Vorrang vor den übrigen Passagieren mit Ausnahme der Couriere. Der Reisende, welcher auf Grund seiner Empfehlungen eine solche beansprucht, wird gut thun, sie sich, wenn möglich, nicht für eine bestimmte Route allein, sondern „do raznych mest Imperii", nach allen Orten des Reichs und jedenfalls für 6 Pferde ausstellen zu lassen; er bedarf alsdann auf der ganzen Reise keiner anderen mehr.

3. Die gewöhnliche Padaroshna erhält jedermann gegen Zahlung von $^1/_2$ Kopeken pro Pferd und Werst für eine bestimmte Strecke; 1 Kopek pro Werst ist gleich 2 Groschen pro Meile, 3 Centimes pro Kilometer, $^1/_2$ penny pro mile. Diese Padaroshna gewährt dem Reisenden de jure die nöthigen Pferde, sobald solche disponibel, de facto sichert sie ihm gar nichts, sondern übergiebt ihn der Willkür und dem Wohlgefallen des Postmeisters. Soweit die legale Seite der Sache; die praktische ist nicht ganz so einfach. Mit der Padaroshna versehen, verlangt der Reisende die Gestellung der nöthigen Pferde; ihm wird hierauf die stereotype Antwort, dass augenblicklich keine vorhanden seien und er später wiederkommen möge. Wer sich hiermit begnügt, kann lange warten, der Erfahrene wird aber sofort in den Stall gehen und sich selbst überzeugen, ob die Behauptung richtig ist; und meist werden sich Pferde in genügender Anzahl vorfinden, worauf Drohungen mit Beschwerden am competenten Orte, unterstützt mit dem Hinweis auf die eigene Stellung und verbunden mit einiger Energie und Barschheit, den Postmeister schliesslich von weiterem Widerstande abbringen; dem Reisenden mit gewöhnlicher Padaroshna fehlt freilich zu einem gebieterischen Benehmen der nöthige Rückhalt. Endlich giebt der Posthalter die bezüglichen Befehle; langsam wird eine Telega aus dem Schuppen geholt, geschmiert (sie scheinen geschmiert nie vor-

räthig zu stehen), und die endlos scheinende Arbeit des Anschirrens beginnt. Letztere ist desshalb so langwierig, weil keine einzige Schnalle am Geschirr vorhanden ist, sondern jeder Riemen geknotet und geknüpft werden muss. Endlich ist das Mittelpferd mit dem Kopfe an dem Krummholz (Duga) hochgebunden, die Seitenpferde angesträngt und nach Befestigung des Gepäcks und des Perjeplots (s. unten) schwingt sich der Jemtschik hinauf und jagt in Erwartung eines guten Trinkgelds aus dem Hofe der Station heraus; allein alles schnelle Fahren bringt den Reisenden nur wenig vorwärts, denn die so gewonnene Zeit wird auf den Stationen in unverantwortlichster Weise wieder vergeudet. So geht die Reise von einer Station zur andern, bis oft schon um Mittag wirklicher Pferdemangel zum Halten nöthigt. Die schnellste Fahrt von einer Station zur andern habe ich mit 17 Werst in 55 Minuten gemacht, und das schnellste Umspannen habe ich in 18 Minuten, allerdings durch Versprechung einer Prämie für Schnelligkeit, zu Wege gebracht; im Durchschnitt kann ein Reisender mit Kronspadaroshna 12 Werst auf die Stunde und eine gute halbe Stunde Aufenthalt auf jeder Station rechnen, so dass in einer zwölfstündigen Tagestour selten mehr als 100 Werst zurückzulegen sind; durch hohe Trinkgelder brachte ich es einmal auf 126 Werst. Auf belebten Strassen ist das Fortkommen noch precairer und dort gelingt es oft kaum mehr als 3 bis 4 Stationen mit 50—60 Werst zu machen. Nachtfahrten wird der Tourist, ausser etwa in der Steppe, billigerweise scheuen.

Das Personal besteht auf den grösseren Stationen aus dem Posthalter und dem Smatritjel (Aufseher), auf kleineren ist meist nur eine dieser Personen vorhanden. Wie mir versichert wurde, steht der Posthalter zum Fiscus in lediglich contractlichem, nicht in dienstlichem Verhältniss, während der Smatritjel Postbeamter ist und ersteren beaufsichtigen und auf strenge Befolgung der Vorschriften halten soll. Wie dem auch sei, so ist der thatsächliche Zustand jedenfalls der, dass Posthalter und Smatritjel im Bunde den Reisenden auf alle Weise quälen, wo nicht gar betrügen. Versuche zu

Prellereien sind mir mehrfach vorgekommen und von einer höflichen und prompten Bedienung ist fast nie die Rede, es musste mir daher ganz ungeheuerlich erscheinen, als auf den Malakanenstationen im Akstafathale (Gouvernement Jelissawetpol) nicht allein das Personal durchaus anständig war, sondern auch das Umspannen flink besorgt wurde.

Der Pferdemangel, welcher den Reisenden zum tagelangen Stillliegen nöthigen kann, ist zwar häufig nur eine Ausflucht der Posthalter; auf belebten Strassen tritt er jedoch im Laufe des Nachmittags ziemlich regelmässig ein. Es hat dies seinen Grund in der zu schwachen Belegung der Stationen, sowie in dem strengen Verbot der Benutzung von Retourpferden. Die Pferdezahl wird stets nach Troiken (drei Pferde) berechnet; so haben z. B. die Stationen der grusinischen Heerstrasse 16 Troiken jede, während auf dem unbedeutenden Nebencours Achaltzich-Achalkalaki nur je 3 Troiken vorhanden waren. 16 Troiken oder 48 Pferde erscheinen wohl als eine recht genügende Anzahl, doch muss in Betracht gezogen werden, dass die leichte Telega schon mit 3 Pferden und ein viersitziger Wagen mit 5—6 Pferden bespannt wird; nur auf den Stationen im Akstafathale erhielten wir leichte Wagen deutscher Bauart mit zwei Pferden. Das Verbot der Benutzung der Retourpferde scheint mir völlig unverständlich; nach der Vorschrift werden den Pferden nach zurückgelegter Tour drei Stunden Ruhe gegönnt und alsdann gehen sie leer nach der Ausgangsstation zurück, um nach nochmaliger Rast von 1 bis 2 Stunden wieder in Dienst zu treten; bedeutend praktischer wäre es, wenn man ihnen statt drei Stunden fünf Stunden Ruhe liesse und sie dann wieder einspannte; schwer zu ziehen haben sie ohnehin nicht. Der einzige Zweck des Verbots scheint mir der zu sein, eine ungleiche Benutzung der Pferde der verschiedenen Stationen, welche meist verschiedenen Posthaltern gehören, zu verhindern. Mit dieser Zersplitterung des Dienstes hängt auch der den Reisenden sehr belästigende Umstand zusammen, dass die Telega auf jeder Station gewechselt wird und jedesmal das Fahrgeld nur bis zur nächsten Station be-

richtigt werden kann; die grusinische Heerstrasse ist die einzige, auf welcher in dieser Beziehung ein durchgehender Verkehr existirt. Der Pragòn (Fahrgeld) ist nicht überall gleich; in Ciskaukasien beträgt er $2^1/_2$ Kopeken pro Pferd und Werst, in Transkaukasien 3 Kopeken, für gewöhnliche Passagiere auf der grusinischen Heerstrasse 4 Kopeken. Für Benutzung der Telega ist nichts zu entrichten, dagegen erhält der Jemtschik ein kleines Trinkgeld; er ist meistens ein schmieriger Bengel, fährt unvorsichtig und hat grosse Neigung zum Schnaps.

Es erübrigt sich noch, einige Worte den Wagen zu widmen. Das Marterinstrument, welches dem Reisenden die vom Posthalter und seinen Cumpanen bereits arg mitgenommenen Nerven vollends zu Grunde richtet, ist die berüchtigte Telega. Vier plumpe Räder, die hinteren etwa $1^1/_2$ mal so hoch als die vorderen, zwei Achsen, welche jede eine Art Bock tragen und auf diesen beiden Böcken eine flache aus Brettern zusammengezimmerte Schale von der Form eines Backtrogs, das ist die ganze Telega. In der Schale, deren Boden oft kaum einen Fuss unterhalb des Randes liegt, ist kaum für zwei Personen Platz und auch diese müssen sich stets festhalten, um nicht herausgeschleudert zu werden. Ein eigentlicher Sitz ist nicht vorhanden; nur durch ein aus Stricken geflochtenes Netz, das sogenannte Pereplot, wird am hinteren Ende des Kastens mit Hülfe von Decken und Kissen ein Raum hergestellt, auf dem man sich niederlassen kann, immerhin nur in unbequemer Stellung, da der Bau des Kastens ein Ausstrecken der Beine verhindert; der Jemtschik klemmt sich vorne auf ein kleines Brett. Die Folge dieser urwüchsigen Bauart ist die, dass ein Reisender mit etwas Gepäck und einem Diener nie unter zwei Telegen und sechs Pferden auskommt, dass das Gepäck völlig ruinirt wird und dass nach wenigen Stunden die Nerven und Knochen des Delinquenten sich im erbarmungswürdigsten Zustande befinden. Dies ist meine eigene Erfahrung und wird durch das Zeugniss aller Reisenden bestätigt; nur Petzholdt urtheilt milder und sogar beifällig über die Telega.

Eine etwas geniessbarere Modification der Telega ist die Tarantass-Telega, bei ihr sind Vorder- und Hintergestell durch zwei bis vier Bäume von etwa sechs Fuss Länge verbunden, in deren Mitte auf zwei Böcken der flache Kasten sitzt; die Bäume federn etwas und lassen die Stösse weniger spüren, die übrigen Nachtheile sind jedoch die gleichen. Diese, gemeinhin Tarantass genannt, ist fast durchweg auf den Stationen zu finden, der eigentliche Tarantass dagegen ist eine Chaise mit Halbverdeck, welche auf dem oberwähnten Baumgestell ruht; er gehört nie zum Inventar der Stationen und ist nur ausnahmsweise in grösseren Städten leihweise zu erhalten; auch auf der grusinischen Heerstrasse cursiren solche. Ein Reisender, welcher die Poststrassen nicht zu verlassen beabsichtigt, wird gut thun, sich einen eigenen Tarantass anzuschaffen, der seine Glieder schont und den unleidlichen Wagenwechsel unnöthig macht; wer jedoch nicht an die grosse Strasse gebunden sein will, hat in einem eigenen Gefährt nur einen Hemmschuh seiner Freiheit.

Das genussreichste Reisen im Kaukasus geschieht zu Pferde; man ist völlig sein eigener Herr und hat die Freiheit seiner Bewegungen, zwei Dinge, deren Mangel das Postreisen so unleidlich macht. Ueber das orientalische Pferd habe ich bereits im zweiten Abschnitt einige Bemerkungen einfliessen lassen; ich will hier nur hinzufügen, dass der Reisende, mit Ausnahme von Mingrelien und Imeretien, wo die Thiere allerdings häufig jämmerlich sind, im ganzen Kaukasus auf tüchtige Pferde rechnen kann. Als die besten im Gebirge gelten die Pferde aus der Kabarda und der Tschetschnia, das edelste Blut wird im Karabagh gezüchtet, doch gelten diese letzteren als Tourenpferde eben wegen ihres Blutes weniger. Der Character der Pferde ist ein hervorragend liebenswürdiger; von den mehreren hundert Pferden, welche unsere Reisegesellschaft im Orient geritten hat, entsinne ich mich nicht die geringste Unart gesehen zu haben, willig und ausdauernd sind sie mit spärlichem Futter und sehr wenig Pflege zufrieden. Es scheint fast, als ob im Orient Pferd

und Hund ihre Rollen vertauscht hätten; letzterer erscheint fast nur in Gestalt eines kläffenden unausstehlichen Köters, während ersteres in gleichem Masse Hausthier ist wie der Hund bei uns. Die Pferde werden dem gut empfohlenen Reisenden von den Behörden auf sein Verlangen gestellt, ein Umstand, auf den der Reisende im eigenen Interesse wohl zu halten hat, um dem endlosen Handeln mit Pferdevermiethern zu entgehen; zu vergüten ist der ortsübliche Pragon von 3 Kopeken pro Werst und Pferd, im Daghestan 5 Kopeken. Den Begleitern ist jede höhere Forderung rund abzuschlagen; sobald sie Festigkeit beim Reisenden sehen, stehen sie bald von Mehrforderungen ab und sind mit einem kleinen Trinkgeld schliesslich recht zufrieden. Der gebirgige Character des Landes verbietet auf dem Marsch meist schnelle Gangarten, auch ist zu berücksichtigen, dass die Packpferde auch in der Ebene stets im Schritt bleiben; dieser Schritt ist aber ziemlich rasch. Eine für den Reiter sehr bequeme Gangart ist der Pass (russisch pròjezd, doch heisst ein Passgänger inochòd), den viele kaukasische Pferde in der Vollendung gehen, er fördert gegen 8 Werst in der Stunde, der Passtrab ziemlich das doppelte und noch mehr. Der eigentliche Trab ist den meisten Pferden ganz unbekannt, dagegen springen sie, auch aus dem Stehen, auf die leiseste Aufforderung willig Galopp an, haben aber für Schenkelhülfen kein Verständniss. Da ein Marsch von 10 Stunden im Durchschnitt nichts aussergewöhnliches ist, so kann man etwa auf 40 bis 50 Werst täglich rechnen, doch haben wir selbst im Gebirge 60 Werst gemacht, ohne dass unsere Pferde übermässig angestrengt worden wären. Nun noch einige Worte über Sattel- und Zaumzeug: Der einheimische Sattel ist für den Europäer ein Marterwerkzeug, der Kosakensattel nur um weniges besser; beide haben so kurze Bügel, dass der Oberschenkel fast wagerecht liegt und der Sitz ist so hoch, dass man stets nach vorn zu fallen glaubt. Jeder Reisende hat daher einen guten europäischen Sattel mitzubringen, ungeachtet der hierdurch erwachsenden Umstände. Der Sattel muss eine Anzahl Ringe und Schleifen zur Anbringung von

Gepäckstücken am Vorder- und Hinterzwiesel haben und die Gurte müssen um drei bis vier Loch kürzer zu schnallen gehen als bei uns Gebrauch ist; letztere Vorsicht ist dringend anzurathen, da die kaukasischen Pferde oft klein und schmal sind und nichts den Reiter so belästigt als ein loser Sattel auf bergigen Wegen. Eine gute Filzdecke ist auch wünschenswerth. Zaumzeug mitzunehmen ist weniger nöthig; die kaukasischen Pferde gehen ausnahmslos auf einfache Trense und diese ist im Lande stets zu haben; ein guter Zügel ist jedoch erwünscht, da die einheimischen oft grob und hart sind. Die Reitregeln sind dieselben wie in allen Gebirgsländern: möglichst zeitiger Aufbruch, festes Gurten, genügende Vorsicht gegen Schwellen und Drücken der Pferde, leichte Hand und Beiseitelassen aller Stallmeisterkünste; bergauf selbstverständlich ganz lose Zügel, auch bergab kann man guten Pferden ohne Bedenken die Zügel lassen, da sie an eine Stütze im Maul nicht gewöhnt sind und von selbst sicher treten. Benutzt man die Pferde mehrere Tage, so ist darauf zu achten, dass die Begleiter sie gehörig füttern; doch erhalten sie meist nur Abends ein vollständiges Futter, Morgens wenig und Mittags nichts.

Das Fussreisen ist im Kaukasus so gut wie unbekannt und Freshfield ist wohl der erste derartige Tourist gewesen; es ist nur solchen anzuempfehlen, die mit der Reise auch eigentliche Bergtouren verbinden wollen. Solche müssen sich den ganzen Bergapparat, als Seil, Pickel (oder Alpstock und Beil), Schleier, Brille und schliesslich einen tüchtigen Schweizer Gletscherführer von Europa mitbringen, denn im Kaukas ussind Bergbesteigungen noch nicht Mode und einheimische Führer für Gletscher und Schnee nicht zu haben. Uebrigens sind auch für andere Reisende, als Bergsteiger, ein Paar Bergschuhe und tüchtige Lederkamaschen auf steinigen Wegen zur Schonung der Reitstiefel eine erwünschte Beigabe. Die drei Hauptgipfel: Elborus, Kasbek und Ararat bieten für geübte Bergsteiger keine übermässigen Schwierigkeiten, doch sind vorzüglich in Swanethien noch hunderte von Gipfeln vorhanden, die es an Schwierigkeit

mit jedem in den Alpen aufnehmen mögen, und wem das Matterhorn oder das Schreckhorn nicht genug bietet, der mag sich am Uschbà in Swanethien oder am Adai-Choch in Ossetien versuchen. Sehr ausgedehnt sind die Gletscherreviere des Kaukasus nicht; sie beschränken sich im Wesentlichen auf die Strecke zwischen Kasbek und Elborus, welche Freshfield bereist hat; westlich vom Elborus ziehen sich Gletscherreviere noch etwa zehn Meilen hin, während östlich des Kasbek nur vereinzelte Gletscher und von geringer Grösse zu finden sind. Die Gesammtfläche der Gletscher und Firne des Kaukasus beträgt etwa 1600 Quadratwerst gleich 32 Quadratmeilen oder $^2/_3$ der Schweizer Gletscherreviere.

Ueber den Verkehr mit den Leuten im Lande Regeln aufzustellen ist eine schwierige und dabei müssige Aufgabe, denn nur Erfahrung kann dem Reisenden die Sicherheit geben, welche ihn vor Prellereien und anderen Unannehmlichkeiten schützt. Nur einige Andeutungen werden dem Reisenden für die erste Zeit dienlich sein. Vor allen Dingen verlasse er sich lediglich auf sich selbst und nie auf jemand anders, zeige stets Festigkeit und benehme sich den Orientalen gegenüber stets als Herr, der zu befehlen hat; Höflichkeit ist hierdurch keineswegs ausgeschlossen. Alle Abmachungen erledige er womöglich selbst oder sei wenigstens dabei zugegen, Preisverabredungen überlasse er nie anderen, selbst nicht seinen Gastfreunden. Zeit ist dem Orientalen ein unbekanntes Ding; das türkische Wort „bu saat“ und das russische „sij tschas“ haben beide dieselbe Bedeutung „sogleich“, haben aber eines so wenig Werth wie das andere. Ein früher Aufbruch, der dem Reisenden oft so dringend erwünscht ist, lässt sich häufig nur mit grosser Mühe bewerkstelligen; nie verlasse sich der Reisende darauf, pünktlich geweckt zu werden. Sehr beliebt ist auch das Verschieben auf morgen (russisch zaftra, türkisch jaryn, persisch farda, arabisch bukrà); gegen diese oft endlose und planlose Bummelei hilft nur Festigkeit und Energie. Feste Preise kennt der Orient ebensowenig; jeder Handel wird mit Bieten

abgeschlossen und trotz aller Vorsicht wird der Fremde fast stets übervortheilt; bei grösseren Einkäufen ist eine Hauptregel, nie um die einzelnen Gegenstände zu feilschen, sondern den Preis erst zu bieten, wenn man alles gewünschte ausgesucht hat; andernfalls steigt bei jedem neuen Gegenstand der Preis um das, was man eben bei dem vorigen abgehandelt hat. Bei allen Fragen nach Entfernungen und Lagen verlasse man sich mehr auf ein gutes Buch und eine gute Karte, als auf die Aussagen der Eingebornen; wo es sich um Orte von mehr als einer Tagereise Entfernung handelt, sind deren Angaben meist ganz unzuverlässig. Auf Hörensagen gebe man nie das Geringste und seinen eigenen Augen traue man mehr als den angeblich erfahrensten Leuten. Wenn schliesslich die beiden Hauptbedingungen vorhanden sind: Gesundheit und gutes Wetter, so sorge der Reisende nur für Geduld und gute Laune und die Reise wird sicher genussreich sein.

Im Nachstehenden gebe ich noch eine kurze Uebersicht der hauptsächlichsten Reiserouten:

A. Eintrittsrouten.

1. Von Moskau über die Wolga und das caspische Meer nach Petrowsk oder Baku, 9 bis 12 Tage. Von Moskau in 12 bis 16 Stunden nach Nishni-Nowgorod (Messe Anfang August bis Mitte September) per Eisenbahn, sodann auf den Dampfschiffen der Gesellschaften Samaljot, Kawkaz i Merkurij, Wolga-Kama, in 6 bis 8 Tagen nach Astrachan; recht langweilige Fahrt und desshalb nicht zu empfehlen. Gut sind die riesigen neuen Dampfer des Kawkaz i Merkurij und der Wolga-Kama, u. A. „Alexander II“ und „Perjeworot.“ Von Astrachan in 2 Tagen nach Petrowsk, in 4 Tagen nach Baku, Verspätungen fast regelmässig. Um die lange Flussfahrt zu vermeiden, kann man mit der Eisenbahn von Moskau über Rjezan, Grjazi nach Tzaritzyn, 30 Stunden oberhalb Astrachan, fahren und erst dort das Schiff besteigen.

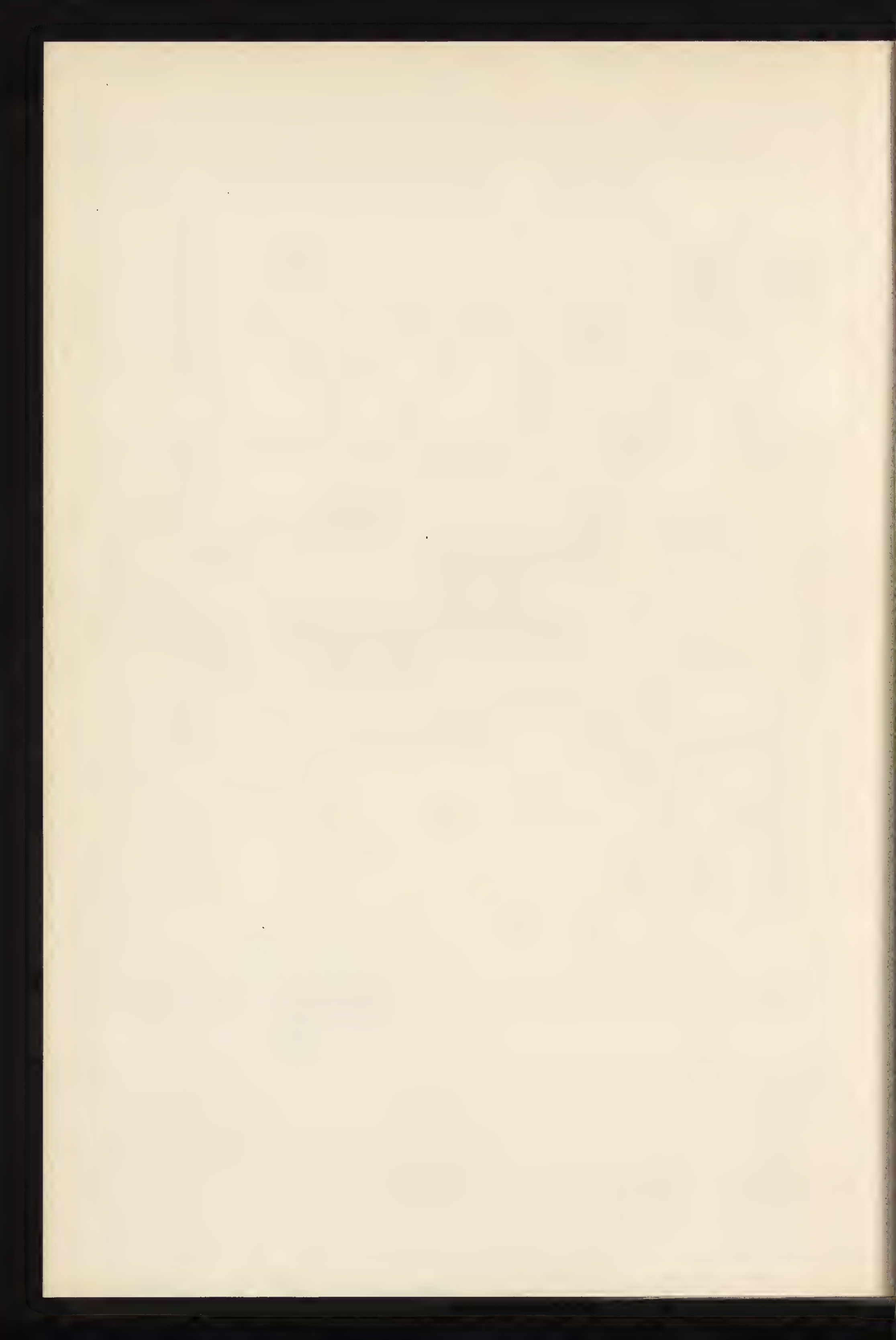
Details über diese und die nächstfolgenden Eintrittsrouten finden sich in Murray's Russia.



R. Brend'amour

v. Thielmann. Reise.

EINGANGSTHOR DER COLONNADEN (PALMYRA).



2. Von Moskau über Rostoff nach Wladikawkas. Von Moskau entweder über Kursk-Charkow oder über Rjezan-Waronesh in 3 Tagen per Eisenbahn nach Rostoff am Don, von dort in 1 bis 2 Tagen auf der 1875 zu eröffnenden Bahn nach Wladikawkas. Nach Eröffnung dieser Eisenbahn jedenfalls die bequemste Route. Wer von Deutschland kommt, schliesst sich über Galizien (oder Warschau), Kiew, Charkow an.

3. Odessa-Poti. Von Odessa im Sommer jeden Donnerstag in 5 bis 6 Tagen per Dampfschiff, im Winter alle 14 Tage. Auf dieser Tour, die ausführlicher oben beschrieben ist, kann die Krym leicht in das Reiseprogramm hinein gezogen werden.

4. Konstantinopel-Poti. Dampfschiffe alle 8 Tage über Trapezunt und Batum, Fahrzeit 4 bis 5 Tage.

B. Hauptrouten im Lande.

1. Poti-Tiflis. Eisenbahn in 16 Stunden über Kutais, den Surampass und Gori. Die Strecke bis Suram ist oben beschrieben; von Suram bis Tiflis läuft die Bahn stets im Thale der Kura; Gori liegt schön, in der Nähe die berühmte Felsenstadt Uphlis-tziche.

2. Tiflis-Wladikawkas-Temirchanschura-Derbent-Baku. Von Tiflis bis Wladikawkas 2 Tage, bis Groznaja 1 Tag, s. oben. Von Groznaja durch die Steppe in 2 Tagen über Tscherwlonnaja, Chazafürt nach Temirchanschura, vorher Abzweigung nach Petrowsk. Von Temirchanschura in vier Tagen über Derbent und Kuba nach Baku. Hübsche Gegend vorzüglich zwischen Derbent und Kuba. Die Tagereisen sind hier wie bei den nächsten Touren zu 10 bis 12 Stunden guter Postfahrt gerechnet. Näheres über die Strecke Derbent-Baku bei Dumas und Petzholdt (s. o. unter Literatur).

3. Tiflis-Baku über Signach, Nucha und Schemacha, 5 Tage. Bis Signach s. o.; Nucha wird als freundliche, hübsch gelegene Stadt gerühmt und ist die Gegend zwischen Nucha und Schemacha schön, weiterhin öde. Vgl. Dumas und Petzholdt.

4. Tiflis - Eriwan - persische Grenze. Von Tiflis nach Eriwan 3 Tage, s. o., von Akstafinsk Abzweigung über Jelissawetpol nach Schemacha an die Strasse nach Baku (2 Tage). Von Eriwan zwei Tage über Nachitschewan nach Dshulfa an der persischen Grenze, vgl. Freshfield und Petzholdt.

C. Seitenrouten.

1. In den Tscherkessenländern und der Kabarda. Diese Gegenden sind von Reisenden höchst selten besucht worden und wirklich scheinen sie auch wenig hervorragendes zu bieten, zudem sie seit der Auswanderung der Tscherkessenstämme fast menschenleer sind. Als lohnend wird die Wanderung von Suchum-Kaleh längs der Küste über Pitzunda (berühmte Kirche) bis zur Mündung der Sotscha genannt; im Innern des Landes giebt die kleine Festung Maikop durch ihre centrale Lage vielleicht Gelegenheit zu Ausflügen. Das berühmte Bad Pjatigorsk, an oder nahe der Eisenbahn von Rostoff nach Wladikawkas, bietet zwar selbst herzlich wenig, ausser seiner Aussicht auf die Hauptkette in 15 Meilen Entfernung und der unbedeutenden Gebirgsgruppe des Beschtau, ist aber ein geeigneter Standort zum Besuch der nördlichen Umgegend des Elborus. Ueber Pjàtigorsk vgl. Petzholdt und Freshfield.

2. In Abchasien, den Rionländern und dem Gebirge zwischen Elborus und Kasbek. Hier liegt die eigentliche kaukasische Schweiz, welche das Schönste vereint, was das Land an Grossartigkeit und Schönheit, an Gebirge und Vegetation bietet. Einzelne Touren sind:

a) Abchasien. Das Flachland nach Mingrelien zu ist leicht gangbar; man kann in 2 bis 3 Tagen sowohl längs des Meeres nach Poti, als längs der Berge nach Zugdidi gelangen; schöne Vegetation, aber in der Jahreszeit der Fieber nicht anzurathen.

b) die Tsebelda. Das Thal des Kodor ist wildgrossartig; zwei hohe Pässe führen nach Norden über die Hauptkette zu den Quellen des Kuban, der Maruchpass im Westen, der Kluchrapass im Osten, letzterer von Radde beschrieben.

c) Das mingrelische Tiefland wird von der Eisenbahn durchschnitten; schöne Gegend zwischen Senaki und Zugdidi, 1 bis 2 Tage (Petzholdt).

d) Gurien. Sehr lohnender Ausflug (4 bis 5 Tage) von Poti längs des Strandes und über niedrige Bergketten nach Ozurgeti, und von dort zurück zur Eisenbahnstation Senaki (Petzholdt).

e) Das mingrelische Hochland (Letschgum) 4- bis 5tägiger Ausflug von Kutais nach Lailaschi; von dort zurück über Gordi, Residenz des Fürsten Dadian, oder weiter nach Swanethien und Radscha (s. oben).

f) Imeretien. Ausflüge vom Standort Kutais nach Gelati, Motzamethi und andere (s. oben). Sehr lohnende Tour (2 Tage) über Wartziche (Musterwirthschaft des Herrn Ananow) und über einen Bergpass mit herrlicher Aussicht auf die Hauptkette nach Abas-Tuman bei Achaltzich (vgl. Freshfield).

g) Das Hochland von Imeretien (die Radscha). Man gelangt nach Oni von Kutais in zwei bis drei Tagen über Lailaschi, oder über Tkwibuli (Radde), oder von Kwirila über Ssatschcheri und das Kloster Dshrutscha (Petzholdt). Die obere Radscha beschreiben Radde und Freshfield. (NB. Hier ist überall Radde's obgenannte Monographie: „Reisen im mingrelischen Hochgebirge und seinen drei Längenhochthälern“ gemeint). Von der Radscha kann man über beschwerliche Pässe nach Swanethien (Radde und Freshfield) oder nach Norden in das Thal des Uruch (noch unbeschrieben) gelangen, der Mamissonpass (Freshfield) führt in 3 bis 4 Tagen durch das Thal des Ardon nach Wladikawkas, auch kann man südöstlich in derselben Zeit durch das Ljachwathal nach Gori gehen.

h) Swanethien. Zugangswege durch die Ingurschlucht (4 Tage) von Zugdidi aus (Radde), durch das Letschgum (3 Tage) von Kutais aus (s. oben), von der Radscha aus (Radde und Freshfield). Wanderung von Uschkull bis Pari, 5 bis 7 Tage, von denselben ausführlich beschrieben. Hoch-

pässe von Pari oder Betscho nach Norden in das Thal des Baksan, 2 bis 3 Tage, s. Freshfield.

i) Der Nordabfall der Hauptkette zwischen Elborus und Kasbek, Thäler des Baksan, Tschegem, Tscherek, Uruch, Ardon, sowie der Pass vom Terek zum Ardon von Freshfield ausführlich beschrieben. Grossartige Gletscherscenerie, Besteigung des Elborus und Kasbek.

3. In Grusien, Kachetien und den tatarischen Chanaten:

a) Touren um Gori, s. Petzholdt.

b) Touren um Borshom, Achaltzich und nach Abastuman, s. oben.

c) Von Tiflis nach Achalkalaki über Mangliss, 4 Tage, s. Petzholdt.

d) Von Tiflis südlich durch die Thäler des Chram und der Dabeda, über den Pambakbergrücken nach Etschmiadzin (6 Tage), s. Freshfield.

e) Kasbekpass und

f) Strasse nach Eriwan, s. oben.

g) Kachetien. Von Signach über Telaw nach Tionethi, s. oben. Von Marienfeld über Gambori nach Telaw (1 Tag), s. Petzholdt. Excursionen nach dem Lande der Tuschinen, Pschawen und Chewsuren werden von Telaw oder Tionethi aus gemacht; das Land soll wild und grossartig sein. Nach der kleinen Tschetschnia im Norden und dem Daghestan im Nordosten (Thäler des Argun und des Andischen Koissu) führen beschwerliche Pässe, über die ich (ausser dem Pass von Kwareli nach Bottlich, s. o. unter Bottlich) nichts näheres erfahren habe.

h) Die Strasse über Nucha und Schemacha nach Baku, s. Petzholdt und Dumas. Ausflüge nach Lesghistan von Zakataly und Nucha aus. Von Schemacha und Schuscha im Karabagh s. Petzholdt.

i) Baku und Lenkoran, s. oben.

k) Chanat Kuba, s. Petzholdt.

4. In Armenien und Karabagh:

a) Von Alexandrapol nach Eriwan und Ruinen von Ani, s. oben und Petzholdt, vgl. auch Ritters Geographie Theil X,

433—455, 514—645. Von Alexandrapol Ausflug nach Kars, 3 Tage. NB. Man kann von Ani direct über Kizilkilissa nach Talyn und Sardarabad reiten und sich so ein Stück unbequemen Weges sparen.

b) Von Alexandrapol nach dem Goktschasee, s. Petzholdt.

c) Von Etschmiadzin nach Tiflis, s. oben unter 3. d.

d) Der Ararat, s. oben und Ritters Geographie Theil X, 356—514.

e) Die Gegend nördlich und westlich des Ararat, s. Radde's Reise in Petermanns Monatsheften 1873.

f) Von Eriwan über Nachitschewan, Ordubat, Kloster Tatiew nach Schuscha (10 Tage), sehr gerühmte Tour, s. Petzholdt.

g) Ueber die Thäler zwischen dem Goktschasee und den Kurasteppen und die Stadt Jelissawetpol habe ich nichts erfahren können.

5. In Daghestan und der Tschetschnia.

a) Von Wladikawkas über Groznaja nach Weden, s. oben.

b) Von Wladikawkas sollen schwierige, aber grossartige Gebirgswege durch die Berge der kleinen Tschetschnia über Jewdokimowskoje nach Bottlich führen; näheres darüber habe ich nicht erfahren.

c) Von Weden über Bottlich, Chunsak, Gunib nach Temirchanschura, s. oben; näherer Weg von Gunib über Gergebil und Aimaki.

d) Pässe nach Süden. Von Bottlich nach Kwareli, s. oben unter Bottlich Die oberen Thäler des awarischen und des Karakoissu, das Thal des Samur und das ganze östliche Daghestan scheinen von Touristen noch nicht besucht worden zu sein.

e) Von Chodshalmachi nach Derbent (2 Tage) über Kutischi und Dischlagar. Derbent s. Dumas und Petzholdt.

f) Touren im nördlichen Daghestan (Karanai, Burtunai) von Temirchanschura oder Chazafürt aus. Petrowsk s. oben.

Routen in Persien und der asiatischen Türkei.

Ob der Lohn, den eine Reise in Persien und der asiatischen Türkei gewährt, den Reisenden für die auszustehenden

Entbehrungen und Strapazen zu entschädigen im Stande ist, hängt noch vielmehr von den individuellen Anlagen jedes Einzelnen ab, als dies bei einer kaukasischen Reise der Fall zu sein braucht; während hier die grossartig schöne Natur jedem Unbefangenen die Bewunderung abzwingt, gehört doch in Persien und der Türkei oft eine nicht geringe Selbstverleugnung dazu, um das Interessante und Schöne bei der Menge von Widerwärtigkeiten und Unbequemlichkeiten unbefangen zu empfinden. Die Schwierigkeiten der Reise an und für sich sind zwar im Allgemeinen nicht grösser als im Kaukasus, allein das Auge wird oft tagelang durch ein tödtendes Einerlei ermüdet, ehe es sich an einem schönen Punkte ausruhen kann; natürlich empfindet in solcher Lage der Reisende die sich fortwährend wiederholenden kleinen Sorgen und Unbequemlichkeiten bei weitem stärker als im Kaukasus, wo jeden Tag ein bunter Wechsel neuer Dinge die Missstände schnell vergessen macht. Ich kann also nicht mit gleicher Zuversicht zu einer Reise nach Persien rathen, wie ich dies oben bezüglich des Kaukasus gethan habe. Gleichwohl will ich darauf hinweisen, dass vielleicht in keinem anderen Lande der Reisende so völlig Herr seiner selbst und ungebunden durch allerlei beschränkende Verhältnisse ist, und dass dieses in Europa völlig abhanden gekommene Gefühl auf einige Zeit einen unbeschreiblichen Reiz gewährt, freilich nur auf einige Zeit, denn schliesslich sehnt sich doch ein jeder in die altgewohnten engeren Schranken Europas zurück. Ein anderer Punkt verdient ebenfalls Berücksichtigung: Persien und die asiatische Türkei sind, mit Ausnahme weniger Striche, vorwiegend hässliche Länder; das Auge gewöhnt sich daher schliesslich daran, nur sehr billige Anforderungen an die Natur zu stellen und ist doppelt überrascht und erfreut, wenn ein Punkt sich über das allgemeine Niveau der Oede erhebt; schliesslich entdeckt es bei längerem Aufenthalte Naturschönheiten, welche es früher keines Blickes gewürdigt hätte. So kommt es, dass auch in den absolut langweiligsten Gegenden das Reisen seinen Reiz nie verliert, vorausgesetzt, dass der Reisende in steter Bewegung bleibt

und kann ich in diesem Sinne wohl sagen, dass eine Tour von 3 bis 6 Monaten in jenen Strichen als eine lohnende betrachtet werden kann, dass dagegen ein längeres Reisen oder gar ein Aufenthalt im Lande nur den befriedigen wird, der einen speciellen Zweck, vorzugsweise einen wissenschaftlichen, damit verbindet.

Die Literatur über Persien und die asiatische Türkei ist so reichhaltig, dass jeder Reiselustige sich vor dem Aufbruch hinreichend über die zu besuchenden Gegenden informiren kann, ich will hier nur auf zwei Werke aufmerksam machen, ohne welche Niemand sich in jene Länder begeben sollte. Das erste ist Ritters Geographie, Band VI und VII (Theil 8 bis 11). Es ist dies eine so erschöpfende Zusammenstellung aller Nachrichten, welche bis zum Zeitpunkt des Erscheinens der zweiten Auflage (1843) über jene Länder nach Europa gelangt waren, dass jedes Zurückgehen auf die Quellenliteratur selbst unnöthig gemacht wird; zugleich ist diese Zusammenstellung so übersichtlich angeordnet, dass das Buch völlig die Stelle eines Baedekers vertreten kann. Nur für solche Punkte, welche wie Babylon und Ninive erst später in wissenschaftlicher Weise erforscht worden sind, ist ein Studium der bezüglichen Werke von Oppert und Layard erforderlich. Das andere Buch, welches ich auf das beste empfehlen kann, ist ein kleines Werk in zwei Bänden: Dr. Polak, Persien, Leipzig, F. A. Brockhaus 1865. Der Verfasser hat lange als Leibarzt des Schah in Persien gelebt und hat seine Erfahrungen über Land und Leute in schmuckloser, aber anziehender Weise zusammengestellt; die grosse Treue seiner Schilderungen, deren Richtigkeit ich durchweg selbst erfahren und von andern Europäern in Persien habe bestätigen hören, machen das Buch zu einem unentbehrlichen Reisebegleiter. Als Reisehandbuch für die Haupttouren in Persien ist schliesslich das Werk des Prof. Brugsch über den Aufenthalt der preussischen Gesandtschaft in Persien, (1860/1861) empfehlenswerth. Schlechter ist es im Allgemeinen mit den Karten bestellt. Von Persien soll sowohl eine sehr ausführliche englische Karte, als eine unter Mitwirkung des

russischen topographischen Bureaus aufgenommene russische Karte (wenn ich nicht irre in vier Blättern) existiren; mir ist jedoch keine derselben zu Gesicht gekommen. Von den Grenzdistricten Persiens und der asiatischen Türkei zunächst den Kaukasusländern sind Aufnahmen im Massstabe der kaukasischen 5werstigen Karte und im Anschluss an diese herausgegeben worden; dieselben sind jedoch nur in Petersburg zu haben. Eine Karte Persiens von Zimmermann, Berlin, G. Reimer, 1840—43, zeichnet sich weder durch Richtigkeit, noch durch guten Druck aus; dagegen sind, sowohl wegen ihrer Handlichkeit als ihrer ziemlich grossen Genauigkeit empfehlenswerth die acht Blätter der Kiepert'schen Karte von Kleinasien, Armenien, Kurdistan und Azerbeidshan, Berlin, Schropp, 1858; sie reichen östlich bis an die Länge von Rescht am caspischen Meere und umfassen somit einen nicht unbedeutenden Theil vom nordwestlichen Persien.

Die Reisezeit ist dieselbe wie im Kaukasus, nur kann man sie tiefer in den Winter hinein ausdehnen, vorzüglich in den südlichen Theilen des Landes; der heisse Sommer ist im höchsten Grade ungesund. Die grossen Entfernungen und der Umstand, dass man lediglich auf das Pferd zur Beförderung angewiesen ist, machen eine möglichst reichliche Bemessung der Fristen doppelt nothwendig; man kann annehmen, dass auf gemietheten Pferden täglich 6 deutsche Meilen, mit einem Ruhetage nach 4 Marschtagen, zurückgelegt werden, was einen täglichen Fortschritt von etwa 5 Meilen, oder mit Hinzurechnung sonstigen Aufenthalts in Städten, von 4 Meilen ergiebt; kürzere Touren freilich, bei welchen man sich von seinem Gepäcke trennen kann, werden leicht viel schneller zurückgelegt, zumal auf Postpferden, welche auf jeder Station von 3 bis 6 Meilen gewechselt werden. Die Kosten der Reise sind geringer als man anzunehmen pflegt; sie betragen für Unterhalt, Bedienung und die nöthigen Pferde und Lastthiere durchschnittlich 1 Pfund türkisch (23 Francs) oder wenig mehr für den Tag, bei längerem Aufenthalt am selben Orte noch weniger; grosses Gefolge vertheuert die Reise, ist aber auch der einzige Luxus, den man sich erlauben kann, denn

bezüglich des materiellen Lebens ist man auf das angewiesen, was das Land bietet, und das ist meist wenig und billig. Da Creditbriefe nur auf wenige grosse Städte, wie Teheran, Rescht, Tebriz und Baghdad zu erlangen sind, ist man stets genöthigt, den grössten Theil seiner Baarschaft bei sich zu führen; es geschieht dies am besten in englischem, französischem oder türkischem Golde, vor persischem Golde hüte man sich, da viele falsche und beschnittene Stücke coursiren. In jeder Stadt findet man bei einem Wechsler Gelegenheit sich soviel kleines Geld in Landesmünze zu verschaffen, als man bis zur nächsten Stadt braucht; auf dem Lande ist aber selten Gelegenheit ein grösseres Stück zu wechseln. Die persische Währungsmünze ist der Goldtuman, ein Ducaten von ziemlich $10^1/_2$ Francs Werth; er zerfällt in 10 Qran zu je 20 Schahi, $^1/_2$ Qran heisst Panabat; das Kupfergeld (6 felus oder pul auf einen Schahi) circulirt in Stücken von 1 und von 3 felus. Im ganzen Nordpersien ist jedoch die beliebteste Münze das russische 20- und 15Kopekenstück, welche zu 14 und 10 Schahi genommen werden; man thut daher wohl sich einen Vorrath davon mitzubringen, um so mehr, als man dadurch gegenüber dem Golde ziemlich 10% gewinnt und den Schwierigkeiten mit dem vielfach gefälschten und desshalb oft zurückgewiesenen persischen Silbergeld entgeht. In der Türkei ist die Währungsmünze das türkische Pfund (Lira) von ziemlich 23 Francs, eingetheilt in 100 Piaster (Grusch) à 40 Para. Eine jede Stadt in der asiatischen Türkei hat jedoch neben dem officiellen ihren eigenen, meist völlig fingirten Cours, so galt z. B. das Pfund in Mossul 103, in Baghdad 105, in Damascus $115^1/_2$ Piaster. Man hat hierdurch nicht allein die Mühe, auch alle Theilstücke des Pfundes in die Localwährung umzurechnen (so gilt z. B. das neue türkische 20 Piasterstück in Baghdad $21^1/_4$), sondern auch sich mit einer Menge älterer Localmünzen zu befassen, die meist die wunderlichsten Werthe ($12^1/_4$, $8^3/_4$, $2^3/_4$ Piaster u. a.) darstellen und in anderen Provinzen nicht genommen werden. In Baghdad sah ich ausser den neuen türkischen Münzen alte Baghdader Stücke von $1^1/_2$, 2, 3, 5 und 6 Pia-

stern, die zu einem geringeren Course umgingen als das neue Geld, und ferner indische Rupien, österreichische Maria-Theresienthaler, neue 25Kreuzerstücke, alte Zwanziger, russische 50- und 25Kopekenstücke und eine Menge der verschiedensten anderen Münzen. Im kleinen Verkehr wird in Baghdad meist nach Kamari ($^1/_2$ Piaster) gerechnet; eine sehr gebräuchliche Münze, namentlich unter den Beduinen, ist der Schami ($11^1/_4$ Piaster) von eigenthümlich schöner alter Prägung.

Papiere braucht der Reisende so gut wie nicht, da seine europäische Erscheinung ihm stets die gebührende Achtung sichert; immerhin ist es jedoch gut, wenn er sich einen persischen und einen türkischen Regierungsferman verschafft. Ich besass einen solchen aus dem Ministerium des Auswärtigen in Constantinopel, und wo ich Gelegenheit fand ihn zu produciren, da machte das ellengrosse Papier, auch ohne verstanden zu werden, den denkbar grössten Effect. Empfehlungsbriefe an Europäer im Lande sind sehr erwünscht; allein auch ohne dieselben ist der Reisende sicher stets eine freundliche Aufnahme zu finden, denn der Europäer im Orient übt das Gastrecht in der liebenswürdigsten Weise. Was ich oben über Gepäck und Vorräthe bei einer Reise im Kaukasus gesagt habe, ist auch für Persien und die Türkei anwendbar; nur müssen die Vorräthe an allen Dingen von Hause aus für die ganze Reise berechnet sein, da Gelegenheit, sie zu ergänzen, sich kaum findet. Namentlich ist auf vollständiges Ess- und Trinkgeschirr Rücksicht zu nehmen, denn der fanatische Schiit borgt dem Christen nicht eine Schüssel und nicht einen Becher. Waffen hat der Reisende stets bei sich zu führen, nicht zur Wehr, sondern zum Beweis seiner Stärke; wenn auch der Revolver, sobald er vor der staunenden Menge abgeschossen wird, seine Wirkung nie verfehlt, so ist das Doppelgewehr doch vorzuziehen, weil es weithin leuchtet; ein Hinterlader hält mit Leichtigkeit eine ganze Dorfbevölkerung in Respect. Ich kann Polak, der Waffen für überflüssig erklärt, nicht beipflichten; mir ist vielmehr von zuverlässigen Europäern versichert worden,

dass ein Reisender mit einem guten Doppelgewehr auf dem Rücken allein durch ganz Persien reiten könne, ohne dass ein Eingeborner es wagen würde, ihm auch nur ein schiefes Gesicht zu machen. Eine Escorte ist dagegen meist überflüssig und wird fast stets durch ihre Bummligkeit dem Reisenden zur Qual; auch kann man sicher sein, dass im Augenblicke wirklicher Gefahr die Escorte zuerst an das Ausreissen denken würde. Noch mehr als im Kaukasus muss der Reisende mit Bedienung versehen sein; zum Begriff des vornehmen Mannes, als welcher der Europäer stets auftreten muss, gehört einmal Dienerschaft, und andererseits thut jeder einzelne Diener so wenig, dass vier von ihnen kaum so viel Arbeit verrichten als ein Diener bei uns; dafür sind sie auf Reisen auch recht billig zu erhalten. In Baghdad beispielsweise waren wir kaum angekommen, als auch schon mehrere Leute ganz unaufgefordert sich als unsere Diener gerirten; sie hielten sich in unserem Hause auf, thaten herzlich wenig und waren am Schluss mit einem kleinen Trinkgeld vollauf zufrieden.

Um ein Unterkommen ist der Reisende nie verlegen; in den Städten bietet das Karavansarai ein Zimmer, freilich ohne jede Spur eines Möbels und ohne Schloss an der Thür; will man seine Sachen in Sicherheit wissen, so hat man selbst ein Vorlegeschloss mit sich zu führen und dasselbe vor die Thür zu hängen; die Küche besorgt der Diener, der die nöthigen Ingredienzien aus dem nahen Bazar holt. Auf dem Dorfe findet sich stets ein Bauer, der es sich zur Ehre schätzt, den Fremden bei sich aufzunehmen; viel Raum kann er freilich meist nicht bieten, oft nur einen Theil seines Stalls. Ich habe jedoch bei persischen Bauern weit mehr Sauberkeit gefunden als ich erwartet hatte, und stets sind Teppiche, oder mindestens eine gute Strohmatte vorhanden. Beim Abschied wird Bezahlung nicht beansprucht und mit 1 bis 2 Qran und dem etwaigen Werthe der gelieferten Lebensmittel macht man den Wirth überglücklich. Eins fällt vielleicht Anfangs dem Fremden lästig: dies ist die entsetzliche Neugierde des Orientalen; allein schon in wenigen Tagen wird er sich darin

schicken, beispielsweise seine Morgentoilette am Bache vor den Augen der gesammten, andächtig zuschauenden Dorfbevölkerung zu verrichten. Zieht dagegen der Reisende die frische Luft den engen und staubigen Dörfern vor, so hat er nur sein Zelt aufzuschlagen, wo es ihm beliebt; ein solches kann er sich aus Europa (England) mitbringen, oder auch im Lande kaufen; wir führten ein früheres russisches Offizierzelt von Tiflis aus mit uns, dessen doppelte Wände (Leinwand und Filz) selbst gegen die strenge Nachtkälte in der arabischen Wüste wirksamen Schutz boten, es hatte reichlich Platz für 4 Personen, war aber auch mit seinen acht Stangen und seinem grossen Tuch zwei volle Pferdelasten schwer. Dass der Reisende die nöthigen Teppiche stets bei sich führt, gilt im Orient als ganz selbstverständlich.

Das einzige Transportmittel für den Reisenden ist das Pferd. Das Kameel wird als Reitthier nur in der Wüste benutzt, wo das Pferd kein Futter finden würde, sonst ist es lediglich Lastthier; zum Tragen des Gepäcks werden vielfach Maulthiere verwandt, welche ausserordentlich kräftig und ausdauernd sind. Will der Reisende schnell fortkommen, so kann er auf den unten genannten Routen sich als Courier der Postpferde bedienen, muss jedoch bis auf etwa zwei leichte Churdshins alles Gepäck fortlassen; diese Art zu reisen ist also nur für forcirte Touren oder dann möglich, wenn es gilt einen Ort schnell zu erreichen, wohin das Gepäck alsdann per Karavane nachfolgt. Die Posthäuser (Tschaparchaneh) befinden sich in Entfernungen von 3 bis 4 Meilen, und die Pferde, meist schlecht aussehende Klepper, sind gewohnt die ganze Strecke im Galopp zurückzulegen; ein vom Postmeister als Begleiter mitgegebener Knecht bringt die Pferde alsdann zurück, und kann der Reisende bis zu 20 deutschen Meilen auf diese Weise an einem Tage zurücklegen. Der Preis beträgt pro Pferd und Farsak in Persien 1 Qran, in der Türkei etwa das gleiche; für das Pferd des Begleiters ist ebenfalls zu zahlen. Langsam, aber billig kommt man fort, wenn man sich einer Karavane anschliesst; der Reisende wird aber meist vorziehen einen Tscherwadar

zu nehmen und so eine eigene Karavane zu bilden. Ueber die Tscherwadare, auch Qatyrdshi (Maulthiertreiber) und in Syrien Mukarj genannt, habe ich bereits oben bei Ardebil in Persien eingehenderes gesagt; sie sind mit ihren Unausstehlichkeiten eben nothwendige Uebel. Auch ist es schwer zu vermeiden, dass sich dem Europäer nicht zu seiner, sondern zu ihrer eigenen Sicherheit allerhand Volk auf der Reise anschliesst, das eben so gut fern bleiben könnte. Jedenfalls wird der Reisende gut thun, sowohl dem Tscherwadar gegenüber, als etwaigen Begleitern seine Autorität von vornherein auf das Nachdrücklichste geltend zu machen; denn zeigt er sich anfangs schwach, so kann er sicher sein, dass ihm der Tscherwadar die Lust an dieser Beförderungsweise gründlich verleidet.

Im Nachstehenden gebe ich noch eine kurze Uebersicht einiger Touren in Persien und der asiatischen Türkei, welche in neuerer Zeit gemacht worden sind:

1. Rescht-(am caspischen Meere) Teheran, 42 deutsche Meilen, Poststrasse. In Rescht, oder vielmehr seinem Seehafen Enzeli, legen alle acht Tage, im Winter alle vierzehn Tage die caspischen Dampfer an. Erste Strecke durch das waldige Gilân, sodann auf dem Plateau Irans über Qazvin nach Teheran.

2. Astrabad-Teheran durch Mazenderan. Touren am Demawend und Besteigung desselben, s. Brugsch. Etwa 14 Tage. Keine Poststrasse; beschwerliche, aber landschaftlich schöne Tour.

3. Teheran-Isfahan-Persepolis-Schiraz-Benderbuschir am persischen Meerbusen. Poststrasse. Haupttour durch Persien. 120—130 Meilen. Mindestens 6 Wochen. Von Benderbuschir alle 14 Tage ein Dampfschiff nach Bombay, ebenso oft nach Basra und Baghdad, s. Brugsch.

4. Teheran-Hamadan-Baghdad. Poststrasse, s. Brugsch und Prof. Petermanns Reise im Orient. Ein starker Monat.

5. Hamadan-Isfahan, 14 Tage, s. Brugsch.

6. Tebriz-Teheran, 16 Tage. Postroute, s. Brugsch. Nach Tebriz gelangt man entweder von Tiflis über Dshulfa

in 8 Tagen, oder auf der türkischen Poststrasse von Trapezunt über Erzerum (ziemlich 100 Meilen).

7. Von Tebriz nach Astara am caspischen Meere, 5 bis 7 Tage s. oben.

8. Von Tebriz nach Mossul 17 Tage, s. oben.

9. Von Tebriz nach Wan am Wansee (berühmte Keilinschriften und wilde Gebirgsnatur), und von dort weiter entweder nach Diarbekir oder nach Erzerum, soll in etwa 3 Wochen ohne allzugrosse Schwierigkeiten ausführbar sein.

10. Rundtour um den Urûmiasee; von Tebriz aus, 2 bis 3 Wochen.

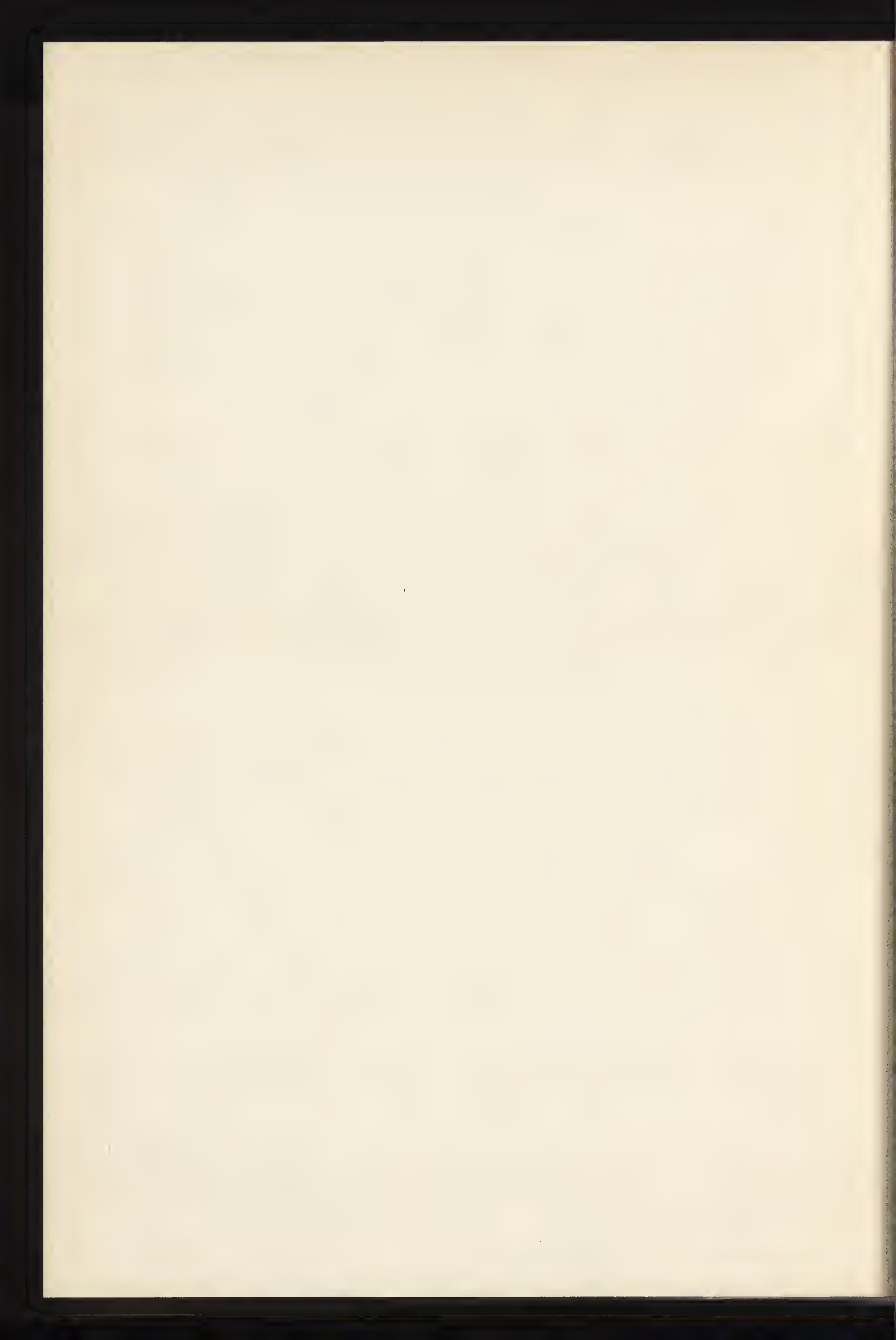
11. Von Mossul nach Baghdad und Damascus, s. oben.

12. Von Mossul über Diarbekir, Aleppo nach Alexandrette am mittelländischen Meer, etwa 4 Wochen. Türkische Poststrasse.

13. Ueber die Tour Wan-Mossul, welche ich ursprünglich hatte einschlagen wollen, sowie über alles westlich der Linie Trapezunt - Erzerum - Wan - Diarbekir - Aleppo gelegene Land habe ich nichts erfahren. —

Vorstehende Daten und Rathschläge sind begreiflicherweise nur Stückwerk, doch hoffe ich, dass sie manchem Reiselustigen werden von Nutzen sein können, gleichwie ich für manchen Rathschlag Dank schulde. Der sicherste Führer und Begleiter ist die Erfahrung und nach wenigen Wochen Weges wird der Reisende sich selbst besser zu berathen wissen, als es ihm durch irgend ein Buch geboten werden kann. —

Anhang.



Im Nachstehenden gebe ich eine Uebersicht meiner Reise nach Zeit und Entfernungen. Für letztere habe ich die russische Werst als Massstab beibehalten, weil dieselbe mir im Kaukasus geläufig geworden war. Ihr Verhältniss zu anderen Massen ist das folgende:

1 deutsche Meile = 7 Werst.
2 englische miles = 3 Werst.
15 Kilometer = 14 Werst.

Datum.	Tour.	Entfernung in russischen Werst.
August.		
10. 11.	Von Odessa nach Sebastopol, Dampfschiff	300
12.	nach Baghtschesarai und zurück, zu Wagen	60
13.	nach Jalta, Postfahrt	83
14. 15.	in Jalta, Wagenfahrt nach Alupka und zurück	30
16.	zum Wasserfall bei Jalta und zurück, Ritt	17
17.	durch Kertsch } Dampfschiff	} 800
18.	durch Novorossisk und Tuapse } Dampfschiff	
19.	durch Suchum-Kaleh nach Poti } Dampfschiff	
20.	nach Kutais, Eisenbahn und Wagen	98
21. 22.	in Kutais, Ritt nach Gelati und zurück	21
23.	nach Twischi, Ritt	42
24.	nach Muri, Ritt	32
25.	nach Ludshi, Ritt	48
26.	auf den Latparipass und zurück, zu Fuss und zu Pferde	20
27.	nach Lailaschi, Ritt	63

Datum.	Tour.	Entfernung in russischen Werst.
August.		
28.	nach Twischi, Ritt	18
29.	nach Kutais, Ritt	42
30.	in Kutais	
31.	nach Bjelogorie, Postfahrt	59
Septbr.		
1.	nach Borshom, Postfahrt	74
2. 3. 4. 5.	in Borshom, Ausflüge zu Pferde und Jagd	50
6.	nach Achaltzich, Postfahrt	47
7.	nach Nakolakhewi, Postfahrt, Ritt nach Wardzia	64
8.	nach Schischtapa, Wagenfahrt	73
9.	nach Alexandrapol, Wagenfahrt	36
10.	nach Ani und zurück, Wagenfahrt	80
11.	nach Mastara, Wagenfahrt	50
12.	nach Karasu, Wagenfahrt	50
13.	nach Etschmiadzin, Wagenfahrt	18
14.	nach Eriwan, Wagenfahrt	18
15.	nach Aralych, Postfahrt und Ritt	52
16.	nach Aghurri, Ritt und Fusstour	35
17.	auf den Kipgöl und nach Aralych, Ritt	45
18.	nach Eriwan, Ritt	38
19.	nach Daratschitschach, Postfahrt	53
20.	nach Karavansarai (Istibulach), Postfahrt	97
21.	nach Tiflis, Postfahrt	128
22—27.	in Tiflis	
28.	nach Signach, Postfahrt	104
29.	nach Achmeti, Postfahrt	88
30.	nach Ananur, Ritt	55
October.		
1.	nach Kasbek, Postfahrt	86
2.	nach Wladikawkas, Postfahrt	44
3.	nach Groznaja, Postfahrt	101
4.	nach Weden, Wagenfahrt	55
5.	nach Bottlich, Ritt	50
6.	nach Chunsak, Ritt	56
7.	nach Gunib, Ritt	40
8.	in Gunib, Besichtigung des Berges zu Pferde	28

Datum.	Tour.	Entfernung in russischen Werst.
October.		
9.	nach Temirchanschura, Wagenfahrt und Ritt	120
10.	nach Petrowsk, Postfahrt	47
11. 12.	in Petrowsk	
13. 14.	über Derbent nach Baku, Dampfschiff	420
14.	nach den heiligen Feuern und zurück, Wagenfahrt	34
15.	nach Lenkoran, Dampfschiff	205
16.	nach Astara, Ritt	35
17.	nach Kaschbinsk, Ritt	18
18.	nach Namin, Ritt	30
19.	nach Ardebil, Ritt	23
20.	in Ardebil	
21.	nach Nêr, Ritt	40
22.	nach Serâb, Ritt	53
23.	nach Kalah, Ritt	65
24.	nach Tebriz, Ritt	60
25—30.	in Tebriz	
31.	nach Serderud, Ritt	25
Novbr.		
1.	nach Goigân, Ritt	35
2.	nach Chanian, Ritt	45
3.	nach Tschillik, Ritt	60
4.	nach Souk Bulak, Ritt	45
5. 6.	in Souk Bulak	
7.	nach Paschy, Ritt	42
8.	nach Rajât, Ritt	40
9.	nach Dergala, Ritt	37
10.	nach Rewanduz, Ritt	25
11.	in Rewanduz	
12.	nach Koniatman, Ritt	28
13.	nach Derrebrusch, Ritt	28
14.	nach Mendshel, Ritt	35
15.	nach Tezcharab, Ritt	45
16.	nach Mossul, Ritt	20
17. 18. 19.	in Mossul und Ritt nach Chorsabad und zurück	50

Datum.	Tour.	Entfernung in russischen Werst.
Novbr.		
20.	durch Nimrud	
21.	durch Kalah Schergat	
22.	durch el Fattha	
23.	durch Tekrit } Kellekfahrt	500
24.	durch Sâmera	
25.	durch Saadije	
26.	nach Baghdad	
27 bis Decbr. 7.	Aufenthalt in Baghdad und Ritt nach Ctesiphon und zurück	70
8.	nach Iskenderije, Kameelritt	57
9.	nach Hillah, zu Kameel und zu Pferde	46
10.	Besichtigung von Babylon zu Pferde, nach Hindije zu Kameel	73
11.	nach Kerbela, Kameelritt	25
12.	in die Wüste, Kameelritt	38
13.	durch die Oase al Tschiddr, Kameelritt	42
14—26.	durch die Wüste nach Palmyra, Kameelritt	640
27. 28.	nach Karjetên, Kameelritt	112
29.	nach Dsherrûd, Kameelritt	53
30.	nach Damascus, zu Kameel und zu Pferde	53
31.	in Damascus	
Januar.		
1.	nach Beirut, Postfahrt	105

Zusammen von Odessa bis Beirut 145 Reisetage, 6972 Werst, wovon 1725 zu Dampfschiff, 500 zu Kellek, 90 mit der Eisenbahn, 1745 zu Wagen, 1862 zu Pferd und 1050 zu Kameel.

ORTSREGISTER.

